Schiller.

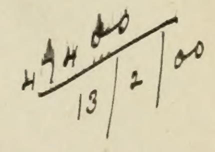
Sein Leben und seine Werke

dargestellt

von

J. Minor
o. ö. Professor an der Universität in Wien.

Erster Band.



Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1890.

III

Inhalt.

Schwäbische Heimatjahre.

I. Im Vaterhaus.

„Das Wachstum ist nicht bloß Entwicklung: die verschiednen organischen Systeme, die den einen Menschen ausmachen, entspringen aus einander, folgen einander, verwandeln sich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist."

Gern hat Goethe mit diesen und ähnlichen Worten aus eigenster innerer Erfahrung die Entwicklung des einzelnen Menschen geschildert. Auch uns erfüllt der Anblick seines Werdens mit demselben Gefühl der Notwendigkeit, mit welchem wir das organische Wachstum oder jeden anderen Naturprozeß betrachten. Wie herrlich und gewissermaßen freiwillig heben sich die Altersstufen in den verschiedenen Stadien seines Lebens von einander ab: die Jugend mit ihrem reichen Überfluß an Blüten und Gaben; die Zeit der männlichen Kraft mit ihren reifen und edlen Früchten; das Alter mit seiner überschauenden dichterischen Weisheit. Jede dieser Entwicklungsstufen, für sich betrachtet, ein Ganzes in ihrer Art und zu typischer Vollendung durchgebildet. Aber auch „von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur zu finden"; einem genialen Instinkte folgend hat er deshalb, als die Blätter seines Lebensbaumes zu welken begannen, künstlich eine Renaissance herbeizuführen gesucht, indem er den Kreislauf vollendend an die Bestrebungen seiner Jugend wiederum anknüpfte und dem absterbenden Baum durch triebkräftige jüngere Zweige zu neuem Leben und fast zu neuer Blüte verhalf.

Ganz anders erscheint uns der Lebenslauf Schillers als ein Produkt seines energischen Willens und der Freiheit, welche lange vor der Periode

der Kantischen Studien sein Lebensprinzip war. Goethe scheint uns geworden; Schiller hat sich zu dem, was er wurde, gemacht. In dem harten Kampfe, welchen er von Jugend auf mit der Natur zu bestehen hatte, ist er Sieger geblieben; er hat es dahin gebracht, sein Leben, mannigfachen Widerwärtigkeiten zum Trotz, nach einer ihm innewohnenden Idee zu gestalten. Bei ihm giebt es fast kein Abfallen der Blüten und Blätter: mit einer unglaublichen Festigkeit und Sicherheit rettet er die Ideale einer stürmischen und gefahrvollen Jugend hinüber in die Zeit der männlichen Reife. Was er von Naturgaben empfangen hatte, wie auch das, was er mit eisernem Fleiße in strenger Selbstzucht und unablässiger Bildungsarbeit sich seit frühen Tagen selbst erworben hatte, war sein unveräußerlicher Besitz, von welchem ihm keine Kraft der Erde auch nur ein Titelchen entwenden konnte. In den ersten Versen, welche uns von seiner Hand erhalten sind, an der kindlichen Schwelle seiner Kunst begegnet uns dasselbe Bild von der alles überschauenden, alles überdauernden Sonne, mit welchem er auf der Höhe seines Schaffens eine seiner größten Dichtungen beschlossen hat. Ein unreifer Jugendaufsatz enthält dieselben Gedanken, welche er später in den „Künstlern" wirksamer dichterisch verwertet hat. Der Gegensatz von Sinnlichkeit und Vernunft, der Zwiespalt der sinnlichen und der geistigen Natur in dem Menschen ist das Problem seines ganzen Lebens, an welchem er handelnd, dichtend und denkend von Jugend auf seine Kräfte übt: erst auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung ist ihm die Versöhnung desselben geglückt. Auch in seiner Persönlichkeit kreuzen sich die Perioden, und nicht so deutlich wie bei Goethe heben sich bei ihm die Lebensalter von einander ab: Züge von tiefem Ernst und ein schweres Pathos treten bald in dem lebhaften Knaben hervor, und die warme Empfindung des Jünglings lebt auch noch in dem reifen Manne. Bei Schiller tritt die Persönlichkeit, das was er war, jedem auf den ersten Blick entgegen; in Goethes reicherem und kaum mit einem Blick zu umspannendem Leben verbirgt sich die Person hinter dem rastlosen Prozeß des Werdens. Ein zukünftiger Biograph Goethes wird einmal vor der schwersten Aufgabe stehen, in Goethes so wandlungsreicher Existenz den unveränderten Kern zu treffen: uns zu zeigen, wie es immer doch derselbe Stamm gewesen ist, welcher so verschiedenartige Blüten und Früchte gezeitigt hat. Der Biograph Schillers steht vor der entgegengesetzten Aufgabe, die Entwicklungsphasen und

Bildungsperioden eines Dichters abzugrenzen und aus einander zu halten, welchem nach seinem eigenen Bekenntnis der Übergang von dem einen Geschäft zu dem anderen immer sauer und mühevoll geworden ist, und dessen Entwicklung sich nicht wie ein Naturprozeß von selbst, sondern wie nach einem festbestimmten Plane vollzieht.

Goethes Leben nimmt einen behaglichen Verlauf, fast wie ein Epos, in welchem jeder Teil als ein schönes Ganze für sich Bestand hat. In Schillers Leben bildet die Jugend nur die Vorbereitung für die kommende Zeit: sein Leben verläuft fast wie ein Drama. Es ist ein beständiger Kampf, ein ewiges Ringen hinauf! hinauf! nach den höchsten sittlichen und ästhetischen Zielen. Da giebt es keinen Rückschritt, keinen Stillstand, im Drange der irdischen Not kaum einen Ruhepunkt. Auch dem Leben Goethes fehlt es nicht an einer höchsten Erhebung: aber sie liegt nicht an dem Ende, sondern reichlich in der Mitte seines Daseins. Es giebt ein Hinauf, aber nach langem Verweilen auch ein allmähliches Herunter in seiner Entwicklung. Schillers Höhepunkt liegt am Ende seines kurzen Daseins, und da nach Goethes schönem Worte der Abwesende immer in der Gestalt vor uns steht, in welcher er geschieden ist, so lebt er als ein jugendlich Strebender und jugendlich Ringender unter uns fort. Im deutschen Volk, welchem er bald zu einer mythischen Person geworden ist, weiß man es nicht anders, als daß Schiller jung gestorben ist. Und als Goethe in seinem Epilog zur Glocke dem abgeschiedenen Freunde eine Thräne weiht, wendet er unwillkürlich auf ihn die Worte an, mit welchen er einst in den schönen Tagen ihres vereinten Wirkens seinen Helden Achill gefeiert hatte. In der Gestalt des Achill, eines ewig jungen und strebenden, kämpfenden und ringenden Geisteshelden; wie Achill von dem Märtyrerscheine eines frühen Todes umgeben, welchen der von Sorge und Krankheit Verfolgte gleichfalls immer vor Augen gesehen hat — so steht Schiller vor uns und „erweckt unendliche Sehnsucht".

Goethes persönliche und dichterische Entwicklung gilt als ein glückliches Zusammentreffen außerordentlicher Naturanlagen mit außergewöhnlich glücklichen Bildungsverhältnissen. Goethe selbst hat uns gelehrt, auf die glückliche Konstellation der Gestirne zu achten, welche seiner Geburt und Kindheit leuchteten. Wir sind deshalb auch mehr als billig gewöhnt, Goethe als ein helles heiteres Mittagskind, als das wahre

Schoßkind des Glückes zu betrachten. Dabei wird unterschätzt, wieviel auch in diesem einzigen Leben Mühe und Arbeit gewesen, wieviel nur seiner beharrlichen Thätigkeit gelungen ist. Und indem man Goethes über die Maßen glückliche Verhältnisse zum Maßstab nimmt, drückt man umgekehrt auch wieder die Bedingungen zu tief herab, unter welchen sein zweifellos weniger begünstigter Freund groß geworden ist. Der Bettler an Glück und Liebe ist Schiller nicht gewesen, welchen vor Zeiten mißverstandene Pietät und heutzutage ein gewisses Sichvornehmdünken aus ihm gemacht haben. Er war es nicht am freundlichen Abend seines Lebens, und selbst über seiner Wiege haben keine feindlichen Sterne gestanden. Das äußere Glück hat ihm nicht alle seine Gunst vorenthalten: aber er hatte sich früh daran gewöhnt, das was es ihm gewährte, gering zu schätzen und das was es ihm versagte, zu verachten. Deutsche Dichter und deutsche Denker sind selten auf Rosenbetten geboren: und dem einzigen Goethe steht die ungeheure Masse derjenigen gegenüber, welchen das neidische Glück ein viel geringeres Pathengeschenk in die Wiege gelegt hat als unserem Schiller. Es hat freilich auch eine Periode des Elends und der drückenden Not in seinem Leben gegeben, aber nicht dem Glück oder Unglück hat er dieselbe zugeschrieben: sie war eine That seines freien Entschlusses, mit welcher er zum ersten Male, und wahrlich nicht ungeschickt, als sein eigener Herr das Leben nach seinem Willen gestaltet hat.

---

1. Marbach.

Der Name Schiller, mit der häßlichen Bedeutung des Blinzelnden oder des Schielenden, ist ursprünglich bairisch und kommt vor dem 15. Jahrhundert auch nur in Baiern vor. Um diese Zeit begegnet er uns im Besitz des Meistersängers Jörg Schiller oder Schilcher, wie es scheint eines Franken, welcher durch seine bauernfeindlichen Lieder den Namen zuerst dichterisch bekannt, ja sogar berühmt gemacht hat: denn in des „Herrn Jörg Schillers Hofton" haben nachmals viele ehrbare Meister gesungen. Die Familie des Dichters stammt aus Tirol: die Identität des Wappens, auf welches sich der Vater Schiller als auf seine „angeborenen Pettschaften" beruft und dessen sich auch der Sohn

vor seiner Adelung bedient, läßt keinen Zweifel offen, daß die schwäbische Familie mit der freiherrlichen Familie der Schiller von Herbern gleiches Ursprungs ist, deren Nachkommen noch heute zu Mühlau in Tirol zu finden sind. Ähnlich wie die Pfaff, Kerner und Hoven in der Reformationszeit wegen ihres lutherischen Bekenntnisses ihre Heimat in der Schweiz, in Kärnten und in den Niederlanden verließen und sich nach Württemberg wandten: so mögen auch die Ahnen unseres Dichters ihren Glaubenswechsel mit dem Verluste der Heimat und des Adels bezahlt haben. Während die adelige Familie derer von Schiller zu Werthenau oder von Wildenstein in der ursprünglichen Heimat fortbestand, den katholischen Habsburgern hohe Beamte und Militärs lieferte und später auch am Rheine, in Paderborn, einen Zweig abwarf: begegnet uns seit der Mitte des Reformationsjahrhunderts der Name der evangelischen, des Adels verlustigen Schiller in den schwäbischen Kirchenbüchern immer häufiger. Sie mußten von unten anfangen und mit der schweren Not des Lebens ringen; aber sie arbeiteten sich von Stufe zu Stufe stetig hinauf. In der Stadt Sulz am Neckar finden wir in der Zeit des großen Krieges einen Leutenant Schiller, dessen Verwandte Handwerker und Taglöhner sind. Dieser hat seine Fortun rasch gemacht: mühsamer ging es dem Zweige, aus welchem unser Dichter stammt. In Großheppach lösen sich ein Jakob (um 1550), ein Georg (geb. 1587), ein Ulrich Schiller (geb. 1617) nach einander ab, gewiß in der Bewirtschaftung desselben Bodens. Auf die Bauern folgen die bürgerlichen Handwerker: der Urgroßvater des Dichters, Johann Kaspar (geb. 1650), läßt sich in Bittenfeld (Oberamt Waiblingen, in der Nähe von Ludwigsburg) als Bäcker nieder, wird Gerichtsbeisitzer und stirbt schon im 38. Lebensjahr. Sein Sohn Johannes (geb. 1682) hält das Gewerbe des Vaters fest und tritt auch durch Heirat in die bürgerlichen Kreise ein, indem er eine Uhrmacherstochter, Eva Margaretha Schazin aus Alfdorf, heimführt. Trotzdem auch ihm kein hohes Alter beschieden war, hat er es bis zum Schultheiß von Bittenfeld gebracht . . . Im Ganzen haben wir das Bild einer Familie von aufsteigender Lebenskraft vor uns. In drei Generationen steigen die Schiller vom Bauer zum Handwerker und bis zur höchsten städtischen Würde empor. An dem väterlichen Gewerbe, dem auch die Mutter Schillers entsprossen ist und mit welchem damals die Schenkwirtschaft verbunden war, halten sie fest:

das Bäckergewerbe muß ein angesehenes gewesen sein, da man ihm so beharrlich die Gerichtsbeisitzer und Schultheißen entnahm.

Der älteste Sohn des Johannes Schiller folgte seinem Vater im Handwerk und später auch in der Würde nach; der zweite, Johann Kaspar (geb. 27. October 1723), der Vater unseres Dichters, wurde zum Studieren bestimmt. Das lag in der aufsteigenden Linie und verstand sich bei einer auch nur zu mäßigem Wohlstande gelangten Familie in Württemberg ganz von selbst. Kaspar wurde früh zur Schule angehalten, und man that noch ein übriges, indem man ihm durch einen Hauslehrer die Anfangsgründe des Lateinischen beibringen ließ. Der Junge, voll edler Lernbegierde und voll treibendem Ehrgeiz, war eben im besten Zuge — da stirbt der Vater und läßt seine Frau mit einem halben Dutzend unmündiger und unversorgter Kinder zurück. An das Studieren ist nun weiter nicht zu denken; die Mutter braucht den Buben zur Feldarbeit. Aber Johann Kaspar ist zähe und giebt nicht so bald auf, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat. Hinter dem aufgeschichteten Holze verbirgt er sich mit seiner Grammatik vor den Augen der zürnenden Mutter. Und ist es mit dem Studieren zu Ende, ist ihm der Pastor und Spezial zu hoch gehängt, so steht ihm in dem Pfaffen- und Schreiberlande immer noch eine halbgelehrte Laufbahn offen. Aber auch die Hoffnung, die „Schreiberei“ zu erlernen, muß er endlich aufgeben und nur durch viele Bitten kann er die Mutter bewegen, ihn die Wundarzneikunst lernen zu lassen. Das war wiederum so eine halbe Wissenschaft, zwischen Kunst und Handwerk in der Mitte stehend und wegen der Vermischung mit der Baderei wenig geachtet und viel angefeindet. Aber unseren Johann Kaspar fochten die mitunter wohl verächtlichen Arbeiten nichts an, welche er als Lehrling des Klosterbarbiers in Denkendorf zu verrichten hatte; stand doch draußen auf dem Hügel vor dem Dorfe eine der vier Hauptbildungsstätten des damaligen Württemberg, die Klosterschule Denkendorf, in welcher die schwäbische Jugend in mönchischer Abgeschlossenheit für das Tübinger Stift vorbereitet wurde. Im Verkehr mit den Alumnen frischte Kaspar das nahezu vergessene Latein wieder auf, während der Propst selber dem zukünftigen Wundarzt manchen Aufschluß in der Kräuterkunde gab.

Ein Bildungsdrang, welcher über die Grenzen des Handwerks hinausgreift, ist dem Vater Schillers zeitlebens geblieben. Um die

Welt kennen zu lernen, begiebt er sich bald nach seiner Freisprechung (1741) auf die Wanderschaft; in Nördlingen lernt der Barbiergeselle in Gemeinschaft mit dem Sohne seines Lehrherrn etwas Französisch und besucht sogar den Fechtboden. Wanderlust, das Bedürfnis sich in der Welt umzusehen und es rascher vorwärts zu bringen, endlich die lockende Aussicht auf eine vergeblich erhoffte Feldscherstelle bestimmten ihn, sich im September 1745 dem bairischen Husarenregiment Graf von Frangipane anzuschließen, welches in holländischen Diensten die Sache der Maria Theresia gegenüber den Franzosen verfechten sollte, und welchem der junge Schiller nun „en suite“ bis in die Niederlande folgte.

Im Gefolge dieses kühnen und bravourreichen Husarenregimentes lernte der Vater Schillers das wechselnde Spiel des Krieges genugsam kennen. Im November war er mit demselben in Brüssel eingerückt; als die Franzosen im nächsten Januar (1746) Brüssel berannten und einige Schwadronen der Besatzung nach Bergen im Hennegau entkamen, suchte Schiller mit dem Aufgebot aller Kräfte dem Reiterregiment zu Fuß zu folgen, blieb aber in Charleroi zurück, wo er den Franzosen in die Hände fiel und als Kriegsgefangener zu Gent so lange bei Wasser und Brot hingehalten wurde, bis er sich bereit erklärte, als gemeiner Soldat den Franzosen zu dienen: Ende Februar sah ihn dieselbe Festung Brüssel, welche er einen Monat früher als Feind der Franzosen verlassen hatte, als ihren erzwungenen Parteigänger mit einem Schweizerregimente einziehen. Und um den Kreislauf voll zu machen, verliert der erschöpfte junge Mann, welcher bei der Belagerung von Antwerpen gar „viel erfahren und ausgestanden“, gelegentlich eines Fourierdienstes sein schweizerisches Regiment genau an demselben Orte, an welchem er damals hinter den frangipanischen Husaren zurückgeblieben war. Er fällt nun wieder seinen Freunden, den Kaiserlichen, in die Hände und, da er den jetzigen Aufenthalt seines Regimentes nicht in Erfahrung bringen kann, läßt er sich an Ort und Stelle, in der Gegend von Namur, gegen gute Bezahlung in der Feldapotheke eines kaiserlichen Lazarethes als „ministre“ verwenden. Vierzehn Tage später wird auch diese Festung von den Franzosen genommen, und Schiller ist in Gefahr als Deserteur erkannt und standrechtlich behandelt zu werden. Er muß sich verkleiden und verbergen, bis dem Lazareth und der Feldapotheke Abzug gewährt wird,

und findet sich endlich gerade zwei Tage vor der für die Alliierten unglücklichen Schlacht bei Lüttich zu seinem Regimente zurück.

Dem kühnen und findigen Chirurgus, der sich in Brüssel auch durch einige glückliche „Galanteriekuren“ ausgezeichnet hatte, blieb die Anerkennung nicht länger versagt: als es in die Winterquartiere ging, wurde ihm die längst ersehnte Stelle eines Feldschers bei der Eskadron des Rittmeisters von Morgenstern zu teil, mit 30 fl. monatlichem Gehalt und zwei Dukaten Medizingeld. Wie er als haushälterischer Mann schon während des Feldzuges einen kleinen Sparpfennig zurückgelegt hatte, so brachte er auch jetzt die Kosten seiner Equipierung (200 fl.) innerhalb eines Jahres durch „Extrakuren“ wiederum herein. Und als es im folgenden Frühjahr (1747) neuerdings ins Feld ging, durfte er auch zeigen, was er unter den Husaren gelernt hatte. Er erbat sich von seinem Rittmeister die Erlaubnis, unter dem Befehl eines Offiziers auf Unternehmungen auszureiten. Mancher lohnende Fang ist ihm gelungen, mancher auch mißglückt; ein Mal wurde ihm das Pferd unter dem Leibe totgeschossen. „Ich hab' manchen Ritt gethan, öfters Beute gemacht, aber auch manchmal eingebüßt“, so verzeichnet er selbstbewußt in seinem Tagebuch, und über das Mißlingen tröstet er sich leicht mit dem kernhaften Spruche: „Wer austeilt, muß auch wieder einnehmen“. Dem Vertrauen seines Rittmeisters hatte er es auch zu danken, daß er ein noch größeres Stück von der Welt zu Gesicht bekam: im Winter 1748 sah er als dessen Reisebegleiter die blühenden Städte im Haag; und im folgenden Jahre, als bereits der Friede zu Aachen geschlossen war, kamen sie nach Amsterdam und London. Nach der Rückkehr erfuhren sie, daß das Regiment bis auf zwei Eskadrons abgedankt werden sollte. Schiller, welchen die Sehnsucht nach der Heimat zog, wartete die Abdankung nicht erst ab, sondern am 4. März 1749 sattelte er zu Borckel unweit von Falkenwörth, wo sie im Winterquartier gestanden hatten, sein Pferd, und zehn Tage später (am 14. März) sprach er bereits in der Herberge „zum goldnen Löwen“ in dem württembergischen Städtchen Marbach vor.

Daß er gerade in Marbach einstellte, hatte seine guten Gründe. Im Vaterhause zu Bittenfeld war für ihn nichts mehr zu suchen, seitdem sich seine Mutter in vorgerückten Jahren nochmals verheiratet hatte. Sie folgte ihrem Gatten nach Murr im Oberamt Marbach; und in der Umgegend von Marbach hatten auch die übrigen Geschwister festen Fuß

gefaßt, eine Schwester war in dem Städtchen selbst verheiratet. Lange bevor Schillers Eltern ihren eigenen Herd gründeten, war hier ein Zweig aus dem Geschlechte der Schiller ansässig geworden. Ein Sohn jenes Ulrich Schiller, Namens Georg, hatte das Geschlecht und den Namen zunächst nach Waiblingen verpflanzt; von wo in der folgenden Generation ein anderer Johann Kaspar Schiller als Bäcker nach Marbach übersiedelte, hier das Bürgerrecht erwarb und sich mit der Tochter eines einheimischen Bürgers und Tuchmachers verheiratete. Ein Jahr vor der Geburt des Dichters war dieser Zweig im Mannsstamm ausgestorben.

In der Nähe dieser Verwandten wurde unser Johann Kaspar bald auf die Dauer festgehalten. Er hatte etwas erspart und war auf Freiersfüßen in die Heimat zurückgekehrt; zum Glück nicht schnell genug, denn die Tochter des Chirurgus aus Neckarems, welche ihm eine seiner Schwestern zur Gattin ausersehen hatte, fand er bei seiner Ankunft schon mit einem andern versprochen. Ohne langes Wählen und Besinnen griff er sogleich in der Nähe zu und führte am 22. Juli 1749 Elisabeth Dorothea Kodweiß, die Tochter des Löwenwirtes heim, bei dem er eingekehrt war. Mit siebzehn Jahren folgte sie ihrem um nicht ganz zehn Jahre älteren Gatten zum Traualtar.

Die Kodweiß leiten ihr Geschlecht nicht, wie der biedere Streicher meinte, von altem Adel, sondern, soviel die bei der Einäscherung der Stadt Marbach zu Grunde gegangenen Kirchenbücher erkennen lassen, von ehrsamen und angesehenen Bäckern ab, deren Kinderreichtum den Segen der Schillerischen Familien weit übertrifft. Auf Johann Kodweiß (geb. 1640), Bäcker und Bürgermeister in Marbach, folgt ein Sohn gleiches Namens, welcher das Geschäft an Georg Heinrich Kodweiß (geb. 4. Juni 1698), den Großvater des Dichters, weiter vererbt. Dieser galt zu der Zeit, in welcher Kaspar Schiller als Brautwerber auftrat, als ein angesehener, nicht ungebildeter und wohlhabender Mann; denn neben dem Bäckergewerbe und der Löwenwirtschaft hatte er noch die Holzinspektion bei dem herzoglichen Floßwesen. Von seiner Frau (Anna Maria Mautzin vom Lohrach Hof) ist wenig die Rede. Dorothea (geb. 13. Dez. 1732) war seine einzige Tochter und mutmaßlich seine zukünftige Erbin.

Die Mitgift, welche der Tochter zugesichert wurde, bestand freilich zum größten Teil in bloßen Versprechungen. Es wurden ihr Liegenschaften

im Werte von 188 fl. zugesagt; an Kleinodien und Silbergeschmeid brachte sie um 16 fl.; an Kleidern, Bettgewand, Leinwand und Schreinwerk um 197 fl. 40 kr. — zusammen also den Wert von 385 fl. 24 kr. in die Ehe; worunter eine Rubrik nur auf dem Papiere mit den Worten ausgefüllt war: „ist noch machen zu lassen und zu geben versprochen worden“. Schillers Vater hatte während seiner Feldzüge wacker gespart: er konnte 215 fl. 24 kr. bar vorlegen; seine medizinischen und chirurgischen Bücher, seine Instrumente und Medikamente, seine Kleider und sein Reitzeug wurden um 100 fl. bewertet, und die außenstehenden Schulden glaubte er mit 10 fl. eher zu gering als zu hoch anzuschlagen. Alles in allem betrug sein Beibringen 330 fl. 56 kr.; außer welchem er seiner Gattin ein goldenes Ringlein um den Schätzungswert von 6 fl. und ein „schwarz Daffeten Küttele“ um 5 fl. 30 kr. zum Geschenke machte. Die Eltern Schillers haben also ihren Hausstand mit einem Besitze im Werte von ungefähr 700 fl. begonnen. Es zeigt, daß sie gut zu wirtschaften verstanden, wenn der Vater trotz manchen materiellen Enttäuschungen und Nachteilen, welche die unmittelbar folgende Zeit brachte, in Lorch dennoch einen Betrag zusetzen konnte, den er auf nahezu 2000 fl. schätzte. So viel haben sich die Eltern Schillers in der ersten Zeit ihrer kinderlosen Ehe erwirtschaftet.

Der junge Ehemann hatte die Absicht, seine Frau in ihrer Vaterstadt durch die Ausübung seiner Kunst zu ernähren. Schon elf Tage vor der Hochzeit (11. Juli) hatte er in Ludwigsburg sein Examen bestanden; bald nachher schritt er um das Marbacher Bürgerrecht ein, welches ihm am 29. September zuerkannt wurde. Aber seine bürgerliche Ruhe währte nicht lange, und bald wurde er aus seinem warmen Neste wieder aufgestört. Die jungen Eheleute wohnten im Hause der Großeltern, welchen die Frau manche wirtschaftliche Sorge abnehmen oder erleichtern sollte. Im intimen Verkehre mit denselben erhielt Schiller auch Einblick in die wahren Vermögensverhältnisse seines Schwiegervaters, welche keineswegs erfreulich waren. Gegenüber den aufstrebenden Schillerischen Familien stellen sich die Kodweiß als eine niedergehende Familie dar, damals eben im Begriffe rasch herabzusinken. Der alte Kodweiß war ein gutmütiger und allzu willfähriger Mann: sein Schwiegersohn, welcher sich gelegentlich auf die der Stadt Marbach von der Familie Kodweiß so treu geleisteten Dienste berufen durfte, stellt ihm das Zeugnis aus, daß er

sowohl pro publico bono als privatim seinen Nebenmenschen Gesundheit und Vermögen geopfert. Darin liegt nach den Begriffen Kaspar Schillers zugleich auch der Vorwurf enthalten, daß er in geschäftlichen Dingen sich zu ungeschickt und zu schwach bewiesen habe. Durch mehr unvorsichtige als leichtsinnige Spekulationen mit dem Floßwesen hatte der Alte ein ansehnliches Defizit in seiner Holzrechnung anwachsen lassen, zu dessen Deckung er nicht bloß sein eigenes, sondern auch das Vermögen seines Schwiegersohnes zusetzte. Die 215 Gulden, welche Kaspar Schiller in die Ehe mitgebracht hatte, gingen in den Händen des Schwiegervaters darauf; ja der alte Kodweiß verkaufte auch den seiner Tochter als Heiratsgut zugesprochenen Gras- und Baumgarten und vertröstete den Schwiegersohn mit dem Versprechen, ihm, sobald er eine eigene Wirtschaft anfangen wollte, andre liegende Güter abzutreten; übrigens aber müßte ja ohnedies einst das ganze Vermögen ihm zufallen. Bei dem fortwährenden Aufnehmen von Kapitalien zur Deckung der Schulden wurde dem klugen Schiller nicht ohne Grund bange; er fürchtete mit dem Vermögen seines Schwiegervaters zugleich auch das seinige einzubüßen und suchte sich durch eine Hypothek auf dem Hause des alten Kodweiß sicher zu stellen. Schon nachdem er ein Vierteljahr verheiratet war und wohl als der alte Kodweiß sein Geld zum ersten Male für die Schulden in Anspruch nahm, hatte Kaspar Schiller, offenbar um sein und seiner Gattin Heiratsgut amtlich sicher zu stellen, ein Zubringensinventar aufnehmen lassen ... Der Aufenthalt im Hause des Schwiegervaters und in Marbach selbst war ihm durch diese Vorgänge verleidet. Er suchte neuerdings Militärdienste und wurde Mitte Januar 1753 als Fourier (d. h. etwa als Sergeant) zum Regiment Prinz Louis, Compagnie des Obersten Baron de Camaigre, versetzt. Einer der Gläubiger, der Faktor Hartmann, wie es scheint ein Verwandter des Bürgermeisters von Marbach, welchem der alte Kodweiß noch einige Holzreste schuldete, benutzte sofort die Abreise des streitfertigen Schwiegersohnes, um seinen Gegner zu überrumpeln und einzuschüchtern, daß er ihm den letzten Rest seiner Liegenschaft abtrete; obwohl seine Forderung mehr in Entgang des Profites bei einem gemachten Geschäfte als in barem Gelde bestand. Auf die erste Nachricht kehrte Kaspar Schiller, welcher seines Vermögens augenblicklich zur Stellung der Kaution bedurfte, anfangs Februar 1753 nach Marbach zurück und schritt sogleich am 5. mit einem kräftigen „Protest in optima forma"

ein, in welchem er es ebensowenig an gelehrten Fremdwörtern und juristischen Formeln als an kühnen Angriffen auf seinen Gegner sowie dessen Vorschubleister und an schmeichelnden Wendungen gegenüber der Behörde fehlen läßt: jede Zeile beweist, daß der Mann auch mit der Feder gerüstet und geschickt genug ist, sein Recht wirksam zu vertreten. Wahrscheinlich hat er durchgesetzt, daß der unredliche Gläubiger mit seiner Forderung auf den Verkauf der Löwenwirtschaft verwiesen wurde, welcher wohl auch die Ansprüche des Schwiegersohnes befriedigte. Der alte Kodweiß aber wohnt, als ein vor der Zeit elend gewordener Greis, mit seiner Gattin zur Miete: auch späterhin bei dem redlichsten Willen, jeden zu befriedigen, beständig von Gläubigern geplagt, nur durch die entsagungsreiche Hülfe der Tochter unterstützt und bald auch durch die Liebe der Enkelkinder getröstet und wieder aufgerichtet.

Die folgenden Jahre muß Kaspar Schiller fern von Marbach in der Garnison verlebt haben: ob die Gattin ihm dahin folgte oder bei den Eltern zurückblieb, steht dahin. Jedesfalls war Kaspar Schiller nicht gewillt das Marbacher Bürgerrecht aufzugeben: nur um die Reduktion des Bürgergeldes von jährlichen 2 fl. auf 1 fl. kam er im Jahre 1756 ein, unter dem Hinweis, daß er seit seiner Abwesenheit die bürgerlichen Benefizien nicht mehr genieße. Zu Beginn des siebenjährigen Krieges, im Jahre 1757 hatte der Herzog von Württemberg auf Grund eines fünf Jahre früher mit Frankreich geschlossenen Subsidienvertrages 6000 Mann ins Feld zu stellen: wiederum kämpfte der Vater Schillers, welcher vor dem Auszuge zum Fähndrich avancierte, für die Sache der Kaiserin Maria Theresia; diesmal aber mit den Franzosen und gegen Friedrich den Großen. Am 10. August zogen sie aus dem Lager bei Ludwigsburg in die „böhmische Campagne“: keiner gewiß mit schwererem Herzen als Schiller, welcher seine Frau in Erwartung banger Stunden zurückließ. Man merkt es seinen späteren Schilderungen an, daß die kriegerischen Ereignisse nicht mehr so lebhaft auf ihn wirkten, daß er nicht mit dem Herzen bei der Sache war. Durch Oberösterreich ging es nach Schlesien, wo Schiller in der unglücklichen Schlacht bei Leuthen sein Pferd verlor, die Retirade zu Fuß mitmachen mußte und in einem Morast vor den Festungswerken von Breslau beinahe sein Leben eingebüßt hätte. Durch einen beim Bivouakieren eingefrorenen Fuß wurde hier der Grund zu der Gicht gelegt, welche ihm später schlimme Stunden verursacht hat. In den

Winterquartieren im Saazer Kreis in Böhmen räumte ein bösartiges Faulfieber unter der württembergischen Mannschaft auf: Schiller, der sich durch mäßige Lebensart und beständige Bewegung in freier Luft aufrecht und gesund erhielt, griff, als auch die Feldscherer darniederlagen, ohne Furcht vor der Ansteckung wiederum zu seiner Kunst und spendete auch den geistlichen Trost, indem er bei einem improvisierten Gottesdienste das Vorlesen der Gebete und das Absingen der Lieder übernahm. Für so mannigfache Verdienste wurde er am 21. März 1758 durch die Ernennung zum Leutenant belohnt, kurz bevor die grausam reduzierte Armee den Rückmarsch aus dem ruhm- und freudlosen Feldzug antrat.

In Marbach trat ihm seine Gattin nach achtjähriger kinderloser Ehe mit einem sieben Monate alten Mädchen entgegen, welches bei der Taufe die Namen Elisabeth Christophine Friederike erhalten hatte (geb. 4. Sept. 1757). Erst nach der Geburt dieses Kindes scheinen sich die Schillerischen Eheleute ein eigenes Heim gegründet zu haben. Aber auch jetzt wurde dem Vater der Segen und die Ruhe der Häuslichkeit nicht auf die Dauer gewährt. Mit dem Infanterieregiment des Generalmajor von Romann, zu welchem er sogleich nach der Rückkehr aus den böhmischen Winterquartieren (am 1. Mai 1758) versetzt worden war, befand er sich bereits im September 1758 wieder auf dem Marsche nach Hessen, wo die vereinigten Franzosen und Württemberger dem hannöverischen General von Oberg das siegreiche Treffen bei Landwehrhagen lieferten. Die Winterquartiere führten sie in die Heimat zurück: Leutenant Schiller kam mit dem Stabe nach Winnenden, in die Nähe des Amtes Marbach, zu liegen; eine bequeme und verlockende Gelegenheit, das rauhe Feldlager mit der weicheren und wärmeren Häuslichkeit in Marbach zu vertauschen und in den Armen der Gattin die Mühen des Feldzuges zu vergessen.

Seit dem August 1759 stand der Vater Schiller wiederum im Lager bei Ludwigsburg, wo ihn die Herbstübungen der württembergischen Truppen in Anspruch nahmen. Hier besuchte ihn die schwangere Gattin in seinem Zelt und fühlte während des Besuches die ersten Anzeichen ihrer nahen Niederkunft, welche sie zur schleunigen Rückkehr nach Marbach veranlaßten. Es war ein harter und grausamer Abschied, als der Leutenant Schiller unmittelbar vor der Geburt seines zweiten Kindes am Tage Simon und Juda (28. Okt.) mit seinem Regimente in die zweite hessische Campagne auszog. Der Schmerz der Trennung, die sich dies-

mal noch schwerer ertragen ließ, und, wie es heißt, traurige Nachrichten vom Kriegsschauplatze zehrten an der gesegneten Frau. Kein Wunder, daß der Knabe, welchen sie unter so vielen Schmerzen in der engen Stube gebar, ein zartes und schwächliches Kind war. An einem Sonnabend, am 10. November, erblickte Friedrich Schiller das Licht der Welt: der Mann, welcher sich allein unter allen Deutschen an Volkstümlichkeit und Popularität mit ihm messen konnte, ist an demselben Jahrestage mit Luther geboren. Er erhielt am folgenden Tage in der Taufe die Namen Johann Christoph Friedrich, welche in der Marbacher Linie der Schiller bei den frühverstorbenen Söhnen jenes Johann Kaspar Schiller wiederholt vorkommen, dessen Vornamen genau denen des Vaters Schiller entsprechen. Aber auch denen, welche ihre Namen als Pathen des neuen Sprößlings entweder selbst in das Kirchenbuch schrieben oder sich abwesend durch Vertreter einschreiben ließen, mögen die Vornamen Schillers nach altem Brauch abgenommen sein. Unter diesen steht zu oberst Christoph Friedrich von Gabelentz, der Kommandant des Romannischen Regimentes, bei welchem der Vater, offenbar ein beliebter Offizier, stand. Die Bürgermeister von Marbach und Vaihingen waren gewiß anwesende Zeugen des feierlichen Aktes: die Feindseligkeit, welche der leicht aufbrausende Vater gelegentlich des Kodweißischen Handels gegen den Bürgermeister nicht hatte verhehlen können, war längst geschwunden. Unmittelbar unter diesen gewichtigen Namen steht der mit den Vornamen des Sprößlings gleichlautende eines Herrn Johann Friedrich Schiller: er gehörte einem entfernten Verwandten des Hauses an, welcher kürzlich von der Universität Halle zurückgekehrt und dem Vater Schiller nähergetreten war; er hatte sich, wie es scheint im vorhinein und aus der Entfernung, selbst zum Pathen angetragen mit dem volltönenden Versprechen, künftig für seinen Pathen auch rechtschaffen zu sorgen, wenn er einst selbst sein Glück in der Welt gemacht habe. Und um den Kreis der Honoratioren voll zu machen, fanden sich aus Marbach und der Umgebung, ja selbst aus der Residenz Stuttgart etliche Tanten ein, welche sämtlich in Württemberg angesehene und oft wiederkehrende Namen führten.

Nur der Vater fehlte bei der feierlichen Handlung; er stand weit draußen im Felde. Um so inniger wandte er seine Blicke gegen Himmel, als er von der Geburt seines Stammhalters die Nachricht erhielt, und betete feierlich zu dem Wesen aller Wesen, ein Gebet das aus der Tiefe

seiner Seele stieg und auch reiche Erhörung fand: daß Gott dem einzigen Sohne an Geistesstärke zulegen möge, was er selbst aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte.

Spät erst wurde der kleine Fritz auf den nervigen Vaterarmen gewiegt. So gut wie einer Landsmännin, welche unter ganz gleichen Umständen und Verhältnissen ihrem Manne im Januar 1760 in das Winterquartier nach Würzburg folgte, wurde es der Mutter Schillers nicht: nur ein Brieflein und viele Grüße durfte sie durch die abreisende Freundin bestellen. Erst im Frühjahr (April 1760) kehrte der Vater in die Heimat zurück, wo er mit dem Stabe in das nahe Vaihingen zu liegen kam: hier besuchte ihn die Mutter mit den Kindern, hier konnte er sein fast halbjähriges Söhnchen zum ersten Male auf den Knieen schaukeln. Bald genug, schon nach einem Vierteljahre, ging es wieder nach Thüringen und Sachsen ins Feld. Das war die letzte Campagne des Vaters. Im Januar 1761 kam er mit dem Stabe in die Winterquartiere nach Urach, einen Monat später nach Canstadt bei Stuttgart zu liegen, einem schon damals freundlichen Städtchen in anmutiger und fruchtbarer Gegend. Nach seiner Ernennung zum Hauptmann (17. August 1761) wurde er zum Stainischen Regiment versetzt, mit welchem er in den Jahren 1762 und 1763 abwechselnd in Ludwigsburg und Stuttgart und wiederum in Ludwigsburg in Garnison lag. Daß die Familie den Hauptmann dauernd an diese verschiedenen Orte begleitet habe, ist kaum anzunehmen, wahrscheinlich aber hat er sie von Zeit zu Zeit zu sich genommen; in Canstadt im Jahre 1761 und in Ludwigsburg scheint das der Fall gewesen zu sein. Den größten Teil seiner Kinderzeit hat Schiller wohl in Marbach zugebracht.

Marbach, die Vaterstadt Schillers, ist anmutig auf einer Anhöhe gelegen, zu deren Füßen die Murr sich in den Neckar ergießt. Das Auge, welches hier frei über das Hügelland in die Ferne schweift, trifft allenthalben auf rebenbepflanzte Höhen. Das Städtchen führt seine Gründung bis auf die Zeiten der Römer zurück, und schon während Schillers Heimatsjahren erweckten Funde von Öfen, Münzen und steinernen Denkmälern aus der römischen Zeit das Interesse der Gebildeten in der Gegend. Inschriften, welche genio nautarum gewidmet sind, schienen den Zeitgenossen und Landsleuten zu sagen, daß die Römer ihre Waren bei Mannheim aus dem Rhein in den Neckar und auf

diesem landeinwärts fuhren. Der Name der Stadt selbst wurde im vorigen Jahrhundert nicht aus dem Deutschen als Grenzstadt zwischen Schwaben und Franken ausgelegt, sondern aus dem lateinischen Mars und Bacchus gedeutet: der wilde Mann auf dem Brunnen vor dem Schillerhause, welcher einen von Weinreben umwundenen Turm an der Spitze hält, wurde für den römischen Kriegsgott gehalten. Auch in der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit wird Marbach ab und zu genannt, ehe es im Jahre 1693 von den Franzosen völlig eingeäschert wurde. Dieses Jahr, an welches sich die traurigsten heimatlichen Erinnerungen jedes Marbachers knüpften, macht in der Geschichte von Schillers Vaterstadt Epoche. Es hat den Muth der tapfern Einwohner wohl beugen, aber nicht brechen können: mit ungemeiner Energie, den Kriegslasten zum Trotz, welche sie die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts hindurch bedrückten, ließen sie im Laufe des 18. Jahrhunderts langsam und allmählich eine neue Stadt erstehen, und innerhalb ihrer Mauern und der drei Thore, welche freundliche Straßen mit hohen, meist einstöckigen und spitzgiebeligen Häusern verbanden, wie auf dem reinlichen Markte waren überall die Spuren eines mäßigen Wohlstandes sichtbar, den man um so besser zu schätzen wußte, als er nicht vom Himmel gefallen, sondern mit saurer Mühe errungen war. Hier prägte sich auf Schritt und Tritt der Segen aus, welcher der schweißvollen Arbeit von oben zu teil wird. Hier sprach nicht die Geschichte aus morschem Holz und zerfallenem Gestein, sondern die helle und freundliche Kultur der Gegenwart zu dem Kinde. Selbst das Prunkstück des kleinen Landstädtchens, das Thor mit dem Turme, war (1733 erbaut) damals eine Neuigkeit. Hier lernte man auch von Kindesbeinen auf sich regen und rühren, wenn man sich in den steil bergansteigenden Gassen tummelte. Und beweglicher als sonst die Schwaben sind hier an der nahen Grenze Frankens die Einwohner. Auch zu der geistigen Arbeit hat Marbach seine Leute gestellt. In der Reformationszeit ist hier der Mediciner Alexander Sytz hervorgegangen, welcher sich so mutig dem Herzog Ulrich von Württemberg widersetzte und sich vor der Tagsatzung auf das Beispiel des Wilhelm Tell berief: übrigens aber kein Tell im Sinne Schillers, sondern ein unruhiger Kopf in politischen wie in religiösen Dingen. Aus späteren Zeiten ist hier der Mathematiker und Astronom Tobias Mayer zu nennen und der Historiker Ferdinand Drück,

welchen wir als Lehrer Schillers an der Akademie wieder finden werden.

Hier in Marbach verlebte der Knabe eine zwar nicht ungetrübte, aber keineswegs düstere Jugend. Der Kampf und die Arbeit im physischen und moralischen Sinne ist auch späterhin das Element dieses rechten Marbachers geblieben; den Körper durch den Geist, den Leib durch den Willen zu zwingen, hat er früh gelernt. Als Kind zart und schwächlich, bei den gewöhnlichsten Kinderkrankheiten krampfhaften Zufällen unterworfen, war er immer sogleich wieder oben auf, überwand er bald die widerspenstige Natur und blieb bis in das 14. Jahr, bis in die Zeit des raschen Wachstums, vollkommen gesund. Die Not ist niemals an seine Kindheit herangetreten: was das geringe Einkommen des Vaters (sein Gehalt betrug 250 fl.) zu wünschen übrig ließ, das ersetzte die pünktliche Sparsamkeit der Mutter. Die Mutter — das war auch für Schiller, wie für seinen glücklicheren Freund, der Inbegriff alles dessen, was ihm an leiblichen und geistigen Gaben und Anregungen in jenen ersten Jahren zugeflossen ist. Wir können kein scharf umrissenes Bild von ihr entwerfen, weil es dazu an den Quellen und Zeugen fehlt: aber gerade das ruft uns den Satz des Sohnes ins Gedächtnis, welcher diejenige die beste Frau genannt hat, von welcher man am wenigsten spricht. Einer der Jugendfreunde Schillers schildert sie mit den Worten: „Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt". Ein anderer, welcher durch Neigung und Beruf früh dahin geführt wurde nach Seltsamkeiten und Merkwürdigkeiten auszuschauen, wollte ihr das Lob eines sanften, zarten, gefühlvollen und pflichtgetreuen Weibes nicht versagen, aber ausgezeichnete Gaben, noch weniger Ausbildung könnten ihr auf keine Weise beigelegt werden. Als ob eine Mutter, und selbst die Mutter Schillers, dergleichen nötig hätte! So die rechte, die wahre Mutter besitzt nichts für sich selbst: ihre „Gaben", das sind die Früchte ihres Leibes; ihre „Ausbildung", das ist was sie an ihren Kindern bildet. Und wie viele dürfen sich darin vor der Mutter Schillers sehen lassen? Weit mehr noch als Goethe, ähnlich wie Kant, ist Schiller ein Kind seiner Mutter gewesen; nach dem übereinstimmenden Urteil aller Zeitgenossen glich er ihr im Innern und im Äußern bis aufs Haar. In

seiner äußern Erscheinung hatte er nach dem Urteil desselben Berichterstatters, welchem jedes Bildnis des Sohnes und der Eltern Recht giebt, von dem Vater fast gar nichts an sich, der, stämmig und untersetzt im Bau, nur mittelgroß von Gestalt, auch in den Gesichtszügen ein militärisch-strammes, gedrungenes Wesen zeigt und nur durch die hohe Stirn über den klugen, lebhaften Augen gekennzeichnet erscheint. Dagegen war er das getreue Ebenbild der Mutter in der hohen und schlanken Statur, welche durch den langen Hals noch mehr gehoben wurde; in der breiten Entwicklung der Stirne; in der lichtblonden, beinahe roten Farbe des Haares; in der zarten Hautschichtung, welche fein und durchsichtig durch Sommerflecken entstellt schien; endlich in der entzündlichen Erregbarkeit der Augen, welche erst in der Karlsschule ihr krankhaftes Aussehen verloren und den kühnen Ausdruck gewannen, welcher von dem Genius Zeugnis gab. Aber die Mutter war kräftiger von Bau und galt zur Zeit von Schillers Geburt als eine „sehr schöne Frau", deren liebliches Gesicht einer von Schillers Jugendfreunden „ganz weiblich mild" nennt; auch bei dem Sohne brachten dieselben Bildungen, welchen nicht ohne Gewaltsamkeit und unschöne Verzerrung ein größerer und männlicherer Zug eingeprägt wurde, den Eindruck der Sanftmut und Milde hervor, während die breite Stirne anspruchslose Klugheit und Offenheit verriet. Als ihre ersten Kinder geboren wurden, war Schillers Mutter nahe an dreißig Jahre und fast zehn Jahre verheiratet: sie war alt genug, um ihre Absichten mit den Kindern geschickt durchzuführen; sie war in den Gatten lange genug eingelebt, um seine Wünsche zu kennen, und doch war ihr die Häuslichkeit wieder etwas Neues, nachdem sie ihren Mann so lange hatte entbehren müssen; und doch war sie auch wieder jung genug, auf den rauheren Vater und auf ihre Kinder durch jugendliche Unbefangenheit und durch Frohsinn zu wirken. Für einen engen Kreis geboren und erzogen, ging später ihr ganzes Leben in hausmütterlicher Sorge auf; sie nährte sich, wie der Sohn einmal schreibt, gleichsam von beständiger Sorge, und wenn sie auf einer Seite keine mehr fand, suchte sie sie mühsam auf einer anderen auf. Aber ihr Sorgen blieb nicht bei dem Äußerlichen stehen: sie war eine pietätvolle, fromme, religiöse Natur; unterwürfig ihrem Gatten sowie ihren Eltern, und es gab eine Zeit, in welcher es nicht ohne äußeren und inneren Kampf möglich war, beide

Pflichten zu erfüllen: ihr ist es trotzdem möglich gewesen, Elternliebe mit Überschuß zu vergelten.

Durch die Mutter wurde zunächst der Keim des religiösen Lebens in die Brust der Kinder gesenkt, das erste und älteste Bedürfnis fand aus ihrem Munde Befriedigung. Dieses Bedürfnis war in Württemberg bei der Innerlichkeit und der ernsten Anlage des schwäbischen Stammes tiefer als anderswo begründet. Mit größerem Eifer und mehr Entschiedenheit als irgendwo im übrigen Deutschland war die Reformation in Schwaben aufgenommen worden. Weniger als auswärts waren hier auch im Jahrhundert der Aufklärung die religiösen Empfindungen durch den Rationalismus zurückgedrängt worden. Der Pietismus, welcher den Glauben im Gemüt sucht und nicht in das Dogma legt, kam auch den separatistischen Neigungen der Schwaben entgegen: wie jeder im Leben seinen eigenen Kopf, so wollte er in dem Herzen seinen eigenen Glauben und sein eigenes Kirchlein im Hause haben. Gerade weil er sich hier ungestörter entwickeln konnte, hielt sich der Pietismus trotz manchen theologischen Schrullen doch in Schwaben am meisten von den krankhaften Auswüchsen frei, in welche er sonst so gerne verfiel. Während das Herrnhutertum hier keinen Zutritt fand, faßte der Pietismus durch Bengel und seine Nachfolger, die Oettinger, Steinhofer, Rieger, Hahn, Roos u. a. nicht bloß auf dem Katheder und auf der Kanzel, sondern auch in dem Herzen des schwäbischen Volkes Wurzel. Man that sich auf die „altschwäbische Frömmigkeit“ etwas zu gute, welche man von dem neumodischen Protestantismus der Aufklärer im Norden scharf unterschied.

Den Grund zu dieser „altschwäbischen Frömmigkeit“ suchte die Mutter Schillers jetzt auch in den Herzen ihrer Kinder zu legen; sei es daß sie ihnen frühzeitig Stellen aus dem Neuen Testamente vorlas und erklärte, sei es daß sie ihnen nach der Weise der Brockes und Haller auf Spaziergängen die Größe und Allmacht des Schöpfers aus den Wundern seiner Schöpfung erklärte. Und was die Mutter begonnen hatte, das setzte bald darauf der Vater fort. Er hätte kein echter Württemberger sein müssen, wenn er trotz seinem soldatischen Wesen nicht auch weicheren religiösen Stimmungen zugänglich gewesen wäre; und er wäre kein rechter Schwabe gewesen, wenn er nicht auch in einer Kleinigkeit seinen eigenen, besonderen Glauben gehabt hätte. So hat sich auch

der Vater Schiller seine Morgengebete für die vier ersten Tage der Woche selber aufgesetzt. Sie sind ganz allgemein gehalten, nicht Ausdruck einer individuellen Empfindung oder einer besonderen Lebenslage: gleichmäßig in allen wendet sich der demütige und schwache Mensch an seinen Gott, welchem er alles verdankt. Aber aus dem Munde des so ganz anders gearteten Mannes verfehlt die weiche, fast kindliche Bitte ihre Wirkung nicht. Die herbe Selbstanklage, daß seine Liebe zu Gott doch nicht die rechte sei, daß er die Kreaturen mehr als den Schöpfer liebe, daß er mehr auf die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse als auf das, was Gott gefällt, bedacht sei, befremdet in dem Munde des seiner selbst gewissen Mannes. Mit Hilfe von biblischen Bildern und Wendungen erhebt sich die Sprache zu einem Pathos und zu einer Feierlichkeit, mit welcher das durchscheinende nüchterne und verständige Wesen des Mannes in seltsamem Gegensatze steht. Sie muß eine eigentümliche Macht über die Herzen haben, diese altschwäbische Frömmigkeit, welche einem sonst so spröden, so kurz angebundenen Manne solche empfindungsvolle Ergüsse entlockt. Ja, einmal macht sich sein überströmendes Gefühl sogar in Versen Luft, welche in den breiten achtfüßigen Trochäen freilich oft recht matt dahinfließen und an den nüchternen Ton der Gottschedischen Schule mahnen. Die ganze Seele geht diesem Manne im Gebet auf, und indem er Gott bittet „Gieb, daß ich alles thue, was recht ist“ und seine Bitte in einzelne Fälle auflöst und zergliedert, enthüllt er uns den Inbegriff alles dessen, was ihm als Gebot der Sittenlehre erscheint. Der optimistische Gedanke, daß alle Schicksale von einer höheren Hand weise zum Ziel geführt werden und zu unserer Vervollkommnung dienen, kehrt nicht bloß in den Gebeten des Vaters in mannigfachen Variationen wieder: er war auch sein Grundsatz bei der Erziehung der Kinder. Der Vater redet noch in seinen Briefen gerne die Sprache der Religion mit dem erwachsenen Sohn; er spielt ihm gegenüber gern die Vorsehung und erbietet sich, ihn die Wege Gottes zu leiten; das biblische Pathos, der patriarchalische Ton war Schiller aus dem Vaterhause geläufig, und der Dichter der Räuber bedient sich wie sein Vater gern der Berufung auf die unergründlichen und ewigen Wege der Vorsehung, auf den Lenker im Himmel, der endlich alles zu Freudenthränen am Ziele leitet, oder bildlich umschreibender Wendungen wie „das Licht des Tages grüßen“. Die Religiosität in Schillers

Vaterhause war keine finstere, asketische: sie stand in Zusammenhang mit der Philosophie jener Zeit, dem Optimismus Leibnitz' und der Glückseligkeitslehre der schottischen Philosophen; wie denn auch ein Büchlein, „Erkenntnus sein selbst" betitelt, welches der Vater mit in die Ehe brachte, davon Zeugnis giebt, daß er über sich selbst zu denken liebte. Er hielt auch das für Frömmigkeit, jedes Murren gegen das Schicksal zu verdammen, sein eigenes Geschick für das beste zu halten und sich so die innere Zufriedenheit zu bewahren. Wie er sich alle Pflichten einzeln vorsagt und sich die Kraft zu ihrer Erfüllung erbittet, so zählt er auch einzeln alles Gute auf, was ihm Gott gewährt hat und was er als Glück vor anderen voraus besitzt. Den Pessimismus, welchem Schiller später eine Zeitlang verfiel, hat er nicht aus dem Vaterhause fortgetragen, in welchem auch Schwester Christophine jeden Abend dem Herrn Rechenschaft abzulegen lernte, ob sie seinem Befehle „sei glücklich" auch wirklich gefolgt habe; auch Christophine schreibt in dem biblisch gehobenen, pathetischen und feierlichen Stil, in welchem der Vater betet, und der uns oft an den Ton der althebräischen Dichtung erinnert.

Es darf uns nicht wundern, wenn von mehreren Seiten berichtet wird, daß die ersten tieferen Eindrücke auf das Gemüt des Knaben religiöser Natur waren. Wenn der Vater seine Morgen- und Abendgebete in feierlichem Tone hersagte oder Stellen aus der Bibel vorlas, dann eilte der Knabe selbst von seinen liebsten Spielen herbei. Der Schwester hat sich der Ausdruck fest eingeprägt, welchen die Andacht seinen kindlichen Zügen gab, wenn er mit gefalteten Händen, die blauen Augen fromm zum Himmel gerichtet, die Stirne von den rötlichgelben Haaren umwallt in dem Kreise der betenden Familie stand. Und noch aus der späteren Ludwigsburger Zeit wird erzählt, wie die Mutter auf dem Wege nach Marbach an einem Pfingstmontage die beiden Kinder durch die Erzählung der Geschichte von den nach Emmaus wandernden Jüngern so innig gerührt hätte, daß ihnen der Berg, den sie erstiegen hatten, zum Tabor wurde und daß sie betend in die Kniee sanken.

Neben der Bibel steht bei den Protestanten das Gesangbuch, und der scharf beobachtende Haller merkt auf seiner Reise durch Württemberg (1723) an, daß die geistlichen Gesänge hier „sehr gemeine" seien. In der Schillerischen Wirtschaft wird anfangs nicht einmal eine Bibel verzeichnet, aber das württembergische Gesangbüchlein fehlt in dem Inventar

nicht. Die geistlichen Lieder von Gellert und Uz waren auch die ersten Eindrücke, welche Schiller von der Dichtung empfing. Die Mutter hatte mehr Neigung zur religiösen Lektüre als zur weltlichen Poesie. Gellert war deshalb ihr Lieblingsdichter und nach diesem der längst bekehrte Anakreontiker Uz. Auch das Lehrhafte der Gellertischen Fabeln wußte sie wohl zu schätzen; und, sicher auf Empfehlung des Gatten, nahm sie gern ab und zu eine Naturgeschichte oder eine Reisebeschreibung zur Hand, um den engen Kreis ihrer Gedanken und Sorgen durch die Phantasie zu erweitern. Ein eigentliches Verhältnis zur Dichtung hatte sie nicht, und auch die Gabe und Lust zu fabulieren war ihr nicht in dem hohen Maße zu teil wie der reichsstädtischen Frau Rat in Frankfurt. Ganz verschlossen war ihr und ihren Kindern die dämmernde und ahnungsreiche Region des Märchens und der Sage wohl kaum. Wir wissen zwar nicht, daß der junge Schiller zu den Füßen seiner Mutter sitzend ihren Erzählungen gelauscht und sie weiterdichtend zu Ende geführt habe. Aber soll es bloßer Zufall sein, daß märchenhafte Bilder und Vorstellungen gerade in den ersten Dramen Schillers so häufig wiederkehren? Vergleichsweise führt er das eine Mal den unterirdischen Zauberhund oder einen Zauberdrachen an, welcher auf unterirdischen Goldkästen liegend den Weg zu den Schätzen verrammelt; ein anderes Mal redet er wieder von dem unterirdischen Golde, das nur unter Totenstille gehoben werden kann, oder von der Wünschelrute, die dort anschlagen soll, wo der Zauber liegt; und endlich ein drittes Mal läßt er den Fiesco seinen Dirnen Märchen von verwünschten Prinzessinnen erzählen. Aber reich, das erkennt man gerade aus den Citaten, war diese Provinz seines Geistes nicht dotiert: dieselben Vorstellungen kehren meist bis auf den Ausdruck übereinstimmend und selten mit geringen Variationen wieder.

2. Lorch.

Erst Ende des Jahres 1763 wurde der Hauptmann Schiller dauernd mit seiner Familie vereinigt. Am 24. Dezember 1763, am heiligen Abend, wurde er mit zwei Unteroffizieren in die freie Reichsstadt Gmünd auf Werbung geschickt, wofür er den erhöhten Gehalt von 3 fl. per Tag für sich selbst und 1 fl. für jeden seiner Untergebenen beziehen sollte.

Der Vater reiste sogleich ab und traf auch Anstalten für die Uebersiedlung der Familie. Die Mutter mit den zwei Kindern folgte ihm bald nach. Es zeigte sich, daß der Aufenthalt in Schwäbisch-Gmünd zu kostspielig war: der Vater wandte sich deshalb bittschriftlich an den Herzog um die Erlaubnis, mit seiner Familie im nächsten württembergischen Grenzdorfe, d. h. in dem $2^1/_2$ Stunden entfernten Lorch, Wohnung nehmen und von dort aus seine Werbungen betreiben zu dürfen. So übersiedelte die Familie noch im Laufe des Winters aus den Hügeln und Wiesen von Gmünd, einer reichen Industriestadt mit wohleingerichteten Häusern und geschliffenen Bewohnern, unter welchen der Thaumaturg Geßner eine Zeitlang sein Wesen trieb, in die Wälder und Berge des landschaftlich viel schöneren Lorch, wo sie zuerst bei dem Sonnenwirt Seebold, dann in einem Privathause Quartier nahm.

Die Ankunft eines Werbeoffiziers war den Bürgern der Landstädte selten ein erfreuliches Ereignis. Sie weissagte entweder Krieg oder, was noch schlimmer war, sie deutete auf Subsidienverträge, durch welche die Söhne des Landes an fremde Mächte verkauft wurden. Damals wurde der Zweck der Werbungen geheim gehalten; erst später erfuhr man, daß die Truppen an Holland verkauft wurden. Dem Vater Schiller dagegen war die Absicht sicher nicht verborgen: auch wenn der Vetter nicht, wie er behauptet, die Hand im Spiele hatte und etwa gar den Hauptmann Schiller zu diesem Posten empfahl, wird uns noch deutlich werden, daß dieser als Ökonom an solchen Verträgen durchaus keinen Anstoß nahm. Je weniger er aber seine Mitwirkung bei einem Geschäfte versagte, welches damals leider auch außerhalb Württemberg üblich war, um so mehr mußte der rechtschaffene Mann alle Mißbräuche hindanhalten, welche den ohnedies scheel angesehenen Dienst verhaßt machen konnten. Unerlaubte oder gewaltthätige Mittel, um dem Landesherrn stramme Burschen in die Hände zu liefern, wurden verschmäht. Die Bürger wußten seine ehrliche Hantierung um so besser zu schätzen, als bei diesem Geschäft alles von der Person und dem guten Willen des Werbeoffiziers abhing und Beschwerden gegen Übergriffe der untergeordneten Organe gemeiniglich ohne Erfolg blieben. So wurde der Vater Schiller in Lorch schnell beliebt und erntete in der Gegenwart und für die Zukunft den Dank und die Liebe der braven Einwohner. Nach

seiner Gewohnheit lebte er sich rasch ein: sogleich bei seiner Ankunft fand er in dem Oberamtmann Scheinemann, einem ehemaligen Offizier, einen alten Kameraden wieder, der bald zum Freunde wurde. Es schloß sich ein kleiner Kreis zusammen, welchem auch der Pfarrvikar Ziegler und der Diakonus Kapff angehörten; hier konnte sich der Hauptmann Schiller, in welchem sich auch die Arbeitslust regte, und der damals seine ökonomischen Betrachtungen aufzuzeichnen begann, seinem Bedürfnis gemäß aussprechen. Auch in seinem Hause fühlte er sich jetzt zum ersten Male in warmer und behaglicher Ruhe. Nach mehr als sechs Jahren kam die Mutter — diesmal ohne die bange Sorge und Sehnsucht nach dem entfernten Gatten — wieder ins Wochenbett: eine Tochter Luise Dorothea Katharina wurde am 24. Januar 1766 geboren und unter allgemeiner Beteiligung der Honoratioren getauft.

Lorch liegt in dem schönen und fruchtbaren Thal der Rems, welche hier schon ein stattlicher Bergfluß ist. In Marbach hatte Schiller im freundlich lachenden Hügelland gelebt: der Gegend von Lorch geben ansehnliche Berge, mit dunklem Nadelholz bis oben reich bewachsen, einen ernsteren Charakter. Marbach liegt oben und man hat einen weiten Ausblick von oben herab auf die Umgegend: Lorch liegt unten wie im Kessel, und wenn man eine der umgrenzenden Höhen ersteigt, ruht der Blick entweder wohlgefällig auf dem reinlichen und anmutigen Orte, oder er ist genötigt, nach oben hinaus über die Gipfel der Höhen in blaue Fernen zu schweifen, weil die geschlängelt einmündenden Thäler nirgends einen Durchblick gestatten. In Marbach freie Wiesengründe und Weinberge; hier schattige Gänge im Walde mit steil abfallenden Bächen. Die Lorcher haben Sinn für die entzückende Schönheit ihrer Natur und legen an gutgewählten Punkten Ruhesitze an. Die Farbe der Kinder strotzt von Gesundheit und Leben.

Nicht bloß die Natur stimmt in Lorch die Seele nachdenklich, ernst und feierlich. Auch die Geschichte sprach hier zum ersten Male durch ihre stummen Zeugen, die Steine, zu dem Gemüt des Knaben von der Vergänglichkeit irdischer Macht und weltlicher Größe. Den Stammsitz und die letzte Ruhestätte, Wiege und Grab der Hohenstaufischen Kaiser konnte er hier mit einem Blick umspannen. Nur ein paar Schritte über das Dorf hinaus, sah er von einem glücklichen Punkte den Rechberg und den Hohenstaufen in den Spielplatz seiner Jugend herein-

ragen. Die Burg der Staufen selbst war freilich seit Jahrhunderten zerstört, die Mauerreste ragten nicht mehr über die Erde empor und der jetzt regierende Herzog von Württemberg ließ den Gipfel völlig kahl und eben machen, um eine Festung darauf zu erbauen. Nur am Fuße des Berges wurde noch die alte Kapelle gezeigt, in welcher der Sage nach Friedrich der Rotbart zu beten pflegte. Aber zwischen dem Hohenstaufen und dem Dorfe Lorch, etwa eine Stunde von diesem, im sogenannten Wäscher Schlößle bei Wäschenbeuern hatte die Wiege der Hohenstaufen gestanden; und der Vater Schiller ahnte wohl nicht, daß einstmals einer seiner adeligen Vorfahren, ein Glied des tirolischen Freiherrngeschlechtes derer von Schiller, der ehemalige Kanzler Leomann Schiller von Herdern, für die ausgezeichneten, dem katholischen Ferdinand von Tirol geleisteten Dienste von dem Erzherzog Rudolf (1601) mit dem heimgefallenen halben Teil des Schlosses und Marktes Wäscherburg oder Wäschenbeuern belehnt worden war, wo die Linie aber schon mit dessen Sohne Leonhard Marquard im Jahre 1643 ausstarb. Noch näher hatte der Knabe die letzte Heimstätte der Hohenstaufen vor Augen. Nur wenige Schritte vor dem Dorfe, auf einem kegelförmigen Hügel, lag das Benediktiner-Kloster Lorch, damals in Trümmern, denn es wurde im Bauernkriege zerstört und seitdem nicht bewohnt. Nicht in nächtlichem Dunkel, sondern im gedämpften Zwielicht des Tages; nicht unter der Erde, sondern in der Kirchenhalle selbst ruhen hier die Überreste von mehr als einem Dutzend Herrschern des schwäbischen Kaiserhauses neben einander. Die steinernen Bilder der Männer mit den ehrwürdigen Bärten, den Kraftgesichtern und den Glutblicken, in ihren langen weitfaltigen Röcken erwecken das Gefühl heiliger Ehrfurcht auch bei dem, welchem die Geschichte nichts von ihren Namen und Thaten verkündet hat. Als der letzte in ihren Reihen steht ein blühender Jüngling mit wehmütig-traurigen Augen da, dessen unglückseliges Geschick auch der harte Stein nicht verschweigen kann, sondern mit wenig Strichen andeutend enthüllt. Achim von Arnim in seinen „Kronenwächtern" hat diese gewölbten Grabhallen mit ihren einfachen gehauenen Grabsteinen unvergeßlich geschildert. Auch Schiller, wie sein junger Landsmann Conz, hat sicher unter diesen Steinen gewandelt und die Schauer der Ehrfurcht empfunden, noch ehe er ihre Bedeutung verstand. Später diente ihm der Vater zum Wegweiser, welcher den stummen Steinen eine ergreifende Sprache ver-

lich. Hier unter den Großen der Vergangenheit, welche Söhne seines schwäbischen Vaterlandes waren, lernte auch er sich mit Stolz als einen Schwaben fühlen. Hier sprach ihn zum ersten Male mit wehmütig elegischen Tönen der Geist der Geschichte an. Hier empfing er die ersten Eindrücke von der ritterlichen Kraft und mönchischen Demut, die er nachmals so oft verherrlicht hat, wie auch sein Lorcher Gespiele Conz gern Bilder aus den Ritterzeiten entwarf. Hier erfüllte ihn zum ersten Male, von dem aufgeklärten Vater gestachelt, der Ingrimm gegen das Vorurteil, den Eigennutz und die stolze Herrschsucht der Pfaffen, an welchen die Heldenkraft dieser großen Schwaben der Vorzeit gescheitert war. Hier schwur auch wohl er, wie sein junger Freund Conz, als er die Geschichte des unglücklichen Conradin hörte und las, den leisen Schwur, dem jungen Helden ein Denkmal zu setzen, und wär es nicht aus Marmor, so doch ein schlichter und glatter Stein.

Diese Stätte war der Tummelplatz von Schillers Kindheit. Gern wanderte der Knabe mit der Schwester Fine, seiner treuen Gespielin, hinauf zu den Mauern des Klosters, und unter den mächtigen Wipfeln der uralten Linde, welche in vier Arme gespalten und von acht Pfosten gestützt noch heute den Wanderer erquickend empfängt, haben auch die Kinder frohen Mutes gesessen. Oder er begleitete den Vater auf seinen Geschäftsgängen nach Gmünd, wo er vor dem Hause, im Angesicht des steinernen Drachenkämpfers St. Georg, Marbel spielte, während der Vater drinnen seine Geschäfte besorgte; manchmal stieg er auch wohl durch alle Leidensstationen des Erlösers die Höhe zu dem Kalvarienberg hinan, einem vielbesuchten Wallfahrtsort der katholischen Bewohner Gmünds, deren bunter Ceremoniendienst sich hier zum ersten Male seinen erstaunten Sinnen eröffnete. Der Spieltrieb war in dem Knaben stark entwickelt. Als gutherziges und verträgliches Kind wurde der kleine Fritz von gleichaltrigen und auch von älteren gern in die Mitte genommen. In Christoph Ferdinand Moser, dem Sohne seines ersten Lehrers, fand er auch seinen ersten Jugendfreund, und daß er schon unter den Kindern einen lebendigen Eindruck hinterließ, dafür ist uns Conz ein willkommener Zeuge, welcher ein dunkles Bild von Schiller im Gedächtnis behielt und sich einiger mit ihm verlebter Knabenscenen noch nach mehr als zehn Jahren erinnerte, obgleich er bei Schillers Abgange von Lorch erst im fünften Jahre war.

Aber auch der Ernst des Lebens trat hier zuerst an den Knaben heran. Er besuchte mit seiner Schwester die wohleingerichtete Dorfschule, und er besuchte sie fleißig und gern. Selten daß ihn ein schöner Tag hinaus ins Freie und in die Berge lockte: da schlugen die listigen Kinder, von den Augen der Mutter begleitet, anscheinend ruhig und fromm den Weg nach der Schule ein, bis sie um die Ecke waren; dann sprangen sie, doppelt erfreut über die gelungene List und jeder Furcht vor dem strengen Vater sich leichten Sinnes entschlagend, mutwillig hinaus in das Grüne. Gleichzeitig mit der öffentlichen Schule ließ der ungeduldige Vater auch private Lehrstunden bei dem Pfarrer des Ortes, dem Magister Philipp Ulrich Moser, einem jüngeren Freunde Bengels, beginnen, welcher dem kleinen Schiller den Zutritt zu den Unterrichtsstunden gestattete, die er dem einen von seinen drei Söhnen ertheilte. Durch drei Jahre genoß der Knabe diese Unterweisung: erst lernte er lesen und schreiben; seit dem sechsten Jahre trat das Lateinische hinzu; und schon im siebenten fing er bei dem sprachenkundigen Lehrer auch ein paar griechische Vokabeln auf. Der Pastor Moser war ein strenger, ernster Mann von feierlicher Frömmigkeit: nicht jeder Vater hätte sein Kind bei ihm in die Lehre gegeben; aber der Lehrer, welcher bei anderen Eltern nur wenig Dank erntete, war ganz ein Mann nach dem Herzen des alten Schiller. Und auch der Knabe brachte dem ehrwürdigen Manne tiefe Ehrfurcht entgegen: sowohl dem Lehrer als auch dem Prediger Moser, dessen Bild er in den Räubern verewigt hat. Er besuchte die Kirche so fleißig als die Schule, und nicht der lustige Diaconus Kapff, sondern der ernste und ehrwürdige Moser stellte ihm das Ideal des Predigers vor, welchem er bald nacheiferte, indem er einen Stuhl zur Kanzel wählte, sich an Stelle des Chorrockes eine schwarze Schürze um den Leib band und nun zu predigen begann. Biblische Sprüche, welche er in der Predigt aufgefangen hatte, wurden nicht ohne Geschick an einander gereiht und mit Heftigkeit vorgetragen: das war der erste Ausfluß des biblischen Pathos, welches schon im Vaterhause Schillers Seele erfüllte. Ausdrücklich wird uns bezeugt, daß er die Abschnitte der Predigt dem Pfarrer glücklich abgemerkt hatte: die erste kindliche Schule für seine unvergleichliche Begabung zu komponieren und zu disponieren. Und er verlangte schon damals tiefe Stille und gespannte Aufmerksamkeit von seinem Publikum oder er lief erzürnt davon, um nicht sobald wieder zum Vorschein

zu kommen, die Unaufmerksamen hätten denn erst eine Strafpredigt über sich ergehen lassen. Hier lernte Schiller zuerst seine schüchterne Natur überwinden; hier gewöhnte er sich vor und zu anderen zu reden und von anderen Aufmerksamkeit zu fordern für das, was ihm selbst die Brust schwellte. Das ist nicht bloß ein echt Schillerischer, sondern auch ein schwäbischer Zug. Schwäbische Kinder lernen leichter eine nachträgliche Rede halten, als auf eine augenblickliche Frage schlagfertig antworten. Auch Schillers Jugendfreund von Hoven predigte von dem Stuhle herunter und schlich sich, kecker aber auch wieder genügsamer als Schiller, in die Kirche, um von der Kanzel herab den leeren Stühlen zu predigen. Hoven wiederum hatte an seinem Lehrer, dem Pfarrer von Zavelstein, sein Vorbild, der schon als Knabe dasselbe gethan. Ch. H. Pfaff predigte von der Stiege herab seinen Hausgenossen, welche sein Beginnen als schöne Vorbedeutung des künftigen Predigerberufes nahmen, ohne daß sich ihre billige Prophezeihung erfüllt hätte. Der Beredsamkeit der Schwaben, welche es freilich recht nötig gehabt hätte, haben solche Kinderübungen nicht aufgeholfen, und selbst die niedrig stehende Kanzelberedsamkeit haben sie nicht höher gebracht. Schon im Jahre 1762 spottet ein schwäbischer Pfarrer und Litterat: „Man weiht heute einen Menschen dem Predigtstuhl, weil er schon im zweiten Jahr auf den Schemel gestiegen ist und von da aus auf seine Wärterin geschimpft hat." Auch unser Schiller fühlte diese jugendliche Neigung zum geistlichen Amt, zu welchem er mehr inneren Beruf als tausend andere Tübinger Magister hatte. Den Eltern aber blieb schon aus äußeren Gründen, da sich das Studieren für ihren Fritz von selbst verstand, weiter keine Wahl. In Württemberg stand dem Bürgerlichen bloß die Laufbahn eines Pfaffen oder eines Schreibers offen; der Weg zu den weltlichen Wissenschaften war vor der Gründung der Militärakademie den Vermögenslosen versperrt. Auch zu den Schulämtern gelangte man nur durch das theologische Seminar. Der Beruf der Schreiber, welche als halbgelehrte Leute gegen niedrige Besoldung die Geschäfte führten, welche anderswo in den Händen gelehrter Juristen waren, hatte nichts Verlockendes. Die Theologen dagegen gaben im geistigen Leben Württembergs, in der Wissenschaft und in der Litteratur, den Ton an; die Prälaten nahmen eine erste Stelle im politischen Leben ein, die Pfarrer herrschten auf dem Lande und in den Städten, und zahllose Magister fanden an den Schulen Unterkunft, bis eine Pfarre für sie frei

wurde. Ihren Sohn einer solchen Laufbahn sich widmen zu sehen, auf welcher noch dazu der Staat von früher Jugend an seine Ausbildung und Verpflegung übernahm, konnte den frommen Eltern nur ein Herzenswunsch sein.

Entscheidender als die Schule und selbst als der Unterricht und das Beispiel des würdigen Pastors Moser wurde für Schillers Entwicklung indessen die Nähe und das Eingreifen des Mannes, welchen er seinen Vater zu nennen das Glück hatte. Erst hier in Lorch, wo der Hauptmann in seiner Familie lebte und bei unermüdlicher eigener Thätigkeit auch die Seinigen rastlos spornte, wird er für seinen Sohn von tieferer Bedeutung. Nach der Rückkehr aus seinem letzten Feldzug und während der folgenden Friedensjahre hatte der Vater als ein Feind der Unthätigkeit und aus Bedürfnis nach Beschäftigung seine durch die militärische Laufbahn unterbrochene Bildungsarbeit mit dem Ernste wieder aufgenommen, welcher in seiner gründlichen Natur lag. Er hat sie von da ab nicht mehr aus den Augen verloren und die Prätension auf gelehrte Bildung nie aufgegeben. Gerne citiert er auch in späteren Briefen an seinen Sohn im kritischen Augenblicke einen lateinischen Satz: hinc illæ lacrymæ!, und wenn er aufgefordert wurde, einem Freunde ein paar Worte ins Stammbuch zu schreiben, so mußte es eine Sentenz aus Seneca oder doch wenigstens ein französischer Vers sein. Als Mediziner giebt sich der ehemalige Chirurgus in allen Briefen an den Sohn, welchem er freilich leicht imponieren konnte. Mit einer oft erschreckenden Aufmerksamkeit und Aufrichtigkeit zugleich beobachtet er die natürlichen Prozesse an den Mitgliedern seines Hauses, besonders an den Frauen, und liefert auch ganze Krankengeschichten im Tone und Stil eines amtlichen ärztlichen Gutachtens, voll peinlicher Genauigkeit und umständlicher Wichtigkeit. Um die Mitte der 50 er Jahre wandte er sich den mathematischen Wissenschaften, von denen er „einige Teile bald begriffen“ hatte, und den Sprachen zu. Entscheidend aber für seine wissenschaftlichen Neigungen wurde die Bekanntschaft mit seinem „Vetter“ Johann Friedrich Schiller von Steinheim an der Murr, welche er kurz vor der Geburt seines Sohnes im Sommer 1759 gemacht hatte.

Die Abkunft dieses „Vetters“ ist uns unbekannt. Der Marbacher Linie gehört er nicht an; denn Johann Friedrich Schiller, der Sohn Johann Kaspars in Marbach, ist zwei Wochen nach seiner Geburt, am

31. Juli 1731, wiederum abgeschieden. Wir wissen nur, was uns Vater Schiller selbst erzählt, daß er von der Universität Halle kam, wo er Geschichte, Philosophie und Kameralwissenschaften studiert hatte, als er mit dem alten Schiller bekannt wurde und sich bald darauf mit gönnerhafter Miene zum Pathen für den etwa zu erwartenden Sohn antrug, bei dessen Geburt er in einer geheimnisvollen Mission in Holland gewesen sein will. Jedesfalls imponierte er dem Vater „wegen seines guten Kopfes" höchlich; er ging in den 60er Jahren bei den Eltern Schillers aus und ein, führte den vertrauten Namen „der Vetter", genoß freien Tisch und ließ sich gelegentlich auch Geld vorstrecken, welches er aber seinem Wirte eben so wenig als seinen übrigen Gläubigern jemals wieder zurückzuerstatten in der Lage war. Dieser Vetter ist nun keineswegs eine so harmlose oder gar lächerliche Person, als man gemeiniglich glaubt. In den 60er Jahren näherte er sich dem Herzog von Württemberg, zunächst als demütiger Bittsteller: er habe in Halle studiert und in Tübingen sein Geld auf die Neige gehen sehen, der Herzog möge ihm einen Charakter oder eine Charge erteilen. Bald darauf (er schreibt jetzt in der Hofsprache, also französisch) macht er bereits Verdienste geltend: er habe dem Herzog drei Jahre in einem feindlichen Lande gedient und wolle ihm auch künftig sein ganzes Leben widmen. Er besitzt schon eine große Gewandtheit in der Kunst der höfischen Schmeichelei und versteht sich auf alle Griffe, die bei dem Herzog verfingen. Er giebt sich als Patrioten, um der Eitelkeit und dem Ehrgeiz Serenissimi erfolgreicher und sicherer zu fröhnen. Die Projekte, die er vorträgt, wechseln rasch: einmal will er die Einkünfte des Herzogtums innerhalb von fünf Jahren um 8 bis 10 Millionen Gulden erhöhen; dann wieder ein System an die Hand geben, um das Herzogtum in den Rang der blühendsten Königreiche zu erheben. Einmal will er, ganz ohne Nachteil des Staats oder des Publikums und der Partikuliers, ja selbst ohne neue Auflagen, mit den geringsten Kosten ein Heer von 30 bis 40 tausend Mann unterhalten; dann wieder beschäftigen ihn die Reglements der Waisenanstalten und er will den Wohlstand des Landes durch Erhöhung der Bevölkerungszahl heben, indem die Soldaten zur Heirat angehalten werden sollen. Um zwei wichtige Punkte aber drehen sich alle seine Entwürfe: Geld (und Geld waren damals auch die Soldaten) in die herzoglichen Kassen zu leiten und dem Vater des Vaterlandes zugleich die Meinung beizu-

bringen, daß es zum Besten des Volkes geschehe. An diesem Probleme arbeiteten in der Zeit vor dem Erbvergleich in Württemberg alle diejenigen, welche die Geschichte als die Favoriten Karl Eugens gebrandmarkt hat: es ist klar, daß der Vetter Schiller die Rolle der Montmartin und Rieger, oder wenigstens jenes elenden Wittleder spielen wollte, der am Ende von noch geringerer Herkunft war als der Studiosus Schiller. Feinerer Mittel haben sich seine Vorbilder wahrlich auch nicht bedient, und so ungeschickt hat es unser Vetter eben nicht angefangen. Der Herzog selber sichert ihm gelegentlich zu, auf seine Systeme Reflexionen machen zu wollen, sobald die Zeiten wieder ruhiger würden; und wirklich hat er die Offerte nicht, wie sie es verdienten, einfach in den Kamin gesteckt, sondern unter der eigenhändigen Überschrift „Schillers Projekte" zu den Akten gelegt, auf welche er immer wieder zurückgreifen konnte. Ja es ist nicht ausgeschlossen, daß der Brief Wahrheit enthält, nach welchem der Vetter Schiller im Winter 1759 auf 1760 zwischen den Höfen von Stuttgart und Hessen als Vermittler hin und her und endlich nach Holland mit geheimen Aufträgen gegangen sein will: er kann dabei leicht den Vermittler des Subsidienvertrages abgegeben haben, zu dessen Erfüllung der Hauptmann Schiller auf Werbung geschickt wurde.

Jedesfalls aber hat er seine Rolle bald ausgespielt. Ob er wie so viele bessere Ratgeber des Herzogs den Intriguen und Kabalen eines Höflings unterlag, oder ob ihn seine Schulden vertrieben: anfangs der 60er Jahre ging er nach England, wo wir ihn zehn Jahre später als Litteraten wiederfinden. Von hier aus hat er im Jahre 1774 eine Übersetzung der neuesten Weltreisen von Hawkesworth für den angesehenen Verlag von Haude und Spener besorgt und in einer gut geschriebenen Vorrede sowohl auf die Erweiterung des Gesichtskreises aufmerksam gemacht, welche die Menschheit den durch Entdeckungsreisen ausgedehnten Grenzen der Welt verdanke, als auch die Leiden und Verdienste eines wohlthätigen, die Kultur befördernden Entdeckers mit eindringlichen Zügen geschildert. Wie ihn das Interesse an Reisebeschreibungen zum geistigen Verwandten des Dichters stempelt, so hat er auch für einen Historiker Interesse gezeigt, welchem Schiller später viel verdankte: im Jahre 1777 ist in dem angesehensten Verlage des damaligen Deutschland, bei Weidmanns Erben und Reich, seine Übersetzung von Robertsons Geschichte von Amerika in 2 Bänden erschienen.

Im Jahre 1783, nachdem Schiller seine schwäbische Heimat bereits verlassen hatte, kam der Vetter in Begleitung eines Frauenzimmers, die er für seine Magd ausgab, nach Württemberg zurück. Mit Zuhülfenahme des elterlichen Vermögens, welches er sich von seinen Schwägern auszahlen ließ, scheint er hier seine finanziellen Verhältnisse geordnet zu haben und begab sich dann nach Mainz, wo er 1784 eine Buchdruckerei anlegte. Immer noch drängte er sich an die Großen der Erde heran: wie er die Übersetzung des Robertson der Königin von England gewidmet hatte, so mußte nun bei den Erstlingen, welche seine Presse verließen, der Kurfürst Friedrich Karl Josef von Mainz in persönlicher Anwesenheit zu Pathen stehen. Ihm sind denn auch diese „moralischen Versuche und Erzählungen" gewidmet, welche der Vetter in den Jahren 1785 und 1787, wiederum aus dem Englischen, übersetzt hat. Das Leben in England hat ihn nüchterner gemacht: am Beginn des zweiten Bandes wird hier das traurige Schicksal der Projektenmacher recht pessimistisch erörtert und an die Stelle der hochfliegenden Entwürfe ist nur die aufklärerische Absicht getreten, Licht, Menschenliebe und Tugend durch die Presse zu verbreiten. In wie weit ihm dies gelungen ist, weiß ich nicht zu sagen: das Mittel, die moralische Erzählung im Stil des Spektators, war damals bereits etwas abgenützt. Als Lehrer der englischen Sprache soll er an der Mainzer Universität bis zum Untergang des Kurfürstentums thätig gewesen sein und seinen größeren Vetter, welcher einmal nahe daran war, mit ihm gemeine Sache zu machen, um ein Jahrzehnt überlebt haben.

Dieser Mann nun wirkte zuerst im Verkehr und dann im Briefwechsel spornend auf den Vater Schiller ein, indem er ihm riet, seine Kenntnisse und Erfahrungen schriftstellerisch zu verwerten und „sich auf die Litteratur zu legen". Wirklich begann er denn auch während seines Lorcher Aufenthaltes, zur Vertreibung der Langeweile, wie er selbst gesteht, und abgeschieden von wissenschaftlichen Hülfsmitteln, seine Gedanken über landwirtschaftliche Dinge aufzusetzen; nach und nach ließ er in den Jahren 1767 und 1768 in der Hof- und Kanzlei-Buchdruckerei von Christoph Friedrich Cotta, mit welcher auch der Vetter Beziehungen unterhielt, einzelne Stücke über den Ackerbau, den Weinbau, die Viehzucht, die Baumzucht und endlich über die ländlichen Gewerbe erscheinen, anonym oder vielmehr unter der allgemeinen Angabe „aufgesetzt

von einem Herzoglichen Offizier". Im Jahre 1769 hat er von Ludwigsburg aus die einzelnen Stücke unter einem gemeinsamen Titelblatt und mit einer gemeinsamen Vorrede versehen als ein Ganzes herausgegeben: „Oekonomische Beyträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes"; ein erster Band, dem kein zweiter gefolgt ist, der uns aber den Vater Schillers in Lebensgröße vor Augen stellt.

Mit einem gewissen Behagen tritt der Hauptmann Schiller hier überall auf dem festen und sicheren Boden der Erfahrung auf. Von Jugend auf habe er dafür gehalten, daß jeder vernünftige Mensch verbunden sei, auf alles zu achten und aus allem Nutzen zu ziehen, was außer ihm und um ihn herum vorgehe: die nächsten Gegenstände aber seien die zur Erhaltung des Lebens dienlichen. Es will ihm daher gar nicht in den Sinn, daß es Menschen geben könne, die nicht einmal wissen, wie das liebe Brot zubereitet wird. Er beruft sich gern auf das, was er selbst durch lange Beobachtung oder auf seinen Reisen erfahren, wobei er namentlich den reichen Fruchtbau in Holland öfter zum Vergleich herbeizieht; und er nimmt in betreff der Baumzucht auch von den Erfahrungen Älterer willig Notiz. Aber der Vater Schillers bleibt bei der bloßen Beobachtung und Erfahrung nicht stehen. Er macht es den Feldbauern vielmehr zum Vorwurf, daß sie „von den täglich habenden Erfahrungen keinen bessern Gebrauch machen und sie dieselbigen nicht zu allgemeinen Regeln aufsuchen und verwenden"; sein ganzes Buch durchzieht die einförmige Klage über die Unfähigkeit des gemeinen Mannes, zu allgemeinen „Regeln und Gesetzen" aufzusteigen. Er selber erhebt sich gern bis zu physikalischen Gesetzen: er nimmt die Erscheinungen der Hitze oder Kälte nicht einfach als ein für den Landmann Gegebenes hin, sondern er versucht sie aus der Reibung fester Körper oder aus dem Mangel an Bewegung fester Körper zu erklären; und wo er von der den Wiesen unentbehrlichen Feuchtigkeit redet, macht er eine Ausschweifung, um seine Gedanken über das Aufsteigen und Niederfallen der Dünste mitzuteilen. Er schaltet auch sonst gern allgemeine Gedanken ein und wehrt sich gegen die Einfuhr ausländischer Gewächse etwa mit den Worten: „Pflanzen und Gewächse sind wahrhaftig keine Pariser Hauben und lassen sich unmöglich in die Mode bringen . . . Die Natur läßt sich nicht zwingen. Sie ist selbst mächtig und ihr Vermögen, diejenigen Wirkungen in ihren unterstehenden Körpern hervorzubringen, zu

welcher dieselben aufgelegt sind, ist so unaufhaltbar als der Frühling." So ist auch der Verfasser keineswegs ohne gelehrte Prätension. Er schickt ein lateinisches Motto aus Virgils Georgica voraus und, wie er die Baumzucht einmal geradezu als eine Wissenschaft bezeichnet, so klagt er ein anderes Mal, daß das studium georgicorum den meisten eine unbekannte Sache sei, die nicht für die Gelehrten, sondern nur in die Zirkel gemeiner Weltbürger gehöre.

Es ist kein Zweifel, daß ihn zunächst ganz praktische Gesichtspunkte bestimmten, sich in der Landwirtschaft umzusehen. Durch die maßlose Verschwendung der letzten Herzoge war der Wohlstand von Württemberg untergraben: die Beförderung der physischen Wohlfahrt des Landes war das Schlagwort, unter welchem man sich am leichtesten beliebt und verdient machen konnte. Von der Projektensucht des Vetters ist der Vater Schillers, ein sonst so nüchterner und klarer Kopf, hier bedenklich angekränkelt: neben vielen praktischen Ratschlägen, mit welchen er (wie z. B. mit der Erzeugung des Haarpuders im Lande selbst) wirklich durchgedrungen ist, findet sich viel Chimärisches in seinem Buche: wenn er den Plan eines öffentlichen Gebäudes zum Dörren, Mosteln und Branntweinbrennen bis ins Einzelne entwirft; oder wenn er den Vorschlag macht, daß ein Hüter bei Nacht in den Weinbergen aufgestellt werde, welcher das Dorf bei eintretendem Frost wecken soll, um durch Räuchern entgegenzuwirken, wobei auch die Kosten einer solchen Veranstaltung bis auf den Kreuzer berechnet werden. Von dieser Seite betrachtet, enthält Petersens Urteil etwas Wahres, welcher den Vater Schiller einen schiefen, abenteuerlichen, stets über Entwürfen brütenden Kopf nennt; neben Scharfsinn und Deutlichkeit gehört auch die Sucht zu experimentieren und ins Blaue zu wagen zu den Charakterzügen der Schwaben. Kein Zweifel auch daß Schiller so gut wie sein Berater, der Vetter, das Auge seines Landesherrn auf sich ziehen wollte. Weil er weder ein Landgut besaß noch Künste oder Gewerbe trieb, und es ihm daher an Gelegenheit zu praktischer Bethätigung fehlte, so mußte er sich begnügen, seine Wünsche mit der Feder kundbar zu machen. Diese Wünsche und Vorschläge waren aber direkt für die von dem Herzog, „dem weisesten Regenten und Landesvater", eingesetzte Immediat-Deputation bestimmt, von deren Wirken der Hauptmann mehr für die Beförderung des Landbaues erwartete als von dem gedankenlosen kleinen

Mann. Gegen die Unfähigkeit und die Trägheit der Bauern kämpft er auf Schritt und Tritt. Denen, die sich wegen mißratener Ernten auf die Bibelstelle berufen, daß Gott die Erde verflucht habe, giebt er die schlagfertige Antwort: so könnten nicht alle Äcker dem Himmelreich gleich sein. Ein andermal giebt er zwar die Verkündigung des Engels an die ersten Menschen zu, daß die Erde um ihrer Sünde willen nur Disteln und Dornen tragen werde: aber Gott habe dem Menschen deshalb nicht geboten, sie nun stehen und wachsen zu lassen. „Vielmehr ist es eine Pflicht der Menschen, auch ihren äußerlichen Zustand möglichst zu verbessern und die gegen denselben andringende Übel auf die thunlichste und behendeste Art von sich zu entfernen und abzuwenden. Da ich nun das überhandnehmende Gras und Unkraut in den Fruchtfeldern für ein Übel halte, so sage ich, daß man sich ein eigen Geschäft daraus machen sollte, dasselbe zu vertilgen.“ Und der Vater des Dichters, welcher wie kein anderer die Energie der Arbeit verherrlicht hat, hält denjenigen, „welche nicht gerne harte Bretter bohren“, die Verse des platten schlesischen Fabulisten Schmolcke entgegen:

„Wer hat was ohne Fleiß auf dieser rauhen Erde?
Wenn nicht die Sünde wär, so wäre keine Lust.“

Er macht seinen schwäbischen Landsleuten zum Vorwurf, daß sie aus Uneinigkeit und Unentschlossenheit nicht gern einen Schritt über ihre Großväter hinauswagen: „wo es an dem nervo rerum gerendarum fehlt, da entschuldige ich gerne und bekenne selbst, daß mir aus eben der Ursache schon mancher gute Einfall unter den Händen ungebraucht evanouiret ist.“ Sonst aber ist er rastlos: „Immer studiere ich auf neue Vorteile, und wenn ich dann glaube, etwas Schickliches ausgedacht zu haben, so kommt es mir beinahe ebenso lustig für, als wenn der Mathematiker einen Lehrsatz gefunden oder der Poet die wohlgeratenen Verse noch ganz warm seiner Phyllis vorlieset.“ . . . Je mehr ihn aber die Gedankenlosigkeit und Faulheit der gemeinen Leute abstößt, um so kräftiger arbeitet er dem Willen der Landesherrschaft oder der Obrigkeit in die Hände: keineswegs dürfe die Caprice eines oder des anderen sich allein weise dünkenden Unterthanen über die allgemeinen Einrichtungen zur Verbesserung der Landwirtschaft entscheiden. Er nimmt sich der Verordnungen der Landesregierung an: wenn dieselben nur auch prompt und pünktlich befolgt würden! Den ausdauernd beharrlichen, rastlos stre-

benden Mann ärgert nichts so sehr als die Unentschlossenheit, welche neben der Gewohnheit und den Vorurteilen am meisten den Fleiß lähme: „eine Schwachheit, unter welcher die günstigsten Umstände der Zeit und der Gelegenheit ungebraucht verstreichen oder gute Anfänge, welche nicht sogleich nach Wunsch fortgehen, ins Nichts zurücksinken.“ Wirklich hat der Hauptmann diese seine nächste Absicht erreicht. Schon in Ludwigsburg konnte er, wie gleichzeitig der Vater Kerners, in einem Garten hinter seinem Hause die Baumzucht praktisch betreiben. Es war sein Stolz, den Offizieren, welche er nach der Schloßparade mitbrachte, seine Baumschule zu zeigen. Als dann der Herzog mit seiner Akademie nach Stuttgart übersiedelte und auf der Solitude keine Menschen mehr gerade gezogen wurden, ließ er den Hauptmann Schiller rufen, der sich selbst den Platz für eine Baumschule wählen und den Plan vorzeichnen durfte. Nicht weniger als 20 000 Fruchtbäume hat er im Laufe der Jahre (seit 1775) für die herzoglichen Gärten und für die schwäbischen Landstraßen geliefert.

Aber auch höhere als die persönlichen Ziele verfolgte der Vater Schillers mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Er ist durchdrungen von dem Gefühl des Gemeinsinns, des Zusammenwirkens aller Kräfte; wie er praktisch bei Gelegenheit den Plan eines „publiken Gebäudes“ zum Dörren, Mosteln und Branntweinbrennen vorträgt oder die Anlegung öffentlicher und privilegierter Leihhäuser empfiehlt, um den „judenmäßigen Wuchereien“ zu steuern, so weist er auch in der Vorrede im allgemeinen auf die Eintracht von Volk und Regiment hin, deren Zusammenwirken allein die Beförderung des gemeinen Wohles erwirke. Aus diesem Beweggrund hat auch er zur Feder gegriffen: er will, weil er es mit der That nicht kann, wenigstens mit Wünschen seinen Anteil zur Beförderung des Ganzen beitragen. Dieses steht ihm über der Glückseligkeit des Einzelnen oder Privaten, und die Verbindlichkeit, das allgemeine Wohl zu befördern, erstreckt sich auf alle Glieder der Gesellschaft. Wie der Dichter des Don Carlos in seinen ersten Jugendarbeiten, beruft sich auch der Vater auf ein „allgemeines Naturgesetz“, von welchem sich niemand ausschließen könne und dem sich nur der entziehe, welcher seines Daseins auf der Welt nicht würdig sei. „Man sage auch nicht, daß es Fälle gebe, in welchen die Ausübung dieser Pflicht schlechterdings unmöglich sei, sondern untersuche vielmehr den Willen als

das Vermögen des Menschen, und man wird finden, daß dieses nicht von jenem abhänge und daß ein jeder nach dem Verhältnis seines einzelnen Zustandes mit dem Ganzen fähig sei, wenigstens etwas zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt beizutragen". Also Menschenglück will er befördern, wie das Schlagwort des Marquis Posa lautet. Denn, so fährt seine Vorrede weiter fort, der allgemeine Wohlstand schließt auch unsere eigene Glückseligkeit in sich, und jeder Mensch strebt seine Glückseligkeit zu befördern. Das ist der eudämonistische Grundsatz, welchen unser Dichter später aus den Werken der schottischen Philosophen und ihrer deutschen Nachfolger, der Popularphilosophen, schöpfte. Nur etwas nackter und unverhüllter, ohne den hinreißenden lyrischen Schwung des Sohnes spricht der Vater den Gedanken aus, welcher bei ihm als einem echten Weltkind nur als veredelter Eigennutz erscheint, während der Sohn aus demselben Satze das Gebot der erhabensten Selbstaufopferung ableitete. In Vater und Sohn stellen sich uns so die beiden Seiten der Glückseligkeitsphilosophie verkörpert dar, um welche sich als um seine Pole das kindliche Denken Schillers bewegte. Auch die Triebfeder des Ehrgeizes, nicht bloß den Eigennutz, will der Vater Schiller geadelt und gemeinnützigen Unternehmungen dienstbar gemacht sehen. Wie hoch er geistige Größe anzuschlagen wußte, das bezeugt der Umstand, daß unter den Landesprodukten, durch welche sich Württemberg im Auslande bekannt gemacht hat, auch die großen Männer: Soldaten, Gelehrten u. s. w. aufgeführt werden. Wie ihn selber ein rühmlicher Ehrgeiz seit seinen Knabenjahren immer wieder nach oben führte, lehrt sein Lebenslauf. Der Vater des Dichters, welcher die Unsterblichkeit in dem Fortleben unseres Wirkens suchte, empfiehlt die Baumzucht nicht bloß ihres Nutzens wegen, sondern auch weil sie ein Denkmal unseres Daseins für die Nachkommen hinterläßt. Ja, er erhebt sich über den persönlichen Ehrgeiz hinauf bis zum Begriff der nationalen Ehre: „Es ist doch wohl kein Mensch ohne Ehrbegierde oder dem es ganz gleichgültig wäre, vorzüglich geachtet oder nichtgeachtet zu sein. Wenigstens, und wenn alle seine Handlungen auf den Eigennutz abzielen sollten, so wird und kann er sich doch auch bei dem Geehrtsein einigen palpabeln Nutzen versprechen. Es giebt nicht bloß einzelne Menschen, sondern ganze Nationen in der Welt, welche um der Ehre willen alles thun und leiden können"; nichts-

würdig hat später sein Sohn die Nation genannt, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Der Verfasser der „ökonomischen Beiträge“ nennt sich nicht bloß auf dem Titelblatte einen herzoglichen Offizier: er fühlt sich auch als solchen. Er hält der bürgerlichen Fahrlässigkeit die Promptitude und Perseverance entgegen, mit welchen im Militärstand die Execution des ordres betrieben wird. Der Vater des Dichters von Kabale und Liebe betrachtet die Subsidienverträge keineswegs mit gehässigem Auge: er sucht vielmehr die Vorteile auf, welche die Überlassung eigener Truppen an fremde Mächte durch Freundschaftsverbindungen, Beistand, Achtung, Schutz oder Handelsfreiheiten für das Land haben könnten. Ja, sogar gegen die seit einigen Jahren eingetretene Reduktion des schwäbischen Heeres erhebt er aus untadeligem Korpsgeist seine Stimme: er betrachtet diese als einen argen Stoß gegen die Industrie, weil in Kriegszeiten das Geld weit rascher cirkuliere. „Der Landmann muß jeden andern Diener des Staates ebenso erhalten wie den Soldaten. Dieser aber sammelt keine Schätze, legt keine Kapitalien an wie jener; sondern läßt das, was man ihm mit Unwillen giebt, willig wieder cirkulieren“. Erinnert das nicht eben so sehr an die 40 000 Mann, welche der Vetter ohne Belastung des Publikums erhalten wollte, als an den Dichter von Wallensteins Lager? Wir wundern uns, wie der Verfasser selbst voraussieht, daß ein Soldat, und noch dazu ein solcher, sich um die Landwirtschaft bekümmere! Wir wundern uns noch viel mehr über den rechtschaffenen bürgerlichen Geist, welcher aus dem Buche dieses passionierten Militäristen spricht! Wie erbost zeigt er sich über den Betrug der Weinfälscher und die Schindereien der württembergischen Gastwirte: die meisten der letzteren hätten noch gar viel zu lernen, „indem deren Horizont sich selten weiter als aufs Zechenmachen erstrecke, und hierin geben sie keinem Pariser etwas nach, wie ich dann selbst einen solchen kenne, welcher mir aus einem handwerksburschmäßigen Bette über eine Nacht 24 kr. Schlafgeld abgenommen“. Eigene Erfahrungen aus der Lorcher Zeit und die traurigen Schicksale seines Schwiegervaters stacheln seinen Ingrimm gegen die „jüdischen Wuchereien“, und wer wird durch die folgenden Worte nicht an den bramarbasierenden Karl Moor erinnert: „Es sollte mancher Negotiant besser beraten sein, als wenn er bei einem scheinheiligen Pharisäer Zuflucht sucht, der zwar seine gestern eingenommenen Gelder aus Liebe

und zum Dienste seines Nebenmenschen eilends wieder anlegt, dabei aber so präcis verfähret, daß er einen expirierten Wechseltermin nicht einen Tag weiters prolongieren kann, weil vermutlich das heut eingehende Geld schon vor etlichen Wochen zur Hilfe eines andern Notleidenden bestimmt worden." Hier erweist er sich auch gegen die Juden eingenommen, welche seit den Tagen von Süß und Konsorten in Württemberg verhaßt waren. Wenn er zugeben muß, daß sich die Juden mit geringerem Profit begnügen als die christlichen Kaufleute, so sieht er doch ihre „allzufreien Hände" bei den ländlichen Gewerben ungern im Spiele und er ruft die erfolglose Landesverordnung wieder ins Gedächtnis, welche den Handel mit den Juden verbot. Auch in Schillers Jugendwerken sind die Ausfälle auf Judenzinse und Judenpreise nicht selten, und Spiegelberg, der Gemeinste unter den Räubern, gehört zu den Beschnittenen. Aber als Kaiser Josef den Juden die Geschäftsfreiheit gewährte, wurde sein Edikt in Schillers „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" 1781 mit Freuden begrüßt. Er dachte über diesen Punkt wie Lessing, nicht als Verfasser des „Nathan" sondern des Lustspiels „die Juden": die Christen tragen die Schuld, daß sie die Juden durch Verfolgung und Entziehung eines ehrlichen Erwerbes zum Diebstahl und Betruge nötigen.

Die schriftstellerischen Qualitäten des alten Schiller sind keineswegs gering. Er versteht gut und klar zu disponieren: seine Arbeit ist stramm in Kapitel und Paragraphen gegliedert; er setzt gern Punkt für Punkt (erstens, zweitens . . .) schrittweise auseinander; er strebt auch nach Symmetrie innerhalb der einzelnen Stücke. Immer geht seine Darstellung von allgemeinen Gesichtspunkten aus zum Besonderen über, etwas schwerfällig von Gedanken zu Gedanken fortschreitend und auch die selbstverständlichen Mittelglieder nirgends überspringend. Gern bringt er, der größeren Bestimmtheit wegen, denselben Gedanken in positiver und negativer Wendung zum Ausdruck. „Eine Sache", so beginnt er das erste Stück, „wird mehrers befördert, wenn (a) viele Hindernisse gehoben werden; (b) wenn man sie zu größerer Vollkommenheit bringt. Daher muß ich (a) zuerst die Hindernisse des Feldbaues (α) untersuchen und (β) beobachten wie sie gehoben werden könnten; (b) wie der Feldbau zu größerer Vollkommenheit zu bringen sei." Und in analoger Gliederung führt er auch seine Gedanken über Weinbau u. s. w. durch. Ebenso bestimmt, verständig und klar ist der sprachliche Ausdruck, welchem es bei manchen

schwäbischen Inkorrektheiten an eigentümlichem Gepräge nicht fehlt. Gern beginnt der alte Schiller wie sein jugendlicher Sohn eine längere Periode mit der lebhaften Betheuerung: „Wahr ist's . . .“ Es fehlt nicht an Zügen eines glücklichen Humors: wie wenn er sein Interesse an der Weinkultur von dem Umstande ableitet, daß er von Jugend auf lieber Wein als Wasser trinke. Am deutlichsten aber ist die Schlagfertigkeit des hitzigen Autors, der um der guten Sache willen stets zur Fehde bereit ist. Schon im ersten Stücke wirft er die Angel aus: wohlgemeinte Erinnerungen werde er wohl hinnehmen, „hingegen aber gar nicht leiden, wenn solche nur nach einer eitlen Tadelsucht schmecken sollten, als in welchem Fall ich deren Urheber gleichbalden die Fehde ankündigen müßte“. Im vierten Stücke fordert er neuerdings diejenigen unter seinen Landsleuten, die sich durch seine Ausfälle beleidigt finden sollten, mit den Worten heraus: „daß er just sie gemeint und mithin vornehmlich zu ihrem Besten geredet habe“. Und er fährt in demselben Tone fort: „Diese gute Absicht lässet mich auch nicht fürchten, daß deswegen Beschwerden einlaufen sollten, als in welchem Falle ich solche in irgend einem anderen Stück meiner Beobachtungen öffentlich beantworten müßte, da ich denn Gelegenheit nehmen würde, meine Sätze mit Exempeln zu beweisen . . . Um den Tadel bin ich ungekümmert, denn davon ist selbst die Vorsehung nicht ausgeschlossen. Das Bessermachen lasse ich mich lehren, und bin gegen freundschaftliche Erinnerungen dankbar.“ Als aber niemand den Handschuh aufhob, drückte der wehrhafte Autor in der Vorrede zum letzten Stück ganz offen seinen Verdruß aus, daß seine Freimütigkeit ihres Zweckes verfehlt und ihm die Gelegenheit entzogen habe, durch eine vernünftige Kontroverse seine Kenntnisse zu erweitern und unter den Liebhabern der Landwirtschaft einen Briefwechsel zu eröffnen, welcher nach seiner Absicht zur Gründung einer ökonomischen Gesellschaft führen sollte. Es war auch später des Sohnes Schaden, daß er durch die ungestüme und heftige Art, mit welcher er seine Fahne aufpflanzte, die Schwachen und Mittelmäßigen abschreckte. Der Vater aber rühmte sich wohlgefällig der „leidlichen Schreibart“ seiner Erstlingsschrift noch im Jahre 1789, als ihn längere praktische Erfahrung mit ihrem Inhalt bereits unzufrieden gemacht hatte. Er zeigt auch sonst, namentlich in seinen Briefen, eine nicht gemeine stilistische Begabung. Wie eindringlich weiß er dem Sohne ins Gewissen zu reden, welchen er das Richtige immer

selbst herausfinden läßt, wenn er z. B. in umgekehrter Wendung schreibt: „Sind wir in guten Umständen, dann dürfen wir weniger arbeiten und uns mehr ergötzen; das Gegenteil erklärt sich von selbsten.“ Und wie anschaulich und bestimmt weiß er die Situation in den Eingängen seiner Briefe festzuhalten: „Hier sitz' ich, habe seinen Brief vor mir und bin für Unmut bis zu Thränen gerührt“; oder als er dem Sohne von der Verheiratung seiner Schwester Nachricht giebt: „Da zieht sie hin, seine Schwester, von unser aller Herzen losgerissen, vielleicht auf ewig unserm Wiedersehn entzogen!“ Wirken seine halbgelehrten lateinischen Citate eher entstellend als erhebend, so versteht er doch im ernsten Augenblick einen feierlichen, stimmungsvollen Ton anzuschlagen und, wie der alte Miller, mit Kraft und Gewalt zum Herzen oder zum Gewissen seines Kindes zu reden.

Einen solchen Mann von Jugend auf als Vorbild vor Augen zu haben, das war an sich ein Glück und ein um so größeres, je dürftiger die familiären Verhältnisse in Schwaben damals beschaffen waren. Wo der Horizont des Vaters selten über die Kneipe hinausging und die Mutter selten über die enge Umfriedung der Häuslichkeit hinauskam, da war es ein Glück, einen Mann seinen Vater zu nennen, welcher die weite Welt gesehen und mit offenem Auge aufgefaßt, Herz und Kopf an der rechten Stelle hatte; der, rastlos thätig und fortschrittlich gesinnt, immer energisch zur Arbeit trieb und das halbe, unentschlossene Wesen aus tiefer Seele haßte; der als ein strammer und frischer Soldat auch ein resolutes Wesen und Weltläufigkeit genug besaß, um das schüchterne, leicht zu verblüffende und leicht zum Gehenlassen geneigte schwäbische Naturell zu überwinden; dem es endlich, wiederum als echtem Schwaben, neben dem gesunden Sinn auch an verständiger Reflexion nicht fehlte, der bei einem löblichen Gemeinsinn auch die Regungen eines erlaubten Ehrgeizes fühlte und nicht ohne Sinn für die Größe der Menschheit war. So wenig der Vater später auch dem dichterischen Fluge des Sohnes zu folgen vermochte, so darf es dem Biographen doch nicht bedeutungslos erscheinen, daß in dem Hause des alten Schiller, der selber gelegentlich zu Versen seine Zuflucht genommen hat, neben dem Sohne auch zwei Töchter (Christophine und Nanette) ihre Empfindung in Versen auszudrücken vermochten.

Aber dieser Mann stand nicht bloß von Jugend auf unserem

Schiller vor Augen, er hatte auch die bestimmte Absicht, in seine Bildung einzugreifen. „Je unzufriedener", sagte Goethe im Leben Cellinis, „man mit der Methode ist, durch die man geleitet worden, desto lebhafter entsteht in uns der Wunsch, einer Folgezeit den nach unserer Einsicht besseren Weg zu zeigen". Und ebenso in Dichtung und Wahrheit: „Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das was ihnen selbst abgegangen an den Söhnen realisiert zu sehen, so ungefähr, als wenn man zum zweiten Male lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nützen wollte". So gab Goethes Mutter dem Sohne ihre Jugend mit in den Kauf; so wollten die Väter Lessings und Goethes in ihren Kindern die eigenen Hoffnungen erfüllt sehen. So schickte der Vater Schillers auf die Nachricht von der Geburt seines Sohnes das Gebet zum Himmel: Gott möge dem Kinde an Geistesstärke zulegen, was er selbst aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte.

Begreiflich daß er selber zunächst alle Hindernisse fortzuräumen und alle Hebel in Bewegung zu setzen suchte, um seinen Sohn in die Höhe zu bringen. Er hat dieses Verdienst auch später immer bestimmt für sich in Anspruch genommen und nicht nur seine Kinder überhaupt glücklich gepriesen, daß sie genug gelernt hätten, um sich mit eigener Kraft durch die Welt zu bringen; sondern auch besonders den Sohn, welcher einmal Dokumente für die Geschichte seines Geistes verlangte, darauf gewiesen: „und dann die äußeren Umstände seiner Eltern, da er lernen, vornehmen und thun mußte, gerade das und soviel, als diese Umstände erlaubten". Der Vater griff selbst seit jenen Lorcher Tagen in die Erziehung ein. Als Muster stand ihm dabei von vorn herein der bedenkliche Vetter vor Augen; da es ja kein Zweifel war, daß auch sein Fritz künftig studieren sollte. Er hatte auch selbst nicht bloß über die Ökonomie, sondern auch über die „Auferziehung der Jugend" nachgedacht, „an welcher es im Herzogtum Württemberg noch gar sehr fehlt", und er versprach ausdrücklich in den Beiträgen seine Gedanken hierüber ein anderes Mal zu sagen . . . Durch die Einwirkung des Vaters muß in jenen bildungsfähigen Jahren der frühen Kindheit viel in Schillers, ursprünglich der Mutter ähnelnde Natur gedrungen sein, was bald darauf in Fleisch und Blut überging: denn weit früher als bei Goethe sind bei Schiller die Züge des Vaters herausgetreten.

Strenge der Erziehung und ein gewisser Terrorismus, welcher den Kindern alle Freiheit der Bewegung raubte und sie zu schweigsamer Schüchternheit verurteilte, war damals in den schwäbischen Familien herrschend. Auch der alte Schiller führte ein strammes Hausregiment und bevormundete den Sohn noch weit über die Jahre der Mündigkeit hinaus. Von jedem Schritt verlangt er Rechenschaft, nichts läßt er sich verhehlen, überall möchte er seinem Sohn gern einen Mentor an die Seite stellen: aus echt schwäbischem Mißtrauen in seine Weltläufigkeit und Selbständigkeit. Aber er ist dabei keineswegs ein blinder Keppler: immer ist er nach Möglichkeit geneigt und bestrebt, sich in die individuelle Lage des Sohnes hineinzudenken; die besonderen Umstände zu berücksichtigen, unter denen er gehandelt hat, seine Bedürfnisse gerecht zu erwägen und dadurch dem Verständnisse seiner Handlungen entgegenzukommen. Wiederholt verleiht er, als praktischer Kenner des Seelenlebens, den Gedanken und Einwendungen Worte, welche seinem Sohne in dieser oder jener Lage kommen müssen. Stets ist er mit väterlichem Rate bereit, den er das eine Mal mit einer gewissen Sicherheit und Würde, ein anderes Mal aber wieder kurzweg mit einem ungeduldigen „Nein, das ist der Weg nicht herauszukommen" erteilt. Und er zieht dabei keineswegs engherzig bloß die äußeren Vorteile und Nachteile in Erwägung, er berücksichtigt nicht nur die momentane Lage des Sohnes, er sucht ihm nicht bloß augenblicklich aus der Klemme zu helfen: sondern die Besserung soll aus dem Innern kommen und auf dauernde Umkehr und Änderung zielen.

In den zarten Tagen der Kindheit freilich konnte die Strenge des Vaters nur einschüchternd auf den Knaben wirken, der als sanftmütig und gütig, anhänglich besonders der Mutter, verträglich und liebevoll gegen die Geschwister geschildert wird. Die übertriebene Gutherzigkeit, welche ihn nicht bloß die Schnallen an seinen Schuhen, sondern bald auch unentbehrliche Kleidungsstücke und Bücher verschenken ließ, die der Vater dann brummend nachschaffen mußte, war kein Schillerisches Erbteil; sie hatte der Knabe aus der Familie des alten Kodweiß geerbt. Kein Wunder, wenn der praktisch denkende Vater mit manchem Verweise derselben Einhalt zu thun versuchte. Am wenigsten aber duldete er, der sich von seinem Sohne so viel versprach, das Schwänzen der Schule. Eine Nachbarin bannte den kleinen Fritz einmal auf dem Wege zur

Schule durch sein Lieblingsgericht, einen Brei von türkischem Weizen, fest; der Vater kommt zufällig zu dem Nachbarn, um ihm etwas aus der Zeitung vorzulesen, und geht, ohne seinen Sohn zu bemerken, an der Küche vorüber. Der eingeschüchterte Knabe verrät sich in seiner Angst selber; mit dem Schrei: „Ich wills gewiß nie wieder thun, nie wieder!" läuft er nach Hause und reicht der ahnungslosen Mutter selbst den Stock und den Rücken zur Züchtigung dar. Und so suchten Schiller und seine ältere Schwester Christophine, die sich oft freiwillig als seine Mitschuldige bekannte, bloß um die unverdiente Strafe mit ihm zu teilen, auch sonst dem heftigen Vater zu entgehen, indem sie sich der milder strafenden Hand der Mutter überantworteten . . . Dieses erste Resultat der väterlichen Erziehung war kein glückliches: mit seiner Strenge hat der Vater Schillers die Schüchternheit und das linkische Wesen nur großgezogen und seinem Sohn gerade die Weltläufigkeit vorenthalten, welche er ihm so gewaltsam beibringen wollte.

Besser scheint es ihm in körperlicher Hinsicht geglückt zu sein. Der Vater Schillers giebt später seiner Schwiegertochter den Rat, ihr Söhnchen schon in früher Jugend an Luft, Wind und Regen, Nässe und Kälte, an allerlei Speise und Trank, an viel Bewegung zu gewöhnen; ihm aber nie zu gestatten, das Verlangen nach Speise und Trank bis zur völligen Stillung, geschweige denn bis zum Übermaß zu befriedigen. Diese diätetischen Maßregeln haben sich an seinem Sohne glücklich bewährt, welcher aus einem schwächlichen Kinde bald zu einem gesunden Knaben heranwuchs und bis in die Periode des Wachsens von körperlichen Zufällen fast ganz verschont blieb.

So genau beobachtete und verfolgte der Vater das geistige Wachstum seines Sohnes, daß er noch 20 Jahre später die „zarten Entwicklungen der ersten Begriffe" im Gedächtnis behalten hatte. Den Mann, der selber so gern zu „allgemeinen Regeln und Grundsätzen" aufstieg, erfüllte es mit innigem Behagen, als sein Sohn den Namen des Neckarflusses generalisierend auf jedes fließende Wasser anwandte und jedes kleine Bächlein nun im Diminutivum ein Neckarle hieß. Auch die ersten Regungen der Phantasie hat er treu festgehalten: als der Knabe auf der Reise von Marbach nach Gmünd in der Nähe von Schorndorf einen Galgen sah, erschien ihm dieser als eine Mausefalle, welche er vordem gesehen hatte. Früh traten auch die guten Anlagen

des Knaben hervor: schon mit 5 Jahren zeigte er besondere Aufmerksamkeit, wenn der Vater nach seiner Gewohnheit im Kreise der Familie, am liebsten aus der Bibel, vorlas, und durch kindliche Fragen bewies er schon damals seine Teilnahme. Gewiß griff der Vater auch zur rechten Zeit selbstthätig und fördernd in die weitere Entwicklung des Sohnes ein. Wenn er es liebte, den palpabeln Nutzen, Kosten und Einnahmen eines Fruchtjahres zu berechnen: so hat der Sohn in Ernst und Spiel später gern ein Gleiches geübt. Oft hat der Vater auch von seinen Reisen und Abenteuern erzählt und damit den Gesichtskreis und die Phantasie des Knaben ausgeweitet. Der Dichter von Wallensteins Lager, in dessen ersten Dramen Kriege und Kämpfe einen breiten Raum einnehmen, war im Kriegslager zu Hause, noch ehe er den Vater zu militärischen Übungen begleiten oder im Lustlager zu Ludwigsburg der Musterung der Truppen durch den Herzog beiwohnen durfte. Auch auf Geschichte und Natur hat der Vater zuerst das äußere und innere Auge des Knaben gelenkt. Auffällig allein ist schon hier, daß von der reichen Naturanschauung und der genauen Kenntnis aller ihrer Erscheinungen, welche dem Vater zu eigen war, in den Dichtungen des Sohnes so wenig wiederklingt. Eine einzige Stelle aus den „ökonomischen Beiträgen" seines Vaters hat der junge Schiller für eine seiner derbsten Jugenddichtungen in der cynischen Manier Bürgers verwertet. Der Vater beschreibt die Hantierung der Destillation mit den Worten: „Es ist noch eine chymische Probe, die Destillation, als durch welche die Bestandteile des Weins von einander abgesondert und wenigstens dessen Hauptteile als das Phlegma (wäßrigte Teil), der Geist, Öl, Salz und schleimigte Erde, ein jedes besonders, erhalten werden kann". Bei dem Sohne lautet der Prozeß also:

„Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben".

Der fröhliche Aufenthalt des jungen Schiller in Lorch nahm ein unerfreuliches Ende durch die politischen Zustände in Württemberg. Der Herzog hatte das Interesse an dem Militär verloren, und durch die Zwistigkeiten zwischen dem Herrn und den Landständen, welche dem sogenannten Erbvergleich vorausgingen, war die herzogliche Kasse in em-

pfindliche Bedrängnis geraten. Die Offiziere wurden von derselben am härtesten betroffen, keiner vielleicht so hart als Schillers Vater. Nicht bloß die zugesagten Diätengelder; seit dem Jahre 1764 blieb sogar auch die Besoldung für den Hauptmann und seine beiden Unteroffiziere aus. Schiller mußte sich und seine Leute auf eigene Kosten unterhalten und von seinem eigenen, ja selbst von dem Vermögen seiner Untergebenen zusetzen. Im Herbst 1766 beliefen sich seine Anforderungen an die Kriegskasse auf 2700 fl., die der Unteroffiziere auf 1000 fl.; dazu noch die seit zwei Jahren rückständige Besoldung, so daß der Herzog seinem Offizier an 3400 fl. schuldete. Das Vermögen der Schillerischen Eheleute war nun erschöpft: im August 1766 sah sich der Vater durch die Not gedrängt, den letzten Rest seines Vermögens, ein Viertel Morgen Weinberg in Marbach, unmittelbar vor der Ernte um 47 fl. zu verkaufen. Und der Groll der Bürgerschaft auf das kostspielige Militär, welcher sich erst nach der veränderten Gesinnung des Herzogs hervorwagte, bewog den Marbacher Magistrat, ihm noch eine rückständige Bürgersteuer im Betrage von 14 fl. von dem kargen Kaufschilling in Abzug zu bringen. Vergebens wandte sich der Offizier an den Herzog: jetzt waren die Landstände bei diesem oben auf und er wurde abgewiesen. Er mußte froh sein den Rest der Kaufsumme zur Fristung des Lebens in die Hand zu bekommen, und konnte sich nicht enthalten dem Magistrat seine Rechenfehler tüchtig unter die Nase zu reiben und ihm gehörig seine Meinung zu sagen: „So und nicht anders habe ich rechnen gelernt . . . Ob der Magistrat in Rücksicht auf die dermaligen Umstände eines Offiziers bis zum Zahlenkönnen hätte warten sollen, ist eine Frage, die ein jeder, der nur die mindeste Billigkeit im Herzen hat, leicht beantworten kann . . . Gott bewahre Euer Wohlgeboren für derlei Extremitäten, in welchen sich dermalen die Offiziere befinden, regiere aber vordersamst das Herz Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu gnädigem Mitleiden und mache der schon lange anhaltenden Misère doch bäldist ein Ende.“ Nachdem er nichts mehr zuzusetzen hatte und als ehrlicher Mann nicht länger auf eigene Kosten leben konnte, forderte er seine Rückberufung in die Garnison, welche man ihm nicht verweigern durfte. Fast auf den Tag drei Jahre, nachdem er in die Gegend von Lorch gekommen, verließ er sie: einen Tag vor dem heiligen Abend (23. Dezember) des Jahres 1766, ärmer als er gekommen, aber von den

Segenswünschen der Einwohner begleitet. Er begab sich zu seinem Regiment, das damals zu Ludwigsburg in Garnison lag, und nahm seine Familie mit sich. Seine Anforderungen an die Kriegskasse wurden ihm zwar „allergnädigst angewiesen“, aber nur nach und nach, in kleinen Raten, nach Ablauf von neun Jahren abgezahlt.

3. Ludwigsburg.

Der Ort, an welchem Schiller die folgenden sechs Jahre (1767 bis 1772) verlebte, bildet wiederum den denkbar größten Gegensatz zu dem schönen Lorch. Dort ein einfaches Dorf, hier eine prunkvolle Stadt. Dort hohe Berge, hier eine sumpfige aber fruchtbare Niederung. Dort frische Bergluft, hier die parfümierte Atmosphäre des Hofes. Dort sprach die Vergangenheit aus Gruft und Moder zu ihm vom Werden und Vergehen, von der Flucht der Jahrhunderte; hier eine im Laufe weniger Jahrzehnte künstlich erzeugte Gegenwart, hinter welcher aber die Verwüstung lauerte und der Zerfall. Dort erkannte er das Walten einer höheren Macht über den Schicksalen der Erdengötter: hier herrschte der Machtwille eines einzelnen, welcher der Geschichte ihren Lauf vorzuzeichnen frevelnd sich vermaß.

Ludwigsburg war neben Stuttgart, was Versailles neben Paris, was Potsdam neben Berlin im Zeitalter der absolutistischen Könige nach dem Muster Ludwigs XIV. Die Stadt verdankte ihre Entstehung der aufwallenden Laune zweier schwäbischer Herzoge, welche, mit den Landständen ihrer Hauptstadt überworfen, Stuttgart zum Trotz diesen Schmollwinkel aus dem Boden stampften. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts stand hier bloß ein einfaches Jägerhaus, der Erlachhof, auf welchem sich der Herzog Eberhard Ludwig gern während der Jagd aufhielt, weil ihn der Gesang der Nachtigallen erfreute. Anfangs richtete er sich bloß ein Absteigquartier ein; aber schon 1704 erbaute er das (ältere) Schloß Ludwigsburg. In dieses Schloß zog seine Favoritin, die berüchtigte Grävenitz-Würben, um der in Stuttgart residierenden Herzogin aus dem Wege zu gehen. Ihrer Nebenbuhlerin zum Trotz, welche sie in der Residenz ganz isoliert auf das Trockene setzen wollte, förderte sie Ludwigsburg aus allen Kräften. Zwangsweise und in harter Frohn erhob sich im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts hier eine ganze

Stadt mit außerordentlicher Schnelligkeit: allen Ämtern und Städten des Landes ging der Befehl des Herzogs zu, je ein Haus auf eigene Kosten erbauen zu lassen, und so stellte z. B. Weinsberg das Oberamtsgebäude hin, in welchem der Vater J. Kerners wirkte. Unter dem Nachfolger Eberhard Ludwigs, dem heldenhaften Karl Alexander, verödete die Stadt wiederum völlig und war eben im Begriff ins Nichts zu sinken, als Herzog Karl, der jetzt regierende Herr, gleichfalls im Konflikte mit den Landständen und aus Zorn auf die Residenz Stuttgart seit 1764 seinen Hofhalt nach Ludwigsburg verlegte. Die Stadt wurde, wiederum in fliegender Eile und nicht ohne gewaltsame Mittel, ausgebaut und vergrößert. Alles war hier neu und prächtig; alles aber auch unfertig. Das Rokokoschloß, welches Eberhard Ludwig im Jahre 1728 erbaut hatte, wurde durch Karl über vier Höfe ausgedehnt; die Treppen waren mit Statuen besetzt und die Gemächer (man zählte ihrer 452) mit Gemälden behängt. Unter der Kapelle befand sich die Fürstengruft der Herzoge von Schwaben. Ein Opernhaus, eine Fasanerie und ausgedehnte Garten- und Parkanlagen, in welchen die sogenannte Favorite oder das Lustgebäude stand, umgaben das Schloß. Alles war hier luftig und geräumig; auch in der Stadt selbst gewährten künstliche Alleen aus sechs Reihen hoher Linden- und Kastanienbäume erquickenden Schatten und angenehme Spaziergänge. Der große Marktplatz war mit Arkaden umgeben; die Straßen waren lang und licht, breit und gerade, wie mit dem Richtmaß nach kreuz und quer gezogen. Die Häuser, meist nur von Fachwerk und aus zwei Geschossen bestehend, durchaus im modernen Stil gebaut und komfort eingerichtet; von außen wie Spielzeug weiß und gelb angestrichen und, wie alles in Ludwigsburg, noch nach Farbe riechend. Nur an Menschen fehlte es im Revier! die sich eben nicht so leicht herbeischaffen ließen als Mauern und Steine, und die vollends um Geld gar nicht zu haben waren. Hofleute in seidenen Fräcken und mit den Haarbeuteln um die Ohren, Militärs in glänzenden Uniformen und mit den Grenadiermützen aus Blech, sah man wohl ab und zu durch die Straßen eilen: aber die großen Massen des Volkes fehlten, das Gewerbe war der Zahl nach gering und die 10 000 Menschen vermochten die weiten Plätze und Gassen nicht zu bevölkern. Bald war es deshalb auch mit der erlogenen Herrlichkeit zu Ende. Ein geänderter Entschluß, ein anderes Machtwort des Herrschers, welcher

1775 mit seinem Hofstaat und dem größten Teil des Militärs wiederum nach Stuttgart zog — und es war vorbei. Von 12000 Menschen, auf welche die Bevölkerungszahl im Jahre 1775 gestiegen war, sank sie im folgenden Jahr sogleich auf nicht ganz 4000 herunter. Ludwigsburg verfiel noch unter dem Herzog Karl, welcher sein Schöpfer war; es verfiel noch mehr unter seinem Nachfolger. Als Schiller im Jahre 1794 wieder hier weilte, konnte er das Gras auf dem Pflaster der Straßen wachsen sehen, und Geister und Gespenster — so hieß es — trieben in dem leeren Schloß ihr Unwesen, welches zwanzig Jahre früher der Mittelpunkt des lärmenden Hoflebens gewesen war.

Hier in Ludwigsburg wurde der Blick des Knaben zum ersten Male über den Kreis der Familie hinaus auf die öffentlichen Verhältnisse und Vorgänge gelenkt. Hier lernte der junge Schiller darauf merken, wie es in seinem Vaterland aussah. Hier trat ihm die Person des Oberherrn vor das Auge, dessen Wille und Entschließungen bisher unsichtbar und dem Knaben unbewußt seine Schicksale bestimmt hatten und dessen Hand schon einmal, am Ende des Lorcher Aufenthaltes, unsanft und rücksichtslos an dem Glücksstand seiner Familie gerüttelt hatte.

Der regierende Herzog von Württemberg, Karl Eugen, stand damals im blühendsten Mannesalter: eine stattliche, imponierende Erscheinung, welche sich im Umgang durch Leutseligkeit und Herablassung die Herzen gewann. Aber trotzdem er über die Vierzig noch nicht hinaus war, hatte er ein bewegtes, wandlungsreiches Leben hinter sich, dessen üble Nachwirkungen er damals eben zu schlichten im Begriffe stand. Am 11. Februar 1728 in Brüssel geboren, sah er von Jugend auf niemand über sich, dessen Willen er sich mit Überzeugung untergeordnet hätte. Er wuchs im Ausland unter der schwachen Aufsicht seiner Großmutter heran, einer Fürstin von Taris. Als er mit acht Jahren sein Vaterland und Erbreich zum ersten Male betrat, zitterte er vor dem Jähzorn und der Heftigkeit seines Vaters, welcher bereits im folgenden Jahr einem Schlaganfall erlag. Nun trat ein siebzigjähriger Greis die Vormundschaft über ihn an, welche ihm die Mutter des jungen Herzogs streitig machte und die er kraftlos schon ein Jahr später an einen jüngeren Agnaten abtrat. Dieser, der Herzog Friedrich Karl von Württemberg-Öls, hatte bloß die vormundschaftliche Regierung des Landes in den Händen, dessen Finanzen er durch kluge Sparsamkeit wieder in die Höhe zu

bringen verstand. Die Erziehung des Herzogs wurde der Mutter anheimgestellt, deren Herrschsucht und religiösen Umtrieben der Sohn auch späterhin zum Wohle seines Landes einen Damm entgegensetzte. Es war kein Wunder, daß der ausgezeichnete Gouverneur des Herzogs, Baron von Segru, zwar die guten Anlagen und die schnelle Fassungskraft des körperlich und geistig wohlbegabten und rasch entwickelten Knaben anerkannte, aber eine gewisse Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit zu tadeln fand und anhaltenden Fleiß und Ausdauer durchaus vermißte, wie es denn der Herzog Karl niemals zu einem korrekten Sprechen und orthographischen Schreiben gebracht hat. Auch an guten sittlichen Instinkten fehlte es ihm nicht, und der junge Herzog ließ im Jahre 1740 in französischer Sprache ein genaues Verzeichnis aller Tugenden und Laster im Druck erscheinen: aber die Beherrschung schlechter Neigungen und das Pflichtgefühl zählte er nicht unter die unentbehrlichen Tugenden. Da schien es ein Glück für ihn, daß er vom 13. bis 16. Jahre an dem Hof des Preußenkönigs Friedrich lebte, dessen Zuneigung sich der aufgeweckte Knabe rasch gewann. Das war der Mann, dessen Karl Eugen bedurfte und der allein etwas über ihn vermochte. Auch der stramme Zuschnitt des preußischen Militärs imponierte ihm. Friedrich weihte ihn in das Geheimniß seiner Staatskunst ein, indem er ihm die Finanzen als „den Nerv des Landes" an das Herz legte. Der große König, welcher sich selbst als den ersten Diener des Staates betrachtete, ehrte den künftigen Schwabenherzog, indem er ihn für sein Fürstenideal reif hielt: er warnte ihn vor dem Glauben, daß Württemberg für ihn und nicht vielmehr er für Württemberg da sei. Friedrich muß große Hoffnungen in seinen Schüler gesetzt haben, da er selber am kaiserlichen Hofe dessen Mündigsprechung betrieb und Karl Eugen mit 16 Jahren für die Herrschaft tauglich hielt. Unvermutet und gegen den Willen des Landes wurde dieser 1744 durch den Kaiser volljährig erklärt: über Baireuth, wo er sich am markgräflichen Hofe mit der zwölfjährigen Tochter der Lieblingsschwester Friedrichs des Großen verlobte, kehrte er in die Heimat zurück, um die Zügel der Regierung nun selbst in die Hand zu nehmen.

Er machte wirklich gute Anfänge und lieh den weisen Räten und trefflichen Beamten sein Ohr, welche sich unter der vormundschaftlichen Regierung bewährt hatten. Seine Hauptsorge war das württembergische Militär, welches wirklich damals, sowohl was die Anzahl als was die

Ausbildung der Truppen betraf, auf einem traurigen Fuße stand. Außer der Garde gab es bloß zwei Infanterieregimenter, ein Dragonerregiment und ein bißchen Artillerie: die ganze Armee belastete das Land mit kaum 300000 fl. Karl erhöhte die Truppenzahl und reformierte das Heerwesen nach dem Muster des neuen preußischen Exercitiums. In engen Halskrausen und Gamaschen, mit aufgeschlagenen Manschetten, steifen weißen Zöpfen und spitzen schwarzen Schnurrbärten marschierten nun seine Schwaben einher, welchen der Drill eher nützte als schadete, indem er ihr blödes, fahrlässiges Wesen wolthätig aufrüttelte und in strengere Formen schloß. Aber bald wurde das Militär dem Herzog zu einer Leidenschaft, welche ungeheuere Summen verschlang. Und hatten die württembergischen Truppen denn wirklich dieselbe Bedeutung für das Vaterland wie die Armee Friedrichs des Großen? Es war und blieb bloßer Zeitvertreib, bloße Spielerei, ein fürstliches Plaisir wie ein anderes: nicht auf ein gutes zweckdienliches Militär, sondern auf schöne Leute wurde gesehen, und bei der Parade thaten die Truppen unter Entfaltung des größten Glanzes und Prunkes ihr Bestes, nicht auf dem Schlachtfelde; wie ja auch das Interesse des Herzogs an den militärischen Künsten und Wissenschaften bloß an der Oberfläche und an dem Scheine haftete. Das preußische Militär war von seinem Schöpfer ins Leben gerufen, um dem Vaterlande sein Blut zu weihen; das württembergische wurde auf die Kosten und auch für die Zwecke des Auslandes unterhalten. Denn schon 1753 hatte der Herzog einen Subsidienvertrag mit Frankreich abgeschlossen, nach welchem er den Franzosen 6000 Infanteristen für die Stunde der Gefahr in Bereitschaft halten sollte. Als aber am Beginn des siebenjährigen Krieges im Jahre 1757 die Stunde der Gefahr wirklich kam, und Frankreich seiner Subsidien bedurfte, da zeigte sich, daß der junge Herzog die vierjährigen Geldzuschüsse von Seiten Frankreichs im Betrage von $1\frac{1}{2}$ Millionen Livres bereits ganz anderen Gelüsten geopfert hatte und kaum über 2000 Mann verfügte. Aus dieser peinlichen Verlegenheit wurde er durch seinen Günstling Rieger befreit, welcher durch rücksichtslose und gewalthätige Werbungen die fehlenden 4000 Mann im Nu herbeischaffte und als Retter in der Not auch für die Zukunft unentbehrlich wurde. Jetzt ging es in den Krieg! Die evangelischen Schwaben (der Vater Schillers unter ihnen) sollten für die Katholiken gegen die Protestanten fechten, und eine vor dem Auszug aus-

gebrochene Meuterei wurde rasch unterdrückt! Der Schüler Friedrichs des Großen focht gegen seinen Meister und hätte nun Gelegenheit gehabt zu zeigen, was er von ihm gelernt hatte. Aber die Württemberger flohen bei Leuthen, und der erzwungene Feldzug nahm ein ruhmloses Ende.

Der Herzog war nun obendrein dem Helfer in der Not verpflichtet: Philipp Friedrich Rieger, der Sohn eines württembergischen Geistlichen, war eben erst aus preußischen Militärdiensten als Auditor in seine Heimat zurückgekehrt und brachte es, nachdem er sich bei so erwünschter Gelegenheit ausgezeichnet hatte, bald zum Geheimen Kriegsrat und Obersten. Als ein fähiger und kenntnisreicher Kopf machte er seinen Einfluß bald auch im Kabinett geltend, und als ein guter Gesellschafter wurde er dem Fürsten im Umgang unentbehrlich, der sich seiner Vermittlung auch dann zu bedienen pflegte, wenn er auf eine der Töchter Württembergs sein Auge geworfen hatte. Dem Parvenu fehlte es nicht an Kühnheit und Verwegenheit, und er ließ solche, die ihm entgegen waren, die Schwere seines Zornes offen oder heimlich fühlen. Aber der Tausendkünstler fand bald seinen Meister an einem noch größeren Wundermann. Im Jahre 1758 hatte der Herzog den Subsidienvertrag mit Frankreich wiederum erneuert und im Vertrauen auf die Allmacht seines Günstlings die doppelte Truppenzahl garantiert. Als man dieselben im Jahre 1759 wirklich stellen sollte, ergaben sich Schwierigkeiten. Der Zauber, mit welchem sich der allmächtige Rieger zu umgeben verstanden hatte, war gebrochen, und es war einem Nebenbuhler, dem Reichsgrafen von Montmartin, ein Leichtes, ihn erst zu verdrängen und bald darauf zu stürzen. Um sich eines Gegners zu entledigen, bediente man sich damals, wie aus der Geschichte Mosers bekannt ist, des einfachen Mittels vorgeschützter oder gefälschter Briefwechsel: auch Rieger wurde beschuldigt, mit des Herzogs Bruder oder mit Friedrich dem Großen, dem Lehrmeister des Herzogs, in verräterischer Korrespondenz zu stehen, und auf der Parade im Angesicht des Militärs riß der Herzog seinem früheren Günstling die Orden ab, ließ ihn gefangen abführen und fünf Jahre (1762—1766) auf der Festung Hohentwiel mürbe werden, bis er ihm wieder seine gnädige Hand entgegenstreckte. Durch den Sturz seines Vorgängers war jetzt Graf Montmartin, ehemals in Diensten des Markgrafen von Baireuth, obenauf und Minister. War Rieger dreist und grob, kräftig und offen: so nahte sich dieser unterthänig und dienstfertig, gleißend

und schmeichelnd. Rieger war ein Soldat und verstand sein Handwerk: Montmartin war ein Hofmann und verstand sich auf geheime Kabalen besser als auf offne Gewalt, zu welcher er nur im Notfalle seine Zuflucht nahm. Bei einer hübschen Figur und feinen Manieren war er ein mittelmäßiger Kopf, unerschöpflich allein in immer neuen Entwürfen und Plänen, seinem Herrn Geld zu schaffen und die Kassen zu füllen. Seine Habsucht und Herrschsucht ließ noch einem untergeordneten Werkzeug freien Spielraum: dem greulichen Wittleder, dem Niederträchtigsten von den Dreien. Als wandernder Gerbergesell war er von Thüringen ausgezogen und gleichfalls zunächst in preußische Dienste getreten, in welchen er es nicht über den Unteroffizier hinaus brachte. Besser gelang es ihm in Württemberg: trotz seinen rohen Formen brachte er es hier sogleich zum Offizier und dann später — mit einem seltsamen Sprung in die entgegengesetzte Carriere und nur durch das gemeine Mittel der Denunziation — bis zum Kirchenratsdirektor. Der Bock als Gärtner plünderte das Kirchengut nicht bloß im Interesse des Herzogs, sondern auch für die eigene Tasche weidlich aus. Alte, pflichtgetreue Beamte wie der sparsame Hardenberg, welcher unter der vormundschaftlichen Regierung die Finanzen so geschickt verwaltet hatte, wurden entlassen. Die Nachfolger mußten sich ihre Stellen bei Wittleder erkaufen, welcher damit einen ganz unverhüllten und öffentlichen Handel trieb und den Beamtenstand in Württemberg von Grund aus ruinierte . . . So war der Herzog nun in den Händen von ausländischen Günstlingen, die sich von dem Fleiß und dem Schweiß seines Volkes bereicherten. Freilich, die Mahnung Friedrichs des Großen, der ihm die Schonung der Finanzen empfahl, hatte er recht schlecht befolgt! Aber er konnte sich am Ende darauf berufen, daß es in Württemberg immer so und unter seinen Vorgängern nicht anders gewesen sei: er konnte sich auf die Erpressung und den Stellenwucher berufen, welche der Bruder der Gräfin von Würben und Freudenthal, eines geborenen Fräulein von Grävenitz, unter seinem Großvater Eberhard Ludwig so schwungvoll betrieben hatte, und auf den Juden Süß, welcher unter seinem Vater desgleichen mit Ämtern geschachert und erst nach dessen Tode den Galgen verdient hatte. War es unter Karl Eugen nicht besser geworden, so doch auch eben um nichts schlechter.

Und in die Bahnen seiner Vorgänger lenkte er auch, der Warnungen Friedrichs uneingedenk, zurück, als er bereits um 1755 seinen Hof zu

einem der glänzendsten in Europa und zu einem Abbild des Hofes von Versailles machte. Sein eheliches Leben begann 1748 und war kein glückliches: seine Gemahlin Elisabeth Friederike Sophie war eine imposante Schönheit, aber zurückhaltend, stolz und kalt, von abgemessen feinem Ton und strengster Etikette. Es fehlte ihr an der herablassenden Freundlichkeit, der Leutseligkeit und Ungezwungenheit, welche Karl selbst besaß und auch von seiner Gattin verlangte. Er suchte nach anderen Zerstreuungen und ließ aus Italien und Frankreich neben den Meistern der Gesang- und Tanzkunst auch Sängerinnen und Tänzerinnen kommen, an welchen er bald nicht bloß die Kunst bewunderte. Seine offenkundigen Beziehungen zu einer französischen Sängerin, Madame Auguste, bewogen die stolze Herzogin, im Jahre 1756 an den väterlichen Hof nach Baireuth zurückzukehren. In demselben Jahre starb auch Karls Mutter auf ihrem Witwensitz in Göppingen, auf welchen der Sohn sie verbannte, um vor ihren religiösen Intriguen sicher zu sein. Jetzt ließ Karl seinen Leidenschaften alle Zügel schießen, und auf die guten Anfänge seiner Regierung folgte eine zweite Periode, welche durch Verschwendung und Ausschweifung, durch Akte der Willkür und Grausamkeit entstellt ist. Der Geldvorrat, welchen die vormundschaftliche Regierung haushälterisch gesammelt hatte, war in kurzer Zeit verpraßt und in Schulden verkehrt, trotzdem die Rieger, Montmartin, Wittleder das Land für ihren Herrn brandschatzten und aussaugten. Unsummen verschlang allein die Hofhaltung, an welcher es von Lakaien, Mohren, Läufern und Heiducken wimmelte. In Stuttgart, Ludwigsburg, Graveneck wurden, zum Teile mit außerordentlichen Kosten, Opernhäuser erbaut, und der Grundstock des Personals, an dessen Spitze der Franzose Uriot stand, von dem prunkliebenden Hofe in Baireuth übernommen, an welchem die französische Oper und Tragödie eine Pflegestätte gefunden hatte. Aber auch die gefeiertsten Künstler des Auslandes mit ungeheuren Opfern nach Württemberg zu locken, trug der Herzog kein Bedenken: der berühmte Komponist Jomelli wirkte durch 15 Jahre als Musikdirektor an seinem Hof, und seit 1761 an war auch der Balletdichter Noverre wiederholt sein Gast, in dessen Werken Vestris, der erste Tanzkünstler seiner Zeit, aufzutreten pflegte. Lauter Namen von europäischem Rufe! Im Jahre 1761 wurde die Akademie der schönen Künste gestiftet, deren Leitung Guibal, ein Schüler von Raphael Mengs, übernahm, und an welche tüchtige Lehrer gleichfalls von Italien

und Frankreich herangezogen wurden. Musik und bildende Künste wirkten im Verein und Wetteifer bei den großartigen Hoffesten, an deren Arrangement Karl selber mit Geschmack und Talent Anteil nahm und deren descriptions der nimmermüde Uriot als Bibliothekar des Herzogs in den Druck gab. Nicht bloß in Stuttgart wurde ein neues Schloß erbaut, es erhoben sich nach einander in der Umgebung der Residenz eine ganze Reihe von Lustschlössern aus dem Boden, der mit dem kostbaren Schweiß des Volkes gedüngt war: Graveneck, Seeschloß, Solitude, Hohenheim wurden entweder umgebaut oder neugebaut und von dem unbeständigen Fürsten zum Teil noch während des Baues wieder liegen gelassen. Dazu endlich kostspielige Jagden, welche das Land mit der Plage des Wildschadens schlugen, und Reisen mit großem Gefolge nach Italien, wo der Herzog den Winter in Venedig zuzubringen pflegte . . . Kurz der Hofstaat Karls war nun ganz nach dem Muster des Hofes von Versailles eingerichtet, welchen der Schwabenherzog vor seiner Verheiratung im Jahre 1748 unter Ludwig XV. besucht hatte. Und er schlug damit nicht aus der Art, sondern wiederum nur in die Art seiner Vorfahren, unter welchen die Maitressen- und Favoritenherrschaft herkömmlich war. Unter seinem Großvater Eberhard Ludwig spielte jene Grävenitz-Würben die Rolle der Maintenon am Hofe, während ihr Bruder das Land plünderte; und Karls Vater, der tapfere Karl Alexander, ließ nicht bloß den Juden Süß gewähren, sondern er unterhielt auch eine Menge Liebschaften und versöhnte sich mit seiner Gattin erst wieder auf dem Totenbette. Festlichkeiten, Maskenbälle, Jagden u. s. w. waren ererbte Vergnügungen an Karls Hofe, und, wenn die Württemberger ihre Blicke nach außen wandten, fanden sie es bei den Nachbarn nicht anders. Am Baireuthischen Hofe z. B. herrschte eine Prunksucht und Verschwendung, derentwegen Friedrich der Große die Hände über dem Kopf zusammenschlug; und hinter den Kurfürsten in München und Mannheim konnte der Herzog von Schwaben nicht zurückbleiben. Wer aber seiner Verschwendungssucht oder seiner Willkür mit Berufung auf das Volk Einhalt thun wollte, dem antwortete er endlich rundweg: „Was Vaterland! Das Vaterland bin ich!“ Er bekannte sich damit unverhohlen zu der Maxime des absoluten Königtums, welches in dem Satze des französischen Ludwig: L'état c'est moi gipfelt und mit der zweiten Warnung Friedrichs: daß die Württemberger nicht um des Herzogs willen, sondern der Herzog

um der Württemberger willen da sei, in geradem Gegensatz stand. Indessen Friedrich der Große stand allein für sich über seiner Zeit, und er war auch selbst von despotischen Anwandlungen nicht frei. Das absolute Königtum, der Despotismus wie wir es nennen, war damals à l'ordre du jour, und der Grundsatz, welcher sich dem Herzog von Württemberg im Gespräch mit den ständischen Abgeordneten gewaltsam über die Lippen drängte, war derselbe, nach welchem die Erdengötter in ganz Europa, je nach ihren persönlichen Eigenschaften und augenblicklichen Stimmungen, das Glück ihrer Unterthanen mehr oder weniger gewissenhaft beförderten.

In Württemberg aber stand die Sache doch noch etwas anders, als im übrigen Europa. Hier gab es (wie in England, auf welches man sich so gern berief) außer dem Herzog noch einen anderen Willen: den des Volkes, welcher aus der seit Jahrhunderten bestehenden Verfassung sprach. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert wurden außer den Prälaten und der Ritterschaft, welche in Württemberg den wenig bedeutenden Adelstand repräsentierte, auch Abgeordnete der Städte den Landtagen beigezogen. Gegen Bezahlung einer Million von Schulden machte im Jahre 1515 der Herzog Ulrich den Vertretern der Städte wichtige Zugeständnisse, nach welchen die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Veräußerung einzelner Landesteile von der Zustimmung der Stände abhängig gemacht und die Freiheit und Freizügigkeit der Person gesichert wurde. Im Laufe der Jahrhunderte traten auf ähnliche Weise die immer geldbedürftigen Herzoge immer mehr Rechte und Privilegien ab, deren Einhaltung und Anerkennung ihre Nachfolger bei der Thronbesteigung den Ständen feierlich geloben mußten. Seitdem Karl Alexander, der Vater Karl Eugens, vor seiner Thronbesteigung in österreichischen Militärdiensten zum Katholizismus übergetreten war, verlangten die mißtrauischen Schwaben, welche die Auswanderung der Konversion vorzogen, noch außerdem, daß der neue Herzog ihnen den Schutz des evangelischen Bekenntnisses zusichere. Auch Herzog Karl bestätigte bei seinem Regierungsantritt 1744 die Rechte und die Religion des Landes. Den zweiten Teil seines Schwures hat er treu gehalten, trotzdem seine Mutter auch hier Zwietracht zwischen ihm und seinem Volke zu säen bemüht war. Um so schwieriger wurde ihm die Erfüllung des ersten Teiles, wie ja auch unter seinen Vorfahren die Zwistigkeiten zwischen den Herzogen und Landständen an der Tagesordnung waren. Die Schuld lag nicht

allein auf seiner Seite. In der Zeit der vormundschaftlichen Regierung war der sogenannte „engere Ausschuß“ in der Landschaft zu einer Macht gelangt, welche keineswegs gute Folgen hatte: Überschreitung und Hindansetzung der Vollmachten, Veruntreuung oder Verschleuderung der Gelder, blinde Gefügigkeit gegenüber den Gewaltmaßregeln des Herzogs wurden nicht bloß vereinzelten Mitgliedern zum Vorwurf gemacht. Den Übergriffen auf der einen Seite folgten natürlich Übergriffe auf der anderen: Karl stürzte und beraubte die landschaftlichen Kassen; er drückte das Land mit unerhörten Abgaben und Steuern; er forderte endlich in immer schärferen und bestimmteren Ausdrücken von den Ständen ein- für allemal unbeschränkte Unterwerfung, unbedingten Gehorsam und widerspruchslose Befolgung seiner Befehle. Das war die deutliche Aufhebung der Verfassung, zu welcher seine Günstlinge den eigenwilligen Herrscher fortrissen. Den Widerspruch des Landtages beseitigte der Herzog kurz entschlossen damit, daß er ihn auflöste; die Männer, welche ihm mit Berufung auf die Verfassung entgegentraten, machte er stumm durch Unterdrückung. So mußte der berühmte Staatsrechtslehrer Johann Jakob Moser, welcher es als bewährter Rechtskonsulent der Landschaft unternahm, dem Herzog, seinem ehemaligen Schüler im Staatsrecht, mit Berufung auf historische Aktenstücke, die bis 1581 zurückreichten, sein Unrecht klar zu machen, fünf Jahre (1759 bis 1764) auf der Festung Hohentwiel büßen, aus welcher ihn erst nach dem Abschluß des Hubertsburger Friedens die vereinigte Fürsprache des preußischen, englischen und dänischen Hofes befreite. So wurde der tapfere Oberamtmann Huber, welcher die Landschaft beredet hatte, sich einem neuen Steuerplan zu widersetzen, sechs Monate auf dem hohen Asperg gefangen gehalten. Solchen Gewaltthaten gegenüber wandten die Stände, durch die Fürsprache fremder Höfe ermutigt, endlich ihre Blicke nach Wien: der kaiserliche Hof ermahnte beide Teile zu gütlichem Vergleiche. Die Unterhandlungen zogen sich von 1764 bis 1770 hinaus und wurden von einer aus Vertretern des Herzogs und der Stände bestehenden Deputation in Ludwigsburg geführt, wohin der Herzog aus Ärger über die unbotmäßige Residenz seit dem Weinmonat 1764 seinen Sitz verlegt hatte. Zeichen der Ungnade, welche die Landschaft mürbe machen sollten, wechselten in diesem Zeitraum rasch mit Schmeicheleien ab, um sie für die Sache des Herzogs günstig zu stimmen. Der Fürst verstand sich zu Einschränkungen und Zugeständnissen. Montmar-

tin, „um der Vereinigung nicht hinderlich zu sein,“ verließ im Frühjahr 1766 unter dem Ausdruck der a. h. Zufriedenheit das Land, blieb aber noch bis 1773 aus der Ferne ein eben so einflußreicher als schädlicher Berater. Schlimmer wurde ein paar Monate später Wittleder in Ungnaden entlassen, nachdem ihm der Herzog durch die einfache Drohung, ihn einer Untersuchung von Seiten der Landschaft preiszugeben, noch 36 000 fl. wieder abgenommen hatte. Das Heer, welches trotz dem Friedensschlusse von 1763 in voller Stärke beibehalten worden war und nicht auf die Dauer erhalten werden konnte, wurde in Bezug auf die Stärke der Regimenter reduziert und sank allmählich bei dem schwindenden Interesse des Herzogs wieder auf die geringe Truppenzahl zurück, welche Karl bei seinem Regierungsantritt vorgefunden hatte. Auch in eine Einschränkung seines Hofhaltes willigte der Herzog ein: er setzte die Jahreskosten von 420 000 auf 245 000 fl. herab und entließ die Hälfte des kostspieligen Theaterpersonals. Nachdem schon am 11. des Wintermonats 1767 zum ersten Mal der Landtag wieder einberufen worden war, kam 1770 der sogenannte Erbvergleich zu Stande: der Herzog bestätigte in diesem abermals die Rechte und Privilegien des Landes, während die Landschaft einen Teil der auf 12 Millionen angeschlagenen Schulden des Herzogs übernahm . . . Der Gewinn war auf Seiten des Herzogs. Er hatte erreicht was er brauchte, nämlich Geld; und nicht mehr dafür gegeben als bei seiner Thronbesteigung. Er band sich nach wie vor in seiner souveränen Laune keineswegs an den Wortlaut des Vertrages, und Diensthandel, Wildschaden, Frohnbauten dauerten auch später fort. Für die Durchführung und Erhaltung des Vertrages ließ er sich neuerdings bezahlen und noch später, als er mit Franziska von Hohenheim bereits verheiratet war, mußte man ihn durch große Summen von dem erheuchelten Entschlusse abbringen, eine katholische Prinzessin aus dem Hause Österreich heimzuführen. Es war keine Besserung von innen heraus, sondern nur eine scheinbare Umkehr; der Nutzen und die Notwendigkeit bewogen ihn, den Erbvertrag zu unterschreiben.

Die öffentlichen Vorgänge dieser letzten Jahre konnte der Knabe Schiller, welcher mit seinen Eltern unfern dem Schlosse wohnte, aus der Nähe beobachten, und sicher kam im Familienkreise alles zur Sprache,

was die Voraussetzung derselben bildete. Der zukünftige Dichter des Fiesco gab hier selber einen Zuschauer ab, wenn der Herzog auf dem Ludwigsburger Marktplatze von bunten Masken eine venetianische Messe abhalten ließ und sich vom Fenster des Oberamtsgebäudes aus an ihrem Anblick ergötzte. Er sah aus der Nähe oder aus der Ferne die Festlichkeiten auf dem Schlosse, bei welchen Herzog Karl oft in fünf Minuten um mehr als 50 000 Thaler Kleinodien als Geschenke unter die Damen verteilte. Er konnte auch Zeuge sein bei den Feuerwerken, welche in der Favorite veranstaltet wurden, wie bei den Wasserkünsten, zu welchen der in der Nähe der Stadt gelegene See benützt wurde, und bei den Zaubergärten, welche oft zu Karls Geburtstag, mitten im Winter und nur durch heimliches Glas vor der Kälte geschützt, in der Orangerie aus dem Boden entsprangen. Und wenn er auch nur einen Blick in diese Zauberwelt werfen durfte, so war dem in ländlicher Einfachheit und Abgeschlossenheit aufgewachsenen Knaben damit eine neue Welt eröffnet. Näheren Zutritt hatte er in dem Ludwigsburger Opernhaus, welches der Herzog als eines der größten, wenn nicht das größte im damaligen Deutschland, mit unsäglichen Kosten und in fliegender Eile auferstehen ließ. Es war nur aus Holz; aber Spiegelgläser, mit welchen die Wände, Logen u. s. w. im Innern ausgekleidet waren, täuschten im Glanz von vielen hundert Lichtern erstrahlend über das unedle Material hinweg. Die Bühne, hinten zum Öffnen eingerichtet und die freie Natur in ihren Bereich ziehend, war für Spektakel jeder Art geeignet, und oft jagten ganze Regimenter zu Pferd über sie hinweg. Die Dekorationen und die Kostüme fesselten das Auge, und die Kunst des Maschinisten sorgte für unaufhörlichen Wechsel; sie ließ zwischen lebendigen Pferden künstliche Elefanten und Löwen geschickt sich bewegen und sie belebte mittelst Flugwerken auch die höheren Regionen. Opern und Ballette, weniger die gesprochenen Dramen, von welchen sich der Herzog höchstens einmal eine französische Tragödie gefallen ließ, waren hier am besten zu sehen, und nicht auf das Dichterwort kam es an, sondern man spielte, nur wenigen verständlich, in französischer oder italienischer Sprache für das Auge und Ohr der Zuschauer. Hier wurden die Ballette Noverres, des ersten Ballettmeisters seiner Zeit, von Vestris, dem ersten Tänzer seiner Zeit, getanzt und die Opern Jomellis von berühmten Solisten und einem trefflichen Orchester unter des Komponisten eigener Leitung aufgeführt; die Dido oder der

Phaëton, zu welchen Metastasio den Text geliefert hatte, und in welchen z. B. Phaëtons Sturz von den Wolken herab, während Himmel und Erde und die Elemente in feuriger Lohe entbrannten, ein unvergeßliches scenisches Bild gaben.

Zu dieser Pracht hatten die Offiziere mit ihren Familien freien Zutritt, und oft wurde der Knabe Schiller zur Belohnung für seinen Fleiß von dem Vater mitgenommen. Da saß er, ganz Auge und Ohr! überwältigt von den mächtigen Eindrücken, welche er dann in häuslicher Stille und Sammlung alsbald nachzubilden trachtete. Denn wie er es früher dem Pfarrer abgemerkt hatte und Kanzel und Betstuhl improvisierte: so stellte er jetzt zunächst Folianten zu einer kleinen Bühne zusammen, schnitt von Papier Figuren aus und leitete sie wie Marionetten am Faden. Er hat nicht wie sein glücklicherer Freund das Puppenspiel von der Großmutter fertig ererbt, er mußte es sich selber schaffen. Bald aber wurde er es überdrüssig, durch das Sprachrohr steifer und ungelenker Puppen zu reden: es drängte ihn zur lebendigen Bühne, er wollte selber und unmittelbar seine Empfindungen ausdrücken. Schon hier meldet sich das Bedürfnis und die Gabe, welche ihm später so hohes Wonnegefühl, aber auch oft Enttäuschungen gebracht haben: andere mit sich fortzureißen, in den Dienst seiner Ideale zu zwingen. Geschwister und Schulfreunde mußten mit Hand anlegen, wenn in der Stube oder im Garten eine Bühne aufgeschlagen werden sollte, und gewiß waren nicht alle so mit Leib und Seele bei der Sache, wie die liebevolle Schwester Fine, bei welcher seit diesen zarten Tagen der Kindheit jeder Funke aus Schillers Geiste eine warme Flamme entzündete. Der junge Schiller aber sorgt für alles: er setzt die Stühle zurecht, welche das Publikum vorstellen sollen; er verteilt die Rollen; er verdirbt die schönsten Rollen durch seinen ungestümen Eifer. Bis er im 14. Jahre auf die Solitude wanderte, soll der Dichter diese theatralischen Spiele fortgesetzt haben. Nicht bloß kleine Komödien, auch Pläne zu Trauerspielen sollen auf diese Weise entstanden sein, und es ist nicht ganz unmöglich, daß schon seine ersten dramatischen Entwürfe für diese kindliche Bühne bestimmt waren.

Auf diese Weise setzte der Knabe im reiferen Alter die kindlichen Spiele fort. Das Logis der Schillerischen Eheleute lag in der Nähe des Schlosses, in dem Hause der Cottaschen Hof- und Kanzleibuchdruckerei,

mit welcher der Vater wohl durch Vermittlung des Vetters gelegentlich seiner Erstlingsschrift in Verbindung trat. Während er nun in Ludwigsburg mit besseren Hülfsmitteln seine ökonomischen Betrachtungen theoretisch fortsetzte und die letzten Stücke der „Beiträge" herausgab, deren Erscheinen der ungeduldige Verleger beschleunigte: begann der Vater zugleich auch sich praktisch mit der Baumkunst zu beschäftigen, indem er, ungefähr gleichzeitig mit dem Amtmann Kerner, eine Baumschule in dem Garten hinter dem Hause anlegte. Auch sein militärischer Wirkungskreis erweiterte sich jetzt, indem ihm am 6. September 1770 eine eigene Kompagnie zugeteilt wurde, während er bis dahin nur Titular- oder Unterhauptmann gewesen war. An behaglicher Geselligkeit hat es dem Vater Schillers nirgends gefehlt. Der Besitzer des Hauses, Christoph Friedrich Cotta, scheint nicht bloß in geschäftlichen Beziehungen zu Schiller gestanden zu haben: sondern wie später die Söhne, so verband jetzt die Väter ein engeres freundschaftliches Band. Auch in medizinischen Kreisen wußte sich der ehemalige Chirurgus, welchen das Gefühl seiner höheren Bestimmung niemals verließ, Ansehen zu erwerben: bei den Töchtern, welche dem Hauptmann während seines Ludwigsburger Aufenthaltes in den Jahren 1768 und 1773 geboren wurden, finden wir die Frau des Leibmedicus Reichenbach und die Töchter des Leibmedicus Elwert als Pathen. Mit dem ersteren war der Vater offenbar durch den Militärarzt Reichenbach bekannt geworden, welcher mit seiner Tochter Ludovike aus Schorndorf in die Residenz Ludwigsburg versetzt wurde und ein Bruder des Leibmedicus war. Am nächsten aber war der Anschluß an die Familie Hoven, welche in den letzten Jahren auch durch Hausgenossenschaft mit der Schillerischen verbunden war und außer den Eltern aus zwei Knaben und einem Mädchen bestand. Die Hoven stammten wie die Schiller von einem alten niederländischen Adelsgeschlechte ab, welches in den Zeiten Philipps II. seines protestantischen Bekenntnisses wegen nach Württemberg ausgewandert war, aber das Bewußtsein vornehmerer Abkunft zäher als die Schiller festhielt, obwohl die Familie im Laufe der Jahrhunderte immer mehr herunterkam. Ähnlich wie der Vater Schiller hatte sich auch der alte Hoven vom Fourier auf durch die militärische Laufbahn schlagen müssen, in welcher er es wie dieser bis zum Hauptmann brachte. Auch der Vater Hoven hatte die ungeduldige Art des alten Schiller, an

seinen Söhnen immer zu treiben und zu drängen, durch welche er sein altes Geschlecht wieder emporgebracht zu sehen hoffte.

Und wie die Eltern, so schlossen sich die Kinder an einander. Die Zahl der Geschwister wurde am 20. November 1768 um eine Schwester vermehrt (Maria Charlotte), welche Schiller bei seinem Abgang von Ludwigsburg zum letzten Male sah und an deren junges Leben und frühen Tod (24. März 1774) keine Erinnerung in ihm haften blieb. Zu den Spielen des Knaben treten auch die Mädchen hinzu, die Freundinnen seiner älteren Schwester Christophine. Unter diesen behielt Schiller die kleine Ludovike, die Tochter des Militärarztes von Reichenbach, noch später in freundlichem Gedächtnis, welche, eines Alters mit ihm, dem Dichter zeitlebens durch Neigung und Gesinnungsverwandtschaft verbunden blieb. Als Kind wird sie fröhlich und munter, offen und arglos geschildert; aber schon damals erregten die frühen Proben ihres Zeichentalentes die Aufmerksamkeit der Älteren, und in der Schule drängten sich die Kleinen um ihre Arbeiten wie um einen Guckkasten herum. In Ludwigsburg und später, als sie ihr Oheim zu sich nach Stuttgart nahm und zur Malerin ausbilden ließ, auf der Solitude verbrachte sie als gern gesehener Gast manche schöne Stunde in dem Familienkreis Schillers, in welchem sie die Mutter gern als ihren Liebling bezeichnete. Aus dem Kreise seiner Schulfreunde, unter welchen Schiller auch den Sohn des Leibmedicus Elwert damals schon geschätzt haben muß, stand dem Knaben keiner näher als Wilhelm von Hoven. Sieben Monate älter als Schiller, hatte er genau dieselbe Kindheit hinter sich und dieselbe Zukunft vor sich. Obwohl in der Residenz Stuttgart geboren, war auch er in ländlicher Abgeschiedenheit bei seinen Großeltern aufgewachsen und erst einige Monate vor Schillers Ankunft nach Ludwigsburg ins Elternhaus zurückgekehrt. Der Pfarrer von Zavelstein hatte ihm, wie der Pastor von Lorch dem kleinen Schiller, seit dem 7. Jahre die Anfangsgründe des Lateinischen beigebracht, ehe er kurz vor Schiller in die Lateinschule von Ludwigsburg aufgenommen wurde. Auch er war fast noch in der Wiege zum geistlichen Stande bestimmt worden und auch er predigte vom Stuhle. Beide Knaben endlich wurden unter demselben Dache von ihren strengen Vätern zum Lernen angetrieben und vom zerstreuenden Umgang mit andern möglichst ferngehalten. So schlossen sie sich innig an einander an; und um so inniger, als es

Schiller schon damals ein Bedürfnis war, streng zu wählen und sich wenigen zu vertrauen, diesen aber auch rückhaltlos und zu jedem Opfer bereit hinzugeben. Hovens jüngerer Bruder August z. B., damals noch ein wilder, leichtsinniger und mitunter roher Knabe von nicht 10 Jahren, wurde von ihm geflissentlich fern gehalten; und wer seiner Natur entgegen stand, den wußte der Knabe mit einem nicht bösartigen, aber dennoch empfindlichen Mutwillen zu necken und zu treffen. Dabei war nichts Hämisches an ihm, sondern mutig und furchtlos stellte er, wo er sich beleidigt fühlte, auch den an Kraft und Alter Überlegenen zur Rede. So verstand der lebhafte, fast übermütige Knabe seinen Genossen zu imponieren und gab bei wilden Spielen gern den Ton an. An Sonn- und Feiertagen aber wanderte er des Nachmittags unter biblischen Erzählungen der Mutter, welche die Kinder oft bis zu Thränen rührten und unwillkürlich in die Kniee sinken ließen, hinüber zu dem Liebeswerke nach Marbach, wo die Großeltern ihre letzten Jahre in kümmerlicher Not als Wächter bei dem Nikolaithore verlebten, die Herberge zum Löwen als stillen Vorwurf stets vor Augen, in welcher sie einst bessere Tage gesehen hatten. Die Pietät der Mutter gegenüber ihren Eltern hat sich dem Knaben tief ins kindliche Herz eingegraben, und es kam der Tag, an welchem die Mutter selbst der Hülfe bedurfte und der berühmte Sohn aus weiter Ferne an die Schwester schrieb: „Was hat unsere gute Mutter nicht an unsern Großeltern gethan und wie sehr hat sie ein Gleiches um uns verdient“. Der alte Kodweiß starb schon 1771 und wurde seinem Willen gemäß bei Nacht begraben; die Großmutter folgte ihm zwei Jahre später nach. In Marbach aber erinnerte man sich noch in späten Jahren des Knaben mit den rötlichen Haaren und den Roßmücken, welcher durch seine Besuche die letzten Tage der Großeltern erfreut hatte, zu denen er sich, aus echt schillerischem Ehrgefühl und nicht aus Scham, gern durch ein Hinterpförtchen schlich.

Nach einem nicht immer zuverlässigen Berichterstatter soll mit dem elften Jahre das Außergewöhnliche an Schiller hervorgetreten sein. Er habe das Ballspielen, Springen, die Possen aufgegeben und sei nun mit seinen Auserwählten in den Alleen von Ludwigsburg herumgeschlendert, Klagen über sein Schicksal ausstoßend, Gespräche über seine tiefumnachtete Zukunft wechselnd, Pläne für das künftige bürgerliche Leben schmiedend. Der Bericht klingt wenig glaubwürdig: dem frommen Sinn

des Knaben hat die sündige Residenz nichts anhaben können. Wie bei so vielen Dichtern jener Zeit steht auch in Schillers Leben das Theater neben der Kirche, die Kanzel neben der Bühne; und wenn er nun auch Komödien spielte anstatt zu predigen, so war seine alte Neigung zum Predigerstand deshalb nicht erloschen. Hat er doch einem alten Jugendfreund noch in der Zeit, als er sich lange bereits der ganzen Nation vernehmlich gemacht hatte, mit Begeisterung von dem Beruf des Religionslehrers gesprochen und den Wunsch geäußert, noch jetzt zu einer Gemeinde reden zu können. Der erste Schritt zu dem vorgesetzten Ziele war es ja auch, daß er in Ludwigsburg die lateinische Schule besuchte, für welche ihn der Pastor Moser in Lorch nicht bloß in den Elementargegenständen, sondern auch in den klassischen Sprachen vorbereitet hatte.

Von jeher haben sich die Württemberger, und mit Recht, auf ihren Schulsack etwas zu gute gehalten. Aus den klösterlichen Seminaren gingen junge Magister mit guter, nicht bloß theologischer, sondern auch philologischer Bildung hervor, welche so lang als Präzeptoren an den Lateinschulen verwendet wurden, bis sie an einer Pfarre unterkamen. Die lateinischen Schulen in Württemberg hatten einen besonders guten Ruf, und als eine der besten unter ihnen galt die Ludwigsburger unter der Leitung des Oberpräzeptors M(agister) Johann Friedrich Jahn: eines alten erfahrenen Schulmannes, welcher aus Lust und Liebe zum Unterricht das Predigtamt und die geistliche Laufbahn ganz aufgegeben hatte und bei der Schule blieb. Diese bestand, als Schiller eintrat, noch aus drei Klassen, von welchen die unterste die prima hieß; aber im Jahre 1769, während Schiller noch zu ihren Schülern gehörte, wurde sie um eine vierte Klasse vermehrt. Jede Klasse hatte einen eigenen Lehrer und nur einen einzigen Lehrer, wie ja auch der Unterricht fast nur aus einem einzigen Gegenstand, dem Latein, bestand. Jährlich zu Martini wurde die Schule von dem Spezial oder Dekan visitiert und bei Gelegenheit der Prüfung fand auch sogleich die Beförderung in die höheren Klassen statt. Nur scheinen auch tüchtige Schüler mehr als drei oder vier Jahre an der Anstalt zugebracht zu haben: Schillers Jugendfreund von Hoven z. B. gehörte ihr von 1766 bis 1771 an. Die Unterrichtsstunden begannen mit Gebet und dauerten im Sommer von 7 bis 11 Uhr vormittags und von 2 bis 5 Uhr nachmittags; im Winter be-

gannen sie vormittags eine Stunde später und schlossen nachmittags eine Stunde früher. Der Sonntag war allein dem Gottesdienste gewidmet: vormittags fand die Predigt, nachmittags die Katechisation in der Kirche statt. Den Hauptgegenstand bildete in allen Klassen das Lateinische; nur der Freitag blieb für die Muttersprache aufgespart. In der untersten Klasse lehrte ein ernster und strenger, aber gegen seine Schüler freundlicher Mann, der Präzeptor Abraham Elsäßer, das Lateinische bloß vom grammatikalischen Standpunkt aus. In der zweiten begannen die sogenannten Exerzitien; die Schüler mußten hier aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen und sich in dem Exponieren eigener Aufsätze üben. Der Lehrer, M. Philipp Christian Honold, war ein brauchbarer Schulmann, aber mehr Theologe als Philologe. Er gehörte zu den Frommen im Lande und sah weniger auf die Fortschritte im Lateinischen als auf das christliche Betragen der Schüler und auf den Besuch der Predigt und der Katechisation. Die letztere verpflanzte er an Stelle des deutschen Unterrichts aus der Kirche in die Schule, indem er Freitags nicht bloß geistliche Bücher vorlesen sondern auch geistliche Lieder auswendig lernen ließ und die Unfleißigen empfindlich strafte. In der dritten Klasse traten dann zu dem Latein, welches immer noch der Hauptgegenstand blieb, als Vorbereitung auf die gelehrten Studien, unter welchen ja die theologischen fast ganz allein in Betracht kamen, das Griechische und Hebräische hinzu. Von diesen beiden Gegenständen wurde sicher nicht viel mehr als die ersten Anfangsgründe gelehrt; doch vermochte Schiller bei seinem Abgang von der Schule aus dem Neuen Testament, wohl der einzigen Lektüre in griechischer Sprache, zu übersetzen, und es war bei ihm ein so guter Grund gelegt, daß er an der Militärakademie sofort einen Preis im Griechischen erhielt, welcher sich später nicht mehr wiederholte. In dieser dritten Klasse unterrichtete der Oberpräzeptor Jahn selber; kein kalter, rauher, mürrischer Polterer, wie ihn Petersen schildert, sondern ein würdiger Mann von ruhigem Ernste, welcher die Fähigkeiten seiner Schüler genau zu beobachten und abzuschätzen und durch seine konsequente Methode die schwächeren wie die stärkeren gleichmäßig und unvermerkt zu fördern verstand. Er faßte bei jeder Klasse den Durchschnitt ins Auge und war bemüht, alle Schüler auf die gleiche Höhe zu bringen. Der Ruf eines regelfesten und verdienten Linguisten ging ihm voraus, und er war in allen drei

Sprachen gleich sattelfest. Aber nach dem gewichtigen Urteil Schubarts sah er weniger auf das rein Sprachliche, das Übersetzen in das Lateinische, als auf die Lektüre. Er las mit seinen Schülern nicht bloß Auszüge aus den besten lateinischen Prosaikern, wobei die in den Trivialschulen eingeführte collectio auctorum latinorum zu Grunde gelegt worden zu sein scheint; sondern auch die Dichter: Ovids Tristia, Virgils Aeneide, die Oden von Horaz wurden Schiller schon in der Schule bekannt. Dabei war des Lehrers Augenmerk eben so sehr auf das kritische und ästhetische als auf das bloß sachliche Verständnis gerichtet und keineswegs auf das Sprachliche beschränkt. Er benützte vielmehr bei der Erklärung jede Gelegenheit, um geographische, historische und andere Realien mitzuteilen und so die übrigen Gegenstände, welche im Lehrplan nicht vertreten waren, an die Lektüre der Alten anzuknüpfen. Der selbständige Unterricht in der Geschichte, bei welchem Schröckhs Lehrbuch zu Grunde gelegt wurde, kam über Karl den Großen nicht hinaus; die Logik wurde nach einem aus den besten Autoren genommenen Auszug gelehrt. Schiller muß zu der Zeit Jahns Schüler gewesen sein, in welcher dieser (1771) einem Ruf des Herzogs an die Solitude folgte, und er muß auch den Unterricht seines Nachfolgers, des Oberpräzeptors Winter, genossen haben. In der neu eingerichteten vierten Klasse war dann wohl M. Johann Ulrich Schwindrazheim sein Lehrer, welcher den stolzen Titel „Professor der höheren Klasse" führte, und dessen Begabung für die komische Dichtung sein Schüler später eben so willig als B. Haug anerkannte: aber auch dieser Lehrer hatte, wie Schiller später als Rezensent der Kasualgedichte des Lehrers bedauert, seine Zeit nur dem Studium der Alten gewidmet und die Neueren ganz links liegen gelassen, auch noch bevor er als Pfarrer in Gomaringen versauerte.

Dieser Schule gehörte Schiller wohl vom Jahre 1768 bis 1772 an: also von seinem neunten bis dreizehnten Lebensjahre. An Fleiß ließ er es nicht fehlen: er gewöhnte sich am frühen Morgen aufzustehen und seine Lektionen zu repetieren; nicht selten, wenn die Stunde schlug ehe das Frühstück fertig war, lief er mit nüchternem Magen in die Schule. Die Lehrer erkannten denn auch seinen Fleiß an, nur dem immer treibenden Vater konnte er nicht genug thun, so viel auch die kindliche Ehrfurcht über ihn vermochte. Nicht genug, daß der Sohn in der Schule

und für die Schule lernte: er sollte sich auch außer der Schulzeit, anstatt zu spielen, an den Vater anschließen und aus seinem Umgang profitieren; und wenn ihn der Vater ohne Buch oder müßig sah, gab es Scheltworte oder eine noch empfindlichere Strafe. Auch in der Schule war damals die Prügelstrafe noch herrschend. Namentlich der frömmelnde Honold erteilte denen, welche die geistlichen Lieder nicht auswendig gelernt hatten oder es in den Katechisationen an Fleiß fehlen ließen, zwar an dem heiligen Freitag eine bloße Rüge, aber dafür in der unheiligen Lateinstunde am folgenden Tag um so gewisser die verdienten Prügel. Schiller selbst und sein Freund Elwert wurden als Sekundaner einstmals von ihm mit dem Durchpeitschen bedroht, wenn sie auch nur ein Wörtlein von dem Katechismus fehlen sollten, welchen sie in der Kirche herzusagen hatten: die Kräfte wachsen in der Not, und als sie ihre Aufgabe trotz aller Beklemmung und allem Zittern dennoch ohne Anstoß zu stande gebracht hatten, erhielten sie anstatt der Schläge je zwei Kreuzer zur Belohnung. Schlimmer ging es ein andres Mal ab, als Schiller von seinem Lehrer W(inter?) noch in der obersten Klasse aus bloßem Mißverständnis Stockstreiche über sich ergehen lassen mußte, deren Wirkung noch nach einigen Tagen an seinem Körper zu erkennen war und die er sicher weniger aus der gutmütigen Überzeugung von der Wohlmeinung des Lehrers als aus Scham und Ehrgefühl vor seinem Vater verheimlichte; wie er später seinen Carlos unter unbarmherzigen Streichen die Zähne in empörtem Stolze knirschend an einander schlagen läßt. Hatten hier Vater und Lehrer guten Grund, über einen Zug von Herzensgröße zu staunen, so ist uns doch ebenso glaubwürdig verbürgt, daß das schüchterne, ungewandte und linkische Wesen in vielen andern Fällen dem jungen Schwaben von Eltern und Lehrern mit Püffen und Ohrfeigen ausgetrieben werden sollte und eben dadurch nur immer mehr zunahm. Und doch war Schiller, dank seinem Lorcher Lehrer, bald einer der Ersten in der Klasse und ist immer unter den Vordersten geblieben. Ohne Spuren einer außergewöhnlichen Begabung seinen Lehrern oder Mitschülern zu verraten, welchen dafür vielleicht auch nur das Auge fehlte, fiel er doch schon damals durch seine leichte Auffassung auf; und wenn er, wie ein Zeuge tadelnd berichtet, nur in der lateinischen Sprache Hervorragendes geleistet hätte, so war das just so viel, als an einer württembergischen Lateinschule damals gefordert wurde. Nach dem Zeugnis, welches ihm sein

ehemaliger Lehrer Jahn bei der Aufnahme in die Akademie auf der Solitude ausstellte, verstand er aus dem Lateinischen und Griechischen (dem Neuen Testament) mit ziemlicher Fertigkeit zu übersetzen und hatte auch einen guten Anfang in der lateinischen Poesie gemacht. Nur die Handschrift blieb sehr mittelmäßig: für die äußere Form besaß er kein Auge.

Diese Censur wird durch noch vorhandene Dokumente vollinhaltlich bestätigt. Es liegt uns ein Glückwunsch vor, welchen Schiller für seine Eltern zu Neujahr 1769 aus deutschen Versen in lateinische Prosa übersetzt hat. Wie Schubart seinen schwäbischen Schülern in die Feder diktierte, so rühren ohne Zweifel auch diese deutschen Verse nicht von Schiller selbst her, sondern sie sind ein Diktat, welches er in das Lateinische zu übertragen hatte. Die Übersetzung bindet sich nur in Bezug auf die Wortstellung sklavisch an den deutschen Text; in Bezug auf den Stil fehlen freiere Wendungen nicht: Schiller verändert, verdeutlicht oder verstärkt auch wohl den deutschen Ausdruck. Zwei Jahre später (1771) nahte er sich wieder mit einem Glückwunsch in lateinischer Prosa: diesmal bedarf er keiner deutschen Vorlage mehr, er bewegt sich freier und zuversichtlicher, der Ausdruck ist gewählter und klingt gelegentlich an die Lektüre von Ovids Tristia an; nur die Wortstellung ist immer noch linkisch und unlateinisch. Von der selbständigen lateinischen Prosa macht er dann den dritten Schritt zu lateinischen Versen: wie der erste uns von Goethes Hand erhaltene Vers ein lateinischer Hexameter ist, so beginnt auch Schiller mit Distichen in lateinischer Sprache, als ob in diesen letzten und höchsten Ausläufern unserer Renaissancedichtung der litterarhistorische Zusammenhang mit der neulateinischen Dichtung wenigstens noch durch einen dünnen Faden gekennzeichnet werden sollte. Nicht etwa aus Neigung, sondern auf Gebot hat Schiller diese carmina gedichtet. „Keine Landschule in Württemberg, in der nicht jeder Schüler seine Würdigkeit zur Beförderung auch durch einen fließenden lateinischen Vers darthun müßte." Er begann unter Anleitung Jahns, der selber den Ruf eines gewandten lateinischen Versifikateurs hatte, lateinische Prosasätze in Distichen einzurenken und übertraf bald alle seine Mitschüler an Emsigkeit in eigenen lateinischen und bald auch in deutschen Versen. Mit staunenswerter Leichtigkeit soll er ganze Seiten lateinischer Distichen in wenig Stunden fertig gebracht haben und wegen lateinischer disticha, carmina, epistolæ u. s. w. mit seinem Lehrer Jahn (wir wissen nicht wie?) in

Kollision geraten sein. Uns ist außer einem wortspielenden Pentameter aus dem carmen, mit welchem er den Nachfolger Jahns, den Oberpräzeptor Winter, beim Antritt seines Amtes begrüßte, nur ein einziges dieser carmina aus dem Herbst desselben Jahres (28. Septbr. 1771) erhalten. Es ist dem Spezial Zilling von Ludwigsburg gewidmet, welcher bei den jährlichen Prüfungen präsidierte, zu Martini die Schulen inspizierte und den Kindern auch den Konfirmationsunterricht erteilte: übrigens eine stadtbekannte und viel verlachte Persönlichkeit, von welcher eine Menge Anekdoten herumliefen. Ein geborener Bäckerssohn hatte er es bis zum Spezial (d. h. Superintendenten) gebracht und trug nun seine Würde mit so gespreizter Pedanterie zur Schau, daß er bei der Schulvisitation die Grüße der Lehrer je nach ihrer Rangstufe bedankte und selbst von seinem Bruder, welcher ihm als Küster diente, den Chorrock nie ohne Bücklinge entgegennahm. Auf der Kanzel war er ein strenger Eiferer: nicht bloß daß er alle unschädlichen weltlichen Freuden, wie Tanz, Maskenball und selbst das Theater, in den Abgrund der Hölle donnerte; er hatte noch seinen besonderen Zahn auf das Militär und die Offiziere, die ihm seinen Groll mit manchem lustigen Streich vergalten. Während er keinen Anstand nahm, private Verhältnisse auf der Kanzel unsanft zu berühren, ließ er es an zuckersüßer Schmeichelei und ausgedehnten Komplimenten nicht fehlen, wenn einmal zufällig Prinzen in seine Predigt kamen. Gegen den Musiker und Dichter Schubart, mit welchem er dadurch übereinander geraten war, daß die Bewohner von Ludwigsburg dessen Orgelspiel seiner Predigt vorzogen, hat er sich scheinheilig und boshaft genug betragen. Er war der direkte Gegensatz in allem und jedem zu dem würdigen Pfarrer von Lorch und konnte das Vorbild für den eifernden Pater in den Räubern abgeben, welcher gegenüber dem Pastor Moser die Kehrseite der württembergischen Geistlichkeit zeigt . . . Diesem eitlen und selbstgefälligen Mann, für welchen kein Titel zu lang und keine Anrede schmeichelhaft genug war, hatte der junge Schiller für die erwünschte Bewilligung der Herbstferien im Namen der Schule zu danken. Recht im Gegensatz zu dem rastlosen Vater führt der genußfreudigere Sohn an einer Reihe von Beispielen aus der Natur, der Mythologie und der Geschichte (die letzteren liefert ihm bereits Plutarch) den Gedanken aus, daß man nicht immer fleißig sein könne, sondern daß Arbeit und Ruhe im Leben abwechseln

müßten. Indem er seinem Gönner samt Gemahlin ein langes und glückliches Leben wünscht, empfiehlt er seine Verse einer günstigen Beurteilung — aber gerade mit den letzten Worten hätte er, durch ein leidiges Mißverständnis einer Ciceronianischen Phrase, dieselben leicht übel anschreiben können. Sie verraten in jeder Zeile, fast in jeder Wendung den Einfluß der lateinischen Dichter, welche Schiller auf der Schule gelesen hat: vor allem von Ovid, Virgil und Horaz; aber auch Tibull und Properz klingen an, welche Schiller vielleicht aus einer Anthologie oder Chrestomathie kennen lernte. Der Einfluß dieser Dichter zeigt sich weniger im Stil des Ganzen als in einzelnen Phrasen und Wendungen, aus welchen Schillers carmen ziemlich mechanisch zusammengeschweißt ist. Die Disposition ist auch hier eine glückliche; die Verse sind ihrem Baue nach trotz einigen argen Verstößen gegen die Quantität regelmäßiger als Schillers um zehn Jahre spätere deutsche Hexameter. Daß Schiller in einem und demselben Jahre zweimal bei feierlichen Gelegenheiten als Poet vortreten mußte, daß Jahn in jenem Zeugnis seinen guten Anfang in der lateinischen Poesie ausdrücklich betont, beweist uns zur Genüge, wie sehr er seinen Lehrern und Mitschülern mit denselben imponierte.

Über den Zeitpunkt, in welchem Schiller von der lateinischen Schuldichtung zur Dichtung aus eigenem inneren Drange und in seiner deutschen Muttersprache vorgeschritten sein soll, ist eine nähere Auseinandersetzung notwendig. Das Erwachen des Dichtergeistes in Schiller hat ein Jugendfreund mit jener oben erzählten Scene in Verbindung gebracht, welche sich „um 1768“, d. h. wohl im Jahre 1769, als Schiller in der Sekunda bei M. Honold in die Schule ging, ereignet hat. Schiller und Elwert, auf welchen letzteren der Bericht zurückgeht, haben sich mit Angst und Mühe durch pünktliche Hersagung des Katechismus je 2 Kreuzer erworben und wandern nun selbander vor die Stadt, um sich auf Kosten ihrer geringen Barschaft gütlich zu thun. Aber auf dem Schlößchen Harteneck ist Milch nicht zu haben, und für Brot und Käse reicht das Geld nicht aus. Hungrig wandern sie weiter nach Neckarweihingen, wo ihnen in einer reinlichen Schüssel mit silbernen Löffeln Milch kredenzt wird, und obendrein ein Rest des Geldes für Johannistrauben übrig bleibt. Auf dem Rückwege besteigt der kleine Schiller einen Hügel außerhalb des Dorfes, von welchem er Harteneck und Neckarweihingen überschauen konnte, und spricht über den Ort, der ihnen

die Labung versagt, seinen Fluch, über den andern seinen tiefgefühlten Segen aus. Offenbar schwebten ihm dabei die Worte der Bibel vor (Buch Deuteronomium, 11. Kap., 29. V.): „Wenn dich der Herr, dein Gott, in das Land bringt, da du einkommst, daß du es einnehmest, so sollst du den Segen sprechen lassen auf dem Berge Grisim und den Fluch auf dem Berge Ebal"; nach welchem Moses später (27. Kap. 11. V.) gebietet. Bekanntlich sind ähnliche Parallelismen auch sonst der Bibel geläufig (vergl. Buch Josua, 8. Kap., 30.—35. V.). Der auffallende Umstand, daß ein Kind von 9 Jahren eines so hohen Pathos fähig war, erklärt sich demnach ziemlich einfach: es ist biblische Extase, welche den jungen Schiller hier fortreißt, während ihm die Gabe poetischer Improvisation auch für die Folgezeit versagt blieb. Die Erzählung ist uns wertvoll, als ein Beweis für die Thatsache, daß Schillers dichterische Begeisterung seiner religiösen Anlage entstammt und sein dichterisches Pathos dem biblischen entquillt. Die erste Dichtung Schillers aber können wir in diesem Erguß nicht erblicken.

Zum andern Male überkommt ihn dieselbe Stimmung, als er im Begriffe steht, das Taufgelübde in der Konfirmation (am Sonntag Quasimodogeniti, 26. April 1772) zu erneuern. Man weiß, wie tief der Eindruck dieser religiösen Feierlichkeit in evangelischen Herzen wurzelt: zu dem, was er willenlos in der Taufe zugestanden hat, bekennt sich der Gläubige hier mit Bewußtsein und freiem Entschlusse. Auch später, wie Schillers Gattin erzählt, wirkte die Schilderung des Zustandes ergreifend, in welchem er in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen wurde. Gerade vor diesem feierlichen Augenblicke bietet uns Schiller das Bild eines rechten Schwaben. Wie trostlos förmlich wendet er sich unter dem 21. April 1772 in dem ersten von ihm erhaltenen Briefe an seine Taufpathin Stoll! Seine Empfindung staut sich und kommt nicht heraus; er stockt und ist am Ende in Gefahr, den heiligen Augenblick gleichgültig zu verbummeln. Seine Mutter sieht ihn am Tage vor der Konfirmation auf der Straße herumschlendern und ermahnt ihn eindringlich, sich den Ernst der bevorstehenden Handlung zu vergegenwärtigen. Dies wirkt, und sofort ist die Eisrinde um sein Herz gebrochen. Jetzt strömt die Empfindung voll und umgehemmt heraus und ergießt sich in Versen, welche der Konfirmand an sich selber richtet: der echte und wahre Schiller redete in ihnen offenbar dem kalten und teilnamslosen ins Gewissen. Und als er

die Verse dem Vater überbringt, ruft ihm dieser, überrascht durch die unerwartete Feierlichkeit und Weichheit seines Wesens, entgegen: „Bist du närrisch geworden, Fritz?"

Es ist von Wichtigkeit festzustellen: außer den Berichten über diese religiösen Improvisationen besitzen wir kein weiteres Zeugnis, daß Schiller vor dem Jahre 1772 aus innerem Drange zur Dichtung in deutscher Sprache gegriffen hätte. Das ist deshalb von Bedeutung, weil spätestens in das Jahr 1771 Schillers Bekanntschaft mit dem Dichter des Messias fallen muß.

Diese Bekanntschaft verdankte Schiller, wie so manches andere, seinem Landsmanne Ch. F. Daniel Schubart, mit dessen Schicksal das seinige später so manche Ähnlichkeit hatte. Schubart war der Sohn eines Präzeptors und Musikdirektors aus der freien Reichsstadt Aalen in Schwaben. Seinen gesunden und kräftigen Anlagen ist leider eine heilsame Erziehung und Selbstzucht immer versagt geblieben. In der Kindheit faul und träg, gewöhnt er seine sinnlich-musikalische Natur an die unbeschränkte Herrschaft wechselnder Stimmungen und Launen. Auf der Schule trieb er Allotria, auf der Universität begann er als Kandidat der Theologie sein lüderliches Leben. Unstät wandert er dann von einem Ort zum andern; am liebsten mit den unteren Volksklassen, wie Soldaten und Handwerksburschen, im Verkehr; allen Leidenschaften wehrlos preisgegeben, zwischen auffahrendem Trotze und weichlicher Reue hin und her geworfen, „gleich fähig zum Engel wie zum Teufel, aber immer hellauf!" Das quälende Gewissen, welches ihn mit wahren Zerrbildern seiner eigenen Sündhaftigkeit verfolgte, macht ihn zur tragischen Figur; die Gabe, sein Leid als Improvisator in kräftigen Worten und beweglichen Tönen auszudrücken, macht ihn zum Poeten und Künstler. Seine sanguinischen Ideale hängen ihm immer zu hoch, aber sie sind an sich unverächtlich: der Haltlose und Charakterlose hatte zeitlebens keinen andern Wunsch als „ein ganzer Kerl" zu werden. Unberechenbar und ohne Ausdauer schien er zu geregelter Thätigkeit ebenso ungeschickt wie zu ordentlichem bürgerlichen Leben: aber der geniale Vagabund wußte als Präzeptor in Geißlingen manchen guten Gedanken und manches bewegliche Wort in den Kopf und in das Herz seiner Lateinschüler zu senken und mußte sich nebenbei als Organist mit selbstgedichteten Leichen- und Hochzeitsliedern die Kehle trocken und heiser singen. Auf Empfehlung des

Schriftstellers B. Haug, welcher von 1766 bis 1773 infolge höchster litterarischer Aufträge in Ludwigsburg lebte, kam Schubart im Jahre 1769 nach Ludwigsburg, in der doppelten Stellung eines Organisten und Musikdirektors. Als Organist der Stadtkirche bekleidete er ein geistliches Amt und war er der Untergebene des Spezials Zilling, welchem die Ader schwoll, wenn Schubart nach dem Gottesdienste aus dem geistlichen Ton in weltliche Orgelphantasien überging, und die Ludwigsburger nun scharenweise die während der Predigt des Spezials leergebliebene Kirche füllten. Als Musikdirektor dagegen verkehrte er im weltlichen Frack unter den Hofleuten, welche ihn seiner geselligen Kunst wegen gern bei der Tafel übersatt werden ließen. Wohl und sicher gefühlt hat er sich in diesen Kreisen aus einer gewissen prophetischen Scheu niemals; wenn er sich gelegentlich dem Herzog oder dem Grafen Montmartin (man denke an den Vetter Schiller) mit tiefen Bücklingen zu einer Professur oder einem Gesandtenposten empfahl, so warnte ihn doch ein richtiger Instinkt „vor den Donnerkeilen in der Hand des Jupiters“ und riet ihm, seinem Fürsten lieber aus der Entfernung als in der Nähe zu dienen. Der Sünder hatte eine feine Witterung für jeden Geruch der Sünde und wußte recht gut, daß ihm die Selbstbeherrschung fehlte, das, was er selber verübte, an dem Nachbarn ungestraft zu dulden. Immer juckte ihn die Hand nach der Feder: einmal machte er eine Satire auf einen Hofmann, dann wieder parodierte er die Litanei, und wer weiß was unter den „Schartecken“ verstanden war, durch welche er sich die meisten Feinde machte. Dazu kam sein eigenes wüstes Familienleben, welches durch Trunksucht, Ehebruch und folgenschwere Beziehungen zu den galanten Damen des Hofes entstellt wurde und dem Musikdirektor schon früher eine längere Kerkerhaft eingetragen hatte, ehe er am 21. Mai 1773 vom Herzog nicht bloß die Entlassung aus dem Dienst sondern das consilium abeundi aus Württemberg erhielt. Schiller erfuhr von diesem letzten Skandale auf der Militärakademie kaum etwas: aber Schubart muß ihm in Ludwigsburg als populäre Figur öfter begegnet sein, und da er vor den Offizieren der Garnison ästhetische Vorlesungen hielt, wird der Vater Schiller ebensogut wie der Hauptmann von Hoven sein Zuhörer gewesen sein.

Dieser unheilige Mann nun wurde in Schwaben der Verkündiger und Apostel des Messiasdichters, dessen Haupt nicht bloß mit dem dich-

terischen Lorbeer, sondern auch mit der biblischen Palme geschmückt war. Als ein leicht entzündlicher und enthusiastischer Mann hatte Schubart früh an Klopstock Feuer gefangen, welcher ihm als einer der größten, erhabensten, frömmsten, göttlichsten Menschen erschien, die je gelebt haben. Wie er später in Augsburg den Messias öffentlich vorlas und selbst bei den niedrigen Klassen eine allgemeine Begeisterung für ihn entzündete, so wird das auch bereits hier in Ludwigsburg geschehen sein. Schubart selbst berichtet an Klopstock, in Ludwigsburg seien Handwerksleute, welche den Messias anstatt eines Erbauungsbuches brauchen und nach der Bibel kein christlicheres Buch kennen als dieses. Mehr als die Kunst des Dichers wirkte auf die Schwaben der religiöse Stoff, und sie lasen den Messias mehr als ein Produkt der höchsten Andacht denn als das Meisterstück eines Originalgenie. Sie sollten nun auch die Oden und die kräftigen prosaischen Aufsätze des Meisters kennen lernen, welche, in norddeutschen Zeitschriften zerstreut, in Schwaben kaum bekannt oder schwer zugänglich geworden waren. Wie gleichzeitig in Darmstadt ein empfindsamer und feingebildeter Zirkel eine unrechtmäßige Sammlung veranstaltete, so machte Schubart durch seine Sammlung der „kleinen poetischen und prosaischen Werke“ auch den Lyriker Klopstock bei den Schwaben populär, welchem er freilich manches unbedeutende Stück irrtümlich zuschrieb. Bei der tiefen Wirkung, welche Klopstock in Schwaben bis auf die unteren Schichten ausübte, erscheint es völlig ausgeschlossen, daß Schiller ihn nicht noch in demselben Jahre 1771 kennen lernte, in welchem Klopstock selbst eine rechtmäßige Sammlung der Oden folgen ließ. Seine Schwester Christophine erzählt uns, daß er Klopstock sogleich auch mit Eifer seinen Angehörigen empfahl und daß der Messias und die Oden die ersten Dichtungen gewesen seien, die ihn befruchteten. Der Dichter, welcher den Schleier aus der Hand der Religion empfangen hatte und die tiefsten religiösen Empfindungen zum Gegenstande der Poesie machte, dessen Pathos am meisten an den Ton erinnerte, welcher bei feierlichen Augenblicken in Schillers Vaterhause herrschte, wurde Schillers erstes großes Vorbild. Wie Goethe so geht auch Schiller von der Nachahmung Klopstocks aus.

Schillers Neigung zur Dichtung hat sich schon in Ludwigsburg deutlich ausgesprochen und nach dem Bericht derselben Zeugin waren seine ersten Versuche einige Gedichte in Klopstockischer Manier: dem

Lyriker scheint er zuerst nachgefolgt zu sein. Aus seinem vierzehnten Jahr ist uns heute noch der Hymnus „An die Sonne“ erhalten: er ist in derselben reimlosen antiken Strophenform gedichtet, in welcher Klopstock seine Oden an Ebert und Giseke gesungen hat. Die Verherrlichung Gottes in den Werken der Natur war ein beliebtes Thema der christlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts: lehrhaft bei Brockes; beschreibend bei dem Engländer Thomson; psalmodierend dann bei den Bremer Beiträgern, unter welchen besonders Cramer und J A. Schlegel niemals müde wurden, erfährt dasselbe Motiv die verschiedenste Behandlung, ehe es durch die Oden aus Klopstocks zweiter Periode zur mächtigsten Wirkung gelangt. Wie Klopstock den Schöpfer in seinen Gestirnen feiert, so besingt Schiller, nicht ohne Anklänge an Thomsons Hymnus auf die Sonne, die strahlende Tochter des Himmels. Von der Schilderung des Sonnenaufganges und der belebenden Wirkung der Sonne auf alle Geschöpfe geht er aus, sinkt dann anbetend vor dem Schöpfer in die Kniee und folgt endlich der fortschwebenden Sonne, welche Thronen und Länder überdauert, auf den Flügeln der Phantasie bis in die fernste Zukunft, bis an das Ende und den Untergang der Welt. An das Nahe und Gegenwärtige, an das Bild eines bestimmten Morgens, welchen er sinnlicher als sein Vorbild schildert, knüpft er so in Klopstocks Weise das Entfernteste und Zukünftigste. Und während der Gedanke der alles überschauenden und alles überdauernden Sonne, welcher später den „Spaziergang“ so herrlich abschließen sollte, für diesmal bloß gestreift wird, klingt das ganze Gedicht in die biblische Vorstellung vom Weltende und Weltgericht aus, mit welcher sich die Phantasie des Klopstockjüngers damals am liebsten beschäftigte . . . Vielleicht daß unter den klopstockisierenden schwächeren Stücken der Anthologie noch eines oder das andere über die Akademiezeit zurückreicht? Wir wissen nur, daß Schiller Klopstock damals auch als Dramatiker zum Vorbild nahm, während er sich an den Epiker, den Dichter des Messias, erst später heranwagte.

In drei auf einander folgenden biblischen Dramen (der Tod Adams 1757, Solomo 1764, David 1772) hatte Klopstock der deutschen Welt das Beispiel eines christlichen Sophokles geben wollen. Schiller, welcher als Knabe mit religiösem Pathos zu predigen und in Ludwigsburg Komödie zu spielen gelernt hatte, vereinigte beides und befriedigte beide Neigungen auf einmal, indem er auch auf dieser Bahn dem verehrten

Meister nachfolgte. In seinem dreizehnten Jahr ist ein Trauerspiel „die Christen" entstanden; die Religion, welche ihre Anbeter auf dem einstürzenden Holzstoß beseligt, ist in den Jugendaufsätzen Schillers ein beliebtes Bild für die stoisch sich aufopfernde, das Leben verachtende Tugend, welche er auch an den Heiden Indiens und an den alten Germanen früh bewundern gelernt hatte. Die Hoffnungen, welche dem Christen auch jenseits des Grabes blühen und ihn den Tod mit standhaftem Mut ertragen lehren, fand er in einer kräftigen Ode der Schubartischen Ausgabe angeblich von dem Meister selbst besungen. Dazu kam, daß auch die französische und französierende Tragödie der Zeit die Martyrien liebte, welche christlich begeisterte Leser und Zuhörer fanden, obgleich Lessing in der Dramaturgie über den französischen und deutschen Corneille ein strenges Gericht hatte ergehen lassen. Auf Klopstocks „Salomo" und „David", läßt Schiller, auch seinerseits vom Vater zum Sohn weiterschreitend, einen „Absalon" folgen: recht im Sinne Klopstocks sah er an diesem Helden nur den ungemessenen Durst nach Ruhm, Ehre und Herrschsucht; er wollte in ihm einen Abtrünnigen zeichnen, gerade wie Klopstock die Eroberer brandmarkte und in einer von Schubart nicht ohne Bedeutung an die Spitze des prosaischen Teiles gesetzten Betrachtung den Apostaten Julianus an den Pranger stellte. Selbstaufopferer waren die Helden, Tyrannen die Angefeindeten schon in diesen beiden ersten Dramen Schillers.

Inzwischen war die Zeit herangekommen, in welcher Schiller dem Vaterhause lebewohl sagen und in die Fürsorge des Staates übergehen sollte. Der Weg zu seinem selbstgewählten Berufe war ihm durch die Verhältnisse des Landes genau vorgezeichnet, welche jedem Bürgerssohne das theologische Studium ermöglichten, indem der Staat vom 13. oder 14. Jahre an seine Versorgung und Erziehung übernahm. Aus der Lateinschule kamen die Aspiranten zunächst in die sogenannten niederen Klosterschulen (Denkendorf oder Blaubeuren), aus welchen sie nach zwei Jahren in die höheren (Bebenhausen oder Maulbronn) übertraten, um endlich im fünften Jahre das Tübinger Stift zu beziehen. Dort hatten sie zunächst in einem zweijährigen philosophischen Kursus die philosophische Magisterwürde zu erwerben, ehe sie ihre wissenschaftliche Vorbereitung mit einem dreijährigen theologischen Studium zum Abschluß brachten. Nach der Probepredigt und dem theologischen Examen wurden sie dann entweder am Stifte selbst als Repetenten oder an einer der zahlreichen Latein-

schulen des Landes als Präzeptoren angestellt, andere auch wiederum als Vikare und Hofmeister untergebracht, ehe sie nach und nach in die erledigten Pfarrstellen vorrückten. Voraussetzung für die neunjährige theologische Laufbahn war aber nicht bloß das glücklich bestandene Examen an der lateinischen Schule; sondern die Kandidaten mußten sich auch fünf Jahre hindurch, vom 10. bis 14. Jahre, dem sogenannten Landexamen unterziehen, welches alljährlich im September vor dem Konsistorium in der Hauptstadt Stuttgart mit großer Förmlichkeit abgehalten wurde. Auch unseres jungen Schillers Herz klopfte viermal (1769—1772) ungestüm dem „grimmen" Landexamen entgegen, und der helle Schweiß tropfte ihm aufs Buch, sobald der Rektor seinen Namen aufrief. Die noch erhaltenen Zeugnisse, welche ihm im Namen der Kommission der Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, ausstellte, beweisen, daß er diese Prüfungen trotz aller Angst wohl bestanden hat. Er erhielt in allen drei Sprachen jedesmal die beste Fortgangsklasse, das doppelte aa; er wird als Jüngling bonæ spei bezeichnet, und in den üblichen negativen Wendungen, welche ohne individuellere Charakteristik bloß die Fortgangsklasse umschreiben, wird kundgegeben, daß er auf dem Wege der Wissenschaften „nicht ohne Glück" vorgeschritten und hinter seinen Mitschülern nicht zurückgeblieben sei . . . Ehe er sich aber, wie es üblich war, zum fünftenmale der Kommission stellte, trat ein Ereignis ein, welches seiner Zukunft eine völlig veränderte Richtung gab.

Der Herzog von Württemberg hatte an die öffentlichen Lehrer des Landes die Aufforderung ergehen lassen, ihm die fähigsten unter den Schülern für seine neue Pflanzschule auf der Solitude zu empfehlen. Namentlich auf die Söhne der Offiziere und Beamten war es dabei abgesehen, auf welche durch einen Wunsch von oben am leichtesten einzuwirken war, namentlich wenn sie bei mehreren Kindern um die Versorgung bekümmert waren. So war schon im Juni 1771 der Vater Hovens mit seinen beiden Söhnen auf die Solitude gewandert, in der Absicht, den jüngeren dem Willen des Herzogs zum Opfer zu bringen: der Herzog aber, welchem an seiner neu eingerichteten Schule gerade die älteren und reiferen fehlten, behielt sie zum Schrecken der arglosen Mutter beide zurück. Dabei ging alles ganz ohne äußeren Zwang ab: der Herzog erkundigte sich in Gegenwart des Vaters bei dem Oberpräzeptor Jahn, welcher als erster Professor soeben Knall und Fall an die neue

Schule berufen worden war, gnädigst nach den Fortschritten des älteren Bruders; verlangte ihn dann gleichfalls zu sehen, fragte ihn mit gewinnender Herablassung und Leutseligkeit, wie es ihm auf der Solitude gefalle, und als der bethörte Knabe bejahend antwortete, schnitt der Herzog alle weiteren Einwendungen des Vaters ab und gestattete dem Sohne nicht einmal von seiner Mutter Abschied zu nehmen. Auf gleiche Weise erfuhr der Herzog anderthalb Jahr später von dem guten Fortgang des jungen Schiller. Obwohl der Fall bei dem einzigen Sohn ein schwierigerer war, ließ der Herzog doch den Hauptmann Schiller sogleich vor sich kommen, erbot sich geradezu den Sohn auf eigene Kosten in seiner Akademie erziehen zu lassen und erkundigte sich sogleich, was der Knabe studieren wollte. Der Vater, für die hohe Gnade dankend, glaubte der Schlinge ohne direkte Ablehnung entgangen zu sein, indem er erwiderte: sein Sohn wolle Theologie studieren; denn er wußte wohl, daß die herzogliche Schule dem Tübinger Stift keine Konkurrenz machte. Aber der Herzog, welchem ein Beruf wie der andere galt, konnte darin kein Hindernis sehen: er verlangte, daß der Sohn eine andere Wissenschaft wähle und legte sogleich die Jurisprudenz nahe, wie es ihm ja wirklich an gebildeten Beamten am meisten gebrach. Der Vater erfuhr zu Hause, welche Überwindung dieser Entschluß seinen Sohn kostete, der eine liebgewordene Aussicht mit Energie behauptete und dem der Übergang von einem Ding zum andern niemals ohne einen schweren Ruck gelang. Zudem war der Stand der Juristen in Württemberg, wo meist halbgelehrte Schreiber ihre Dienste versahen, in weit geringerer Achtung und Ansehen als die Theologie. Er wagte es, sich nicht mehr zu melden, ob vielleicht damit die Sache abgethan sei. Aber der Herzog ließ seinen Offizier zum andern Male rufen und drang noch zweimal auf eine bestimmte Erklärung. Jetzt stand die herzogliche Ungnade bevor und mit dieser die Existenz der ganzen Familie auf dem Spiele: es blieb nichts übrig, als sich in den Willen des Herzogs zu fügen und ja zu sagen. So war Schiller nunmehr, wie sein Freund Hoven, welcher den Ruck weniger empfand, zum Juristen bestimmt. Am 17. Januar 1773 sagte er dem Vaterhause lebewohl, gewiß nicht weniger innig und warm als später sein schuldbeladener Held Karl Moor. Im blauen Röcklein, mit 43 Kreuzern in der Tasche, die spärliche Wäsche und 15 lateinische Bücher unter dem Arme, wanderte er, wohl in Begleitung

des treuen Vaters, die 3 ½ Stunden lange schnurgerade Allee zur Solitude hinauf, wo er „mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füßen, aber sonst gesund“ aufgenommen wurde. Der Vater aber mußte fünf Tage später durch den Intendanten der Akademie den Herzog seiner tiefsten Dankbarkeit und Ehrfurcht versichern: „ganz durchdrungen von den letzthin selbst bemerkten Wirkungen der zum Wachstum der herzoglichen Pflanzschule vorstehenden großen Anstalten und von den glücklichen Aussichten für seinen Sohn“, welche ihm wohl auf der Solitude ausgemalt worden waren. Erst als seit dem Jahre 1774 auch Zöglinge gegen Entgelt auf der Militärakademie in Pension genommen wurden, fand man es billig, daß sich die auf Kosten des Herzogs erzogenen ihrem Wohlthäter zum Dienste verschrieben: wie ja auch sonst die meisten Stiftungen in Württemberg, selbst in den Reichsstädten, die Stipendiaten zur unumgänglichen Dienstleistung in dem Land oder in der Stadt zu verpflichten gewohnt waren. Auch die Eltern Schillers unterschrieben am 23. September 1774 einen Revers, „daß sich ihr Sohn gänzlich den Diensten des herzoglich württembergischen Hauses widme und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis aus demselben zu treten nicht befugt sei“. Anstatt (worauf er Anspruch hatte) auf Kosten des Landes, wurde Schiller auf Kosten seines Fürsten erzogen und verpflichtet zum Fürstendienst.

II. Auf der Fürstenschule.

1. Solitude.

Zwei Stunden von Stuttgart, auf der Höhe mitten im Walde, wo fünf Eichen aus einer Wurzel mit riesigen Armen zum Himmel strebten, hatte Herzog Karl gegen achthundert Morgen des schönsten Holzes auszuroden befohlen, um sich hier ein Jagdschloß zu erbauen. Mit den Ständen zerfallen, haben wir ihn damals von Stuttgart nach Ludwigsburg ziehen sehen. Aber auch hier litt es ihn nicht: er hielt seinen Verdruß und seine Verstimmung für Bedürfnis nach Ruhe und Einsamkeit und wollte den Menschen überhaupt nicht begegnen. Wiederum zwangsweise und vom Schweiß der Unterthanen, welchen die Frohn auch in der Zeit der Ernte nicht erspart blieb, um den fürstlichen Preis von Millionen sah Karl in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren (1763 bis 1767), noch lange nicht schnell genug für seine Ungeduld und den rastlosen Wechsel seiner Launen, in dieser Wildnis ein Gebäude nach dem andern erstehen. Über einem Unterbau von Arkaden, welche eine breite Gallerie trugen und zu denen zwei Freitreppen hinaufführten, erhob sich das Schloß, aus einem ovalen Mittelsaal mit hochgewölbter Kuppel und aus zwei Seitenpavillons bestehend; ein Meisterstück des Franzosen Gueppière, welches den Zweck in der Inschrift verkündigte: Loca hæc Tranquillitati sacrare voluit Carolus. Aber diese Inschrift war ein Anachronismus seit dem Tage, an welchem die Lettern festgemacht wurden. Bald ließ die geänderte fürstliche Laune auch hier nahezu zwei Dutzend Gebäude im Halbkreise herum entstehen. Erst Pavillons mit den Namen verschiedener Prinzen und viel besprochenen geheimen Geschichten; dann eine Kaserne für das Leibhusarenregiment; einen Ritterbau und Marstall; und endlich eine Oper, denn wie hätte

Herzog Karl in der Einsamkeit seine Oper entbehren mögen? Zu beiden Seiten und hinter den Bäumen versteckt schlossen sich dann die unentbehrlichen Wirtschafts- und Ökonomiegebäude an: fast verloren in dem unendlichen Garten, welcher, von Meister Hämmerling in dem herrschenden französischen Geschmack angelegt, etwa 900 Morgen Landes mit viereckig oder pyramidal zugestutzten Hecken und Bäumen umspannte und eine 1000 Fuß lange Orangenallee enthielt, wie sie der Kaiser selber nicht aufweisen konnte. In diesem Garten erhob sich neben vielen andern Gebäuden der riesige Lorbeersaal, im antiken Stil mit Kolonnaden von erstaunlicher Dicke: aber seine Pracht, für Festlichkeiten jeder Art bestimmt, war bloße Lüge, hinter welcher sich Holz und gemalte Leinwand verbarg. Im Innern hatte den Plafond ein Schüler von Raphael Mengs, Guibal, mit seinen mythologischen Darstellungen verziert, und man erinnerte sich bei dem Anblick seiner damals hochgeschätzten Kunstwerke gern auch des geistvollen und wunderlichen, dabei unendlich bescheidenen und gegen schwächere Talente duldsamen Menschen. Auch die plastische Kunst war nach dem Geschmack der Zeit im Garten und um die Gebäude herum auf Schritt und Tritt durch kolossale Statuen vertreten, unter welchen die hervorragendste aus vergoldetem Gips den Herzog zu Pferde darstellte. An den Garten aber schloß sich weiter ein Tierpark an, in welchem reiches Wildbret gehalten und durch einen Pistolenschuß zu den Mahlzeiten versammelt wurde.

Auch diese Herrlichkeit verschwand nach wenig Jahren über Nacht. Als der Herzog im Jahre 1775 in seine Residenz zurückkehrte, kam das Material der Nebengebäude der in Stuttgart neu errichteten Akademie zu gute. Karl selbst hat die Solitude nur noch ab und zu, gelegentlich der Besuche fürstlicher Personen gesehen. Das Schloß stand verödet im Halbkreise leerer Gebäude. Von der alten Pracht und Kunst ist nur wenig zu sehen: aber die herrliche Natur besteht heute wie vor 100 Jahren. Von der Terasse und von der Kuppel des Mittelbaues schweift der Blick kräftig und frei über die tief unten liegende Ebene hin, über den weit niedrigeren Hohenasperg leicht hinweg, auf der einen Seite tief nach Franken hinein, auf der andern bis auf das jenseitige Ufer des Rheines nach Lothringen und dem Elsaß; in dämmernder Ferne begrenzen der Schwarzwald und der Odenwald, die Alpen und die Rheingebirge den Horizont. Hier erweitert sich der Sinn und die Seele, hier drängen sich Bilder von der

Größe und Unendlichkeit der Welt wie von selbst auf, hier weht stärkend und kräftigend ein frischer und freier Luftzug über die Höhen.

Durch den Erbvertrag war den Leidenschaften des Herzogs nur wenig Einhalt gethan. Schwerlich wären seine Versprechungen von Bestand gewesen, wenn nicht gleichzeitig mit der äußeren Entsagung auch von innen heraus eine freiwillige und nicht erzwungene Umkehr angebahnt worden wäre. Das Verdienst derselben gebührt der späteren Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, welche seit den ersten Tagen des Jahres 1772 mit dem Herzog auf der Solitude lebte.

Franziska war damals eine junge Frau von 24 Jahren. Sie stammte aus dem alten, im Laufe der Zeit verarmten Freiherrngeschlechte der Bernerdin. Zugleich mit fünf Schwestern erhielt sie die Erziehung eines armen Landfräuleins: mehr auf die Wirtschaft und für das Haus als auf die Gesellschaft berechnet. Die Bildung, die sie aus dem Vaterhause mitbrachte, ging über das Elementare nicht hinaus: aber sie nahm auch Unbefangenheit, hellen Verstand und Klugheit mit ins Leben, in welchem sie sich leicht zurechtzufinden wußte. Ohne ihr Wissen und ohne ihre Zustimmung wurde sie kaum sechzehnjährig einem häßlichen und widerwärtigen Manne angetraut, dem Baron von Leutrum, Kammerherrn am baireuthischen Hofe, welchem sie bloß aus kindlichem Gehorsam folgte. Von der Lektüre mystisch-religiöser Bücher beeinflußt, kam ihr schon nach den ersten Mißhandlungen von Seiten des ungeliebten Gatten der Gedanke, sich seiner „nach den Grundsätzen ihrer Religion" d. h. durch die evangelische Scheidung zu entledigen. Bald darauf sah der Herzog von Württemberg die junge Frau in Ludwigsburg und lernte sie in ungezwungenem Verkehr bei seiner Schwägerin in Wildbad näher kennen. Franziska war keine Schönheit, aber alle, welche sie sahen, sogar die Frauen, rühmten ihren Liebreiz und ihre Anmut. Ihre hohe und schlanke Figur trat aus dem weiten Reifrock gefällig hervor; zarte Gesichtsfarbe, tiefblaue treuherzige Augen, reiches blondes Haar, welches hoch nach aufwärts getürmt und gepudert oben mit einer gelben Bandschleife zusammengehalten wurde, waren ihr natürliches Erbteil. Auch in ihrem Charakter war eine Mischung des geraden und gemütvollen schwäbischen Wesens mit etlichen Tropfen des leichteren und beweglicheren fränkischen Blutes zu erkennen. Karl fing sofort Feuer und erklärte sich ihr gelegentlich einer Jagd, zu welcher sie auf den Wunsch des Herzogs von seiner Schwägerin geladen wurde, während

der Fahrt von Urach nach Schorndorf: aber er fand sie „kalt und unerfahren“. Erst nach weiteren Mißhandlungen von Seiten des eifersüchtigen Gatten folgte sie im Januar 1772 dem Herzog, welcher sie nach einem wiederholten Besuche einfach in seinen Wagen hob und auf die Solitude entführte. Ihre erste Ehe wurde etliche Tage später wirklich getrennt, und Franziska blieb von da ab Karls Lebensgefährtin. Sie wurde bald von dem besten Einfluß auf den Herzog, welcher sich von ihr wahr und aufrichtig geliebt wußte. Sie besaß Zurückhaltung und Selbstbeherrschung genug, sich mit seinem Herzen zufrieden zu geben und nicht nach Höherem zu streben. Sie wußte sich klug in sein launenhaftes Wesen zu schicken und ihn nach seiner Stimmung zu behandeln. Derselbe Mann, dem sie einmal ganz zutraulich als ihrem „lieben Papale“ liebkosen durfte, war ihr dann wieder der beste und gnädigste Herzog, als dessen Geschöpf sie in Dankbarkeit ersterben wollte. Daß sie die Grenzen ihrer Macht über den Erdengott kannte und niemals überschritt, das hat ihren Einfluß auf die Dauer begründet. Es fiel ihr, vielleicht auch durch die Stachelverse des Unglücklichen auf ihr Verhältnis zum Herzog gereizt, nicht ein zu widersprechen, als der Herzog sie auf dem Hohenasperg vor das Fenster führte, um die Einkerkerung Schubarts mit eigenen Augen zu sehen: denn sie wußte, daß der Herzog ihre Einmischung in die Staatsgeschäfte — und auch das war für ihn ein Staatsgeschäft — nicht duldete und jede Fürbitte rundweg abgeschnitten hätte. Aber sie war es wohl, welche den Herzog bestimmte, sich der verwaisten Kinder liebevoll anzunehmen, und sie ist auch die erste gewesen, welche dem gefangenen Manne die holde Botschaft der Befreiung brachte. Die pietistischen Neigungen, von welchen sie als echte Schwäbin beherrscht war, sah der Herzog, kein Freund des Muckertums sondern ein echtes Weltkind, nur mit scheelen Augen an: aber daß sie als seine Geliebte vom Genuß des Abendmahles ausgeschlossen blieb und unter dem Gefühl ihres sündhaften Verhältnisses litt, das war ein Dorn, welcher auch ihm in das Fleisch drang und ihn bewog, nachdem er sie bereits 1774 durch den Kaiser zur Reichsgräfin von Hohenheim hatte erheben lassen, sich zehn Jahre später, ohne den Dispens des Papstes abzuwarten, insgeheim mit ihr zu vermählen. Aber schon früher nahm sie an allen seinen Liebhabereien und Neigungen Anteil. Bei jedem Brande waren Karl und Franziska gegenwärtig und mit eigener

Hand zu helfen bemüht. Anspruchsloser als die ausländischen Maitressen, beförderte Franziska Karls neuerlichen Hang zur Einsamkeit. Die Reisen wurden nun nicht mehr mit einem kostspieligen Gefolge, sondern allein mit Franziska unternommen. Die prunkvolle Hofhaltung wurde noch mehr eingeschränkt, und bald zog sich der Herzog mit seiner Franziska nach Hohenheim zurück, um in dem englischen Park und in den weiten ökonomischen Anlagen einfach, fast wie ein Landwirt zu leben. Alles Gute, was auf dem Grund seiner Seele lag und durch die wüste Vergangenheit noch nicht völlig erstickt war, lebte in dem Manne wieder auf, wenn er sich an „sein Franzele, sein Engele, sein Rikele" wandte, entweder in kleinen Billets von ungeheuchelter Gutmütigkeit oder in linkischen und unrythmischen Versen, welche ihm am Geburtstage seiner Geliebten nicht zu mühevoll wurden.

Zwar auch jetzt erwachte manches Mal der alte Adam in dem Herzog. Die Töchter Württembergs wußten davon zu erzählen, und im Punkte der ehelichen Treue mußte Franziska gar oft ihre schönen Augen zudrücken. Es war eben doch nur eine Leidenschaft bei dem Herzog an die Stelle der andern getreten: aber eine reine an die Stelle der schmutzigen. Kein Wunder daß die Unterthanen, welche seit Jahrzehnten unter Maitressenherrschaft gelitten hatten, ihr mit Verehrung begegneten und die protestantische Geliebte vor einer katholischen Prinzessin zur Herzogin wünschten. Die Gelehrsamkeit, welcher sich der Herzog jetzt ergab, war jedesfalls ein minder kostspieliges Steckenpferd als das Militär, und der Mann, welchem das Wörtlein Pflicht bis dahin ein unbekannter Laut war, führte jetzt als drittes Wort die Tugend und Religion im Munde. Ja, im Jahre 1778 wurde ein herzogliches Reskript von allen Kanzeln gelesen, welches nicht anders denn als öffentliches Sündenbekenntnis ausgelegt werden konnte und eine neue Periode seiner Regierung ankündigen sollte: „Da Wir aber Mensch sind", hieß es darin, „und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch vor das künftige bleiben müssen, so hat es nicht anderst sein können, als daß theils aus angeborner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen, sich viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl vor jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten".

Und nun, nachdem er selber auf dem Wege der Tugend und Religion zu sein glaubte, machte es sich der Herzog zur Aufgabe, auch seinen Schwaben diesen Weg zu weisen. Die Lust an dem Soldatenspiel war ihm verleidet; jetzt legte er sich, wie Schubart spottete, eine Sklavenplantage, eine Seelenfabrik an: „Als Dionys von Syrakus Aufhören muß Tyrann zu sein, Da ward er ein Schulmeisterlein". Pädagogische Neigungen lagen tief in seiner Natur und auch in der Zeit, welche von Rousseaus Emile beherrscht wurde. So hatte er sich früher seine schwäbischen Soldaten nach Friedericianischem Muster erziehen wollen, nachdem er kurz vorher selbst die preußische Uniform getragen. Auch als er die Moser und Schubart auf die Festung bringen ließ, handelte es sich nach seiner Meinung weniger um die Strafe als um einen Besserungsversuch. Er hat Moser die Freiheit angeboten unter der Bedingung, daß er dieselbe als unverdiente Gnade erkenne und schriftlich unter Bereuung seiner großen Vergehungen und Fehler darum ansuche: er sollte die Rute küssen, die ihn gezüchtigt hatte. Und ebenso sollte später Schubart nicht als sein Feind, sondern als sein bekehrter Freund aus dem Kerker hervorgehen: der Herzog kannte seinen Mann und hat seine Absicht völlig erreicht; er durfte glauben sich um Schubarts Wohl verdient gemacht zu haben, indem er ihm die Knochen erweichte und mürbe machte. Karl glaubte sich selbst überwunden zu haben: nun wollte er andere zu ihrem Besten die Selbstüberwindung lehren. Aber der Neubekehrte war kein milder und gütiger Wegweiser: er wurde eine Zuchtrute in der Hand eines Höheren. Die Interessen des Despotismus und der Willkür waren ihm eins mit der Sache der Religion und der Tugend, in deren Namen er allezeit strafte. Er hatte selbst den alten Adam noch nicht völlig ausgezogen, und um ihn sorgfältig zu verbergen, griff er zur Heuchelei und zur Frömmelei: der Vater seines Volkes (so ließ er sich jetzt offiziell benennen) schämte sich selbst vor seinen Kindern als der zu erscheinen, welcher er in Wirklichkeit war.

So wurde der Herzog Karl zum Schulmeister seines Volkes. Wie ehemals durch das Militär, wollte er jetzt durch die Schule seine Schwaben aufrütteln und erziehen. Dazu bestimmte ihn auch eine praktische Erwägung: er wollte sich seine Beamten, Militärs und Künstler selber heranbilden. So konnte er sie haben und modeln wie er sie brauchte! so waren sie seine Geschöpfe, seine Kreaturen. Er war ein

guter Menschenkenner, aber er experimentierte gern mit Menschen: hier fand er das Material zu seinen Experimenten, welche anfangs rasch wechselnd und ohne klare Vorstellung des Zieles unternommen wurden.

Schon im Jahre 1767 hatte ihn der Gedanke einer Offiziers- und Artillerieschule, also eines Militärinstitutes, beschäftigt, welcher gar nicht zur Ausführung kam. Drei Jahre später gab die schwere Teuerung Gelegenheit, die landesfürstliche Wohlthätigkeit mit dem eigenen Nutzen zu verbinden, und jetzt erhielten die pädagogischen Gelüste des Herzogs ihre erste Gestalt. Im Februar 1770 wurden 14 Soldatenkinder beiderlei Religion auf der Solitude untergebracht: sie sollten auf Kosten des Herzogs erzogen, von Unteroffizieren in den Elementargegenständen unterrichtet und dann unter Oberleitung des Hauptmanns von Seeger, des Direktors der Gartengeschäfte auf der Solitude, zur Gartenkunst ausgebildet werden. Aus diesen Garten- und Stuccaturknaben, wie man sie nannte, wollte der Herzog billige und brauchbare Arbeitskräfte für seine zahlreichen Luxusbauten und Unternehmungen gewinnen. Schon zwei Monate später wanderten wiederum 16 andere Knaben auf die Solitude, um dort in den bildenden Künsten und in der Musik Unterricht zu empfangen: der Herzog berief Guibal und andere Lehrer von der Académie des arts in Ludwigsburg zu sich und ließ sich die Künstler unter den eigenen Augen ausbilden, während die Ludwigsburger Akademie langsam verfiel. Gerade die Kunstschule hat zu dem Ruhm seiner Schöpfung entscheidend beigetragen, und bald wurde auch die Ausbildung für das Theater, das französische Schauspiel und die italienische Oper natürlich, damit verbunden. Aber noch im Dezember desselben Jahres dehnte der Herzog den Plan ins Große aus: nach einander wurden im ganzen mehr als 100 Kinder, zum größten Teile Waisen, auf die Solitude gebracht, um zu den verschiedenen Handwerken angeleitet zu werden. Jetzt erhielt seine Stiftung den Namen „Militärisches Waisenhaus“, indem man auch die Kinder, deren Eltern noch am Leben waren, stillschweigend als Waisen betrachtete. Schon im zweiten Jahre ihres Bestehens wurden der neuen Schule von ihrem Begründer wiederum engere, aber auch höhere Ziele gesteckt. Erst jetzt kam ihm der Gedanke, sich seine Hof- und Staatsbeamten und seine Militärs selber zu erziehen, und er begann damit ganz von unten, mit dem wissenschaftlichen Vorbereitungsunterricht. Seit dem 11. Februar 1771 führte die Schule den Namen

„Militärische Pflanzschule", und sie verfolgte nun zunächst in militärischen Formen die Ziele unseres modernen Untergymnasiums. Der Oberpräzeptor Jahn wurde jetzt plötzlich aus Ludwigsburg abberufen und unter den Söhnen der Beamten und Offiziere mit Nachdruck für die junge Schule geworben, so daß sich im Juli bereits etliche 40 adelige und bürgerliche Knaben zusammenfanden, unter ihnen auch etliche Fremde und Schillers Jugendfreund Hoven. Sofort wurden die Adeligen und die Offizierssöhne in zwei Klassen auseinander gehalten, welche sich nur im Unterrichte berührten; das Chor der Professionisten aber wurde nun gänzlich ausgeschieden und bald darauf von der den höheren Studien gewidmeten Solitude versetzt. Schon am 14. Dezember 1771, an dem ersten Jahrestage der Stiftung, wurden auch die ersten Prüfungen mit vielem Pompe abgehalten und machten so großes Aufsehen, daß die Anzahl der Schüler im folgenden Jahre sofort auf 300 stieg. Der Herzog ließ sich aus dem Tübinger Stifte junge Magister kommen, aus welchen er, ohne eigentliches Verständnis für die wissenschaftlichen Fähigkeiten, aber mit dem Scharfblick des Menschenkenners, auf Grund eines vor ihm abgelegten Examens sofort die geeigneten Lehrkräfte auswählte. Außer Jahn wirkten am Ende des Jahres 1772 bereits fünf andere Professoren an der neuen Schule: Schott, Abel, Nast, Offterdingen, Kielmann. Im Jahre 1773 verkündigte der Name „Militärakademie" bereits, daß die Schule auf die Universität lossteuerte. Außer der Theologie, welche dem Tübinger Stift überlassen blieb, und außer der Medizin sollten alle Fakultäten an ihr vertreten sein und nicht mehr bloß Künstler, Kameralisten, Jäger, Offiziere, sondern auch Juristen und Philosophen aus ihr hervorgehen. Ende 1773 wurden deshalb auch zwei juridische Professoren berufen.

Während aber Zweck und Ziel des Unterrichtes noch in weiter und unbestimmter Ferne standen und für die Erreichung desselben vor der Hand weder das Material an Lehrern und Schülern, geschweige denn der Lehrplan vorhanden war: wurde von Anfang an für die äußere Organisation des Institutes und für die Einrichtung um so bestimmter gesorgt. Die stramme militärische Ordnung und Disziplin war früh durchgeführt. Die Zöglinge wurden sogleich bei der Aufnahme ärztlich untersucht und genau abgemessen, ihr Nationale aufgenommen und ihre Montierungsstücke verzeichnet. Darauf wurden sie in eine der bestehenden

Abteilungen je nach Stand, Alter und Größe eingereiht. Die Anzahl der Abteilungen war schwankend, nur der Unterschied zwischen den Adeligen und Bürgerlichen wurde immer respektiert. Anfangs gab es vier Abteilungen: die Cavaliers, die Offizierssöhne, eine dritte Abteilung für Honoratiorensöhne und eine vierte für die Artisten. Später (1779) bestanden drei adelige und vier bürgerliche Abteilungen; unter den letzteren wurden die erste und vierte für Neugeadelte und Honoratiorensöhne offen gehalten, und die Versetzung in eine von diesen galt als ein Vorzug. Jede dieser Abteilungen bestand aus 50 bis 60 Zöglingen, welche unter ihren besonderen Aufsehern in einem gemeinsamen Schlafsaal unterbracht waren. An der Spitze der administrativen Verwaltung stand der Intendant Dionys von Seeger, welcher es durch seine vorzügliche Dienstleistung innerhalb weniger Jahre in beispiellos rascher Carriere vom Hauptmann zum Oberstleutenant (1777), Oberst (1777) und Generaladjutanten des Herzogs (1778) brachte, obwohl er erst in den Dreißigern stand. Er war ein Pastorssohn und hatte, auch selber zum Studieren bestimmt, eine halbgelehrte Bildung in den unteren Klosterschulen erhalten. An den Feldzügen des siebenjährigen Krieges Anteil nehmend, war er dann zum Militär übergetreten und hatte sich als Offizier an der Universität Tübingen wenigstens in der Mathematik eine höhere gelehrte Bildung erworben. Er besaß eine imponierende Erscheinung, einen festen und ruhigen Blick aus dunklen Augen und ein gleichmäßig abgemessenes und verschlossenes Wesen. Seine Zuverlässigkeit, Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit wurden gerühmt; daß er oft auch ein hartes und schroffes Wesen herauskehren konnte und mußte, wird bei der großen Verantwortlichkeit seiner Stellung milder beurteilt werden. Denn auf ihm ruhte alles, durch ihn ging alles, und seine Thätigkeit war unermüdlich. Seinem Herrn empfahl er sich noch obendrein durch strenge Religiosität und die devoteste Ergebenheit: begreiflich also, daß der halbstudierte Mann, welcher erst nur die Gartenarbeiten und später die Garten- und Stuccaturknaben unter seinem Kommando hatte, auch später nicht zu entbehren war, als die Akademie zur Universität erhoben wurde. Unter dem Intendanten standen die Offiziere: jeder der adeligen Abteilungen war ein Major, jeder der bürgerlichen ein Hauptmann vorgesetzt; welchen wiederum je ein Leutenant, und diesen je zwei Unteroffiziere zugeteilt waren. Dieses militärische Personal sorgte rücksichtslos für die strengste

und pünktlichste Einhaltung der äußeren Ordnung und Disziplin. Namentlich war der Oberaufseher, Leutenant Nies, seiner Betriebsamkeit und seines strengen Kommando wegen gefürchtet. Ursprünglich ein Schneider von Profession, erschreckte der dickköpfige, starkbeleibte Mann mit den furchtbaren Augen ebenso sehr beim Kommandieren durch seine Stentorstimme als beim Spionieren und Visitieren durch seine feine Nase. Denn die Zöglinge, welchen bei der Aufnahme auch das Geld abgenommen wurde, durften sich selbst weder mit Lebensmitteln, noch mit Lektüre versehen: bei den häufigen Visitationen wurden sogar ersparte, aber nicht angezeigte Federkiele konfisziert; aber auch „Gebackenes, so er von der Frau Mutter erhalten", „Kaffeehäfele, so er vom Herrn Bruder erhalten", leere Weinflaschen und Schnupftabak wurden oft genug in der Kommode oder in dem Bücherschrank vorgefunden. Das Verbot bewirkte auch hier nur das Gegenteil: besonders Tabak, sowohl Rauchtabak als Schnupftabak, wurde mit Vorliebe eingeschwärzt. Ein Student, welchen seine Kollegen den Marketender, Schiller aber den Allmächtigen zu nennen liebte, weil er sich nie erwischen ließ, schlich sich während der Vorlesungen eines kurzsichtigen Professors hinaus und mit vollen Säcken wiederum herein. Später benutzten die Mediziner einen gutmütigen alten Krankenwärter als Spediteur. Nies aber, welcher besonders scharf auf Tabakraucher fahndete, hatte gerade hier den geringsten Erfolg, weil ihn selbst der Geruch des schlechtesten Tabaks von weitem ankündigte. Die leidige Gewohnheit des Tabakrauchens und besonders des Tabakschnupfens ist Schiller seit dieser Zeit ein unentbehrliches Bedürfnis geblieben.

Die Militärakademie stand jedem Knaben offen, welcher christliches Glaubens und gesundes Leibes das siebente Jahr wenigstens begonnen hatte. Der Herzog versorgte die Unbemittelten ganz, andere hatten bloß für ein Hauskleid und für die Wäsche zu sorgen: Schiller läßt sich einmal durch Schwester Christophine Wäsche, Strümpfe und Schuhe, Nachthemden, Papier und Kiele — die letzteren zu seiner kontrebandenen Schriftstellerei — von Haus kommen. Erst seit 1774 wurden auch Pensionäre gegen Kostgeld aufgenommen und den Unentgeltlichen Reverse abgefordert. Der Austritt aus der Schule, seit jeher als ein Zeichen sträflichen Undankes betrachtet und mit der a. h. Ungnade bedroht, wurde dadurch noch mehr erschwert. Der Verkehr mit der Außenwelt war nach den strengen Hausgesetzen auf das geringste Maß eingeschränkt. Wie die Zöglinge

im Hause selbst nie einen Augenblick sich selbst überlassen waren, so durften sie auch nur gemeinschaftlich, in ganzen Abteilungen, aus den Räumen der Akademie hinaustreten. Auf ihren Spaziergängen wurden von den Vorgesetzten, welche damit eine Auszeichnung verbanden, einzelne zu Führern ernannt und den übrigen blieb die Wahl, welchem Führer sie sich anschließen wollten. Als die Akademie später nach Stuttgart übersiedelte, wurde ihnen das Betreten der Stadt streng untersagt, und es blieb ihnen kein anderer Spaziergang übrig als die Cannstädter Chaussee. Urlaub wurde selten, fast nie gewährt. Dem Sohne des Professors Haug verweigerte man gelegentlich einer Taufe die Rückkehr nach Hause; unzählige Gesuche kranker Eltern, welche ihre Kinder zu sehen wünschten, wurden abschlägig beschieden; zu Breitschwert, welchen man weder an das Sterbebett der Großmutter noch an das des Vaters entließ, sagte der Herzog, als er seine Betrübnis bemerkte: „Geb' er sich zufrieden, ich will sein Vater sein!" Erst spät (1782) wurde den Eltern gestattet, ihre Kinder Sonntag nachmittags auf früheres Ansuchen bei dem Intendanten für einige Stunden bei sich zu sehen. Früher konnten sie dieselben (da es ausnahmslos und ohne Unterschied des Alters auch keine Ferien gab) nur in der Akademie sehen und sprechen. Die Schwestern jedoch blieben völlig ausgeschlossen: denn „um erwachender Leidenschaft wenigstens keine Nahrung zu geben, war dem erwachsenen ledigen Frauenzimmer der Zutritt zu den Eleven versagt." Selbst Briefe von und an die Eltern wurden zuerst von dem Intendanten erbrochen und dem Herzog vorgelegt. Dieser Punkt der Hausordnung war der härteste, und unter den vielen Anklagen, welche gegen die Anstalt erhoben wurden, war keine gerechter als diese. Planmäßig und systematisch wurden die Kinder ihren Eltern entfremdet; sie sollten in dem Herzog ihren Vater, in seiner Akademie ihre Familie finden. Wie sehr ihm die Unterdrückung der natürlichen Empfindungen bei schwachen Naturen gelungen ist, das zeigt uns eben jener Breitschwert, welcher kein Wort der Entrüstung über den Herzog laut werden läßt, der sich so rücksichtslos zwischen den Sohn und den sterbenden Vater drängte, sondern sich mit Freuden daran erinnert, daß der Herzog Wort gehalten und bei ihm Vatersstelle vertreten habe. Bei stärkeren und tieferen Naturen war diese Unterdrückung der natürlichen Instinkte ein gefährliches Spiel, bei welchem der Landesvater leicht seinen Einsatz verlieren konnte.

Weit besser sagt uns die pünktliche Tageseinteilung zu, welche in der Akademie vorgeschrieben war. Die Zöglinge standen früh um 6 Uhr auf und gingen abends schon um 9 Uhr wieder zu Bett. Nachtarbeiten war verboten, aber gerade deshalb beliebt: nicht bloß der Dichter der Räuber nahm von hier aus diese schädliche Gewohnheit mit, welche er erst in seiner letzten Zeit auf Drängen seiner Gattin und des Hofrates Starke wieder abgelegt hat, sondern auch der Mathematiker Pfaff studierte und schrieb gern heimlich bei Nacht. Die Lehrstunden dauerten von 7 bis 11 Uhr vormittags und von 2 bis 6 Uhr nachmittags und wurden von den Zöglingen in einem Hauskleid von beliebiger Farbe, aber von gleichem Schnitt besucht. Erst zum Mittagessen oder vor den Spaziergängen und Kirchgängen legten sie die Uniform an: einen Rock von stahlblauem Kommißtuch mit Aufschlägen und Kragen aus schwarzem Manchester, mit silbernen Achselschnüren und versilberten Knöpfen; weiße Beinkleider und weiße Weste; im Sommer weißbaumwollene Strümpfe und schwarzkalblederne Schuhe mit versilberten Schnallen, im Winter schafwollene Strümpfe, welche über die Beinkleider hinaufreichten, und Stiefel; eine Halsbinde von schwarzem Leder und glatte Manschetten; auf dem Kopf ein dreieckiger, mit silbernen Schnüren besetzter Hut. Die Eleven trugen dieselbe Frisur: einen falschen Zopf hinten im Nacken und an jeder Schläfe vier kleine Locken, welche die Älteren sich selbst machten, während sie den Jüngeren von dem Personal gedreht wurden. Nur die Adeligen aber trugen gepudertes Haar, und es geht die Sage, daß der Herzog Karl, welchem rotes Haar ein verhaßter Anblick war, auch Schiller den Befehl hätte zukommen lassen, künftig gepudert zu erscheinen. In voller Dressur ordneten sich dann alle Abteilungen in dem sogenannten Rangiersaale zur strengen Musterung in Reih und Glied. In zwei Kolonnen, die Adeligen zur rechten, die Bürgerlichen zur linken Hand, marschierten sie hierauf in den Speisesaal; machten rechtsum, linksum Front gegen den Tisch; falteten auf Kommando die Hände klatschend zum Gebete; ergriffen und rückten dann ebenso à tempo ihre Stühle, um sich niederzusetzen; und erst auf des Herzogs Befehl: Dinez, Messieurs! griffen sie gleichzeitig nach dem Löffel, um nach der Mahlzeit ebenso militärisch wieder abzuziehen. Nicht selten sahen Gäste diesem Schauspiel zu, und oft war auch die Geliebte des Herzogs bei der Mahlzeit anwesend.

Die Behandlung der Zöglinge war, nachdem man die niedrigen und gewiß auch oft widrigen Elemente ausgeschieden hatte, eine würdige und suchte weit mehr durch Belohnung und Auszeichnung als durch Strafen einzuwirken. Das Recht, eine Strafe zu diktieren, war ausnahmslos dem Herzog selbst vorbehalten. Der Strafbare erhielt von dem Vorgesetzten oder Lehrer ein Billet, auf welchem sein Vergehen bezeichnet war; er mußte dasselbe bei der Parade vor der Mittagstafel sichtbar im Knopfloch tragen und sich dadurch dem Herzog selbst zur Bestrafung anzeigen. Anfangs griff man, wie auch Schiller erfuhr, gern zu dem Stocke; später erhielten nur die Jüngeren nach Tische die Rute ad posteriorem, wofür sie sich — denn auch das geschah nur zu ihrer Besserung — ausdrücklich zu bedanken hatten. Bei den Älteren bestrafte der Herzog höchstens die Unreinlichkeit, welche in seiner Anstalt am meisten verfolgt wurde, oder die Nachlässigkeit im Anzuge, wenn etwa ein Knopf weniger zugeknöpft war, an Ort und Stelle mit einer höchsteigenhändigen Maulschelle, die er dann am nächsten Morgen durch einen allergnädigsten Nasenstüber wieder gut zu machen suchte. In den meisten Fällen war es bloß auf die Beschämung abgesehen: der Übelthäter wanderte in den Karzer; oder er mußte während der Mahlzeit, vor seinem Stuhle stehend, dem Essen zusehen; oder er mußte während des Essens das Instrument in Händen halten, mit dem er gefrevelt hatte, und carieren ꝛc. ꝛc. Die schlimmsten und unverbesserlichen Excedenten aber wurden an dem Stiftungstage der Anstalt, welcher für die Guten so reich an Ehren war, vor einen Tisch gesetzt, auf welchem eine Wassersuppe und als drohendes Symbol eine schön dekorierte Rute stand. Als eine besondere Anerkennung dagegen galt es schon, wenn einer gewürdigt wurde, bei Hofe, d. h. in einem Zimmer mit dem Herzog, aber an einem besonderen Tische mit einer Schar Auserlesener zur Nacht zu speisen. Dann wurde wissenschaftlich diskutiert: „Breitschwert“, sagte der Herzog, „ich behaupte . . . , verteidige er meine Meinung“; und der so Begünstigte hatte dann die Ehre, die Ansicht des Herzogs, auch wenn sie nicht die seinige war, gegenüber den zahmen Einwürfen der Tischgenossen siegreich zu behaupten. Als der Herzog später mit Franziska in Hohenheim lebte, waren nicht bloß die Professoren mit oft 80 Akademisten seine Gäste, sondern er nahm, wenn er mit Franziska im offenen Wagen von Stuttgart nach Hause fuhr, ein ganzes Schock Eleven mit, „die wie kleine Favorithunde dutzendweis hinten und vorn aufsaßen.“

Hier lernten die Zöglinge einen anderen Geschmack als auf der Solitude kennen: der Park von Hohenheim war im englischen Stil angelegt und überraschte die Besucher auf Schritt und Tritt durch fingierte Ruinen, Einsiedeleien, Köhlerhütten und Sibyllentempel. Unter einem Haufen Holz gewahrte man ganz unvermutet wohnliche Zimmer und in einer ländlichen Milchkammer irdene Gefäße, welche angeblich von Raphael gemalt waren. Und nicht bloß eine trügerische künstliche Einfachheit fand man hier: das Landhaus des Herzogs selbst war hier viel einfacher und der ländlichen Bequemlichkeit gemäßer als auf der Solitude; der Garten war zu landwirtschaftlichen Unternehmungen bestimmt, und unmittelbar an das Gebäude schloß sich ein wirklicher Kuhstall mit schönen und fetten Schweizerkühen an.

Für das leibliche Wohl der Jugend war auch innerhalb der Akademie selbst trefflich gesorgt. Die Kost, auf der Solitude in Pacht gegeben und schlecht, war später in Stuttgart nahrhaft und reichlich. Zum Frühstück genügte eine leichtgeschmalzte Brotsuppe; mittags gab es Fleischsuppe, gekochtes Rindfleisch mit Sauerkraut oder anderem Zugemüse, dazu weißes Brot und leichten Landwein; abends ein einfaches Gericht, saure Milch oder ein Ragout aus den Abfällen des vom Herzog gejagten Wildes. Für körperliche Bewegung war durch das Spiel, besonders das Ballspiel, und durch den Unterricht im Reiten, Fechten, Tanzen gesorgt, welchen ein jeder Zögling genoß. Zu gesunder Arbeit erhielt später in Stuttgart jeder der Zöglinge seinen eigenen Platz in dem großen Garten, welchen er nach Lust bebauen und pflegen konnte. Eine besondere Wichtigkeit wurde dem täglichen Baden beigelegt, und nicht bloß im Sommer, den Beherzten stand auch im Winter ein Bassin zur Verfügung. Schiller freilich soll eine Aversion gegen das Bad gehabt haben, und Christophine erzählt, das tägliche Baden sei seiner Natur zuwider gewesen. In der That sollen viele Zöglinge lebensgefährlich erkrankt sein, weil man sie nach heißem Marsch im Sommer ins Bad kommandierte. Man darf nur nicht vergessen, daß das Baden damals wieder in Aufschwung kam und wie jede neue Gewohnheit auch anderwärts schädliche Excentricitäten und Excesse hervorrief.

Unbedingte Anerkennung verdiente an der Militärakademie der Unterricht, nachdem erst einmal seine Ziele festgesetzt waren und die einzelnen Fakultäten die Geburtswehen überstanden hatten. Schon der

Umfang der an dieser einzigen Schule vertretenen Wissenschaften und Künste setzt in Erstaunen. Seit 1776 wurden hier außer der Theologie alle Fakultätswissenschaften gelehrt; einige unter diesen, wie die Kameralien, in Württemberg überhaupt nur hier und zum ersten Male. Daneben aber vertritt dieselbe Anstalt auch eine militärische und eine technische Hochschule, sowie eine Akademie der Künste: gerade der Unterricht in den Künsten, zu welchen freilich nach der geringschätzenden Anschauung der Zeit auch bloße Fertigkeiten wie die Gartenkunst, Stuccaturarbeit u. s. w. gerechnet wurden, fand besondere Berücksichtigung, und nicht bloß im Zeichnen, Malen, Radieren und Modellieren wurde Ausbildung erteilt, sondern die Schule besaß sogar ihre eigene Kupferdruckerei. Die praktischen Fächer standen überhaupt obenan: nicht Gelehrte oder Philosophen, sondern tüchtige Beamte und Staatsmänner, Offiziere, Ärzte und Künstler wollte sich der Herzog erziehen. Daher kam auch die Universalität der Bildung besonders in Betracht. Es stand jedem Zögling frei, neben seiner Berufswissenschaft an dem Unterricht in den Künsten und in den Sprachen teil zu nehmen oder an einer andern Fakultät irgend eine Liebhaberei zu befriedigen. Neben und unabhängig von den Abteilungen, welche der Verwaltung wegen aus Zöglingen gleichen Ranges und gleichen Alters gebildet waren, bestanden seit 1774 Lehrabteilungen, welche nach den Berufswissenschaften und nach den Jahrgängen eingerichtet wurden. Aber die Zöglinge dieser Lehrabteilungen waren keineswegs an den gleichen Lehrplan gebunden; sondern je nach den Fähigkeiten und Fortschritten konnte der eine in einem beliebigen Gegenstande zur Fortsetzung und Erweiterung seiner Kenntnisse verhalten werden, während der andere denselben absolviert hatte. So wurde der Stundenplan für jeden einzelnen und für jede einzelne Klasse neu kombiniert und mit rühmenswerter Beweglichkeit den Bedürfnissen der Individuen angepaßt; während dadurch zugleich die Lehrabteilungen vor einer schädlichen Überfüllung bewahrt blieben und sich zu denselben Lehrstunden ein gleichmäßiges Material zusammenfand. Die Studierstunden wechselten geschickt mit körperlichen Übungen und die öffentlichen Unterrichtsstunden mit privaten Arbeitsstunden ab, welche entweder vorausgehend der Vorbereitung oder nachfolgend der Wiederholung des betreffenden Gegenstandes dienten und einen wohlthätigen Wechsel von Aneignung und Selbstthätigkeit im Lernen ermöglichten.

Die Professoren, welche während der Lehrstunden etwas zeitraubend und unlebendig den Unterricht in die Feder diktierten, waren von dem Herzog mit unleugbarem Geschick gewählt: er verstand den bloßen Anstrich der Gelehrsamkeit recht gut von der wahren Bildung zu unterscheiden und die berufenen Lehrer zur pünktlichen Erfüllung ihrer Pflichten nicht bloß anzuhalten sondern anzufeuern. Durchaus waren es junge Männer, welche den typischen Bildungsgang durch das Tübinger Stift gemacht hatten: daher denn auch etliche später aus seinen Lehrern zu Schillers Freunden und Mitarbeitern geworden sind. Am 12. jedes Monats hielten die einzelnen Lehrer in ihren Fächern nach den Resultaten der vorhergegangenen Prüfung Abrechnung über ihre Abteilung und locierten dieselbe; die Listen wurden in der Kanzlei des Intendanten abgegeben und aus den Censuren der einzelnen Fachlehrer eine Hauptlocation und Generalliste zusammengestellt, welche im Druck veröffentlicht wurde. Über diesen monatlichen Censuren standen die großen und feierlichen Examen, welche durch vierzehn Tage vor dem Abschlusse jedes Schuljahres in Gegenwart des Herzogs und seines Hofstaates, der höchsten Würdenträger des Staates und ausländischer Gesandten oder Residenten, sowie unter großem Zulauf von Verwandten der Zöglinge und von Neugierigen jeder Art je drei Stunden vormittags und nachmittags abgehalten wurden. Nicht die Lehrer der Anstalt, sondern Tübinger Universitätsprofessoren und Stuttgarter Gymnasiallehrer fungierten hier als Prüfungskommissäre und überzeugten sich von den Fortschritten der Söhne des Herzogs, welcher, strahlend vor Freude, die schmeichelhaften Komplimente seiner Gäste und den Dank seiner Unterthanen entgegennahm. Die Lehrer der Akademie ließen gedruckte Theses verteilen, welche von ihren Schülern verteidigt oder bekämpft wurden: der Herzog selbst wandte sich mit Fragen an die Zöglinge und beteiligte sich wiederholt als Opponent an den Disputationen, wie er sich auch das Endurteil über die Leistungen der Schüler vorbehielt, deren Individualität er genau kannte und über welche er manches scharfsichtige Urteil gefällt hat. Am Stiftungstage der Anstalt (14. Dezember) fand dann unter vielem Pomp die Verteilung der goldenen Preismedaillen statt, welche das Bild des Herzogs auf der einen Seite und auf der andern das Symbol der Wissenschaft trugen, aus welcher sie erteilt wurden. Wer vier solche Preise zugleich errang, hatte Anspruch auf den kleinen goldenen Orden

und wurde unter die Chevaliers versetzt, deren Schlafsäle geräumiger und bequemer möbliert und deren Tafel mit besseren Speisen besetzt war. So war es auch dem Ehrgeiz des Bürgerlichen möglich, die Schranken der Stände zu überspringen; wie es unter den Chevaliers hinwiederum sogenannte Grands-Chevaliers gab, die einen gestickten Stern trugen. Die amtlichen Programme aber, welche im Druck ausgegeben und von der Stuttgarter Privilegirten Zeitung oder dem Schwäbischen Magazin fast vollinhaltlich abgedruckt wurden, trugen die Namen der Sieger in das ganze Land hinaus und in ruhmrediger Schmeichelei nicht weniger den Namen des Stifters der Anstalt, welchem an diesem Ehrentage auch die Reden der Lehrer und Schüler in devotester Ehrfurcht huldigten.

Daß die Militärakademie indessen auch wirkliche und innerliche Erfolge mit ihrem Unterricht erzielt hat, beweist ein Blick auf die Namen der Schüler, welche in dem kurzen Zeitraum ihres nur zwanzigjährigen Bestandes aus ihr hervorgegangen sind. Auf den praktischen Gebieten, auf welche sie ihr Hauptaugenmerk richtete, hat sie auch die schönsten Früchte gezeitigt. Für die Regierungsgeschäfte der folgenden schweren Zeit hat die Karlsschule dem Vaterlande, zum Teil sogar in Ausländern, die tauglichsten Männer erzogen: die Ruth, Mandelsloh, Normann, von der Löhe sind in ihr aufgewachsen, unzählige tüchtige Beamte wie die Pfaff, Breitschwert u. a. gar nicht gerechnet. Aus der militärischen Abteilung ist der Obrist Müller in wüttembergischen Diensten durch seine Taktik, der Major Massenbach als militärischer Schriftsteller in preußischen Diensten, die Zuccato und Wolzogen in russischen Diensten bekannt geworden. Als Mathematiker wirkte später Johann Friedrich Pfaff an der Universität Helmstädt, und den Ingenieur und Wasserbaudirektor Dudenhofer hat seine meisterhafte Aufnahme des Schwarzwaldes auch außerhalb von Schwaben berühmt gemacht. Aus der naturwissenschaftlichen Abteilung braucht man die Kielmeyer und Cuvier nur zu nennen und darauf aufmerksam zu machen, daß der letztere die Zoologie, Anatomie und Geologie in seinem universellen Denken umfaßte; aber auch den Medizinern der Anstalt wird ein weiter Ausblick über die naturwissenschaftlichen Gebiete im allgemeinen willig zuerkannt. Dazu dann die Schar der bildenden Künstler: die Bildhauer Dannecker und Scheffauer, die Maler Wächter und Hartmann, der Dekorationsmaler

Heideloff, der Historienmaler Hetsch, der Landschaftsmaler Koch; welchen letzteren der Herzog als Hirtenjungen in Tirol auflas und auf eigene Kosten erziehen ließ, bis er ihm im Jahre 1790 unter ähnlichen Umständen wie ein paar Jahre früher Schiller entfloh.

Auch die militärische Disciplin der Anstalt, für welche die Kadettenkompanien Ludwigs XIV. und die Ecole militaire Ludwigs XV. das Muster abgaben, verdient vom historischen Standpunkt aus nicht den lauten Tadel, welchen ihr die Biographen Schillers so einhellig gespendet haben. In demselben Jahr, in welchem unsere Schule zur Militärakademie erhoben wurde, gründete Pfeffel in Colmar seine vielbesuchte Académie militaire 1773, deren Namen gleichfalls nur von der äußeren Einrichtung und nicht etwa von dem Zweck der Schule genommen ist. In militärischer Uniform und nach mindestens ebenso strengen Disciplinargesetzen wurden etliche Jahre später auch die Zöglinge der großen Philanthropine zu Marschlins und Dessau erzogen, welche nach Basedows modernsten Erziehungsgrundsätzen eingerichtet wurden. Diese Abhärtung gehört ebenso zu den Tendenzen des Rousseauschen Zeitalters, wie das Experimentieren mit Erziehungsproblemen überhaupt. Für Schiller bestand in Schwaben bloß die Wahl zwischen den Klosterschulen und der Akademie: hier wurde er in einem „ritterlichen Kloster" militärisch, dort wäre er in mittelalterlichen Formen mönchisch erzogen worden. Hier trug er die Uniform, dort hätte er in strenger Klausur Kragen, Kutte und Mantel getragen, wie auch Lessing und so viele andere Dichter des 18. Jahrhunderts, welche in den sächsischen Fürstenschulen aufwuchsen. Wer etwa der Meinung ist, daß Schiller dort mehr Freiheit genossen hätte, der lese die Schilderungen des Tübinger Stiftes von Nicolai in seiner Reisebeschreibung oder von Reinhard in Armbrusters Schwäbischem Magazin. Frauen hätte Schiller auch dort nicht zu Gesicht bekommen, und die Aufsicht war eine ebenso peinliche, welche nicht die geringste Abweichung nach rechts oder links von dem Willen der Oberen gestattete. „Wer nur nicht redet wie es gewohnt ist, ist schon im Verdacht unrichtiger Lehre". Die Bigotterie und Heuchelei, den Despotismus und knechtischen Gehorsam, die Angeberei und Pedanterie malen die Zeitgenossen mit wahrhaft schrecklichen Farben aus. Mit den folgenden Worten schilderte zehn Jahre später ein Altersgenosse (Reinhard) unserem Dichter seinen Aufenthalt in Tübingen: „Ich danke dem Stift,

in dem ich fünf Jahre verloren habe, nichts als durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsbedürfnis. Ich weiß nicht, hab' ichs der Elasticität meines Charakters oder der Schonung meines Aufsehers zu danken, daß mein Geist gerade nur bis auf einen Punkt niedergedrückt wurde, wo er den Druck noch aushalten konnte, ohne zu brechen". Und doch sind gerade um diese Zeit tüchtige Leute in Scharen auch aus dem Stift hervorgegangen: die Planck, Reuß, Spittler, Stäudlin, Paulus, Niethammer als Vorläufer der Größeren Schelling, Hegel, Strauß, Vischer, Zeller, welche zum Teil noch gegenwärtig unter uns leben! und doch haben die Tübinger Stiftler ihr Institut so treu und fest in dankbarem Andenken gehalten wie die Karlsschüler! Wie viel besser war dagegen Schiller in der Akademie geborgen: nicht in einem dunklen und schmutzigen Klostergebäude, in welchem an 200 junge Leute in einem Dutzend enger Zimmer untergebracht waren; nicht an das Pult gefesselt in der Zeit, in welcher der Körper sich entwickeln soll; und nicht im engsten Gesichtskreis festgehalten, als Schwaben unter Schwaben, um künftig in Schwaben als ein „Tübingisch Magisterlein" zu versauern. Auch hier bewährte die Akademie ihren universalen Charakter. Unter den 300 bis 350 Zöglingen fanden sich junge Leute aus aller Herren Ländern zusammen: neben den Einheimischen stellten Mecklenburger und Schweizer das größte Kontingent, Russen wurden durch die Verwandtschaft der Höfe herbeigezogen, und selbst Amerikaner fanden sich ein. Hier lernten die Schwaben das Fremde und Einheimische unterscheiden und abschätzen; hier bekamen sie auch noch etwas anderes zu Gesicht als die biederen, aber etwas schwerfälligen Landessitten; hier wurden sie (dessen sie so sehr bedurften) im Umgange mit anderen abgeschliffen. Unter diesen Zöglingen bestand ferner ein gutes Drittel aus Kavalierssöhnen, und wenn der Unterschied in den Schlafsälen auch noch so streng aufrecht erhalten wurde, so war doch auch dem bürgerlichen Verdienst der Zutritt unter die Kavaliere ermöglicht; so gab es doch in den Lehrsälen, bei den gemeinsamen Spielen und auf den Spaziergängen keinen Unterschied: hier näherte sich der Adelige dem Bürgerlichen, und dieser lernte ungezwungen und unbefangen auch mit dem Höhergeborenen verkehren. Die Zöglinge gehörten endlich von Seiten des Berufes den verschiedensten Fakultäten und Künsten, technischen oder militärischen Wissenschaften an: indem die ver-

schiedenartig Gebildeten täglich mit einander verkehrten, wurde die allgemeine Bildung und der wissenschaftliche Gesichtskreis unvermerkt erweitert und namentlich der Sinn für die sogenannten schönen Künste und Wissenschaften selbst bei den Mathematikern und Naturforschern in rühmlicher Weise geweckt.

Das Urteil, welches Schiller selbst in der Vorrede zur Thalia zu einer Zeit, wo er unter den Folgen seiner Flucht am bittersten litt, über die Akademie gefällt hat, hat er selbst nicht aufrecht gehalten und kann auch die Geschichte nicht aufrecht halten. Neben schlechten Gewohnheiten, wie das Tabakschnupfen und Nachtarbeiten, welche Schiller entgegen dem Hausgesetz sich aneignete, und dem militärisch steifen Gange, der ihm zeitlebens geblieben ist, nahm er von hier aus die krankhafte Anspannung des Ehrgeizes und Ehrgefühles mit in die Welt, welche in seiner ursprünglich einfachen und bescheidenen Natur durch die Orden, Auszeichnungen und den beständigen Wetteifer mit seinen Altersgenossen heftiger aufgestachelt wurden als durch den beständig spornenden und treibenden Vater. Eiserne Stäbe aber hätten ihn auch in Tübingen, wie so unzählige andere in jener freiheitlosen Zeit, von der wirklichen Welt geschieden. So sehr sie den Herzog als ihren Mittelpunkt betrachteten, seine Kreaturen waren die Karlsschüler so wenig, daß gerade die begeistertsten Anhänger der Revolution aus diesem Institut hervorgegangen sind. Auch „unbekannt mit Menschen" hat Schiller die Akademie nicht verlassen. Seine kameradschaftlichen Beziehungen waren vielmehr weiter ausgedehnt als jemals in seinem späteren Leben. Unter den Offizieren standen ihm Scharffenstein und Massenbach nahe. Durch Scharffenstein, welcher ohne Neigung Soldat wurde und aus Vorliebe für die bildende Kunst sich im Umgange mit den Zöglingen der Künstabteilung, besonders mit Dannecker gefiel, wurde Schiller auch mit Heideloff, Hetsch, Scheffauer, Wächter bekannt, mit Dannecker sogar befreundet. Unter den Musikern ist er mit Zumsteeg vertraut. Die Söhne der Lehrer Haug, Consbruch, Schubart bilden eine Gruppe für sich. Aber seine Beziehungen führen uns auch über Schwaben und über seine Akademiezeit hinaus. Eine so gleichgültige und oberflächliche Bekanntschaft wie mit den beiden Wolzogen ist für Schillers Leben später ein Anker geworden. Für sein ganzes Leben spinnen sich hier die Fäden an: in näherer oder entfernterer Berührung (denn die Zöglinge verschiedener Abteilungen kannten sich oft bloß

vom Sehen) lebte er hier neben einigen Sprößlingen der pfälzischen Adelsfamilie von Gemmingen; nach Weimar weisen die Namen Seckendorf, Beulwitz und Imhof; seit 1778 lebte Thouret in der Akademie, der Umbauer des Weimarischen Theaters, welches mit Wallensteins Lager eröffnet wurde. Und wenigstens aus der Entfernung sah Schiller auch die hohen Besucher der Anstalt: außer dem Kaiser Josef den Herzog Karl August von Weimar und die beiden Prinzen von Sachsen-Meiningen, den Prinzen von Holstein, den kurpfälzischen Kammerherrn von Gemmingen und den Vice-Kammerpräsidenten von Dalberg aus Mannheim; neben Lavater und Goethe gingen hier österreichische Erzherzoge und englische Staatsmänner (wie Pitt) an ihm vorüber. Mehr als irgendwo sonst in Württemberg hatte der Knabe in der Akademie die Gelegenheit, Menschen zu sehen und kennen zu lernen. Wer über den Ausschluß des weiblichen Elementes aus der Akademie untröstlich ist, der lese in dem folgenden Briefe des Karlsschülers Wolzogen aus dem Jahre 1783, wie es damals in der Stuttgarter Gesellschaft aussah: „Kommt man in eine Gesellschaft, so stehen die Chapeaux auf der einen Seite des Zimmers, die Frauenzimmer auf der andern. Alles geht dann so pünktlich, so abgemessen, so steif her, daß man nur froh wird, wenn man wieder fort kann.“ Kenntnis der Welt und der Gesellschaft war in Württemberg damals überhaupt nicht zu holen. Die Breite des Lebens, welche sich vor dem Dichter des Wilhelm Meister schon in der Jugend so unermeßlich entfaltete, sah der Karlsschüler nur aus weiter Ferne durch ein Fenster mit vergitterten Stäben. Aber was der Dramatiker braucht und Schiller unter der Kenntnis des „menschlichen Herzens“ versteht: Naturen die sich auf engem Raum an einander reiben, Wirkung und Gegenwirkung, Neigung und Abneigung, Neid und Eifersucht, Liebe und Haß, und endlich den gewaltigen Geist, der in den Massen lebt und die Massen bewegt: das hat der Dichter der Räuber in der Karlsakademie mehr als irgendwo beobachten können.

Freilich, als Schiller im Jahre 1773 in die Akademie aufgenommen wurde, waren die Wege und Ziele des Unterrichtes noch völlig im Unklaren. Die 300 Zöglinge, welche er vorfand, waren im Alter meist um einige Jahre hinter ihm zurück. Die wissenschaftlichen Studien waren

erst für die Zukunft in Aussicht genommen; neben den militärischen und technischen Wissenschaften wurde nur in den Künsten Unterricht erteilt und außer den Stuccatur- und Gartenknaben bestand noch eine Abteilung von Professionisten, unter welchen die Schneider und Schuhmacher am stärksten vertreten waren. Als Aufseher waren damals noch gemeine Soldaten aufgestellt, denen Nies, noch als Sergeant, vorstand; das Einheizen und andere Handleistungen wurden nach der Tour von den Eleven selbst besorgt, die sich damals noch nicht als Söhne des Herzogs fühlen durften. Schiller als Offizierssohn wurde in die erste bürgerliche Abteilung eingereiht und fand sich bald in bekannter Gesellschaft: er wurde mit seinem Ludwigsburger Freund Hoven wieder vereinigt; er fand auch Reichenbach vor, den Bruder seiner Freundin Ludovike; ein Jahr später rückte Elwert nach, der mit ihm gleichfalls in Ludwigsburg auf der Schulbank gesessen hatte; und von denen, welche am gleichen Tage oder in demselben Jahre mit Schiller in die Akademie eintraten, blieben ihm Liesching und Plieninger, der eine das Kind eines Stadtphysikus, der andere ein Schulmeisterssohn, fortan Jahre hindurch auf demselben Wege verbunden. Aber ein lästiger Umstand trat sofort befremdend zwischen ihn und seine Freunde: das Unbehagen, daß seine äußere Erscheinung auf die alten Bekannten nur komisch wirkte. Andere nahmen sich in der Uniform aus: der lange Bursche, welcher damals bereits fünf württembergische Fuß hoch und diesem raschen Wachstum entsprechend mager war, sah in der neuen Uniform, mit den Papilloten und dem langen Zopf unbeschreiblich aus. In der strammen Uniform erschien alles an ihm noch länger: der Hals, die Beine, die Arme. Die blassen, eingefallenen und sommerfleckigen Wangen wurden durch die gepuderte Frisur, die dunklen rötlichen Haare und die an der Nasenwurzel zusammentreffenden Augenbrauen durch die lichte Farbe der Uniform noch greller hervorgehoben. Dazu kam, daß Schiller in seinem Äußern, namentlich in der Frisur wenig sorgfältig, in seinen Bewegungen steif und ungelenk war und trotz dem Tanzmeister blieb, welcher ihm denn auch mit Standhaftigkeit die Note „schlecht“ und nur einmal „sehr mittelmäßig“ ausstellte, wie er auch im „Reuten“ nur ein schlechtes Zeugnis davon getragen hat. Aber schon damals zeigte nach dem Urteil desselben Genossen Schillers Kopf bedeutende, obwohl noch unausgebildete und durch jeden Affekt bewegte, aber auch leicht entstellte Züge. Unter der breiten

Stirn lagen die tiefen dunkelgrauen Augen, meist klein zusammengezogen und blinzelnd, wie von einer leichten Entzündung rot umgrenzt. In einem scharfen Winkel sprang die weiße und knorplige Nase unter der Stirn hervor, um dann, dünn und stark gebogen, spitzig auszulaufen. Der Mund war schon damals voll Ausdruck und durch die hervorragende Unterlippe Kraft und Energie verkündend.

Auch die geistige Anlage und Charakterbeschaffenheit Schillers in jener Periode ist durch einige interessante Schriftstücke von seiner eigenen und der Hand seiner Mitschüler deutlich erkennbar. Zu den weniger sympathischen Zügen der Schwaben des 18. Jahrhunderts gehörte die Sucht, sich gegenseitig moralisch zu beaufsichtigen, sich schielend um das Privatleben der Nebenmenschen zu bekümmern und dem Nachbarn gleichsam beständig in die Fenster zu gucken. Im amtlichen Leben rief diese üble Gewohnheit ein noch bedenklicheres System des Aushorchens hervor, welches namentlich unter der Geistlichkeit mittelst Formularen und Fragebogen betrieben wurde. Der Herzog Karl verschmähte es nicht, diesen gefährlichen Brauch auch in die Akademie unter unreife Zöglinge einzuführen, deren Charakter dadurch der Heuchelei und Schmeichelei, der Angeberei und Zwischenträgerei auf den bedenklichsten Proben ausgesetzt wurde. Wie er am Stiftungstage, ehe er einem die Medaille zuerkannte, ohne den Neid zu fürchten, auch die Stimmen der Eleven einholte: so ließ er am 29. Januar 1774 die Frage: „Welcher ist unter euch der geringste?" von den Zöglingen schriftlich beantworten. Diese waren klug genug, das Odium auf ein einziges verhaßtes Haupt abzulenken, und bezeichneten, die einen in ihrer französischen Muttersprache, die andern in lateinischer Prosa, unser Schiller aber in den ihm seit Ludwigsburg geläufigen lateinischen Distichen, alle aber in der Person übereinstimmend ihren Kollegen Karl Kempff als den schlimmsten: welcher sich kürzlich einem Kameraden gegenüber perfid erzeigt hatte und durch die Aufseher und Lehrer ohnedies bereits übel bei dem Herzog angeschrieben war. Einen Tag später bekannte sich dieser selbst in einem reumütigen Schreiben als Schuldigen, bat um Verzeihung und Gnade, sowie um die Erlaubnis, sich seinem Lieblingsstudium, der Reitkunst und Tierheilkunst, praktisch widmen zu dürfen: vier Jahre später trat er denn auch als Bereiter zum herzoglichen Marstall aus. Auch die Aufseher und Lehrer mußten ab und zu über die Zöglinge nach vorgeschriebenen

Punkten Bericht erstatten, und um die Individualitäten kennen zu lernen, ließ sich der Herzog nicht bloß vor der Organisation der Schule im Jahr 1772 von jedem Zögling berichten, welche Wissenschaft er am meisten liebe und welchen Beruf er zu ergreifen wünsche; sondern auch späterhin (1774) mußten die Zöglinge sich selbst und die Kameraden aus denselben Abteilungen schildern. Dabei war es wohl gestattet und beliebt, zwei Zöglinge unter einem zusammenzunehmen und zu charakterisieren, nicht aber von dem vorgelegten Frageplan abzuweichen. Dieser berücksichtigte zuerst das Verhalten gegen Gott und den Herzog, dann gegen die Vorgesetzten und die Kameraden. Die weitere Frage: „ist er zufrieden mit sich und seinem Schicksale?" war keine bloße Mausefalle für mißvergnügte Elemente; die Glückseligkeitslehre Fergusons, welche in der Akademie in Geltung war, stellt unter den Gewissenspflichten obenan, daß der Mensch mit seinen Umständen zufrieden und zu seinen Pflichten geneigt sei, weil beide ihm von der Vorsehung auferlegt sind. Dann wurde nach den intellektuellen Anlagen und ihrer Anwendung, zuletzt nach den Charaktereigenschaften und Lieblingsneigungen eines jeden gefragt.

Die Antworten der Zöglinge sind noch erhalten. In der Schillers bricht am wenigsten die vorgelegte Formel durch, sie bewegt sich am freiesten. Er nimmt nicht bloß, wie auch die andern, gern zwei seiner Mitschüler in einer parallelen Schilderung zusammen: er hält auch wieder ihre Verschiedenheiten auseinander, indem er sie trennt und kontrastiert. Er greift fünf Jünglinge heraus und gruppiert sie in zwei Parteien, die er einander entgegensetzt: zum ersten Male sehen wir ihn hier gruppieren und gliedern. Seine Antworten legen auch am meisten den Charakter einer schülerhaften Beantwortung stereotyper Fragen ab und führen uns wirkliche, deutliche Charaktere vor. Nicht Menschenkenntnis natürlich, aber Menschenbeobachtung verrät sich, und sie ist schon ganz von derselben Art und Weise, wie wir sie auch später bei Schiller finden: ihren Gegenstand mit Wärme erfassend, idealisierend sowohl im Guten wie im Schlechten, enthusiastisch im Lob, ohne Rückhalt im Tadel. Es bestätigt sich, was uns Hoven erzählt, daß er seine Kollegen schon damals mehr nach ihrem sittlichen Werte und ihrem Gemüte, als nach der Intelligenz beurteilte. Sein Haß gegen Hochmut und Eigenliebe bricht, vielleicht auf Grund einer momentanen Verstimmung, selbst seinem Freunde Hoven gegenüber durch; aber auch — und das war in einer Eingabe an den Herzog

Karl ein gefährlicher Punkt — die Verachtung der niederträchtigen und kriechenden Demut, welche die Vorgesetzten nur als Werkzeug zum Ziel benützt und sich nicht scheut, um ein gutes Wort den geringsten der Vorgesetzten gleichsam anzubeten. Wie Schiller noch in seiner reifsten Zeit das bloße Wissen mehr als billig geringschätzte und die Kräfte des Geistes für zu edel hielt, um im Stoffe zu verderben; so läßt er sich hier schon mit Abneigung gegen den bloßen Gebrauch des Gedächtnisses vernehmen, gegen das tote Auswendiglernen, wodurch man sich nur selbst verderbe. In keinem dieser Schülerreferate wird endlich das Verwerfliche des Auftrages und das Ringen der jungen Seelen, ihrer Pflicht gegen den Herzog und doch zugleich auch ihrem besseren moralischen Gefühl zu genügen, so deutlich wie in dem Schillerischen, welches uns eine seltsame Mischung von Heuchelei und Schmeichelei mit kindlichster Aufrichtigkeit und wärmster Ergebenheit darstellt. Wie ernst und feierlich nimmt er sogleich eingangs die Sache in Angriff! Daß er ein Urteil über das Betragen eines Kollegen für eine schwere Pflicht erachte und nur der Befehl des Herzogs, der ja ihr Wohl will, ihn zu reden veranlasse, hat er in den Distichen über Kempff vorausgeschickt und damit die Verantwortung dem Auftraggeber zugewälzt. Auch hier beruft er sich „bei einer Unternehmung, deren Folgen wichtig genug sind, Glück oder Unglück meiner Freunde zu veranlassen" auf denselben Befehl, indem er zugleich seine eigene Unwissenheit und Unerfahrenheit vorschützt. Beide Male erinnert seine Berufung auf die ihm auferlegte Verbindlichkeit im Wortlaut genau an den fingierten Brief des Leipziger Korrespondenten, durch welchen Franz Moor in den Räubern seinen Bruder verleumdet. Aber wie weit Schiller selbst von bloßer Schmeichelei entfernt ist, das zeigt sofort der folgende Satz jener zweiten Eingabe, in welcher er sich als rechter Sohn seines Vaters sofort auf einen prinzipiellen Standpunkt erhebt, um über den erhaltenen Befehl ein Urteil abzugeben. „Ich verwerfe doch einige Punkte Ihres Befehls, ich verwerfe sie und seufze zugleich über meine Schwachheit." Er verwirft aber nicht bloß einige Punkte, sondern in dem ersten und obersten Punkt den ganzen Befehl, indem er sich unfähig bekennt, über das Christentum eines anderen zu urteilen, und doch in den Pflichten des Christen gegen Gott zugleich alle andern enthalten sieht. Dabei erhebt sich seine Stimme wiederum zu dem biblischen Pathos, das ihm aus dem Vaterhaus geläufig ist: indem er den Ge-

danken abwehrt, daß ein einziger unter seinen Mitschülern der Vernachlässigung der Gottheit geziehen werden könnte, ruft er wie später sein Karl Moor mit biblischen Worten aus, ein solcher müßte sich vielmehr in die Einsamkeit verkriechen, um seiner eigenen Schande zu entfliehen. Nachdem er so im allgemeinen den ersten und gewissermaßen einzigen Vorwurf entkräftet hat, hofft er im besonderen seinen Genossen gerade durch Aufrichtigkeit am besten zu dienen. Mit derselben Mischung von preisgebendem Vertrauen und schlauer Zurückhaltung giebt er nun sein Urteil über die einzelnen Kollegen ab. Indem er zugiebt, was der Herzog ohnedies weiß, daß Karl Kempff der schlechteste unter ihnen sei, wälzt er doch einen Teil der Schuld auf den bösen Geist in dessen ganzer Abteilung und spricht zugleich die Hoffnung der Besserung aus. Während er einen andern ganz ungehindert der frechsten Grobheit gegen seine Kollegen anklagt, weiß er doch wieder recht geschickt an den Mann zu bringen, daß Preißmeyer Soldat und Plieninger Theologe werden will; ja er trägt zum Schlusse gelegentlich seiner Selbstcharakteristik auch seine eigenen Desideria vor. Mit der kindlichsten Unbefangenheit und List zugleich nimmt er den Weg unmittelbar zum Herzen seines Fürsten. Er kommt wiederum den Schilderungen seiner Kollegen, welche ihn hitzig, eigensinnig und ungeduldig nennen würden, zuvor; er beruft sich dem Herzog gegenüber, welcher ihn öfters übereilend und leichtsinnig finden werde, auf seine Aufrichtigkeit, seine Treue, sein gutes Herz; er muß wegen Mangels an Reinlichkeit um Verzeihung bitten, und er entschuldigt seinen geringen Fleiß mit körperlichen Leiden. Er will seinen Fürsten verehren und lieben; er will ihn (wie Karl es von den Akademisten verlangte) als den Vater seiner Eltern noch vor seinen Eltern lieben — jetzt rückt er mit seinem Bekenntnis langsam und auf einem Umwege heraus: mit Munterkeit habe er die Wissenschaft der Rechte angenommen, durch welche er sich glücklich schätzen würde, einst seinem Fürsten, seinem Vaterland dienen zu können; „aber weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte". . . Der Herzog von Württemberg nahm seinen feurigen Erguß sicher mit innerlichem Wohlgefallen zur Kenntnis und übersah nur die Bitte, welche sich an ihn anschloß. Die Thore der Akademie blieben unserem Schiller vorderhand noch verschlossen: an diesem Vaterherzen hatte er, wie später sein Don Carlos, vergebens gerissen.

Hinter diesen indirekten Zeugnissen aus der ersten akademischen Zeit stehen die direkten, welche die Lehrer und Schüler bei derselben Gelegenheit abgaben, an Bedeutung weit zurück. Sie sind zunächst in Bezug auf das Urteil voll von den auffälligsten Widersprüchen: manche seiner Lehrer und Kollegen kannten ihn nicht, weil er sich ihnen nicht mitteilte; anderen zeigte er sich wiederum bloß von einer Seite; die dritten, ohne Sinn für seine Eigenart, verstanden ihn nicht; und wer weiß, ob nicht gelegentlich auch persönliche Feindschaft oder Rancune die Feder führt. Namentlich über die intellektuellen Anlagen Schillers lesen wir die seltsamsten Kombinationen: vom besondern Genie bis zur mittelmäßigen Begabung mit viel Fleiß und bis zur geringen Begabung mit ebenso wenig Fleiß begegnen uns alle Spielarten. Ein Leutenant Roesch, welcher darauf hielt, daß er im Vereine mit Nast über römische Kriegsaltertümer zu schreiben im stande war, glaubt eine besondere Probe von Menschenkenntnis abzulegen, indem er Schiller und fast alle seine damaligen Genossen in die engen Grenzen verweist, innerhalb welcher „der größte Teil der Menschen in Ansehung des Genies eingeschlossen sind, zufrieden wenn sie bis an den Grad kommen, der ihre Einsicht begrenzt." Erklärlicher werden diese Widersprüche, wenn wir auf die Fachmänner Rücksicht nehmen, von denen sie ausgingen; während der Professor des Rechtes ihm mittelmäßige Gaben und den Kräften angemessenen Fleiß zuschreibt, giebt der Religionslehrer Hartmann (wohl nur ein Namensvetter seines Marbacher Pathen) viel bessere Hoffnungen: „Schiller urteilt langsam, aber gut; das ingenium zeigt viele Fähigkeiten, das Gedächtnis ist gut, in seinem Studieren ist er bedächtlich." Und ähnlich widersprechen sich die Urteile über seine Charaktereigenschaften. Der eine findet ihn fast in allen Stücken dem älteren Hoven gleich; der andere parallelisiert ihn, die Neigungen ausgenommen, mit Liesching. Die meisten finden ihn lebhaft, lustig, aufgeweckt; einer will ihn nie traurig gesehen haben; nach einem dritten fehlt es ihm sogar ganz an ernsthaftem, gesetztem Wesen; ein vierter erklärt ihn, sicher am zutreffendsten, fähig de grands mouvements de joie. Andere wieder haben ihn mehr eingezogen, mehr in sich selbst vergnügt als äußerlich lustig kennen gelernt, und nach einem dritten macht ihn sogar die Melancholie wenig umgänglich. Zur Vereinigung dieser Widersprüche, in denen auf beiden Seiten etwas Wahres steckt, kann uns das Urteil derer verhelfen, welche ihn veränder-

lich und wechselnd nennen; auch darf nicht vergessen werden, daß vor den Augen des Herzogs die heitere Schilderung die vorteilhaftere war. Neben den widersprechenden ergeben sich aber genug übereinstimmende Züge, welche das Bild des Knaben deutlich umreißen. Seine Stille, Bescheidenheit, Schüchternheit werden wiederholt hervorgehoben; einer beobachtet sein langsames Wesen; die passiven Tugenden Sanftmut, Geduld, Demut finden viele an ihm, und in der Anerkennung seiner Freundlichkeit und seines guten Herzens stimmen alle überein. Wärme und Lebhaftigkeit, viel Einbildungskraft und Verstand, auch natürlicher Witz werden ihm zugeschrieben. Hoven, der ihn sicher unter allen am besten kannte, nennt ihn eigensinnig, aber nicht immer, und dann auch wieder leicht zu besänftigen. Auch wenn Schiller selber dem Einwurf vorzubeugen sucht, daß man ihn hitzig, eigensinnig, ungeduldig, übereilend und leichtsinnig finden werde, giebt er damit indirekt ein Stück Selbstcharakteristik ab. Daß Schiller zur Poesie neige und gern Gedichte lese, wird schon erwähnt; öfter noch, daß er die Theologie liebe. Daß Schiller mit sich selbst wegen der üblen Anwendung seiner Gaben unzufrieden sei, machten die Mitschüler dem Herzog vor, weil sie seine Unzufriedenheit mit dem ihm aufgedrängten Berufe noch weniger deutlich zu bekennen wagten als er selbst.

Jedesfalls haben seine persönlichen Eigenschaften und sein Betragen den jungen Schiller bald bei seinen Vorgesetzten und Mitschülern beliebt gemacht. Zwar wurde es ihm, nicht bloß aus Unabhängigkeitssinn sondern noch viel mehr aus Linkischheit, anfangs nicht leicht, sich in die militärische Disciplin des Institutes zu finden. Bis Mitte 1774 wird seine Konduite immer als „mittelmäßig“ oder „sehr mittelmäßig“ beurteilt; und zu Weihnachten 1773 weiß der Tagesrapport sogar von empfindlichen Züchtigungen zu berichten, allerdings für die harmlosesten Vergehen. Am 21. Dezember wird er mit 12 Weidenstockstreichen bedacht, weil er für sechs Kreuzer Wecken auf Borg genommen; und am heiligen Abend erhalten die Eleven Schiller und Baz (der spätere Biograph der Karlsschule!) ein Billet, weil sie in Gesellschaft des Eleven Groß jun. bei einer Reinigungsmagd Kaffee tranken, welchen Groß bestellt und mit einem Hemd bezahlt hatte. Das war recht hart und unverdient; es kam auch später nicht mehr vor: einmal weil sich die Anstalt schämte, ihre Zöglinge ferner auf solche Weise zu behandeln; dann aber auch,

weil Schiller in diesem Punkte wo nicht besser, so doch klüger geworden war und sich bei Kaffee oder Tabak nicht mehr erwischen ließ. Sein Betragen wird von da ab immer mit der Note „gut" oder „recht gut" bezeichnet, und die sechs Billets, welche er im Laufe von 8 Jahren erhielt, fallen alle in den kurzen Zeitraum vom Oktober 1773 bis Februar 1774. Die Hälfte derselben hat er wegen Mangels an Reinlichkeit davongetragen: er gehörte auch nach Scharffensteins Urteil zu den unreinlichsten Burschen der Anstalt, und der Oberaufseher Nies nannte ihn oft brummend einen Schweinpelz. Auch die nachlässige Frisur scheint vielfach zu Klagen Anlaß gegeben zu haben. Nicht immer bedeutet das Mangel an Sinn für Reinlichkeit und Nettigkeit: Jünglinge, welche viel innerlich arbeiten, vernachlässigen oft wider ihr Bedürfnis die Pflege des Äußeren. Daß Schiller sich seinen Vorgesetzten gegenüber ehrerbietig und respektvoll benahm, sagen uns seine Genossen; daß seine Ehrfurcht nicht kriechend oder heuchelnd war, giebt uns sein Gutachten zu verstehen. Der Rittmeister Faber nennt ihn voll guten Willens, bei Ermahnungen einsichtig für die eigenen Fehler und bemüht sie zu verbessern. Seinen Kameraden, die ihn im Herzen und Gedächtnis behielten, ehe er noch der berühmte Dichter war, ist er immer ein zuverlässiger Freund gewesen, dessen Aufrichtigkeit und Verträglichkeit von vielen gerühmt wird, obwohl er sich nur wenigen ganz hingab. Beschränkte ertrug er, und wenn sie gutherzig waren, nahm er sich ihrer sogar an; beschränktem Dünkel dagegen begegnete er mit überlegenem Spott. Wen er für gemein oder unzuverlässig, für niedrig oder gar für bösartig hielt, dem ging er mit Verachtung aus dem Wege, und wo er die Berührung nicht vermeiden konnte, betrug er sich mit abschreckender Kälte.

Nur mit dem Lernen wollte es anfangs nicht recht vorwärts. Der Preis, welchen Schiller unter seinem Ludwigsburger Lehrer Jahn am 14. Dezember des ersten Jahres (1773) im Griechischen davontrug, ist wohl mehr als eine Frucht der guten Vorbereitung in der Lateinischen Schule, denn als Resultat des Unterrichtes an der Akademie zu betrachten, und bis hart an den Abschluß seiner Studien ist er der einzige geblieben. Die Gründe für sein Zurückbleiben waren mancherlei. Vor allem Kränklichkeit, welche sein rasches Wachstum mit sich brachte. Wie uns die jährlich zweimal vom Herzog eigenhändig angestellten Messungen erkennen lassen, war dasselbe geradezu staunenerregend.

In den acht Jahren ist Schiller, welcher schon bei seinem Eintritt mit dreizehn Jahren fünf württembergische Fuß maß, um einen Fuß und drei Zoll gewachsen. Namentlich in den vier ersten Jahren, von seinem 15. bis 18. Lebensjahr, nahm er alljährlich um drei Zoll; später (1778 bis 1780) vom 19. bis 21. Lebensjahr um einen Zoll zu. Seine Gesundheit war dadurch so geschwächt, daß er in den ersten zwei Jahren seines akademischen Aufenthaltes sieben Mal auf der Krankenliste stand und einmal sogar durch volle fünf Wochen (vom 2. September bis 7. Oktober 1774). Das „dissolute und langsame Wesen“, welches ihm der Rittmeister Faber bei gutem Willen und großem Trieb zu lernen vorwerfen mußte, wird damit in Verbindung stehen. Ein zweiter Grund: „daß er seine Gaben nicht gut anwende“, zielt auf seine Vorliebe für die schönen Wissenschaften und für die Lektüre von Gedichten. Eigentlichen Mangel an Fleiß hatten ihm wohl nur die Lehrer vorzuwerfen, zu denen er kein Vertrauen oder an deren Gegenständen er kein Interesse hatte: der Religionslehrer aber rühmt ihn ausdrücklich als willig und geschäftig. Endlich aber trifft ein großer Teil der Schuld auch den Lehrplan der Anstalt. Dieser war, als Schiller eintrat, unfertig und erst im Entstehen begriffen. Er fand Unterricht in den klassischen Sprachen vor und kehrte damit eigentlich in Jahns Schule zurück, in welcher er sich wiederum bewährte. Daneben wurden Religion, Geschichte und Geographie, Mathematik, französische Sprache, Philosophie und Zeichnen gelehrt, und im folgenden Jahre 1774, während diese Gegenstände fast in derselben Ausdehnung aufrecht erhalten blieben, wurde mit den Anfangsgründen der Berufswissenschaft, des Rechtes, begonnen. Das war an sich ein bischen zu viel verlangt, und noch mehr, wenn man erfährt, daß Schiller sowie auch Liesching und Plieninger in allen Fächern außer den klassischen Sprachen ohne Vorbereitung in die auf der Akademie bereits im Gange befindlichen Vorlesungen mitten hinein versetzt wurden. Der Bericht des Professors Jahn entschuldigt damit auch ausdrücklich die geringen Fortschritte in den sogenannten „wissenschaftlichen“ Fächern, als welche er die Realfächer von den Sprachen unterscheidet; und er stellt Schiller unter der Rubrik „mittelmäßige Genies“ mit Plieninger und Liesching, ja sogar mit dem älteren Hoven zusammen, welcher schon seit 1771 die wissenschaftlichen Pensa

von ihrem Anfang an hörte und es doch auch nicht weiter gebracht hatte als Schiller.

Der Unterricht in den klassischen Sprachen stand also anfangs noch immer obenan; aber er hatte in der Akademie einen wesentlich anderen Charakter und Zweck als in den Lateinschulen, welche auf die philosophische Magisterwürde und auf das theologische Studium vorbereiteten. Aus der Karlsakademie dagegen sind keine Philologen hervorgegangen, und der eigentlich sprachliche Unterricht im Lateinischen und Griechischen blieb immer untergeordneten Lehrkräften überlassen. Nicht das Lateinschreiben sondern das Lesen der Autoren, die ästhetische und reale Erklärung war die Hauptsache. Das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, das sogenannte Komponieren, wurde neben dem Exponieren, dem Übersetzen eines lateinischen Textes ins Deutsche, ganz vernachlässigt. Der Unterricht in der lateinischen Sprache fiel hier mit „Rhetorik, Poesie oder den schönen Wissenschaften" zusammen: Bildung des Form- und Stilgefühls war der letzte Zweck. In dieser Richtung war, soweit es der Charakter der Lateinschule zuließ, schon Jahn in Ludwigsburg thätig: ihr verdankte er gewiß auch die Berufung auf die Solitude. Hier las er in wöchentlich sechs lateinischen Stunden mit den Zöglingen im Jahre 1774 den Terenz zu Ende, welcher trotz Minellis Noten unserem Schiller manchen schweren Fluch erpreßte; ferner kursorisch ein Buch von Ciceros Briefen und die kritische Dichtkunst von Horaz, deren ästhetische Regeln analysirt und erläutert wurden. Zwar sollte auch die Übung im lateinischen Ausdruck fortgesetzt werden, aber sicher geschah das mit wenig Erfolg: die lateinischen Distichen, in welchen Schiller, offenbar um seinen im Aufnahmszeugnis gerühmten guten Anfängen in der lateinischen Dichtung Ehre zu machen, seinen Kollegen Kempff brandmarkte, sind voll Sentenzen und altertümlichen Formen wie queis und siet, aber dem Versmaß und dem Ausdruck nach schlechter als die aus der Ludwigsburger Zeit. Gleichwohl bezeugt uns außer Hoven noch ein anderer Zögling, daß Schillers Neigung noch immer auf die Sprachen ging, und neben Klopstock und den Psalmen ist Virgil bald sein Liebling geworden. Auch im Griechischen behauptete er sich oben: hier erhielt er auf Jahns Empfehlung am Schluß des ersten Jahres (14. Dez. 1773) seinen vor der Hand einzigen Preis für die beste Übersetzung einiger Äsopischer Fabeln. Aber der Unterricht schritt im folgenden

Jahr nicht weiter fort: offenbar weil die aus heterogenen Elementen zusammengesetzte Klasse nicht fest war, wurden im Laufe des Jahres 1774 in drei wöchentlichen Stunden „Hamburgers fabulæ aesopicæ, an der Zahl 150, absolviert und wiederholt". Mit diesem Jahre schied Jahn von der Anstalt und kehrte nach Ludwigsburg zurück, wo ihm Schwindrazheim Platz machte: der alte Schulmann taugte nicht für den Hofdienst und war an einer den praktischen Fächern gewidmeten Schule wenig an seinem Ort. Schiller ging nun in die Hände eines jüngeren Lehrers über, welcher erst im Anfang der zwanziger Jahre stand und eben das Tübinger Stift verlassen hatte, um seit 1773 an der Akademie die klassischen Sprachen und Philosophie zu lehren. Johann Jakob Heinrich Nast war ein lebhafterer Geist als Jahn, ein tüchtiger Philologe, welcher für den Numerus und die architektonische Struktur in den Ciceronianischen Perioden schwärmte. Da er seine Schüler nebenbei auch in deutschen Aufsätzen einzuüben hatte, die sie zum Teil deklamieren mußten, gewöhnte er sie leider auch im Deutschen an die maßlosen Perioden, von denen Schillers akademische Schriften ein Beispiel geben. Nast war in erster Linie Gräcist, und Schiller hörte bei ihm schon im Jahre 1775 ein dreistündiges Pensum, in welchem Homer „mit Schwierigkeit" gelesen wurde. Trotzdem Schiller im Griechischen wie im Lateinischen bis 1774 immer die Censur „gut" und „recht gut" erhielt und in Nasts Liste als der vierte lociert wurde, während er sonst immer unter den letzten, wenn nicht gar als der letzte erscheint, waren die Folgen dieses Unterrichtes wenig tief. Schiller setzte später seine Bekanntschaft mit Homer in eine viel spätere Periode; er erinnerte sich in einem Briefe an Humboldt überhaupt nicht, den Homer im Original gelesen zu haben und im Griechischen über das Neue Testament hinausgekommen zu sein; und er nennt deshalb auch in einem Briefe an seine Braut Nast bloß als den Lehrer, bei welchem er das Griechische hätte lernen sollen.

Als Hauptstudium wurde dem Rektor Jahn vom Herzog Karl im Dezember 1771 die „Historie" an das Herz gelegt, welcher er sich mit den jungen Leuten besonders befleißigen sollte. Aus Jahns unzulänglichen Händen muß der Geschichtsunterricht an Johann Gottlieb Schott übergegangen sein, welcher ungefähr zu gleicher Zeit (1772) und in gleichem Alter mit Nast an die Akademie kam, um hauptsächlich die Geschichte zu lehren. Nicht nach dem veralteten Essigschen Kompendium,

welches ihm der Herzog empfohlen hatte, trug er vor, sondern er legte die nagelneue Darstellung einer Universalhistorie von Schlözer zu Grunde, welchen der Herzog ebenso wie den abtrünnigen Spittler später so glühend haßte. Freisinnig und doch patriotisch, wie man es von einem Manne erwarten durfte, welcher zugleich über Eberhard im Bart und über die englische Verfassung geschrieben hatte, war sein beredter, etwas theatralisch gefärbter Vortrag. Das Kollegienheft eines Schülers aus dem Jahre 1778, in welchem Schott trotz der Abmahnung des Herzogs, sich nicht mit vielem Schreiben aufzuhalten, die württembergische Geschichte bis zum Regierungsantritt des Herzogs Karl seinen Zuhörern in die Feder diktierte, ist noch vorhanden. Es enthält auf verhältnismäßig engem Raum einen gediegenen Kern von Thatsachen aus dem politischen, kirchlichen und kulturgeschichtlichen Leben und es ist durchaus nach freisinnigen Gesichtspunkten abgefaßt. In den endlos wiederholten Streitigkeiten zwischen den Landständen und den Herzogen, in welchen die letzteren immer Geld verlangen und die ersteren dagegen Freiheiten und Privilegien erkaufen, nimmt der Verfasser bei allem Anschein einer objektiven Haltung doch sichtlich für die Landstände und für die Reichsstädte Partei. Nur selten zwingt ihm die Persönlichkeit eines württembergischen Herrschers unbedingtes Lob ab, und die Nachteile der vielen vormundschaftlichen Regierungen, welche seit dem 17. Jahrhundert Württemberg so empfindlichen Schaden brachten, werden ebenso stark ins Licht gesetzt als die Mißwirthschaft der Maitressen und Favoriten an dem Hofe der Vorgänger des jetzt regierenden Herrn. Schott behandelt die Geschichte nicht, wie später Abel, aus dem philosophischen Standpunkte der Gatterer, Schrökh und Herder: er betrachtet sie nicht als Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens wie diese, er sucht auch nicht wie später Drück politische Ideale bei den alten Römern — er behandelte sie vom rein menschlichen Standpunkt aus und suchte durch pathetische Erzählung des Unglückes eines jungen Konradin oder einer Maria Stuart seinen Zuhörern Thränen in die Augen zu locken. Ist es Zufall, daß Schiller diese beiden geschichtlichen Personen so früh zu tragischen Helden erkoren hat? Ist es Zufall, daß alle Dramen Schillers, der sich als Dichter und Historiker auf die neuere Geschichte beschränkte, aus dem Umkreise gewählt sind, aus welchem Schott 1779 alle seine Disputationssätze gewählt hat? Da las oder hörte Schiller zuerst von der zerstö-

renden Politik Philipps II.; da konnte er über die wahren Motive der niederländischen Rebellion und der sogenannten Religionskriege in Frankreich richtigere Ansichten schöpfen, als er selber später aufgestellt hat.

Mit der Geschichte hatte sich die Geographie in die wöchentlichen vier Stunden zu teilen: auch hier erging eine Instruktion des Herzogs an den Professor Jahn, sich aller möglichen Deutlichkeit und Kürze zu befleißen. Der Abriß der Geographie, welchen der Tübinger Professor Voltz seinen erweiterten Auflagen des Essigschen Kompendiums der Geschichte hinzugefügt hatte, sollte zu Grunde gelegt, übrigens aber auch hier mehr in die Landkarten auf dem Tische gesehen als in die Hefte geschrieben werden. Nach einer späteren Vorschrift, welche in diesem Lieblingsfach des Herzogs wohl schon zu Schillers Zeiten galt, wurden zunächst die Regenten, Hauptstädte und Residenzen aller Reiche; dann ganz kurz und im allgemeinen die Hauptflüsse und Berge der ganzen Welt; und zuletzt Deutschland etwas genauer dem Gedächtnis durch beständiges Examinieren eingeprägt. Daß die Statistik mit der Geographie verbunden war und das Hauptgewicht auf die politische Geographie gelegt wurde, das beweist auch das erhaltene Bruchstück eines „Geographischen Büchleins", welches Schiller am 17. Juli 1773 aus den Händen eines älteren Mitschülers, Namens Föhr, übernahm: offenbar weil das Nachschreiben nach dem Wunsch des Herzogs möglichst vermieden werden sollte. Es enthält wirklich eine genaue Darstellung der Regierungsform in Deutschland, der deutschen Reichsverfassung, aller regierenden und fürstlichen Personen; und es stellte große Anforderungen an das Gedächtnis des zukünftigen Juristen, welcher ein Feind des bloßen Auswendiglernens war. Ueber „mittelmäßig" hat es Schiller in der Censur auch niemals hinausgebracht. Im folgenden Jahre wurden dann die Reiche Portugal, Spanien, Rußland und Venedig auf ähnliche Weise behandelt und eine allgemeine Einleitung in die geographische Wissenschaft, sowie eine Abhandlung über die Bestimmung des Charakters eines Volkes nachgeschickt.

Neben und selbst vor der Geschichte hatte im Lehrplan die Mathematik ihre Stelle. Unter dem Lehrer Rappolt, einem Stiftler, welcher nach Kästners Lehrbuch unterrichtete, waren ihr im Jahre 1774 sechs, im folgenden Jahre sogar acht Stunden gewidmet. Die Instruktion des Herzogs betrachtet die Mathematik nicht bloß als Vorbereitung für die

Experimentalphysik, sondern auch für die Philosophie, in welcher zur Zeit des Wolffischen Systemes die mathematische Methode herrschte. Ausdrücklich wird gesagt, daß der Unterricht als ein Studium zu betrachten sei: d. h. daß der Lehrer sich in den spekulativen Partien länger aufhalten und auf eine Disputation vorbereiten sollte. Bei unserm Schiller freilich verfing dieser Zusammenhang damals noch wenig; er hat auch in diesem Fache, welches bald einen Ruhmestitel der Akademie bildete, nur gut, ziemlich gut oder gar mittelmäßig bestanden. Ob der Lehrer Moll, ein mathematisches Genie und ein Sonderling, ein ernster und nur gegen seine Schüler freundlicher Mann, dessen Mistrauen an Verfolgungswahn grenzte, jetzt oder später Schillers Lehrer gewesen ist, bleibt unbestimmt; auch Moll hatte als armer Schreinerssohn den Weg zu seiner Lieblingswissenschaft durch das Stift genommen.

Zu den klassischen Sprachen traten in der Akademie die modernen hinzu. Der Unterricht im Französischen, welchen die Professoren Uriot und Bär wöchentlich fünf Stunden erteilten, erstreckte sich nicht bloß auf die Erlernung der Sprache, in welcher Schiller wiederum nur Mittelmäßiges leistete, sondern auch auf die Litteratur. Er wird als sehr unterhaltend geschildert: namentlich der hochbejahrte Uriot, ein unverwüstlicher Franzose und in seinem Betragen die Liebenswürdigkeit selbst, pflegte mit der lebhaften Charakteristik, welche den ehemaligen Acteur verriet, ganze Scenen aus Molière, Raçine, Voltaire u. s. w. vorzutragen. Hier lernte Schiller zuerst die französischen Dichter kennen und verstehen, welchen er später so feindlich gegenüberstand, nachdem er in einem späteren Zeitraum die Kenntnis der englischen Litteratur und Sprache erworben hatte.

Wie in den praktischen Fächern, so leistete Schiller, wie sich noch zeigen wird, damals auch in den philosophischen wenig; am wenigsten aber in der verhaßten Berufswissenschaft, der Jurisprudenz. Schon im zweiten Jahre (1774) wurde damit der Anfang gemacht, und neben funfzehn Stunden Philosopie und Redekunst waren acht Stunden den juridischen Studien aufgespart. Professor Heyd las pro captu adolescentium in lateinischer Sprache wöchentlich drei Stunden über das Naturrecht, drei andere Stunden über Reichsgeschichte nach dem Lehrbuch von Selchow, und endlich zwei Stunden über römische Rechtsaltertümer. Der Vater mußte die kostspieligen Bücher herbeischaffen, der Sohn suchte

vergebens seine Abneigung zu überwinden. Auch im folgenden Jahr, als zu der siebenstündigen Fortsetzung derselben Pensa noch ein zweistündiges Kolleg über die Geschichte der juridischen Wissenschaft von Professor Seybold hinzukam, zeigte er keinen größeren Eifer. Das Gutachten Heyds nennt in seltsamer Verkehrtheit die Begabung des Schülers mittelmäßig, seine Aufführung gleichgültig, seinen Fleiß den Kräften angemessen. Daß die Schuld nicht ganz und nicht allein in Schillers Abneigung lag, ergiebt der Umstand, daß auch die Leistungen seiner Genossen Liesching und der beiden Hoven in den juridischen Gegenständen mit „seind alle gleich mittelmäßig" charakterisiert werden. Die beiden Professoren waren langweilige alte Zöpfe und verstanden besser in Formeln zu kramen als lebendig zu unterrichten: der Herzog selbst entließ sie bald darauf, weil sie ihm „zu wenig Feuer" zeigten, und berief den später so hoch gefeierten Hochstetter zu Ende 1776, als Schiller bereits zur Medizin übergetreten war.

Für diesen gab es außer den Sprachen damals nur noch eine Wissenschaft: die Religion. Theologe durfte er nicht werden; aber nichts hinderte ihn, an der Akademie seinem gläubigen Drange zu folgen, und er blieb, was er im Vaterhause gewesen war, ein wahrer und andächtiger Christ. An der Akademie bestanden, wie in dem Lande selbst, alle christlichen Bekenntnisse duldsam neben einander; nur die Juden waren hier wie dort ausgeschlossen. Der Herzog selbst hielt sein bei der Thronbesteigung gegebenes Wort treu und unverbrüchlich. Er war ein guter Katholik, aber ein Feind der Bigotterie und des Muckertumes, so daß er auch die eigene Mutter auf den Witwensitz nach Göppingen verbannte, als sie religiösen Hader in dem zweigläubigen Lande säen wollte. Als freisinniger Fürst hatte sich Herzog Karl in Rom standhaft geweigert, den Pantoffel des Papstes zu küssen, dessen Dispens er auch später für die Heirat mit Franziska nicht erst abwartete. An Feiertagen ging er in seine Messe und Franziska in ihre Predigt: so galt es in seinem Hause, so wurde es in seinem Lande und in seiner Schule gehalten. In Gegenwart des katholischen Herzogs wurden hier die evangelischen Zöglinge auf Grund ihres lutherischen Bekenntnisses examiniert und dann konfirmiert; und die evangelischen Liederdichter, welche Schiller in der Lateinschule zu Ludwigsburg kennen gelernt hatte, durfte er auch hier mit Verehrung nennen. Das religiöse Moment wurde in der Schule stark betont:

morgens in den Schlafsälen und mittags vor der Mahlzeit wurde im Speisesaal gebetet. Der sonntägliche Gottesdienst in der schönen Akademiekirche war vormittags (Predigt) und nachmittags (Katechisation) obligat: auch in diesem Punkte herrschte eher zu viel Zwang als zu viel Freiheit. Für unsern Schiller hätte es dessen nicht bedurft. Das Zeugnis, welches ihm sein Religionslehrer Hartmann ausstellt, ist das schönste von allen, vielmehr das einzige gute. Es lautet: „Schiller urteilt langsam, aber gut. Das ingenium zeigt viele Fähigkeiten, das Gedächtnis ist gut, in seinem Studieren ist er bedächtlich, der Fleiß ist willig und geschäftig". Er allein hat mit seinem Urteil das Richtige getroffen.

Bis ins Jahr 1775 geht es so mit Schiller immer mehr zurück: nach dem Locationsplan der Anstalt ist er anfangs 1774 der siebente unter elf, später der sechzehnte unter achtzehn Schülern; 1775 haben ihn alle seine Genossen überflügelt: er ist konstant der letzte ... Da tritt ein Umschwung ein in seiner persönlichen Entwicklung, welcher ungefähr mit einer Epoche in der Geschichte des Instituts zusammenfällt.

Seitdem der Herzog durch den Erbvergleich mit den Ständen ausgesöhnt war, gab sich die Residenz alle Mühe, den Hof wieder nach Stuttgart zu ziehen. Der Herzog umgekehrt hatte schon früher wiederholt an Verlegung der Anstalt gedacht, welche auf der Solitude im Raume beengt und nur mit Schwierigkeit zu verpflegen war. Da sich auf diese Weise die Wünsche beider Teile begegneten, kam die Stadt dem Fürsten mit dem Anerbieten entgegen, das Militärgebäude hinter dem Schloß für die Schule einzurichten, falls sich der Herzog zur Übersiedlung entschließen könnte. Am 18. November 1775 hielt die Akademie unter Anführung ihres Stifters im Paradeschritt den Einzug in die festlich geschmückte Stadt. Hier nahmen sie die weiten Räume des von dem Hauptmann Fischer umgebauten dreistöckigen Gebäudes auf. Ein Haupttrakt, von welchem in senkrechter Richtung vier Nebentrakte ausgingen, deren jeder 35 Fenster in der Front hatte, enthielt in den aufeinander folgenden Stockwerken zunächst den prachtvollen Prüfungssaal, über hundert Fuß lang und vierzig Fuß breit, von 36 freistehenden gekuppelten Säulen getragen; darüber die Krankenzimmer und die Zimmer für die Chevaliers. Die mittleren Seitentrakte beherbergten in allen drei Stockwerken die luftigen und geräumigen Schlafsäle, ein halbes Dutzend an der Zahl, jeder für eine besondere Abteilung bestimmt.

Es war ein schöner Durchblick durch die Säle, welche von Säulenreihen durchschnitten waren und zwischen je zwei Säulen das Gemach eines Zöglings mit Bett, Kommode und Bücherbrett enthielten. In dem einen der beiden äußeren Trakte befanden sich die Hörsäle, jeder für eine besondere Wissenschaft freigehalten und in jedem das Bildnis des Herzogs mit den Attributen der betreffenden Wissenschaft geschmückt; über den Hörsälen lagen der Instrumentensaal und die Bibliothek. In dem zweiten Trakt befand sich der große Rangiersaal, in welchem sich die Zöglinge versammelten und ordneten, ehe sie an dem Herzog vorüber in den Speisesaal marschierten; oben im dritten Stocke war der Carcer für die Missethäter. Küchen, Dienerzimmer u. s. w. waren zu ebener Erde untergebracht. In den drei weitausgedehnten Höfen, welche die Seitentrakte einschlossen und von welchen der große mittlere seit 1780 mit der Bildsäule Karls geschmückt war, fand sich für Spiele Raum genug; hinter dem Hause lag der ebenso geräumige Garten, in welchem jeder der Zöglinge sein besonderes Pflegestück hatte ... Erst in diesen Hallen hat die Akademie ihre Bestimmung und ihren höchsten Glanz erreicht. Einige Monate nach der Übersiedlung wurde durch Begründung einer medizinischen Fakultät auch der wissenschaftliche Ausbau vollendet. Die Geburtswehen waren jetzt überstanden; erst jetzt waren Lehrer und Schüler mit den Zwecken und Zielen des Unterrichts vertraut; die einzelnen Teile des großen Organismus arbeiteten äußerlich einander in die Hände, und auch ein inneres Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern bildete sich immer erfreulicher heraus.

Eine so leicht erregbare Natur wie die Schillers wurde schon durch die allgemeine Bewegung zu größerer Bethätigung ihrer Kräfte mit fortgerissen. Persönliche Motive traten hinzu: seine Gesundheit wurde kräftiger, das rasche Wachstum gelinder. Schiller erhielt äußerlich einen neuen Beruf, der ihm zwar wieder nur aufgedrängt war, welchem er aber bald von manchen Seiten Interesse abgewann. Und er besaß vor allem innerlich das Bewußtsein eines neuen Berufes, welchen er sich selbst gewählt hatte und den ihm kein König der Welt mehr, geschweige denn der Herzog von Württemberg entreißen konnte. Nicht mehr ein Tübingisch Magisterlein, sondern ein Dichter von Gottes Gnaden wollte er werden, und das Bewußtsein des Dichterberufes, welches er sich erst

nach harten Kämpfen und schweren Zweifeln errungen hatte, hob und schwellte seine Brust.

Um das Jahr 1777 herum, erzählt ein Genosse seiner akademischen Jahre, wurde Schiller ein ganz anderer. Früher war er einsam, verschlossen, eingeschüchtert; jetzt erfüllte ihn frohe Zuversicht, und er trat kühner und selbstbewußter hervor. Selbst in harmlosen Äußerungen zeigte sich dies: er erwehrte sich nicht mehr bloß der Zudringlichen und Lästigen, er griff neckend und spottend nun auch selber an. Sein Mutwille war empfindlich: schlagend oder stechend, er traf seinen Mann. Als ihm einer seiner Kameraden, welcher ein starker Esser war, nach der Unsitte der Zeit mit seinem Stammbuch lästig fiel, setzte er die Worte hinein: „Wenn Du gegessen und getrunken hast und NB. satt bist, so sollst Du den Herrn Deinen Gott loben". Auch seinen Vorgesetzten gegenüber trat er nun entschiedener, aber immer maßvoll auf. Gab es einen Streit, so brach er denselben mit einem ruhigen, aber oft bitter sarkastischen Einfall ab, welcher den Aufseher nicht beleidigen konnte, weil er ihn nicht verstand, von den Genossen dagegen um so lebhafter aufgegriffen wurde. Kein Wunder daß Schiller andern um diese Zeit hochfahrend und stolz erschien: ein Eindruck, welcher durch seine auffallende Größe, durch die militärische Haltung und den steifen Gang noch verstärkt wurde. Als ihn die Mutter eines Zöglings bei einem Besuche durch den Schlafsaal schreiten sah, fühlte sie sich zu dem Ausruf gedrängt: „Sieh doch, der dort bildet sich wohl mehr ein als der Herzog von Württemberg." Darin hatte sie nicht so ganz unrecht. Schiller fühlte wirklich damals bereits eine Kraft in sich, die ihn, während er äußerlich sein Sklave und Schüler war, im Innern über den Herzog von Württemberg erhob.

2. Dichterische Entwicklung.

Aus Württemberg und Schwaben konnte in den Zeiten Schillers einem Dichter wenig Anregung kommen. Im Mittelalter ein Land heiteren Gesanges und noch später der Sitz drastischer und grotesker Dichtung, nahm Schwaben im XVI. Jahrhundert die Reformation mit jener Tiefe und Innigkeit auf, welche in der Natur dieses Stammes liegt. Mit der neuen Lehre drang zugleich auch ein Tropfen norddeutschen Blutes in den Stammescharakter, wie ja auch zahlreiche Familien vertriebener Pro=

testanten aus Norddeutschland und besonders aus den Niederlanden einwanderten. Neben der sinnlichen Naivetät, der Phantasie und dem Gemüte treten nun im geistigen Leben der Schwaben auch die Kräfte der Reflexion und des Willens mächtiger hervor. Jahrhunderte waren notwendig die grellen Gegensätze auszugleichen, die zum Teil noch heute in Schwaben mit einander im Kampfe liegen. Auf geistigem Gebiete sind sie erst seit dem Auftreten Schillers in der kontrastierenden Reihe von Dichtern und Philosophen fruchtbar geworden, welche in der deutschen Kunst und Wissenschaft des 18. und 19. Jahrhunderts den Ruhm des schwäbischen Stammes verkünden. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand als Folge des mächtigen Einflusses der Reformation nur das eine sichtbar vor Augen, daß die Theologie die weltliche Wissenschaft und Litteratur nicht bloß überflügelt sondern verdrängt hatte; und schon die verknöcherten Formen des Tübinger Stiftes und die hierarchische Einteilung des schwäbischen Klerus ließen erkennen, daß hier noch bis ans Ende des Aufklärungsjahrhunderts der Geist des Protestantismus mit mittelalterlichen Überresten des Katholizismus zu ringen hatte. So tolerant sich die württembergischen Theologen gegen einander im Punkt der Orthodoxie erwiesen, so wenig ließen sie dagegen die weltliche Wissenschaft aufkommen: die wichtigsten amtlichen Arbeiten wurden von halbgebildeten Schreibern besorgt, und als Bilfinger am Anfang des Jahrhunderts sich die Einführung der Wolffischen Philosophie in Tübingen zur Aufgabe setzte, erfuhr er dasselbe Schicksal, wie einstmals sein Lehrer unter den Muckern in Halle. Auch das, was in Schwaben damals auf dem Gebiete der weltlichen Wissenschaften geleistet wurde, ging aus dem Schoße der Theologie hervor: nicht bloß die Philologen und Magister der Philosophie waren Stiftler, selbst die Physiker und Mechaniker, wie der berühmte Hahn, waren Pastoren und bei ihren Arbeiten stets bemüht zu zeigen, wie Gott alles in der Welt so gut eingerichtet habe. Auch die Poesie lag in den Händen der Pastoren und wurde als Gelegenheitsdichtung der niedrigsten Art bei Hochzeiten und Beförderungen, bei Geburtstagen und Leichen schwungvoll und gewinnreich betrieben. Über diese sogenannten Kasualgedichte der Württemberger schrieb 1723 Haller in sein Tagebuch: „In die Poesie waren sie so sehr verliebt, daß niemand weder werden noch sterben konnte, den man nicht mit ganzen Büchern von Reimen begleitete.“ Nur nebenbei, neben dem Pfarramt, war die

Dichtung in Schwaben wohl gelitten, übrigens aber standen die Fakultätswissenschaften und das ehrbare Brotstudium allein in Ansehen. Man warnte junge Leute, denen ein Gedicht oder eine Rede auszuarbeiten ein Vergnügen war, nachdrücklich vor solchem unnützen Thun. Kein Wunder daß die Schwaben gerade in der Zeit zurückblieben, in welcher das nördliche Deutschland sich mit dem größten Eifer auf die sogenannten schönen Wissenschaften warf. Von diesem war Schwaben als von dem „Auslande“ litterarisch wie politisch völlig abgeschlossen: wir sehen aus der Geschichte Mosers und Riegers, daß der briefliche Verkehr mit dem Auslande als Hochverrat betrachtet werden konnte. Schwaben genügte sich selbst in seinem engen Kreise; und da Schwaben selbst wiederum in eine Menge kleiner Herrschaften zersplittert war, welche bloß ihre Landeskinder poussierten und beförderten, so trat endlich eine völlige gesellschaftliche und geistige Stagnation ein: jeder verglich sich bloß mit sich selbst, und kein edler Wettstreit erhöhte die Kräfte. Schwaben war im Auslande wohl durch gründliches Wissen, aber nicht durch seinen Geschmack bekannt: man glaubte im Gegenteil, daß die Schwaben die schönen Wissenschaften weder zu beurteilen noch zu schätzen wüßten.

Ein ähnlicher Vorwurf war bekanntlich mehr als 50 Jahre früher von einem französischen Jesuiten gegen die Deutschen überhaupt erhoben worden; und wie im nördlichen Deutschland die ganze Litteratur von Thomasius bis Klopstock durch den rühmlichen Ehrgeiz hervorgerufen wurde, den Franzosen durch die That zu widerlegen, so stachelte nun das hochmütige Naserümpfen der Norddeutschen die vollblütigen Schwaben. Die ersten Versuche, dem vernachlässigten Geschmack aufzuhelfen, fallen nach Tübingen und hatten wenig Erfolg. Etliche Zöglinge des Tübinger Stiftes, welche sich auf die schönen Wissenschaften verlegt hatten, sammelten um die Mitte des Jahrhunderts ihre Erzeugnisse in einer Monatsschrift: aber die Sache kam auf, die Dichterlinge wurden hart bestraft und von der Beschäftigung mit dem Dichten auf ihre theologischen Lehrbücher verwiesen. An der Universität Tübingen wirkte seit 1748 Johann Gottlieb Faber als Lehrer der Dichtkunst und Beredsamkeit: nach dem Muster der Gottschedischen Deutschen Gesellschaft in Leipzig versuchte er eine Gesellschaft zur Pflege der Muttersprache und schönen Wissenschaften zu begründen, deren Früchte er ebenso wie Gottsched im Jahre 1753 unter dem Titel „Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart“

erscheinen ließ. Zwei Jahre früher (1751) hatte ein anonymer Verfasser (Eberhard Friedrich Freiherr von Gemmingen) in einer Sammlung von „Oden, Liedern und Erzählungen“ durch die Behauptung, daß Schwaben keine Dichter habe, einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Als er 1753 seine „Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken“ nachfolgen ließ, lieferte er in einer Einleitung „Vom Zustande der Dichtkunst in Schwaben“ eine ironische Widerlegung und Bekämpfung dieser eigenen Behauptung. Er kenne allerdings sechs Arten von schwäbischen Dichtern: erstens die Hofpoeten, welche jeden Todesfall im fürstlichen Hause oder jeden Stuhlgang des Landesherrn in zierlichen Bilderreimen, Anagrammen und Chronostichen besingen und mit bewunderungswürdiger Fertigkeit im Gebrauche der rechten Hand auch wohl hundert Verse in einer halben Stunde leisten; zweitens die Kanzleipoeten, welche durch ihre Dichtungen zur weiteren Verbreitung des Kanzleistils unter der lehrbegierigen Jugend beitragen; drittens die Kirchenpoeten, welche die Texte zur Kirchenmusik und die Schlußstrophen zu Predigten liefern, aber im Aussterben begriffen sind, seitdem die Pfarrer selbst dichten; viertens die Universitätspoeten oder Schulpoeten, welche zu allen Arten von Reimereien auf hohen und niedrigen Schulen die Anweisungen liefern; und endlich die Stadtpoeten und Dorfpoeten, die Kasualdichter in der Stadt und auf dem Lande.

So stand es, als nach dem Ausgang des siebenjährigen Krieges der Herzog Karl den friedlichen Künsten seine Förderung zuwandte und sich seitdem nicht ungern als Schirmherr der Künste und Wissenschaften bezeichnen ließ. Im Jahre 1766 berief er zur Ausführung „höchster litterarischer Privataufträge“ den Magister Balthasar Haug an seinen Hof nach Ludwigsburg: einen Mann in der Mitte der Dreißiger (geb. 1731), welcher als der Sohn eines Amtspflegers des Klosters Hirsau seinen Weg gleichfalls durch das Tübinger Stift genommen hatte. Als Vikar und Pfarrer an verschiedenen Orten hatte er sich seit 1753 in Prosa und Versen litterarisch bethätigt. Er verstand sich durch seine Dichtung den Großen der Erde angenehm zu machen: ein Gedicht auf Maria Theresia trug ihm 1761 den Dichterkranz ein, welchen ihm der Reichshofrat von Herberstein überreichte; und bald darauf (1769) hatte er als kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf den Lorbeer selbst zu vergeben. Haug suchte zuerst Fühlung mit dem Ausland und Anerkennung im

Norden: er arbeitete 1759 und 1760 an Gottscheds „Neuestem“ mit und war bereits 1762 Mitglied der Deutschen Gesellschaften in Leipzig und Helmstädt. In diesem Jahre hatte er, damals Pfarrer in Stotzingen, eine Programmschrift über den „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben“ herausgegeben. Wie schon der Titel zeigt, ein Seitenstück zu den Briefen, welche sieben Jahre früher Nicolai über den Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland überhaupt veröffentlicht hatte. In dem sogenannten coupierten oder zerschnittenen Stil der neueren Franzosen, unter welchen ihm wohl am meisten die Pensées des Abbé Trublet als Muster vor Augen standen, wirft der Verfasser sprunghaft und ohne Zusammenhang einige aphoristische Gedanken hin. Wie nach seiner Meinung vor 40 Jahren Gottsched den Nachweis geliefert hat, daß trotz dem Jesuiten Bouhours die Deutschen eben so gut Witz haben könnten als die übrigen Nationen: so sucht jetzt zwanzig Jahre später Haug aus Lage, Klima, Bodenbeschaffenheit und Regierungsform den Nachweis zu erbringen, daß sichs nirgends besser dichten lasse als in Schwaben. Sogar die Sprache der Schwaben, meint der Verfasser, welcher noch dazu die Diktion mit der Aussprache verwechselt, könne allen Deutschen die Spitze bieten. Die Schwaben, meint er, haben noch nicht gezeigt, daß sie so viel Geschmack an den schönen Wissenschaften haben als etwa die Sachsen und die Schweizer: — aber sie könnten es, sobald sie nur wollten, und man dürfe sich ins Künftige alles von ihnen versprechen. Ein anderer Schwabe, Thomas Abbt, hat in den Berliner Litteraturbriefen diesen thörichten Nachweis mit Recht zurückgewiesen: denn nicht, daß die Schwaben etwas leisten könnten, wurde geleugnet, nur daß sie etwas geleistet haben. Die Bedeutung der Haugischen Schrift liegt nicht in ihrem Resultate, sondern in dem von ihm zuerst eingeschlagenen Wege: der Verfasser durchbricht zum ersten Male die Schranken zwischen Schwaben und dem Ausland. Er will dem Ausland und besonders der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, welcher die Schrift zum Dank für die Aufnahme bestimmt ist, das Vorurteil gegenüber den Schwaben benehmen; er will umgekehrt bei den Schwaben die Gleichgültigkeit gegenüber den Fortschritten des Auslandes bekämpfen. Er macht den positiven Vorschlag einer litterarischen Gesellschaft, welche in wöchentlichen Zusammenkünften eine allen schönen Künsten und Wissenschaften gewidmete Monatsschrift herausgeben und an der-

selben die schwäbischen Schriftsteller vereinigen sollte; der vorgeschlagene Titel „Neuestes aus allen Wissenschaften“ beweist, daß ihm auch hier als Muster eine Gottschedische Zeitschrift vor Augen stand. Am Schlusse seiner einschmeichelnd zahmen Schrift, welche die Gesetze als den notwendigen Zaum eines Volkes, als Säulen des Staates und Quellen alles Glückes feiert und die Ehrfurcht vor ihnen von der Liebe zu den Wissenschaften abhängig macht, wirft er einen verlangenden Blick auf Karl als den Protektor der Wissenschaften und Künste. Er widmet endlich seine Blätter einem adeligen Mäcen, dem Obersten von Bouwinghausen: wenn alle Dichter wollten wie dieser, dann könnten die schwäbischen Alpen ein Helikon werden. Wir begreifen, auch wenn uns Karls „höchste litterarische Privataufträge“ nicht bekannt sind, Haugs Berufung nach Ludwigsburg, wohin er bald auch Schubart zog. Auch hier wirkte Haug organisatorisch: er hielt Zusammenkünfte in seinem Hause ab; er entwarf den Plan einer Lesegesellschaft; er versammelte Hofleute und Soldaten zu poetischen Ausarbeitungen um sich.

Der Moment, mit dem Gedanken einer schwäbischen Zeitschrift Ernst zu machen, schien gekommen, als Karl den akademischen Scepter mit dem Fürstenhute vereinigte und Haug ungefähr zur selben Zeit (1773) nach Stuttgart übersiedelte, um die ihm längst zuerkannte Professur am Gymnasium wirklich anzutreten. Seit dem Jahre 1774 gab er nun wirklich eine den schönen Wissenschaften gewidmete Monatsschrift heraus, welche anfangs den Titel „Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten“ führte und im zweiten Jahre unter dem Titel „Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen“ fortgesetzt wurde. Das erste Halbjahr erschien im Verlage der Cottaschen Hofbuchhandlung, die Fortsetzung „mit Erhardschen Schriften“ und wie es scheint im Selbstverlag. Im ersten Jahre bildeten je sechs Stücke, in den folgenden immer der ganze Jahrgang einen Band. Auf dem Titelblatt steht der Kopf der Minerva mit Helm und Speer. Die Herausgeber und Mitarbeiter nennen sich nicht und unterzeichnen nur selten mit Chiffern: eine Gesellschaft von Freunden galt wie in den moralischen Wochenschriften der Zeit als Herausgeberin, und wenn das Publikum nur das Versprochene erhalte, sollte es weiter nicht darnach fragen, aus wessen Hand es kam. Daß indessen Haug der Herausgeber und der Präceptor Nast einer seiner eifrigsten Mitarbeiter war, das konnten die Leser bald erkennen: die Namen der

beiden Gelehrten wurden nicht bloß genannt, um für Lavater und Klopstock Subskribenten anzuwerben, sondern um die Verfasser der meisten Beiträge zu verraten.

Dieses Journal hat in der Geschichte der schwäbischen Litteratur in dreifacher Hinsicht Epoche gemacht. Erstens, indem es praktisch auszuführen suchte, was Haug in jener älteren Programmschrift prinzipiell bereits ausgesprochen hatte, und die Vermittlung zwischen Schwaben und dem Auslande übernahm. Sein ausgesprochener Zweck war, den Württembergern, besonders den Gelehrten auf dem Lande, einheimische und auswärtige Schriften, lateinische und deutsche, poetische und prosaische mitzuteilen: und zwar die kürzeren in extenso, die längeren in Auszügen, die übrigen in einer nach den Wissenschaften geordneten Bibliographie. Daraus ergab sich zunächst die äußere Einteilung in vier Rubriken: Aufsätze in extenso, Rezensionen, kurze Anzeigen, vermischte Nachrichten aus der gelehrten Welt. Daraus ergab sich ferner, daß der Inhalt der Zeitschrift auf Originalität keinen Anspruch machte: nirgends vorangehend oder führend, sich des eigenen Urteils fast gänzlich enthaltend, hinkt die schwäbische Zeitschrift immer fremden Urteilen nach, mit dem einzigen Bestreben, es den andern deutschen Stämmen gleichfalls nachzuthun. Die Kritiken werden meist mit Angabe der Quelle aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen, mit welchen die Herausgeber des Magazins durch den Tübinger Historiker Lebret in Verbindung standen, deren glanzvolle Epoche aber eben ein Jahr früher zu Ende war, oder gar aus der Erfurter gelehrten Zeitung abgedruckt, mit welchen auch unseren schwäbischen Autoren Riedel als das Ideal eines Kunstrichters und die Klotzische Sippe als eine sehr bedeutende litterarische Verbindung erscheint. Kritikloses Anstaunen der auswärtigen deutschen Litteratur, selbst der Größen des dritten und vierten Ranges, zeigt sich selbst gegenüber jenen Landschaften, welche sich nur um fünf oder zehn Jahre früher den Fortschritten der nordischen Litteratur angeschlossen hatten: nicht bloß die Rheinpfalz, auch Wien mit seinem Sonnenfels sind für die noch weiter zurückgebliebenen Schwaben ein Gegenstand des Neides. Sie bewundern alles, was irgendwo außerhalb Schwabens gedruckt wird, und Klopstock ist ihnen so gut wie Wieland „der große Mann".

Zweitens aber wurden in dieser Zeitschrift zum ersten Male in

Schwaben die schönen Wissenschaften ernstlich berücksichtigt und mit den Fakultätswissenschaften auf eine Stufe gestellt. Sie fordert neben der Gelehrsamkeit auch Geschmack: dieser soll durch die schönen Wissenschaften gebildet werden. Die ganze Beschränktheit, in welcher sich Schwaben damals befand, offenbart sich (in den Antworten wie in der Fragestellung) gelegentlich einer Preisaufgabe „Vom guten Geschmack und seinem Nutzen in öffentlichen Ämtern", welche das Magazin seinen Lesern vorlegte. Ein Gelehrter, gewiß ein Theologe, verneint die Frage geradezu und in brüsker Weise: der gute Geschmack schade überhaupt nur. Ein anderer verwechselt den guten Geschmack, das Formale, mit dem Realen, der Einsicht eines Mannes in sein Amt, und zeigt durch seine alberne Beantwortung, daß er gar nicht weiß, um was es sich bei der Frage nach dem Geschmack handelt. Ein dritter glaubt gleichfalls nicht, daß der Geschmack einen Mann brauchbarer mache, und sieht in ihm heutzutage nur das Geheimnis der Religionsspötter, Gottesleugner und Freigeister. Mit solchen Lesern, die zugleich als Mitarbeiter einsprangen, war auf dem Gebiete des Geschmackes begreiflicher Weise herzlich wenig zu leisten.

Endlich drittens, was die Wissenschaften selbst anbelangt, wurde in dem Magazin zum ersten Male der Versuch gemacht, die Theologie, ob sie schon von Anfang an noch immer stark vertreten ist, doch wenigstens einigermaßen einzuschränken und den weltlichen Wissenschaften Licht und Luft zu gewähren. Die Naturwissenschaften und die historischen Wissenschaften, besonders die Litterärgeschichte, werden besonders bevorzugt. Gegen Aberglauben und abergläubische Gebräuche wird im Sinne der Aufklärung geeifert und eine Lanze für Franklins Blitzableiter eingelegt, welcher den Schwaben noch immer als Ketzerei galt. Auch innerhalb des theologischen Gebietes selbst will das Organ einer freieren und aufgeklärteren Richtung gegenüber den bornierten Orthodoxen zum Recht und zum Wort verhelfen.

Aber in keinem dieser drei Punkte hat die Haugische Zeitschrift ihr Programm auch wirklich erfüllt, und auf keiner Linie ist sie standhaft, geschweige denn siegreich geblieben. Langsam und allmählich tritt sie vielmehr im Laufe der sieben Jahre ihres Erscheinens (bis 1780) überall den Rückzug an. Anfangs war ihre Haltung insofern zu loben, als die welt- und litteraturfremden Schwaben sich aus dem wenig originellen Inhalt wenigstens orientieren und unterrichten konnten.

Chauvinistische Lobhudler, welche ihre Landsleute glauben machen wollten, daß die schönen Wissenschaften bei ihnen ohnedies bereits auf dem Gipfel angelangt seien, werden mit einer scharfen Lauge von beißenden Glossen überschüttet wiederum heimgeschickt: wir müssen erst etwas mehr leisten, ehe wir uns verteidigen, sonst fehlt es unseren Beweisen an Belegen. Aber schon im Jahre 1775 beginnt das schwäbische Provinzialorgan sich zu fühlen; es will nicht mehr bloß nachsprechen, sondern sich zu größerer Selbständigkeit aufschwingen. Es tritt nun die, an sich löbliche, Absicht hervor, nicht bloß die Schwaben mit der fremden, sondern auch die Ausländer mit den Verdiensten der schwäbischen Litteratur bekannter zu machen. Diesem Gesichtspunkt wird zunächst in litterarhistorischen Artikeln Rechnung getragen: nach dem Muster Gatterers stellen die Magazinäre eine statistische Revue über die extensive litterarische Größe der Schwaben an, wobei dieselben in Bezug auf die Anzahl der jährlichen Publikationen den andern Ländern Deutschlands noch überlegen erschienen, weil die zahllosen theologischen Disputationsschriften und Programme mit eingezählt waren und den Ausschlag gaben. Allmählich gewinnt diese Anschauung völlig die Oberhand. An Stelle der aus fremden Zeitschriften zur Belehrung inländischer Leser abgedruckten Aufsätze werden seit 1776 nur mehr einheimische Aufsätze aufgenommen, welche natürlich außerhalb Schwabens keine Leser fanden. Die Rezensionen und Anzeigen nahmen um so mehr ab, je mehr sich das Organ auf die geringe Zahl der schwäbischen Publikationen einschränkte, und in demselben Maße gewannen dann die schwäbischen Originalaufsätze an Raum. Nachdem infolge dessen schon früher die Rubriken der kurzen Anzeigen und der vermischten Nachrichten in eine zusammengezogen worden waren, schränkten sich auf Verlangen der Leser, welche die fremden gelehrten Zeitungen bereits besaßen, die Herausgeber seit Ende 1776 ganz auf württembergische und schwäbische Produkte ein und wollten nur mehr die wichtigsten auswärtigen Erscheinungen berücksichtigen. Die Folge war, daß die Rubrik der Rezensionen und Anzeigen immer magerer wurde, die Abdrucke von Rezensionen aus fremden Zeitschriften endlich ganz aufhörten, und die Anzeigen selbst immer an Kürze zunahmen. Aus der Zeitschrift, welche ursprünglich die Vermittlung mit dem Ausland anbahnen sollte, wurde auf diese Weise ein schwäbisches Provinzialorgan, welches jetzt wiederum nur das interessant findet, was von Schwaben und

über Schwaben geschrieben wurde, und alles gut, was in Württemberg stand, ging, saß, lebte und webte. Die Gefangennehmung Schubarts z. B. meldet das Magazin einfach mit den Worten, daß die Fortsetzung der Teutschen Chronik durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall unterbrochen worden sei, und später weiß das Organ des kaiserlichen Pfalzgrafen wiederholt zu berichten, wie vortrefflich sich der unglückliche Dichter auf dem Hohenasperg befinde. Selbst für den impertinenten Tübingischen Nachdruck legt die Zeitschrift eine Lanze ein, in welcher die ersten Versuche Schillers erschienen sind, dessen Ferdinand bekanntlich den Hofmarschall von Kalb als den Tübinger Nachdruck eines göttlichen Werkes auf schlechtem Löschpapier bezeichnet.

Auch in den übrigen Punkten blieb Haug bei der guten Absicht stehen. Was die Zeitschrift für die schönen Wissenschaften leistete, beschränkt sich so ziemlich darauf, daß ihr Herausgeber einigen jungen Genies, unter welchen Stäudlin weit mehr als Schiller berücksichtigt wurde, durch Aufnahme und unverdientes Lob ihrer Schülerarbeiten die Köpfe verrückte. Die stereotypen Phrasen, mit welchen er seine Zöglinge aus dem Stuttgarter Gymnasium und der Militärakademie in „den Tempel des Geschmackes und Ruhmes" durch die Pforte seines Magazins einführte, enthalten immer eine pompöse Ankündigung des neu entdeckten schwäbischen Originalgenie, dem eine große Zukunft vorhergesagt wird, und dann einen kleinen Dämpfer in Form einer wohlwollenden Ermahnung oder eines guten Rates fur den Jüngling selbst. Im übrigen werden die Gedichte später immer seltener und spärlicher, wie auch die Aufsätze aus den weltlichen Wissenschaften allgemach wieder der Theologie das Feld räumen. Die Theologen, welche in der Mehrzahl waren und schon gegen die Berücksichtigung der schönen Wissenschaften ihren Widerspruch laut werden ließen, verlangten zuerst mehr Ausfälle gegen die Freigeister, und Haug wußte ihnen bloß ein schwächliches „Nur gemach!" entgegenzusetzen. Schon 1775 wird die Anzahl der theologischen Aufsätze zahlreicher, und 1778 mußten die Herausgeber auf verschiedene Bitten ihren Lesern versprechen, in jedem Stücke wenigstens einen, wo nicht zwei, zu bringen. Jetzt zieht sich ein Aufsatz von Urlsperger über die Dreieinigkeit als ein wahrer Bandwurm durch ein ganzes Dutzend von Stücken; es wird auch noch endlos über ihn debattiert und es werden immer neue Hypothesen über seine Hypothese eingeschickt und abgedruckt.

So sind denn die sanguinischen Hoffnungen, welche Haug im ersten Jahrgang seines Magazins erfüllten, nicht verwirklicht worden. Damals glaubte der Anführer der Schwaben außer Schubart und dem Siegwartdichter Miller auch Wieland zu den ihrigen rechnen zu dürfen, dessen Entfernung von dem weimarischen Hofe er dem Gerücht allzu bereitwillig glaubte. Klopstock und Lavater waren damals in Schwaben zu Besuch; Basedow wurde zu den Examen in der Militärakademie erwartet, Schlözer und Schulze sollten bereits nach Schwaben unterwegs sein. Aber die Vereinigung dieser Männer gelang den Schwaben nicht, und namentlich die schwäbische Dichtung stand um 1775 trotz allen Versuchen zur „Aufnahme“ nicht viel höher als um 1750. Immer noch herrschte die Kasualdichtung vor und es konnte weder ein Kind geboren noch ein Greis begraben, weder ein liebendes Paar eingesegnet noch ein Kandidat angestellt werden, ohne daß die Poesie ihnen ihre Steuer abgenommen hätte. Haugs Magazin eiferte zwar ein paar Mal gegen die Gelegenheitsdichtung: aber nicht etwa um sie abzuschaffen, sondern um die Dichter zu einer geschickteren Mache anzuleiten und also auch auf diesem Gebiete dem Geschmack aufzuhelfen. Im Gegenteil: Haug selber gehörte zu den Hofpoeten und durfte keinen Jahrestag und keinen Geburtstag vorübergehen lassen, ohne den Herzog im Namen des Gymnasiums oder der Akademie anzusingen. Er gehörte auch zu den betriebsamsten Stadtpoeten, und seine Kasualgedichte wurden im Verein mit den saftigeren Schubarts noch im Jahre 1780 als „Anthologie deutscher Gelegenheitsgedichte“ herausgegeben. Gelegentlich der Besprechung derselben giebt das Schwäbische Magazin dem tiefempfundenen Wunsche Ausdruck, daß nun auch die Kasualgedichte von Kazner, Schwab, Schwindrazheim, La Motte, Planck, Drück u. a. gesammelt werden möchten; und wirklich hat bald darauf Schwindrazheim die Schüchternheit so weit überwunden, wenigstens anonym einen stattlichen Band „Kasualgedichte eines Württembergers“ in den Druck zu geben, unter welchen die komischen und munteren die besten sind. Fast alle die genannten Namen gehören Lehrern an der Militärakademie an, und einige unter ihnen sind auch Schillers Lehrer gewesen.

Die meisten der Genannten sind aber auch Theologen und Pfarrer gewesen, und so bleibt die Dichtung auch jetzt noch in den Händen der Pastoren, während der Stand der Litteraten oder Belletristen unbekannt

oder verachtet ist. Daraus folgt daß auch der religiöse und biblische Inhalt in der Dichtung vorwaltet und die Frankfurter gelehrten Anzeigen spotten einmal geradezu über die chaotischen und mizraimischen Poesien de sSchwäbischen Magazins. Gott in den Wundern und Schrecken der Natur zu verherrlichen, wie die deutsche Dichtung seit den Zeiten Brockes', der Bremer Beiträger und Klopstocks gewohnt war, wird der unaufhörliche Inhalt der schwäbischen Dichtungen und Predigten. Ein Winterlied des Schwäbischen Magazins behandelt die Stimme Gottes in dem Wetter. Berühmt waren die Vorlesungen über Moral und Tugend zur Einführung in die Sittenlehre, welche der Kirchenrat Tittel in vielen Auflagen herausgab und mit den Worten überschrieb: „Der freie Anbeter Gottes im Donner.“ Und ähnliche Sammlungen („Unterhaltungen mit Gott im Ungewitter“, „Christliche Gewitterbetrachtungen“, „Güte und Weisheit Gottes in der Natur“) traten in Dutzenden hervor. Haugs bekannteste und oft aufgelegte Dichtungen: „Der Christ am Sabbath“ und seine geistlichen Lehrgedichte gehören dieser Richtung an. Beliebt ist ferner bei den schwäbischen Dichtern die pathetische und sentimentale Anklage der Freigeister und der Eroberer: in den moralischen Wochenschriften der Engländer, welche bürgerliches Friedensglück gegen die Zerstörung des Krieges in Schutz nahmen, ist das Motiv aufgekommen; Brockes schilt die Eroberer bereits Räuber und Bluthunde; die Bremer Beiträger und später Klopstock sowohl in dem Messias als in den Oden läutern, vertiefen und veredeln dasselbe; und schon vor Schillers Jugendgedicht eifert auch ein schwäbischer Sänger in dem Magazin gegen die Eroberer. Manche biblischen Bilder und Wendungen, wie die von dem Weltgericht, von der Wagschale Gottes u. s. w. sind der Prosa und Poesie der Schwaben gleich geläufig. Mit den christlichen Vorstellungen aber verbinden sich in der Hand von Dichtern, welche das Tübinger Stift nicht bloß als Theologen sondern auch als geschulte Philologen verließen, gern Vergleiche aus den Heldenzeiten des Altertums und der mythologische Apparat der gelehrten Dichtung. Das Beste hat die schwäbische Poesie in der geistlichen Dichtung geleistet: Herder und Seiler haben den Liedern von Haug und Huber ihren Beifall nicht versagt.

Die weltliche Dichtung kommt neben der überwuchernden religiösen nur langsam auf. Der schon genannte Gemmingen dichtet anakreontische Lieder und Couplets mit Refrain neben Klopstockischen Gesängen; mora=

lische Gedichte in Alexandrinern nach dem Muster Hagedorns neben Fabeln und Erzählungen in der Art Gellerts; Gereimtes und Ungereimtes neben und durch einander, alles aber ohne deutliche Physiognomie. Der Hofrat Kazner in Stuttgart war durch seine Fabeln berühmt, und der Amtmann Huber hat außer seinen geistlichen Liedern sogar ein Lustspiel „das Lotto“ geschrieben. Wie sich allmählich weitere Kreise, die oberen und die unteren Stände an der Dichtung in Schwaben beteiligen, das zeigt sich am deutlichsten, wenn wir neben den adeligen Bouwinghausen, welchen Haug als Mäcen und Poeten feiert, den Hutmacher Städele in Memmingen stellen, welcher als Naturdichter Aufsehen erregte.

Schon das Wirken dieser älteren Gruppe von schwäbischen Dichtern ist auf ergreifende Weise mit den politischen Zuständen Württembergs verbunden. Mit der Lichtbutze oder der Scheere kratzt Moser, als man ihm in seinem Kerker Schreibzeug und Papier versagt, an den Rand oder zwischen die Zeilen seiner Bibel oder seines Predigtbuches, aber auch in die Wände der Mauer neben juridischen und theologischen Skizzen seine geistlichen Lieder ein. Mit dem Stifte der Schuhschnalle ritzt später Schubart, als er ein Jahr lang bei Wasser und Brot festgehalten wurde, auf schlechtes Papier, das man ihm zu anderem Gebrauch gelassen hatte, seine pietistischen Reuelieder und die Klagen des gefangenen Mannes. Auch Huber hat hinter dem Gitterfenster gedichtet, aber nicht christliche Lieder oder Klagelieder wie Moser und Schubart: „heitere Ergebung in sein Schicksal, Stolz ungebeugter Standhaftigkeit und innige Liebe zu seinem württembergischen Heimatsland“ sind der Inhalt seiner Lieder, und als die Aufgabe der Poesie bezeichnet schon er, die Justiz dort zu ergänzen, wo ihr Arm die Laster verschont, und selbst den Herrschern ihre Pflichten vorzuhalten. Hier setzt die politische Dichtung der Schwaben ein: welche entweder pathetisch im Namen der Verfassung den Fürsten entgegentrat und namentlich in den freien Reichsstädten ihre Stütze und Pflege fand; oder als strafende Satire sich spottend und höhnend gegen den Despotismus erhob. In beiden Richtungen ist Schubart, der Verfasser der Teutschen Chronik, der Vorläufer Schillers. Schwäbischer Patriotismus singt hier das eine Mal zum Preise der schwäbischen Heimat und läßt neben den schwäbischen Mädchen und dem schwäbischen Wein auch die Helden der Vorzeit leben; das andre Mal gefällt er sich, wie bei Wieland, Wekhrlin, Affsprung u. a., wiederum darin, die Enge und

Dürftigkeit der schwäbischen Zustände, namentlich in den kleinen Reichsstädten, zu geißeln. Und widerspruchsvoll wie der Charakter des Stammes, wie der Inhalt der Lieder, ist auch ihre Form: neben übermütigen Bauernliedern im volkstümlichen Dialekt und in sinnlich kräftigen Reimen die hohen Odengebäude Klopstocks, welcher am meisten unter allen deutschen Dichtern des 18. Jahrhunderts in Schwaben gezündet hat. Klopstock ist von der Schweiz ausgegangen und Bodmer betrachtete ihn als seinen Schüler: mit der Schweiz, zu welcher die Schwaben auch politische Sympathien für das freie Gemeinwesen hinzogen, hatte die schwäbische Dichtung von jeher die engsten Beziehungen. Zwar Haug ließ sich durch die Aufnahme in die deutsche Gesellschaft von der Partei Gottscheds ködern; aber selbst er hat auch für die Schweizer und Preußen ein aufrichtiges Lob. Gemmingen gesteht beiden Parteien große Männer zu: aber der Messias und der Noah von Bodmer sind für ihn doch die vollkommensten Stücke. Durch Schubart wurde auch Haug, wie alle Schwaben, für Klopstock entflammt: mit einem Stück aus Klopstocks kraftgenialer Gelehrtenrepublik eröffnete er sein Magazin und warb selber Subskribenten für sie an. Selbst Klopstocks Hinwendung zu den alten Germanen und der nordischen Mythologie fand hier ihre Anhänger: Haug arbeitete an einer altdeutschen Mythologie, von welcher das Magazin einen Auszug brachte, und Amaliens Lied in den Räubern „Schön wie ein Engel aus Walhallas Wonne" entkeimt derselben Region. Schon früher hatten David Hartmann und Thill den Bardenton in Schwaben eingeführt; von den beiden früh verstorbenen Männern ist der erste als Barde Telynhard bekannt geworden und, nachdem er längere Zeit in der Schweiz zugebracht hatte, im fernen Norden rasch verschwunden.

„Neigung für die Poesie beleidigte die Gesetze des Institutes, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Schöpfers": so klagt Schiller selbst später in der Ankündigung seiner Thalia. Auch die Lektüre schönwissenschaftlicher Werke war durch das Hausgesetz der Akademie verpönt, aber wie alle Kontrebande gerade deshalb um so eifriger gesucht und betrieben. Bei jeder Visitation zogen die Aufseher ganze Stöße von Büchern aus den Kommoden und unter den Betten hervor. Gleichwohl war die Lektüre und der Besitz solcher Bücher dadurch eingeschränkt und

9*

erschwert, der Rapport mit der Außenwelt auch in dieser Hinsicht abgeschnitten. Nur spät erst drangen die neueren Erscheinungen der Litteratur in die Akademie hinein und machten langsam durch die verschiedenen Abteilungen die Runde. Zu einem heißhungrigen Leser von der Art Herders und der Schlegel fehlte Schiller ohnedies die Anlage: Massen von Büchern wahllos zu verschlingen, war niemals seine Sache. Hier in der Akademie lernte er sich auch in der Litteratur auf wenig Lieblinge beschränken, die erkorenen aber um so inniger festhalten; und was seinen Beifall hatte, das konnte er auch 12 oder 20 Mal hinter einander lesen, immer in schwelgender Begeisterung. Nach den übereinstimmenden Zeugnissen seiner Mitschüler war schon im Jahre 1774 die Poesie seine Lieblingsneigung, und er las beständig Gedichte: jeden freien Augenblick, selbst die müßigen Stunden auf Spaziergängen widmete er dem Genusse der Dichtkunst.

Und wie es die Abgeschlossenheit der ersten Jahre auf der Solitude mit sich brachte, waren seine Lieblinge immer noch dieselben. Seine Kenntnis und Liebe zur weltlichen Dichtung ist immer noch auf die Alten eingeschränkt, unter welchen ihn von vorn herein besonders Virgil anzieht. Von den Neueren herrscht neben Uz, welchen er als Liebling der Mutter in manchen Augenblicken vorzuziehen und zu überschätzen geneigt war, noch immer Klopstock in seinem Herzen. Noch immer waren ihm Religion und Dichtung eins; der innere Beruf des Dichters mit dem äußeren des Predigers so untrennbar verbunden, daß es keinen Widerspruch bedeutet, wenn Schiller selbst in jener Eingabe des Jahres 1774 seine Neigung zur Theologie bekennt, während einige Mitschüler verraten, daß er sich der Dichtung gewidmet habe und nichts ihn davon abbringen könne. Noch immer wechselten mit den Augenblicken dichterischer Begeisterung religiöse Entzückungen und heilige Schauer ab. Neben Klopstocks Dichtungen ist die Lutherische Bibel, das Grundbuch des protestantischen Christentums, seine liebste Lektüre. An dem hohen Schwung der Psalmen labt er seine Seele, seine Phantasie ist von Bildern des alten Morgenlandes erfüllt, und wo immer ihm die Rede frei und voll aus dem Herzen strömt, da wird sie auch jetzt noch von dem Pathos der Bibel getragen, welcher er bald auch den Helden eines epischen Gedichtes entnahm. Denn im Jahre 1773 hatte Klopstock sein biblisches Epos, den Messias, vollendet, welcher für Schiller nicht bloß eine genußreiche Lektüre sondern bald ein ernstes Studium wurde. In Briefen an seine Schwester suchte er dieser die schönsten und

schwersten Stellen der Klopstockischen Dichtung zu erklären. Jetzt erst fand er den Mut, auch dem Dichter des Messias, dem Epiker Klopstock, nachzustreben und in demselben Jahre 1773, in welchem dieser der deutschen Welt seinen fertigen Messias schenkte, wählt Schiller einen Patriarchen des Alten Testamentes, den großen Seher und Gesetzgeber, den Heerführer und Staatsordner Moses zum Helden eines epischen Gedichtes, in welchem er, voll von dem Geiste der Bibel, mehr seinem großen Vorbilde als den Patriarchaden des Schweizers Bodmer mühsam nachstrebte. So war ihm jetzt Klopstock Muster auf allen Gebieten: in der Lyrik, im biblischen Drama und im Epos.

Ende des Jahres 1773 oder Anfang 1774 macht sich ein Fortschritt bemerkbar. Schiller wird durch einen begeisterten Freund auf Gerstenbergs fünf Jahre früher erschienenes, krasses aber temperamentvolles Drama „Ugolino" aufmerksam gemacht. Hier rast, anders als in Klopstocks biblischen Schauspielen, der Sturm der Leidenschaft! Hier empfing Schiller den ersten mächtigen Eindruck von der weltlichen Dichtung der Neueren und zugleich auch von dem Drama. Auf das weltliche Drama richtet sich nun bald sein Sinn: zur selben Zeit, in welcher das Sturm- und Drangdrama im Stile Shakespeares durch Goethes Götz von Berlichingen eröffnet wird, auf dessen Lektüre Schiller nun keine fünf Jahre mehr warten kann. Klopstocks Einfluß und Autorität tritt zuerst auf dem Gebiete des Drama zurück, und für Schiller ist die Sache nunmehr entschieden: nicht die Ode, nicht das biblische Epos, sondern das Drama ist sein eigentliches Gebiet. Die Charakteristik, welche sein Intimus Hoven im Jahre 1774 von Schiller ablieferte, betont nicht bloß kräftig seinen Hang zur Dichtung, von welcher nichts im stande sei ihn abzubringen; sondern sie weiß auch schon zu berichten, daß Schiller zu der Tragödie, in welcher er sich bereits öfter versucht habe, den größten Geschmack zeige. Und auch ein anderer Berichterstatter, welcher Hoven und Schiller konfrontiert und die Vorliebe beider für die Dichtung hervorhebt, unterscheidet zugleich, daß Schillers Neigung auf die tragische, Hovens auf die lyrische Poesie gehe.

In Schillers Natur lag es nicht, die ihn bewegenden Gedanken still in sich zu verschließen: er bedurfte der Teilnahme anderer, er mußte ihre Wirkung erproben, er mußte hinreißen. Zeitlebens hat er in seiner litterarischen Thätigkeit das Bedürfnis gefühlt, andere an sich zu ketten,

schwächere Kräfte an seine Fahne zu fesseln. Schon in dieser frühesten Zeit offenbart sich dieser Zug gegenüber seinem Jugendfreund Hoven. Dieser hatte in den zwei Jahren, welche er vor der Ankunft Schillers in der Akademie zubrachte, eine erwachende Neigung zur Dichtung verspürt: er hatte etliche Dichter der alten Schule gelesen, aber zur eigenen Produktion fehlte es ihm an Mut. Jetzt spornte ihn Schiller, Oden und kleinere Lieder in Nachahmung der Klopstock und Kleist zu dichten. Gedichte machen war an der Akademie ebenso wenig gestattet als Gedichte lesen: es mußte im Stillen betrieben und geheim gehalten werden. Aber die verbotenen Früchte lockten bald auch andere an. Aus Bergzabern im Elsaß war in demselben Jahre mit Schiller, ein Jahr älter als dieser, der Konsistorialrats- und Hofpredigerssohn Johann Wilhelm Petersen in die Akademie getreten: er schloß sich dem geheimen Bund an und übte sich in der epischen Dichtungsgattung, indem er, vielleicht auf Anraten Schillers, den Schwaben Konradin zu seinem Helden erkor. Inniger schloß sich Schiller an einen anderen Elsässer, den Goldschmiedssohn Georg Friedrich Scharffenstein aus Mömpelgardt an, welcher anderthalb Jahre vor Schiller in die Akademie aufgenommen worden war. Nicht bloß das gesetztere Wesen des um ein Jahr älteren Genossen, sondern auch die zähe Energie, mit welcher er als geborener Franzose zwei Jahre lang sich abmühte, zum Verständnis der deutschen Dichter vorzudringen, machten ihn Schiller von vorn herein wert. Seine Neigung ging freilich in erster Linie auf die bildende Kunst, das Zeichnen und Malen; aber nebenbei gelang doch auch ihm manches Lied oder Gedicht nach eigenem Wunsch und zum Beifall seiner Freunde. Diese vier Kameraden, denen sich früher und später wohl noch ab und zu andere beigesellten, teilten sich bei Zeit und Gelegenheit ihre Erzeugnisse mit, übten schriftlich und mündlich eine offene und strenge Kritik und sparten nicht mit dem Tadel, noch weniger freilich mit dem Lob.

Die Jünglinge, welche sich hier in völliger Abgeschlossenheit von der Welt und Litteratur empfangend und produzierend an der Dichtung beteiligten, schwammen nicht im vollen Strome. Draußen am Rhein tobte der Sturm und Drang: in das Innere der Karlsakademie drangen nur einzelne und vereinzelte Sendboten desselben. Jedes Buch ist für sie ein Erlebnis; jede neue Dichtung, die ihnen in die Hände fällt, bezeichnet einen Fortschritt in ihren Vorstellungen und Anschauungen. Und wie

sich allmählich eines dieser welterschütternden Bücher nach dem andern in die Akademie einstiehlt, so sind sie flugs bereit, dasselbe mit einem Pendant zu versehen. Die ursprüngliche Verteilung der Dichtungsgattungen auf die einzelnen Mitglieder der Vereinigung wird immer aufs neue wieder über den Haufen geworfen, und der Epiker Petersen schreibt wohl gelegentlich auch ein weinerliches Lustspiel. Hier gilt nicht Neigung noch Beruf: jeder sollte nur erst etwas machen. Aber das eine steht fest: daß Schiller allein an der Tragödie seine Kraft versucht.

So hatte Schiller kaum auf ihren obligaten Spaziergängen den Götz von Berlichingen vorgelesen, als Scharffenstein es unternimmt, in einem Ritterstück wenigstens die Kraftworte und Kernflüche des altdeutschen Helden nachzustümpern; und als im Jahre 1777 das Schwäbische Magazin die Nachricht brachte, daß in Nürnberg ein Preis auf das beste Trauerspiel ausgeschrieben sei, welches die Selbstbiographie des Ritters Schertel von Burtenbach nach dem Muster des Goethischen Götz bearbeite, da hat sich wohl auch Schiller mit diesem Gedanken beschäftigt, in dessen Bibliothek sich das Buch noch heute neben andern Erbstücken dieser frühen Zeit befindet. Goethe ist seit seinem Götz der Abgott der Bündler: und nun erscheint wenige Monate später von ihm ein Roman, „Die Leiden des jungen Werther“. Ein Nerv wurde durch denselben in Schiller und seinen Genossen berührt, welchen die Lektüre Klopstocks empfindlich gestimmt hatte; und die Gewalt der Leidenschaft war hier in so hinreißender Weise dargestellt, wie in keinem deutschen Drama der Zeit, selbst nicht im Götz. Durch die monologische Form näherte sich der Roman noch mehr dem Drama — kein Wunder daß Schillers Talent zum zweiten Male an Goethe Feuer fing. Zuerst freilich versuchte man, dem schwer erreichbaren Vorbild mit vereinigten Kräften nachzustreben: man beschloß einen gemeinschaftlichen Roman, einen zweiten Werther zu schreiben. Als dieser Gedanke nicht vorwärts rückt, nimmt sich jeder seinen Teil. Petersen hält sich an die Ossianischen Stellen des Werther und arbeitet auf eine Übersetzung des Ossian los, welche später wirklich im Druck erschienen ist. Hoven, welcher schon früher den Dorfprediger von Wakefield und Wielands Agathon mit Vorliebe gelesen hatte, glaubte nun den entschiedenen Beruf zum Roman in sich zu fühlen und bringt von mehreren angefangenen Stücken zuletzt nur einen einzigen fertig. Schiller aber hat nicht bloß einzelne Stellen des Werther bis in späte Tage aus

der Jugendzeit im Gedächtnis behalten; er hat nicht bloß seinen Karl Moor aus dem Werther und aus Ossian gespeist, dessen düstere Herbstbilder und Mondscheinlandschaften einen eben so starken Eindruck wie Youngs Nachtgedanken bei ihm hinterließen: sondern er hat auch sogleich zugegriffen. Er braucht ja nichts anderes als einen Stoff, einen tragischen Stoff! und als er in einer Zeitung die Nachricht von dem Selbstmord eines Studenten aus Nassau liest, eines Libertiners offenbar wie sein Karl Moor, da hat er für sein Drama die reale Grundlage gefunden, welche Goethe in dem Schicksal des jungen Jerusalem für seinen Roman fand. Aus dem jungen Werther soll ein „Student von Nassau" werden, aus dem Roman ein Drama: auch Lessing wollte ein paar Monate vor seinem Tode, sicher im Hinblick auf Goethes Werther, den Selbstmord zur Katastrophe in einer Tragödie machen. Noch in reifen Jahren glaubte Schiller einige Situationen oder Scenen des im ganzen mißlungenen Stückes benützen zu können, welches in der ersten Hitze des Wertherfiebers glühend genug geraten mußte.

Das Drama beherrscht so mächtig Schillers Gedanken, daß selbst der Werther nicht vor den auf ihn folgenden weit schwächeren dramatischen Produkten Goethes in Schillers Neigung Stand hält. Bald zog er den Clavigo vor: die eminent dramatische Situation des zweiten Aktes, überhaupt aber das Feste und Bestimmte in dem Auftreten Beaumarchais' imponierte ihm, und er weidete sich an den kannibalischen Ausbrüchen dieses Helden, welche selbst Goethes maßvoller Sinn nicht verschmähte. Bald fand er in der Stella die zartere Empfindsamkeit des Werther in der geliebten Form des Drama wieder. Selbst der Abgott Goethe trat für einen Augenblick zurück, als zwei ungleich schwächere Talente in offener Arena um die tragische Palme rangen. Der junge Schröder in Hamburg hatte 1775 die Produktion auf dem dramatischen Gebiete zu fördern gesucht, indem er einen Preis von 20 Louisdors für jedes Originalschauspiel ausschrieb. Außer einigen unebenbürtigen Genossen traten hier Leisewitz und Klinger neben einander auf: der eine ein stilles und abseits stehendes Mitglied des Göttinger Dichterbundes; der andere ein eben aufgetauchtes Kraftgenie, welches vor kurzem das erste Ritterstück auf den Götz und ein bürgerliches Trauerspiel auf den „Hofmeister" von Lenz hatte folgen lassen. Beide Dichter behandelten, aber auf eine sehr verschiedene Weise, dasselbe

Thema des Brudermordes in ihren Stücken. Klingers „Zwillinge" wurden von den Theaterleuten bevorzugt und verstellten dem „Julius von Tarent" von Leisewitz den Weg auf die Bühne; welcher umgekehrt, als die beiden Dramen nun im Jahre 1776 im Druck erschienen, bei dem lesenden Publikum eine wärmere Aufnahme fand. Schiller hat beiden Dichtern mächtige Jugendeindrücke zu danken. Nach mehr als 25 Jahren erinnerte er sich noch, was er Klingers in den Jahren 1775 und 1776 rasch aufeinanderfolgenden Dramen zu verdanken hatte, und er ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, ihn seiner Hochachtung zu versichern. Noch stärker angezogen und dauernder gefesselt fühlte er sich durch Leisewitz, dessen Julius von Tarent er, wie ehemals den Götz, gern auf Spaziergängen las und so getreu im Gedächtnis behielt, daß er bewußt oder unbewußt, noch in später Zeit einzelne Stellen daraus mit seinem Gute vermengte. Während Klinger bald aus einem Vorläufer Schillers sein Nachfolger wurde, ist Leisewitz sein Begleiter durch das Leben geblieben. Wie Leisewitz verbindet auch Schiller das Drama mit der Geschichte: nicht bloß in dem Thema des Brudermordes und dem Stoff des Konradin, sondern auch in der Absicht, den dreißigjährigen Krieg geschichtlich darzustellen, sind die beiden zusammengetroffen. Aber auch hier war die Einwirkung eine momentane: wie Schiller nach seinem eigenen Bekenntnisse damals um einen Stoff oft so verlegen war, daß er seinen letzten Rock und sein Hemd mit Freuden dafür gegeben hätte; wie er nach dem Zeugnis eines Jugendfreundes mit einem dramatischen Gedanken nur angehaucht zu werden brauchte, um sogleich in Flammen der Begeisterung aufzulodern; wie ihm der Werther zu einem tragischen Stoff hatte verhelfen müssen: so greift er jetzt beherzt und kühn sogleich in das Stoffgebiet des Julius von Tarent.

Leisewitz hatte die Anregung zu seinem Drama aus der, allerdings fabelhaften, Geschichte des ersten Großherzogs (Kosmus I.) von Florenz genommen: von dessen beiden Söhnen der jüngere Garsias, ein Prinz von wilder und ungezügelter Leidenschaft, den älteren auf der Jagd tötete und, an der Bahre des Gemordeten zum Geständnis gebracht, unter dem Dolche des rächenden Vaters endete. Den Schauplatz dieser sagenhaften, nach biblischen Motiven erfundenen Handlung verlegte Leisewitz von Florenz nach Tarent und fügte verschiedene neue Züge hinzu,

so daß er nach eigenem Bekenntnis den Mittelweg zwischen der Geschichte und der Erdichtung einhielt. Bei ihm entspringt die Rivalität der feindlichen Brüder aus Liebe zu einem und demselben Mädchen: ein Motiv, welches in der Zeit der Rousseauschen Heloïse und des Werther in der Litteratur und im Leben auf der Tagesordnung war und bei Leisewitz durch den gewichtigen Zug verstärkt wurde, daß die beiden Rivalen, zwischen welchen die Frau in der Mitte steht, leibliche Brüder sind. Seltsamer Weise aber bietet die Geschichte der Mediceer, kaum 100 Jahre vor jenem Kosmus I., eine ähnliche Situation dar. Ein älterer Kosmus von Medici, hochangesehen wegen seines Reichtums und seiner Wohlthätigkeit, aber nur um so mehr gehaßt und verfolgt von seinen Feinden, sucht sich die Familie der Pazzi geneigt zu machen, indem er seine Enkelin Blanka mit einem aus ihrem Geschlechte vermählt. Aber sein Enkel Julian und Franz Pazzi begegnen sich in der Liebe zu einer gewissen Camilla; Julian läßt sich mit ihr trauen, Franz kocht Rache und schafft sich in Bernhard Bandini, welcher den Mediceern eine alte Beleidigung nicht vergessen kann, ein willfähriges Werkzeug seiner Pläne: sie überfallen die Mediceer in der Kirche, wobei Julian den Tod findet. Nicht bloß die Namen Blanka und Julian verwertet Leisewitz in seinem „Julius von Tarent" aus dieser früheren Geschichte, sondern der Umstand, daß Julian Medici und Franz Pazzi als intime Freunde geschildert werden, machte die Ähnlichkeit mit den feindlichen Brüdern der spätern Zeit noch sinnfälliger: ihren Charakteren hat Leisewitz noch obendrein den typischen Gegensatz zu Grunde gelegt, welcher in der Geschichte zwischen dem sanftempfindenden Julian und seinem ehrgeizigen und feurigen Bruder Laurenz besteht.

Während so Leisewitz die Geschichte des ersten Großherzogs von Florenz mit Motiven aus der früheren Geschichte des Hauses der Medici verbindet, greift Schiller auf diese Vorgeschichte zurück, welche ihm wohl damals schon aus der Histoire des conjurations des Duport du Tertre bekannt geworden ist. Wenn uns von der einen Seite ein „Kosmus von Medicis", von der andern eine „Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer" als Titel des verlorenen Jugendwerkes von Schiller genannt werden, so kann nur der Stoff gemeint sein, auf welchen beide Titel gleichmäßig anwendbar sind und welchen ungefähr gleichzeitig (1775) in Deutschland der Bühnenschriftsteller Brandes, bald

darauf aber in Italien Alfieri behandelt hat. Wir dürfen uns vorstellen, daß Schiller den ähnlichen Stoff in genauer Nachahmung seines Vorbildes, des Leisewitzischen Julius von Tarent, behandelt hat. Einzelne Züge, Bilder und Gedanken; ja nach einem minder glaubwürdigen Berichte sogar ganze Scenen soll Schiller später aus dem bald verworfenen Versuch in die Räuber hinüber gerettet haben. Die Übereinstimmungen können demnach keine unbedeutenden gewesen sein und sich nicht auf den Taufnamen beschränkt haben, den etwa Franz Moor von seinem Vorgänger Franz Pazzi erhalten haben mag. Neben den beiden durch intime Freundschaft verbundenen und durch die Liebe entzweiten Rivalen, welche in den feindlichen Brüdern Karl und Franz wiederkehren, muß die Geliebte, Camilla, als Vorläuferin der Amalia gelten und Hermann in den Räubern später an die Stelle des Banditen Bernhard getreten sein, welcher aus Rache für eine erfahrene Beleidigung zu jeder Gewaltthat bereit ist.

Auf dieses Drama scheint Schiller viel Zeit verwendet und seine ganze Kraft gespannt zu haben. Aber sobald es vollendet war, genügte es seinen Anforderungen nicht mehr: — es wurde verworfen und vernichtet!

Schillers erste Versuche waren keineswegs der leichte Erguß einer glücklichen Begabung. Mit unsäglicher Schwierigkeit rangen sie sich aus seiner Seele los und mit Ungestüm brachen sie hervor. Wie seine Empfindungen vor jenem ersten Konfirmationsgedicht lange stockten, bis sie sich endlich gewaltsam Bahn brachen, so wurde er auch jetzt durch die poetische Begeisterung in wilde Verzückungen geworfen, und noch später, als der angehende Medikus während der Inspektion auf dem Krankenzimmer dichtete, setzte er durch sein heftiges Schnauben und Zucken die Patienten um seinen Zustand in Besorgnis. Kein Wunder daß diese herausgeschleuderten Dichtungen wahre Kraftstücke waren und Explosionen glichen. Die Gunst der Muse wurde ihm nicht bei dem ersten Werben, in einem glücklichen Augenblicke zu teil. Mancher gewaltsame Ansturm mißlang, und erst dem beharrlichen, jahrelang auf das eine Endziel gerichteten Bemühen ergab sie sich. Jahre lang haben wir Schiller den Spuren großer Vorbilder nachgehen sehen. Die Eindrücke des Lebens treten anfangs, ähnlich wie bei Lessing, hinter den litterarischen ganz zurück. Schiller mußte, wie ein Jugendfreund sagt, pumpen und

pressen, weil er nicht aus dem Vollen schöpfte. Und die Versuche, welche er in der ersten Begeisterung unternommen hatte, schienen ihm bald wieder mißlungen und wurden vernichtet. Der nagende Zweifel an dem inneren Berufe zur Dichtung zehrte an dem Herzen des jungen Schwaben, welcher nicht bloß den Enthusiasmus sondern auch die kluge Vorsicht seines Stammes in außergewöhnlichem Grade besaß . . . So wie vielen andern dieser Jugendversuche erging es nun auch dem Kosmus von Medicis. Er wurde verworfen trotz der an ihn gewandten Mühe und Arbeit — verworfen aus mehr als einem Grunde.

Zunächst: um diese Zeit muß Schiller mit einem Dichter bekannt geworden sein, welcher ihm bald als ein größeres Vorbild und Muster denn Leisewitz erschien und zu dem er doch lange kein rechtes Verhältnis finden konnte. Ugolino, Götz, Julius von Tarent, die Zwillinge: alles das wies zurück auf den großen brittischen Dramatiker, dessen Name damals die deutsche Litteratur beherrschte, auf Shakespeare.

Bei der Beurteilung von Schillers Bekanntschaft mit Shakespeare darf nicht übersehen werden, daß die englische Litteratur damals in Schwaben so gut wie unbekannt war. Haug in seiner Programmschrift vom Jahre 1762 sagt in seinem coupierten Stil kecklich: „Englisch verstehe ich nicht. Meinetwegen! Nun — Und Engländer kann man nicht zum Zeitvertreib lesen. Frauenzimmer können englische Schriften nicht lesen, außer sie sein alt oder Betschwestern. Die Engelländer sollen nur von der Nacht, von den Lastern, von Tod und von der Hölle schreiben.“ Armbrusters schwäbisches Museum bringt dann später im Jahre 1786 die Nachricht von einigen englischen Dichtern zweiten Ranges, aus englischen Zeitschriften übersetzt, und leitet dieselben mit der Bemerkung ein: es sei in Schwaben keine Sünde mehr Englisch zu verstehen. An der Akademie wurde der Unterricht im Englischen, wie auch im Italienischen, von Hülfslehrern erteilt, bis später Schillers Genosse Pfeiffer als erster ordentlicher Lehrer in der englischen Sprache angestellt wurde. In einer mir vorliegenden Censur aus dem Jahre 1777 oder 1778 erhält Schiller die Fortgangsklasse „sehr gut“, und Ossian und Young, an deren ernsten und düsteren Bildern er sich nach Petersens Bericht ergötzte, las er gewis im Original, wie er auch Shakespeare nicht bloß nach der Wielandischen Übersetzung sondern gelegentlich auch englisch citiert. Man lernte in den weiteren Kreisen Schwabens Shakespeare erst aus der

Eckertischen Bearbeitung der Eschenburgischen Übersetzung kennen, welche in den Jahren 1778 und 1779 in Straßburg und Mannheim in zwanzig Bänden erschienen ist. Das Schwäbische Magazin berücksichtigt ihn zum ersten Mal im Jahre 1779 in den enthusiastischen, ganz im Sinne und im Tone des Herderischen Shakespeareaufsatzes geschriebenen „Gedanken über Antonius und Cleopatra", welche ich am liebsten Schillers Lehrer Abel zuweisen möchte. „Laß mich, glücklicher Shakespeare!" so beginnt der Verfasser, „deinen Geist erforschen ... Wie klein ist mein Geist neben dem Deinigen." Er handelt zuerst von der Anlage und dem äußeren Gebäude des Schauspiels bei Shakespeare und vergleicht ihn, an den Besuch des Kaisers Josef erinnernd und seltsam an Goethes jugendliche Shakespearerede anklingend, mit dem großen König, der unbekümmert um seinen äußerlichen Glanz in schlechtem Kleide erscheinen darf. Die Verletzung der Einheiten durch die zwei Haupthandlungen im Wintermärchen wird dadurch gerechtfertigt, daß der Dichter die Natur nachahmen wollte, die es nicht anders macht. Der Dichter aber hat dazu um so vielmehr das Recht, weil er uns die Natur „mit Vorbeilassung ihrer Nebenabsichten aus Einem Gesichtspunkte darstellen will": so schildert er uns ja auch einen Grandison nicht wie er in Natur ist, sondern wie er nach Gottes Willen hätte werden sollen. Die Fehler gegen die Einheiten sind also bei Shakespeare die Nebensachen, in denen er sein Verdienst nicht sucht; aber das, was zur Anlage eines Trauerspiels gehört, vernachlässigt er niemals. Alle seine Themata sind interessant; sie schildern merkwürdige Charaktere, Sitten, Zustände; und an der Fabel von „Antonius und Cleopatra" zeigt unser Verfasser, wie sich Shakespeare in der Verwicklung und Auflösung als der glückliche Meister bewähre. Im zweiten Teile feiert der Verfasser dann den englischen Tragiker als den großen Menschenkenner, welcher die Schulweisen beschämt, die sich etwas darauf einbilden, wenn sie (wie Abel und Schiller) die Einfachheit der Seele beweisen oder den Unterschied zwischen Seele und Leib entdeckt haben. Und in dem dritten und letzten Abschnitte findet er den sprachlichen Ausdruck Shakespeares über alle Bewunderung erhaben. Indem er ihn von Seite der Deutlichkeit wie von Seite der Stärke betrachtet und auf die kühnen Metaphern, Figuren, Epitheta aufmerksam macht, schließt er wie folgt: „Da beuget euch, ihr Dichter und Redner, vor Shakespeare in den Staub. Metapher, Allegorie, Gleichnis, Fabel ist um so stärker

und schöner, je weiter das Bild von dem Urbild entfernt ist. Gleichnisse von gemeinen Dingen kann auch der mittelmäßige Kopf leicht finden, aber eine Ähnlichkeit von einer entfernt scheinenden Sache hernehmen, das ist nur das Geschäft des großen Geistes, des Genies, das überall Dinge vergleicht, überall Ähnlichkeit findet.“ Im folgenden Jahrgange, im Jahr der Räuber, wird dann unter dem Titel „Shakespeare's Geist“ als Opus posthumum aus dem Nachlasse eines gewissen G. die Übersetzung einiger Stellen aus dem „Sturm“, die Schilderung der Iris sogar in fünffüßigen Jamben, mitgeteilt; und in der Fortsetzung des Magazins von 1781 schließen sich, wohl von demselben Übersetzer und unter gleichem Titel, Scenen aus „König Johann“ und „Gleiches mit Gleichem“ an. Wie sehr damals Shakespeare in Schwaben bereits auf der Tagesordnung war, das beweist das Erscheinen einer autochthonen Übersetzung des Othello (Kempten 1781).

Wir wissen genau wie Schiller mit Shakespeare bekannt wurde: von seinem Lieblingslehrer Abel, welcher seine psychologischen Vorträge durch Beispiele aus den Dichtern zu beleben wußte, hörte er in einer moralischen Vorlesung über den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft und der Leidenschaften unter einander eine Stelle aus Othello vorlesen; es wird im Jahre 1776 oder 1777 gewesen sein. Shakespeare zündete sofort in dem Herzen des jungen Dramatikers. Es war in der Akademie üblich, daß die Schüler ihre Lehrer vor der Vorlesung am Thor einholten und nach derselben wiederum bis ans Thor begleiteten; Schiller trat sogleich nach beendeter Vorlesung an Abel heran und erbat sich das Buch, aus welchem er eben citiert hätte. Später mußte ihm Freund Hoven sein Exemplar leihen, und noch immer fesselte ihn die Lektüre so sehr, daß er, ein zweiter Jakob, sich die längere Benützung desselben durch ein Lieblingsgericht erkaufte, welches er dem Freunde abtrat. Es war die Wieland-Eschenburgische Übersetzung, welche während der Jahre 1775 und 1777 in zwölf Bänden erschien und in Prosa mit selten untermischten Versen abgefaßt ist. Die Märchendramen und Lustspiele gehen in den ersten Bänden voraus, die Historien und die römischen Stücke schließen sich an, die großen Tragödien bilden den Schluß. Es mag leicht an dieser Anordnung liegen, daß Schiller erst später mit dem Dichter vertraut wurde: denn mit der Feenwelt des Sommernachtstraums oder des Sturmes, mit dem leichten und losen Spiel der

Komödien hätte der Bewunderer des Ugolino und des Julius von Tarent sicher nur wenig Verwandtschaft gezeigt. Jetzt aber drängt Shakespeare auf geraume Zeit alle andern Vorbilder zurück, er wird Schillers einziges Studium und neben dem Plutarch sein beständiger Begleiter. Das britische Genie zieht ihn um so mehr an, je mehr er sich auf der andern Seite wieder von ihm abgestoßen fühlt. Denn so wenig als Goethen ist ihm das Verständnis Shakespeares mit einem Male aufgegangen. Wie dieser, in Wielands Auffassung befangen, über die Reimereien Shakespeares spottet und sich an dem stillosen Wechsel der tragischen und komischen Scenen stößt, welcher dem französierenden Jahrhundert als eine „gotische Mischung“ erschien: so fühlte sich durch denselben Übelstand auch der junge Schiller zuerst bloß abgestoßen. Und dazu noch ein anderes! Aus den Dichtungen, welche er bislang bewundert hatte, fand er allenthalben den Dichter selbst heraus. So wie Götz dem Hofgeschmeiß, das fühlte man, so stand Goethe selbst den abgestorbenen Zuständen seiner Zeit gegenüber. Die sanften und mondscheinartigen Empfindungen des Julius von Tarent waren Leisewitzens eigene, und der Held gewissermaßen der Busenfreund des Dichters. Daß Lessing mit seinen Helden weniger eng verbrüdert war und ihnen objektiver gegenüber stand, das ist wohl der Hauptgrund gewesen, daß Schiller Lessings Dramen zwar, wie die Zeitgenossen berichten und die Technik seiner ersten Stücke auf Schritt und Tritt zeigt, genau studiert hat, aber nicht so nahe wie die schwächeren Arbeiten von Gerstenberg und Leisewitz an dem Herzentrug. Auch bei Shakespeare erging es ihm nun so: auch bei ihm suchte er vergebens nach der Person des Dichters. Er erschien ihm bald kalt, weil er hinter seinem Werke spurlos verschwand und sich dem jugendlichen Auge und dem suchenden Herzen des Jüngers nirgends verriet. Man konnte ihm selbst, seiner Person, nirgends beikommen, und während er so auf der einen Seite den Ehrgeiz mächtig herausforderte, mit ihm um die Palme zu ringen, stieß er auf der andern Seite durch seine Kälte zurück.

Aber dieselbe Zurückweisung und Demütigung erfuhr der Dichter des Kosmus von Medicis noch empfindlicher in seiner nächsten Umgebung. Es liegt in der Natur solcher freundschaftlicher Verbindungen, daß das Lob allmählich den Tadel überwindet und ein gegenseitiges Lobhudeln und Hätscheln sich herausbildet, während der seitwärts stehende

kühlere Beobachter ein um so schärferes Auge für die Schwächen und Fehler der wohlgemeinten Versuche hat. Dieser fand sich, während die Freunde in heller Begeisterung arglos dichteten und kritisierten, in einem älteren Zögling der Akademie, dem Franzosen Masson, welcher die militärischen Wissenschaften studierte und alljährlich seinen Preis im Fechten davon trug. Er war wenig gewillt, dem Beispiele seines Landsmannes Scharffenstein zu folgen und seine Muttersprache mit der Sprache der deutschen Dichter zu vertauschen: noch 1774, nachdem er bereits drei Jahre in der Akademie lebte, schrieb er sein Referat in französischer Sprache. Schiller scheint ihm damals schon ausgewichen zu sein und vermeidet mit befremdlicher Zurückhaltung sogar dem Herzog gegenüber ein Urteil über ihn abzugeben; Masson in seinem Gutachten schiebt die Schuld auf Schillers melancholische Gemütsart, welche ihn wenig gesellig mache. Diesem scheinbar ganz müßigen Zuschauer gefiel es nun, die jungen Dichter, die schon vom Druckenlassen träumten, in einer derben, aber nicht unwitzigen Posse zu verspotten, welche jeden in der von ihm selbst gewählten Maske vorführte und tüchtig durchließ. Nichts wirkt auf die enthusiastische Jugend herabstimmender als der Spott und am stärksten, wenn er von ihresgleichen kommt. Die falsche Neigung wird durch ihn mit einem Male bekehrt: die Scharffenstein und Hoven zogen sich kleinlaut und verblüfft, der eine für immer, der andere wenigstens für einige Zeit zurück. Aber auch derjenige, dem es an innerem Berufe wahrlich nicht fehlte, der aber damals wie ein Vulkan rohe und unförmliche Schlacken aus sich herauswarf, wurde durch eine heilsame Scham stutzig gemacht und zu kritischer Selbstbeobachtung geführt.

Das Mißlingen des Kosmus, die Übergewalt Shakespeares, der Spott Massons, das Zurücktreten der Gefährten, endlich die Inangriffnahme eines neuen Studiums: alles das macht zusammentreffend in Schillers dichterischer Entwicklung Epoche. Er beschließt, um nicht wiederum mit Unehren in seinem Fachstudium zu bestehen, die Dichtung bis nach Beendigung desselben blos als Nebensache zu betreiben. So entstand, ungefähr in den Jahren 1777 und 1778, eine fast zweijährige Pause in der Dichtung. Größeren Arbeiten und dem Drama ging Schiller jetzt aus Mangel an Zeit und an dem unentbehrlichen Kraftgefühl aus dem Wege. Nur gelegentlich versuchte er sich nun wiederum an kleineren, in dem lyrischen Fache. Und als Lyriker war er auch schon vor dem

Publikum, dem schwäbischen wenigstens, öffentlich aufgetreten. Seit dem Dezember 1775 war Johann Christoph Friedrich Haug sein um zwei Jahre jüngerer Kollege: obwohl er Jura studierte, muß der aufgeweckte und witzige Bursche, welchen Schubart einen „köstlichen Jungen“ nannte und auch andere als guten Gesellschafter schätzten, bald mit Schiller bekannt geworden sein; er schrieb ihm wenigstens später viel Einfluß auf seine Ausbildung zu. Und seit der Übersiedlung der Militärakademie nach Stuttgart unterrichtete auch dessen Vater, der Herausgeber des Magazins, unter Beibehaltung seiner Professur zugleich an dem Gymnasium und an der Militärakademie. In beiden Schulen war er bestrebt, junge Talente zu entdecken und zu fördern, welche man dem Ausland entgegenhalten könnte. So hatte er wirklich kurz vorher am Gymnasium in Gotthold Friedrich Stäudlin, dem hoffnungsvollen Sohn eines Regierungsrates, einen besonderen Lieblingsschüler gefunden, der sich schon als 16jähriger Gymnasiast durch ein Gedicht im bardischen Ton auf den Tod des schwäbischen Sängers Hartmann bekannt gemacht und selbst in auswärtigen Zeitschriften Anerkennung gefunden hatte. Ja bei dem feierlichen Actu valedictorio im Jahre 1776 hatte Haug als kaiserlicher Pfalzgraf sogar an zwei seiner Zöglinge, Reinke und Stäudlin, den poetischen Lorbeer verteilt, in der Hoffnung, daß die beiden jungen Männer von 18 Jahren dieser veralteten Belohnung der Dichter mit der Zeit würden Ehre machen können. Und von diesem gekrönten Gymnasiasten, welchen Haug um ein Jahr älter auszugeben für gut fand als er in Wirklichkeit war, brachte das Schwäbische Magazin in dem folgenden Jahre 1777 nicht nur den in allen „Ah!“ und „Ha!“ des bardischen Stiles gestammelten Erguß auf Peter den Großen, mit welchem sich Stäudlin den Lorbeer sehr billig verdient hatte, sondern auch noch ein Klagegedicht auf den Tod eines Freundes, in welchem neben andern Klopstockischen Phrasen auch die berühmte von den „wenigen Edlen“ nicht fehlt. Fortlaufend aber behalten die Herausgeber und Leser des Magazins das junge schwäbische Genie von da ab im Auge: es wird sowohl über seinen Abgang auf die Universität Tübingen als über die Fortsetzung seiner poetischen Thätigkeit immer genau berichtet und ausdrücklich erwähnt, daß sich „unser Herr Stäudlin“ auch in einer ausländischen Zeitschrift, der Mannheimer Schreibtafel, wiederum ausgezeichnet hat.

Im neunten Stück des Jahrganges 1776 wird die Dichterkrönung Stäudlins berichtet: das folgende Stück enthält ein Gedicht, „Der Abend" betitelt und mit Sch. unterzeichnet, dessen Autor Schiller ist, welchem die poetischen Lorbeern des Stuttgarter Gymnasiasten keine Ruhe ließen; und zwei andere Gedichte, ein „Danklied am Samstag" nebst einer Fabel, beide mit B. unterzeichnet, wohl von dem fünfzehnjährigen Sohn des Herausgebers, jedesfalls aber von einem Genossen Schillers. Auf Stäudlins „Peter der Große" (im Januarheft 1777) folgt dann ebenso unter derselben Chiffre Sch. das Gedicht Schillers „Der Eroberer" nach (im Märzheft 1777). Der Herausgeber des Magazins hat beide Male nach seiner Gewohnheit den Dichtungen einen Geleitbrief mitgegeben, in welchem er dieselben seinem Publikum empfiehlt und den jungen Autoren neben der Anerkennung zugleich auch seinen guten Rat erteilt. Das erste Mal lautet seine Empfehlung folgendermaßen: „Diese drei kleinen Gedichte haben zween Jünglinge von 16 und 15 Jahren zu Verfassern. Es dünkt mich, der erste habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum. Der andere dörfte vielleicht nicht so stark werden, aber mehr Anlage zum Komischen haben, nicht so starke aber so herzliche Empfindungen. Darauf müssen ihre Lehrer merken. Denn wenn der Lacher ernsthaft thun will, so kommt ein Gallimathias heraus, der doch ein David in der Rüstung Goliaths, und im Gegenteil ist der Zwang wieder so merklich, daß auch der artigste Gedanke seine Gefälligkeit verliert, wo keine Anlage zum Scherzen vorhanden ist." Zu dem „Eroberer" aber macht Haug die folgende Anmerkung: „Von einem Jüngling, der allem Anschein nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer bei Leibe nicht dämpfen; aber nonsense, Undeutlichkeiten, übertriebene Metathesen — wenn einst vollends die Feile darzu kommt, so dörfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben —" (den Namen Schubarts wagt er nicht zu schreiben) „einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen." Aus diesen Urteilen die prophetische Ankündigung einer großen Zukunft herauszulesen, wird billig Bedenken tragen, wer erfahren hat, daß sich dieselben in formelhaft gleichen Wendungen, genau und wohl gezählt, ein Dutzend Mal wiederholen. So oft ein schwäbischer Jüngling an dem Tempel des Geschmackes anklopft, erhält er von dem Herausgeber, welchem „das Schwäbische ohnedies immer zu sehr am Herzen liegt", zuerst die Anerkennung

seines Talentes: viel Empfindung, viel kühne Bilder, viel Einbildungskraft, der Mann hat ein lyrisches Ohr und kennt seinen Horaz! Dann folgt der belehrende Tadel: kein Plan, keine Ordnung, zu kühne Züge welche Nachsicht nötig haben, mehr Reinigkeit, mehr Achtung auf die Versifikation, mehr Feile, mehr Strenge gegen sich selber! Zuletzt die Aufmunterung: Glück zu! nur fortfahren! und die hypothetische Ankündigung einer großen Zukunft, „wenn er gehorsam sein und mehr feilen will." Weder bei Stäudlin noch bei dem ungenannten Göppinger Poeten noch bei so vielen anderen hat sich die Prophezeihung erfüllt.

In der Lyrik steht Schiller noch immer unter dem Banne Klopstocks. Aber zu diesem kommt jetzt der Einfluß eines anderen Dichters hinzu, welcher bei der nahen litterarischen Verbindung zwischen Schwaben und der Schweiz ihm gewiß schon früher bekannt geworden ist, welchen er aber erst zum dichterischen Vorbild erwählt zu haben scheint, seitdem er auch in der Naturforschung sein Jünger war. Wie Leisewitz und der Verfasser des Werther, so ist auch der Dichter und Gelehrte Haller einer der wenigen, aus dessen Schriften Schiller, so ungern er sich sonst mit Citaten behängt, bis in die spätesten Tage einzelne Wendungen und Vorstellungen in der Erinnerung bewahrt hat. Das kühne Bild des im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls aussegelnden Weltentdeckers Kolumbus; das grandiose Bild aus Hallers Morgengedanken „Du hast den Elefant aus Erde aufgetürmt und seinen Knochenberg beseelt"; die Definition des Menschen als „unseliges Mittelding zwischen Vieh und Engel" sind ihm bis ans Ende geläufig geblieben. Haller, der Vorläufer Klopstocks, nicht weniger erhaben als Klopstock, aber sinnlicher und auch schwülstiger, ist in zwei Punkten auf Schiller von Einfluß geworden. Erstlich von der Seite, auf welcher Klopstock später Hallers Nachfolger und Schüler geworden ist. Auch bei Haller finden wir die Feier Gottes aus der Natur und er schließt eine seiner bekanntesten Dichtungen mit dem pathetischen Ausruf, welcher in einer der Lauraoden Schillers wiederkehrt: „Genug! es ist ein Gott, es ruft es die Natur!" Er liebt daher auch große und erhabene Naturbilder, ungeheure Vorstellungen von unendlichen Räumen und grenzenloser Zeitdauer. Hallers Gedicht „An die Ewigkeit" hat Schiller nicht bloß das Motto zu dem Leichengedicht auf Weckherlin entnommen: auch seine Phantasie unternimmt in den Jugendgedichten so gern den ungeheuren

Flug durch die Unermeßlichkeit des Raumes und die unendliche Ewigkeit der Zeit; wie Haller, der Schüler Leibnitzens, so betrachtet auch Schiller die Liebe gern als die Kette, welche die Geister verbindet und die Menschen zur Gottheit hinaufleitet; und wenn der Dichter der Ode „An die Sonne" und des Hymnus „An die Künstler" gern bis an die Pforte des Jenseits dringt, das Firmament als die Sternenbühne bezeichnet oder von dem Morgenthor des Schönen redet, so wandelt er in den Spuren Hallers. Aber auch in der strafenden pathetischen Satire ist der strenge Richter über die Sittenverderbnis seiner Vaterstadt Bern Schillers Vorläufer gewesen: von der Seite also, von welcher er als Vorgänger Rousseaus die Tyrannen befehdet und mit schwerem rhetorischen Pathos den unfreien Schweizern einmal Tell den Befreier entgegenhält.

Den Einfluß Hallers beweist sogleich das erste der beiden im Haugischen Magazin erschienenen Gedichte: „Der Abend". Der Inhalt ist derselbe, wie in so vielen Hallerischen Dichtungen und Klopstockischen Oden; am nächsten stimmen die Morgengedanken Hallers überein. Preis Gottes in der Natur ist das Thema; Verbindung der hymnischen Poesie mit der beschreibenden Naturdichtung, welche sich wie bei Haller und Kleist in der Aufzählung von Einzelheiten gefällt, die dichterische Absicht. Von dem Bilde des Abends im Stile Hallers oder Kleists, mit welchem sich freilich bald düstere Ossianische Vorstellungen vermischen, erhebt sich der Dichter in Klopstocks Weise zur Verherrlichung Gottes und zum Gedanken der Ewigkeit. In Nachahmung Hallers giebt er nunmehr das Klopstockische Vorurteil gegen den Reim auf: hier zum ersten Male klingen Schillerische Reime, mit den vielen bloß schwäbischen Gleichklängen, an unser Ohr. Manches, was Haller als Erbgut aus der Schule der schwülstigen Schlesier übernommen hat, wird von dem gelehrigen Schüler nicht verschmäht, welcher den Rubin im falben Haar der Königin erglänzen sieht. Daneben ist freilich in Sprache und Stil, in den verstärkenden Komparativen („höherem Gefühl"), in dem verinnerlichten wie beseelten Gebrauch der Verba der Bewegung („Gott entzittert der Harfe") der Einfluß des früheren und höheren Vorbildes Klopstock noch deutlich genug. Und er ist es über die Einzelheiten der Form hinaus noch mehr in dem Hervortreten des subjektiven Elementes, der persönlichen Empfindung des Dichters, welche sich allenthalben durch das ganze Gedicht hindurch hervordrängt. Es duldet den jungen Dichter, welcher ein objek-

tives Naturbild im Stile Hallers zu entwerfen beabsichtigt, nicht bei dieser Arbeit. Sogleich in dem ersten Verse drängt es ihn, die untergehende Sonne mit dem vollendenden Helden zu vergleichen: ein Lieblingsbild des jungen Schiller, welches schon vor ihm Klopstock und Gellert dem Psalmisten entlehnt hatten. Ehe noch der erste Satz zu Ende ist, unterbricht er ihn durch einen Seufzer; und auf die kurze naturschildernde Eingangsstrophe läßt er, ganz nach der Art Klopstocks welcher sich mit seinen Bitten gleichfalls gern direkt an die Gottheit wendet, eine längere in feierlich gehobenem Tone folgen, in welcher der Dichter selbst und seine Begeisterung den Gegenstand des Gesanges bilden. Und was Schiller später, am Abend seines Lebens, in der „Teilung der Erde" nicht ohne wehmütige Resignation beklagt: daß alle irdischen Güter dem Dichter vorweg gegriffen sind; das erbittet er hier im jugendlich ungestümen Drange seines Innern: „Teil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!" . . . Wie das erste bekannte Gedicht Schillers, so weist uns auch das erste von ihm gedruckte auf seine spätere Zeit der Vollendung: ein Zeichen, wie sehr ihn zeitlebens dieselben Gedanken beschäftigten und wie engbegrenzt seine Ideenfamilie war.

Mit dem „Eroberer" wandelt Schiller wiederum ganz in den Bahnen Klopstocks. Die Verurteilung des Ehrgeizigen, welcher seiner Ruhmsucht und Ehrbegier das Leben und das Glück der Menschen opfert, war ein Lieblingsthema des Jahrhunderts der Humanität und der Empfindsamkeit. In den moralischen Wochenschriften der Engländer, dann bei dem Niedersachsen Brokes, und endlich in zahllosen Gedichten der Bremer Beiträger wird es zuerst angeschlagen und, wie wir wissen, auch bei den schwäbischen Dichtern bald beliebt. Auch dem Optimismus Leibnitzens und der Glückseligkeitsphilosophie der Schotten war diese Vorstellung geläufig: alle Helden des Altertums, soweit nicht der Patriotismus die Quelle ihrer Thaten und Handlungen ist, werden unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, und die Frage, ob Cäsar oder Alexander als Wohlthäter oder Feinde des Menschengeschlechts zu betrachten seien, wird nicht bloß im Schwäbischen Magazin erörtert, sondern auch in einer Schulrede Schillers berührt. Selbst ein Soldat wie Kleist sah in verdammenswerter Ruhmsucht das einzige Motiv des Eroberers. Den hinreißendsten dichterischen Ausdruck aber hat Klopstock diesen Gedanken verliehen. Er kontrastiert in seiner Ode „Friedrich der Fünfte" den frommen volksbeglückenden

König mit dem wilden Eroberer, und auch an das Bild, welches er im Eingang des vierten Gesanges des Messias von dem in der Feldschlacht sterbenden Gottesleugner entwirft, erinnert die grelle Schilderung des Eroberers in dem Schillerischen Gedichte durch mehr als einen Zug. Schiller setzt sogleich mit einem kräftigen Fluch auf den Eroberer ein und folgt seinem blutigen Pfad mit maßlos gehäuften und pathetischen Verdammungen, bis sich ihm wie in den beiden früheren Gedichten auch hier der Schluß mit einem Ausblick in die fernste Zukunft und auf das Jenseits ergiebt. Nach so vielen Kraftworten und Riesenbildern setzt er das grandioseste noch an den Schluß: das Bild des Weltgerichtes, welches Klopstock im 16. Gesange des Messias über die Könige so effektvoll abgehalten hatte; welches Klopstocks Schüler, der Schwabe Schubart, und nach ihm so viele andere Schwaben so stark auszumalen liebten; und welches von da ab eine Lieblingsvorstellung des jungen Schiller geblieben ist. Bald kehrt es am Schlusse der Räuber wieder; und wie dort die Locke des gemordeten Vaters das Sinken der Wagschale entscheidet, so fällt hier der Fluch des Dichters über den Eroberer unaufhaltsam ins Gewicht. Die Handlungen der Menschen auf der Wage der Tugend oder der Gerechtigkeit feierlich abzuwägen, das hat Schiller früh von seinem Lieblingsdichter gelernt. Und wie im Inhalt, so ist Schiller auch in der Form hier noch „ein Sklave von Klopstock": dasselbe asklepiadische Silbenmaß wie in Klopstocks Ode an den Zürcher See; derselbe atemlose und überreizte Stil, welchen die stärksten und heftigsten Stellen des Messias und viele Klopstockische Oden zeigen. Nur daß der Schüler die Kunstmittel des Meisters noch zu überbieten sucht und die Interjektionen, Annominationen und Superlative bis ins Geschmacklose häuft: „Meinen gefluchtesten wärmsten heißesten Fluch!"

Als Gegenstück zu diesem Erguß gegen den Eroberer können die Strophen gelten, welche Schiller etliche Monate später „Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein" gedichtet haben soll. Unter diesem Inkognito hatte Kaiser Josef am 7. und 8. April 1777 Stuttgart und die Akademie besucht: von allen Seiten als der Friedenskaiser gefeiert, welcher wieder gut mache, was einst Rudolf von Habsburg in ein paar weidlichen Stürmen der Stadt Stuttgart Übles angethan hatte, und als der erste Kaiser begrüßt, welcher seit der Zeit Maximilians II., also seit 215 Jahren, wiederum die Hauptstadt Württembergs betrat. Er kam

nicht in Galauniform, sondern im schlichten grünen Rock mit roten Aufschlägen. Er fuhr nicht in der Hofequipage, sondern im einfachen Lohnwagen an den Thoren der Akademie vor, um deren Besuch es ihm hauptsächlich zu thun war. Er wohnte eine halbe Stunde nach seiner Ankunft dem Konzert der Zöglinge und am nächsten Abend unmittelbar vor seiner Abfahrt der Oper in der Akademie bei. Er besah nicht bloß die Einrichtungen prüfend und genau, er fragte auch überall nach ihren Gründen. Er suchte die Zöglinge in den Hörsälen und bei Tische auf; er redete sie an, stellte während des Unterrichts passende Fragen, machte Einwürfe und Entgegnungen, und hielt mit seinem Lobe schließlich nicht zurück. Seine Ungezwungenheit und Leutseligkeit, seine schlichte und einfache Art gewannen ihm die Herzen aller. Die schwäbische Muse war auf Jahre hinaus mit einem würdigeren Gegenstand für Kasualgedichte versorgt. Schiller in dem seinigen ruft, festlichen Lärm schlagend wie das bei solchen Gelegenheiten üblich war, nicht bloß die Stuttgarter Bürger zu Harfenliedern, sondern die ganze Mit- und Nachwelt zum Preise des „Lieblings" auf! Recht im Gegensatze zum krassen Bild des Eroberers, aber ganz aus derselben sentimentalen Auffassung heraus, ähnlich wie Klopstock Friedrich den Fünften dem blutgierigen Zerstörer des Menschenglücks gegenüber gestellt hatte, feiert Schiller hier den Kaiser Josef als den „Schmuck der Prinzen," nicht als Monarchen sondern als Menschenfreund. „O schreibt es in das Buch der Zeiten, Daß Prinzen jetzt um Freundschaft streiten, Und wie ihr Herz die Menschheit ehrt!" In Einem Entzücken faßt er auch sogleich den Landesherrn in die Arme, welchem der Hof, das Volk, besonders aber die Söhne des Herzogs den Besuch des „Vaters von Teutonien" verdanken, und schließt mit dem feierlichen Schwur: „Uns soll kein Name heilig bleiben Als Josef, Karl und Vaterland!" So feurig ins Zeug zu gehen hätte Schiller keinen Grund gehabt, wenn ihm das Herz nicht voll gewesen wäre. Denn er schickte das Gedicht ohne seinen Namen und ohne seine Chiffre an den Herausgeber des Magazins, welcher es im 7. Stück des Jahrgangs 1777 zum Abdruck brachte: wiederum mit den beliebten Einschränkungen und einer ausführlichen Anweisung zum Dichterberuf, wobei es dem Kritiker nur passiert ist, daß er demselben Zögling die „großen Gegenstände" vor der Hand widerrät, welche ihm gelegentlich des ersten Versuches „Der Abend" von dem verständigen Lehrer gerade nahegelegt werden sollten. Schiller aber achtete

auf diese Nergeleien kaum! Er hatte ja nun erreicht, was so lange das sehnsüchtige Ziel der jungen Dichter gewesen war: er sah sich gedruckt. Und das war keine leichte Sache für einen, der zugleich Schwabe und Akademist war. Denn unter den Verlegern war in Schwaben die Auswahl gering und das Druckenlassen den Zöglingen der Akademie verboten.

Daß Schiller um diese Zeit eine längere Pause in der Dichtung eintreten ließ, ist von entscheidendem Einfluß auf seine Entwicklung geworden. Reifer und gebildeter kehrte er zu ihr wieder zurück. In dem „Eroberer" zeigt er sich nach eigenem Geständnis noch völlig als ein Sklave Klopstocks, von dem er sich bisher nur im Drama emancipiert hatte. In den folgenden Jahren vollzieht sich nun, langsam und zäh, wie es der an dem geliebten Gegenstande treu festhaltenden Natur Schillers entspricht, unter bitteren Herzens- und Bildungskämpfen, unter wiederholten Rückfällen seine Abwendung von Klopstock, der ihm zwar auch später durch natürliche Anlage und durch Neigung nahe steht, dessen Einfluß er aber eine Zeit lang bewußt und absichtlich zurückdrängt. Aus mehr als einem Grunde ist das so gekommen, und ein guter Teil der persönlichen und dichterischen Entwicklung Schillers ist in diesem Prozesse enthalten.

Der erste und vielleicht auch der entscheidendste Grund ist Schillers Übertritt zur medizinischen Wissenschaft. Der bisher den Körper bloß als eine lästige Beigabe, ja als ein Hemmnis der geistigen Entwicklung betrachtet hatte, lernt nun auch das Recht der sinnlichen Natur im Menschen anerkennen und verfechten. Ein Dichter, welcher seine Verehrer immer mehr aus dem Bereich des sinnlichen und körperlichen Lebens hinausführt, konnte ihm bei so geänderter Lebensanschauung nicht mehr dasselbe bedeuten wie zuvor. Aus seiner eigenen Erfahrung in diesen frühen Tagen hat Schiller später den Satz ausgesprochen, daß gerade die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebe, alle Form fliehe und jede Grenze zu eng finde, sich mit Lust und Liebe in den endlosen Räumen ergehe, welche ihr von diesem Dichter aufgethan würden; daß aber vieles von jener enthusiastischen Liebe sich verliere, wenn der Jüngling Mann werde und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehre . . . Zum Mannwerden freilich hatte es für Schiller noch Zeit; aber in die Grenzen der Erfahrung führte ihn schon jetzt das Studium der Medizin zurück.

Aber auch im Leben, in welches er nach der Gewohnheit der empfind-

samen Zeit die verstiegenen Klopstockischen Gefühle zu übertragen suchte, stand ihm eine bittere Enttäuschung bevor. Innerhalb so streng abgeschlossener Gemeinschaften, wie die Militärakademie war, ziehen sich verwandte und gleichgestimmte Seelen um so energischer an, je mehr der Umgang auf die Schule selbst beschränkt ist. Jugendfreundschaften entstehen namentlich unter den Bewohnern derselben Schlafsäle, welche sich näher kennen zu lernen Gelegenheit haben und wie in einer Familie und in demselben Hause mit einander aufwachsen. Bündnisse werden geschlossen, welche oft durch das ganze Leben dauern. Mitteilungsbedürftige Naturen finden dabei ihre Rechnung: Cuvier wünschte sich bald, nachdem er die Akademie verlassen hatte, wiederum dahin zurück, wo er immer einen Freund zu Befehl hatte. Nicht bloß dichterische Schwärmer, auch Naturforscher wie Cuvier und Ch. H. Pfaff, ja selbst der Mathematiker Joh. H. Pfaff und Ludwig Schubart, der Sohn des Dichters, schlossen sich auf diese Weise eng an einander an. Und wenn im Zeitalter Klopstocks und des Werther die Freundschaft überhaupt gern die zärtliche Sprache der Liebe redete, so war das um so mehr unter Jünglingen der Fall, welche ganz und gar der Gelegenheit ermangelten, dem schönen Geschlecht ihre Huldigungen entgegen zu bringen und ihre Empfindungen zu weihen. So nennt L. Schubart später seinen Auserwählten nur Liebling und Busenfreund und schreibt ihm entscheidenden Einfluß auf sein ganzes Leben zu. Der Briefwechsel der beiden ist ein sehr hochgestimmter. Pfaff schreibt: „Zu einer Zeit, als bei dem erwachenden Gefühl unserer Kräfte alles was schön, edel und groß ist, für unsere jugendlichen Herzen und Geister durch den Reiz der Neuheit doppelte Kraft hatte, knüpfte die Natur das Band unserer Freundschaft und leitete uns Hand in Hand auf dem gemeinschaftlichen Pfade unserer Entwicklung." Und Schubart antwortet: „Laß uns die große Idee von dem Mittelpunkt und Zusammenfluß aller Bestrebungen nach Vollkommenheit und Glückseligkeit, laß uns das hohe Ideal von Menschen- und Größenbestimmung zu einem erhabenen Ziele vereinigen! Laß uns in dem heiligen Tempel der großen Dreieinigkeit, der Tugend, Wahrheit und Schönheit gemeinschaftlich anbeten, an dem Altare dieser Einen Gottheit das Gelübde unserer Freundschaft schwören, da ihre reine Flamme anzünden und nähren."

Für unseren Schiller war das Bedürfnis eines solchen engeren Anschlusses um so größer, als er auch jetzt, wie in den Tagen der Kindheit,

sich nur wenigen vertraute, bei deren Wahl weniger Talente und Gaben als Sympathie in den Empfindungen und Handlungen den Ausschlag gab. Aus der Zahl dieser wenigen Edeln aber erhob er seit dem Erwachen höherer Empfindungen einen einzigen zu seinem Freund: jenen oben genannten Scharffenstein, an welchem man noch in spätem Alter ein empfängliches und tiefes Gefühl, die Fähigkeit und Bereitwilligkeit zu idealisieren beobachten konnte. Aber nicht bloß weil er seinen Herzensgefühlen entgegenzukommen fähig war, hat ihn Schiller sich erwählt: das mutige und feste Auftreten, welches Scharffenstein bei einer gewissen Gelegenheit selbst gegenüber dem Intendanten unter großem Aufsehen gezeigt hatte, imponierte ihm und gab ihm das Thema zu einer Ode ab, die Schiller selbst für sein Meisterstück erklärte. Also dasselbe Bedürfnis, welches ihn später immer zu reiferen Männern zog und bei Körner und Goethe Halt und Begrenzung suchen ließ, führte ihn jetzt Scharffenstein in die Arme, welcher der Klügere, Erfahrenere und Gesetztere war, und zu welchem er aufblickte wie Carlos zu Posa. In einer feierlichen Stiftungsstunde, in welcher die Herzen bis zu völligem Wechsel sich gegenseitig erschlossen, hat ihm Schiller seine Neigung gestanden, und von da ab verband sie ein höheres, unsterbliches, himmlisches Band, welches für die Ewigkeit gewebt war. Was sie in stillen Sternennächten über den Blumentöpfen an Schillers Fenster oder auf den abendlichen Spaziergängen nur mit Blicken sich sagten, das — so waren sie fest überzeugt — hätte unter den Vierhundert, die sie umgaben, kein anderer dem Freunde nachfühlen können. Die Urbilder hoher Freundschaft, von welchen das Altertum und die Bibel erzählt, standen Schiller vor Augen, als er sich in Scharffenstein einen Freund für die Unsterblichkeit erkor. Als David und Jonathan, wie sie die Bibel schildert und Klopstock in einem herrlichen Wettgesang ihre Zärtlichkeit austauschen ließ, kamen sich die beiden akademischen Freunde vor. Und wie Klopstock seine Freunde in Oden zu verherrlichen und unsterblich zu machen liebte, so wurde die Freundschaft nun auch der Gegenstand von Schillers Gesängen. Weil Scharffenstein an Kleists warmen, aber gemessenen Liedern Freude fand und aus ihnen den Namen Selim liebgewann, sang nun auch Schiller mit idyllischer Einfachheit: „Sangir liebte seinen Selim zärtlich, Wie du mich, mein Scharffenstein! Selim liebte seinen Sangir zärtlich, Wie ich dich, mein Scharffenstein!" Meistens aber verschmähten seine Freundschaftslieder diesen Zwang und brachen

dann seiner Natur gemäßer in wilden, ungestümen Tönen hervor. Die überströmende Glut des Herzens ließ sich nur schwer in die poetische Form eindämmen, und kaum glaublich ist Scharffensteins Bericht, daß Schiller diesen Gesängen noch zur Zeit der Anthologie zum Behuf der Aufnahme, aber vergebens, nachgefragt habe. Auf seinem Bette sitzend las er dem erstaunt horchenden und geschmeichelt lauschenden Freunde diese Ausgeburten seiner starken Empfindung und seines jugendlichen Talentes vor. Ebenso übertrieben wie Schillers Verhimmelung des Freundes war Scharffensteins Bewunderung des Dichters, welcher dessen Genie bis zum Himmel hob und dem Jüngling die kräftigsten Äußerungen des Selbstbewußtseins, die verwegensten Träume von künftiger Größe und ewigem Nachruhm aus dem Herzen lockte, in welchem er sie bis dahin vor jedem Menschen verborgen hatte.

Plötzlich aber trat in diesem intimen Verkehr ein Umschlag ein. Scharffensteins eigener späterer Bericht will uns glauben machen, daß der Hang zur bildenden Kunst ihn früher als seinen Freund Schiller zu ästhetischer Reife und sicherem Geschmack hätte gelangen lassen und daß er sich zuerst von dem ungestümen und leidenschaftlichen Dichter abgewendet habe. Aber es scheint vielmehr, daß Scharffenstein unfähig war, die hochgestimmten Empfindungen Schillers, des Freundes, auf die Dauer zu erwidern und daß sich noch andere zwischen die Freunde drängten. Unter den letzteren war namentlich ein Mömpelgardter, Namens Boigeol, welcher zugleich mit Schiller in die Akademie eingetreten war, um Mathematik zu studieren, und schon im Jahre 1778 wiederum abging. Schon die Gegenwart eines dritten, noch dazu eines nüchternen, verständigen Kopfes, welchem an Schillers und Scharffensteins lyrischen Ergüssen notwendig vieles übertrieben erscheinen mußte, störte die Unbefangenheit und brachte Entfremdung mit sich. Scharffenstein begann sich zunächst in Gegenwart von hämischen Zeugen der Empfindungen zu schämen, welche er insgeheim mit gleicher Wärme erwidert hatte, und bald sah der erstaunte Freund in Augenblicken der Leidenschaft und des Zornes seinen Scharffenstein ihm als Feind gegenüberstehen. Mit Boigeol, dem Franzosen, war Schiller in seinen Urteilen über gelesene Dichter niemals in Übereinstimmung gewesen: jetzt trat Scharffenstein jenem bei, wenn Schiller etwa den Amyntas von Kleist verwarf, ja er ließ es an herabsetzenden Seitenblicken auf Schillers eigene Dichtungen nicht fehlen:

es seien freilich keine Bilder darin, kein Schwung, aber Gefühl, anderes, echteres Gefühl als in Schillers Gedichten; es sei nichts ausgerichtet mit Schillers Malerei, Herz sollten die Dichter haben u. s. w. Selbst die Gedichte, in welchen Schiller den Freund selbst gefeiert hatte, setzte dieser nun als bloße Reminiscenzen aus Klopstock verächtlich herab. Und bald ergingen sich die beiden auch in Ausfällen gegen Schillers Person, die am empfindlichsten schmerzten: er sei bloß Dichter und sein ganzes Wesen ein Gedicht; seine Empfindungen von Gott, seine Religion und seine Freundschaft kämen nicht aus dem Herzen des Christen und des Freundes, sie seien bloße Wirkungen der Phantasie, Einbildungen des Dichters. Den durch solche Vorwürfe verletzten und eingeschüchterten Jüngling ließen sie, übermütiger vordringend, den Spott über seine Fehler bald in Gegenwart anderer fühlen, und Scharffenstein war namentlich darauf erpicht, den Stolz und die Eigenliebe Schillers, welche er insgeheim als sein feuriger Bewunderer herausgefordert hatte, empfindlich zu necken und zu beschämen. So forderte er einstmals den rasch aufschießenden Freund zum Messen heraus und rief ihm dann vor aller Augen höhnisch zu: „Er wächst an Körper und Geist! ein ganzer Kerl!“ Das hatte Schiller von seinem Scharffenstein nicht erwartet und nicht verdient. Sprachlos, wie Carlos welchem Posa sein Herz versagt, stand der gedemütigte und empfindliche Knabe da, ohne eine Thräne. Scharffenstein hatte sein Herz verschmäht und sich inzwischen einem andern, einem gewissen Grub zugewendet, welchen Schiller bösen und kleinen Herzens hielt und vermied. Er hatte ihn durch Mißachtung der Eigenschaften, welche Schiller als seine wesentlichen erkannte, im Innersten getroffen und Schiller wandte sich nun eben so kalt und entschieden von seinem Busenfreund ab, als er ehemals feurig und innig sich ihm zu eigen gegeben hatte. Auch Boigeol war ihm nun nichts mehr; und die beiden, welche ihre Neckereien für ganz harmlos und unschuldig hielten und nicht wußten wie tief sie verletzt hatten, spielten nun umgekehrt die durch Schillers Betragen Beleidigten und überhäuften ihn in ziemlich gleichlautenden Briefen mit Vorwürfen. Sie klagten ihn einer plötzlichen und unbegründeten Gleichgültigkeit, des Stolzes und Hasses an; sie nannten ihn einen Abtrünnigen und einen Bösewicht, der von seinen Freunden nur Schmeichelei verlange; sie stellten sich an, als ob der Verlust seiner Freundschaft sie in die verzweifeltste Situation gebracht habe; sie waren

endlich ganz sicher, daß Schiller ihre entschiedenen Vorwürfe nicht ohne Erröten, Weinen und Beben zu Ende lesen werde. Hierin täuschten sie sich aber gar sehr, indem sie auf das gute Herz des Knaben zu viel bauten und mit seinem Stolz und Ehrgefühl zu wenig zu rechnen verstanden. In einer umgehenden und ausführlichen Antwort weist Schiller die Vorwürfe des Freundes Punkt für Punkt und mit derselben Entschiedenheit zurück: sein Herz habe sich nichts vorzuwerfen; er habe nur aus Liebe gefehlt, indem er seinen Freund überschätzt habe. Eindringlich und innig, unter heißen Beteuerungen schildert er nun, wie er seinen verlorenen Freund einst geliebt habe! was das für eine Freundschaft war! Bis auf den Stiftungstag greift er in der Geschichte derselben zurück und fordert, im Vollgefühl seiner Unersetzlichkeit, den Abtrünnigen auf, alle die um ihn sind durchzugehen, ob einer unter ihnen ihm das sein könne, was er ihm gewesen! Er vergiebt ihm, daß er seine Gefühle mißkannt habe; er will ihm Gutes thun auch in Zukunft; er werde noch lange beim Anblick Scharffensteins das Antlitz weinend abwenden müssen — unter dem zurückgehaltenen Schmerz zuckt jede Muskel seines Herzens. Aber zur Rückkehr zu dem Freunde kann ihn nichts erweichen: das ist ein für allemal vorüber. Nicht bei dem „großen herrlichen Freund", welchen er bloß vorschützt um das beschämende Gefühl gänzlicher Verlassenheit zu verbergen, sondern in der Lektüre der Bibel, bei David und Jonathan sucht sein verwundetes Herz den Trost; und wie sich das biblische Pathos in den erregten Beteuerungen wiederholt Luft macht („Gott im Himmel weiß es!" . . . „Gott ist da, er hörts!" . . . „Gott hörts, er zeuge und richte, ob es so ist!"), so richtet er zuletzt den Blick in das Jenseits und in die Ewigkeit, wo er ja die edlen Seelen einstmals finden werde, die er auf Erden vergebens gesucht hat.

Der jugendliche Ungestüm, die vielen pietistischen und kasuistischen Wendungen, das dichterisch gesteigerte und überreizte Freundschaftsgefühl lassen keinen ungetrübten Eindruck dieses Briefes zu: aber ihre Wirkung wird die beispiellose Gewalt der Empfindung und die eminente Fähigkeit, sie unmittelbar und zum Herzen bringend auszusprechen, wohl auf keinen Leser verfehlen. Zu dem Herzen eines anderen zu sprechen, oder wie er es nennt: an dem Herzen eines anderen zu reißen, das hat Schiller hier zum zweiten Male versucht; und das ist später so oft die Aufgabe des Dichters

geworden. So wendet sich Karl Moor an seine Räuber, Fiesco an die Verschworenen, Verrina an Fiesco und Ferdinand an das Herz seines Vaters und der Favoritin; auch Carlos reißt an dem Vaterherzen, Posa an dem Herzen des Tyrannen; Max Piccolomini redet seinem General mit dem Warnungswort „O thu' es nicht" ins Gewissen, Wallenstein sogar versucht an den Kürassieren und an Max die Kunst herzlicher Überredung; Maria Stuart fleht zu dem Herzen der Elisabeth und Johanna überwindet durch kindliche Bitte den Herzog von Burgund; Tell fleht ohnmächtig ringend vor Geßler; Don Cesar sucht Beatrice schmeichelnd zu gewinnen und Demetrius reißt den Reichstag der Polen mit sich fort. Selten mangelt seinen Helden, wo sie zu dem Herzen sprechen, der Erfolg; niemals aber fehlt er dem Dichter, welchem es wie keinem andern vergönnt war, zu dem Herzen des ganzen Volkes oder zu den Massen zu sprechen . . . Auch jenem jugendlichen Drängen blieb er nicht versagt. Scharffenstein hatte, trotzdem der Brief seines Freundes nicht weniger überschwänglich lautete als seine Gedichte, nicht mehr den Mut, an seinem Herzen zu zweifeln: er antwortete kleinlaut, daß Schiller seine Meinung mißverstanden habe, und warb neuerdings um Schillers Herz, dessen Verlust ihn nun zu reuen begann. Aber Schiller wechselte kein Wort mehr mit ihm, bis Scharffenstein, offenbar bald darauf, am 15. Dezember 1778 als Leutenant aus der Akademie trat. Aber auch jetzt noch rief ihn der Ton, in welchem Schiller zuletzt mit ihm gesprochen hatte und welcher in seinem Innern nicht verklang, zu dem verlorenen Freunde zurück: es ließ ihm keine Ruhe, und er wandte sich noch einmal brieflich an Schiller, welcher ihm zum Zeichen der Versöhnung aus der Ferne die Hand reichte, indem er sein Schreiben herzlich erwiderte.

In ganz anderem Tone, mit jener „abschreckenden Kälte", von welcher seine Genossen berichten, fertigte Schiller dagegen, erst drei Tage später, jenen Boigeol ab, welcher zwischen ihn und Scharffenstein getreten war und ihm wärmere Empfindungen bloß geheuchelt hatte. Während in dem Brief an Scharffenstein der Schmerz durch die künstliche Zurückhaltung immer wieder durchbricht, ist Schillers Rede hier völlig unbewegt, und er beherrscht sich bis zum Schlusse meisterhaft, nicht ohne gelegentlich gutmütig zu verraten, wie weh' es ihm thut, daß er mit einem Kollegen so hart verfahren müsse. Scharf spottend giebt er ihm den Vorwurf überspannten Kunstgefühls zurück, indem er seinen

Gegner auffordert, seinen fanatischen und excentrischen Brief noch einmal zu lesen, welcher auf die lächerlichste Weise mit Bildern, Metaphern und Gallimathias überladen sei, von seinen angeblichen Schmerzen nur in trocknem historischen Tone erzähle und keine Spur wahren Gefühls verrate. Höhnend giebt er ihm auch die eigenen Worte zurück: es sei alles Phantasie, zu kranke Phantasie! Mit kalter Überlegung und ohne eine Spur jener schmerzlichen Enttäuschung, welche in jedem Satze seines Briefes an Scharffenstein nachzittert, sagt er es ihm nackt ins Gesicht, daß er, Boigeol, nur vorgegeben habe, sein Freund zu sein, es aber nie gewesen sei, wenigstens nicht „in dem schönen Verstande, wie wirs so leicht glaubten zu sein". Er zeigt, wie ihre Seelen und Neigungen von jeher verschieden gewesen seien und weist den Vorwurf der Treulosigkeit zugleich mit dem Anspruche, jemals der Freund des Zudringlichen gewesen zu sein, zurück: nie seien sie sich so nah gestanden. Hatte sich Schiller Scharffenstein untergeordnet und zu Gott gefleht, daß er ihn diesem gleich mache, so empfindet er sich dem anderen gegenüber getrost als etwas Besseres: „Ich bin ein Jüngling von feinerem Stoff als viele andere". Er verbittet sich seinen Haß wie seine Freundschaft und wünscht, daß sie die kurze Zeit ihres Zusammenseins (auch Boigeol trat 1778 aus) in Gleichgültigkeit und Frieden hinbringen möchten. Auch hier unterläßt der religiös gestimmte Jüngling nicht den Hinweis auf das Jenseits, wo sie sich vielleicht ähnlicher als hier wiederbegegnen und dann zu freundlicher Umarmung entgegengehen würden.

Das unerwünschte Ende, welches dieser jugendliche Freundschaftsbund nahm, mußte in Schiller doch noch einen andern Gedanken zurücklassen. Zwar auf den Vorwurf, als ob sein ganzes Gefühl nur Reminiscenz aus Klopstock wäre, durfte er mit Recht erwidern: „Freilich habe ich Klopstock viel zu danken, aber es hat sich tief in meine Seele eingesenkt und ist zu meinem wahren Gefühl und Eigentum geworden." Aber damit waren nicht auch die anderen Vorwürfe widerlegt. Schiller war wenigstens von außen aufmerksam gemacht auf die bedenkliche Verbindung, in welcher alle höheren Gefühle, die Religion sogar, mit der Phantasie und Dichtung in seinem Herzen standen. Er war gewarnt, die Religion, welche er zum Gegenstand und Inhalt seiner Dichtung nahm, nicht auch zu einem bloßen Spiel der Phantasie zu machen. Er war gewitzigt, durch die Gabe Freunde in Gedichten zu besingen sich

nicht umgekehrt dazu verleiten zu lassen, daß er sich nun Freunde bloß zu dem Zwecke suche, um sie in Liedern zu besingen. Und selbst wenn nichts von alledem bei Schiller verfangen hätte, eine Erfahrung hatte er doch bei dieser Gelegenheit gemacht und ausgesprochen: der Sangir, welchen er so feurig liebte, war nur in seinem Herzen, und was er an Scharffenstein anbetete, war nur ein ungleiches Abbild von ihm selbst. Das war für den Freundschaftsenthusiasmus eine empfindliche Abkühlung; und der „große und herrliche Freund" (ein gewisser Lempp), bei welchem er sogleich nach dem Bruche mit Scharffenstein Ersatz gefunden zu haben vorgab, war nicht mehr bloß in der Dichtung sondern noch mehr in der Philosophie und in anderen ernsten Studien sein Vorbild und Vertrauter. Auch nach Schillers Austritt aus der Akademie hat sein Verhältnis zu Scharffenstein nicht mehr den überspannten Charakter angenommen wie vorher.

Auch der akademische Unterricht in den schönen Wissenschaften wird wohl ein wenig zur dichterischen Entwicklung Schillers in jener Periode beigetragen haben. Dieser war bis zum Jahre 1779 völlig an das Studium der alten Sprachen geknüpft, die deutsche Sprache und Litteratur war selbständig ebensowenig im Lehrplan der Akademie als in dem der Lateinschulen vertreten: nur bei dem Unterricht in und dem Übersetzen aus dem Lateinischen wurde sie berücksichtigt, wie schon das Beispiel Nasts gezeigt hat. Im Jahre 1779 wurde nun nicht bloß ein jüngerer Mann (K. A. Göriz) als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur an die Akademie berufen, welcher nach der gewöhnlichen Laufbahn der Stiftler wohl weite Reisen gemacht hatte, aber erst als Professor im Jahre 1780 dazu kam, einige Thesen „über den Einfluß der Verbesserung der mutterländischen Sprache in den moralischen Charakter einer Nation" zu veröffentlichen. Sondern auch der ältere Haug begann im Laufe des Jahres 1779 neben der Logik in der „guten Schreibart" zu unterrichten und die Winke theoretisch zu entwickeln, welche er in seinem Magazin den jungen Dichtern praktisch zu erteilen liebte. Der Herausgeber des Magazins ist nicht ohne den guten Willen mit der neuen Zeit fortzuschreiten. Er hält die Gesetze freilich für unentbehrlich in Theorie und Praxis, aber er betrachtet sie doch als Blei an den Flügeln junger Talente. Die drei besten Quellen der Dichtkunst sind nach ihm die Natur, die heilige Schrift, und die Kenntnis der Welt und der Menschen.

Dann erst folgt die Lektüre der besten Autoren der Alten und Neueren, aus welchen man sich denjenigen, welcher einem am meisten zusagt, zum Muster wählen soll. Davor, daß man sein Glück in der Dichtkunst suche, d. h. vor dem Dichterberuf, wird von Haug ebenso nachdrücklich gewarnt als umgekehrt vor der Verachtung der Dichtkunst. Haug citiert gern Mendelssohn und Sulzer als die „Hauptschriftsteller" und verstand wohl langsam und allmählich der Litteratur der stürmenden Jugend nachzuhinken. Er ist ein Verehrer Klopstocks und hält Goethes Urteil selbst über das dramatische Genie des Messiassängers aufrecht; er wagt es nicht mit dem Werther zu sympathisieren, weil ihm das gleichbedeutend mit der Anerkennung des unchristlichen Selbstmordes wäre, aber er läßt Goethes Götz als ein Schauspiel gelten, auf welches Deutschland stolz sein dürfe, und er zieht es dem Ugolino weit vor; er läßt den Julius von Tarent und einige andere Trauerspiele als die besten deutschen rühmen. Schiller, welcher im Jahre 1777 eine Stunde wöchentlich in den schönen Wissenschaften von Abel unterrichtet wurde, muß im Jahre 1779 Haugs Schüler gewesen sein, und sein nachgeschriebenes Kollegienheft hat sich bis heute erhalten. Haug begann mit einem Abriß der Stilistik in Form von Definitionen einiger Ausdrücke und Schlagworte: was man unter der natürlichen, affektierten, naiven, erhabenen Schreibart u. s. w. verstand, wurde hier in eine, größtenteils seinem Gewährsmann Sulzer entlehnte Formel zusammengefaßt. Wie Haug in den praktischen Bemerkungen seines Magazins ein scharfes Ohr für den Hiatus und Reim verrät und für die Sprachrichtigkeit gegenüber den üblichen Metathesen und Nonsensen eifert, so setzt er hier theoretisch dem Bombast und Schwulst die korrekte Schreibart entgegen. An diesen Kursus in der Stilistik schloß sich die Poetik d. h. die Lehre von den Dichtungsgattungen an, in welcher der Vortragende die Poesie der Empfindungen (Lyrik), der Handlungen (Epos und Drama) und das Lehrgedicht nach einander abhandelt. In dieser Einteilung wie auch in den einzelnen Definitionen werden die Anmerkungen J. A. Schlegels zu seiner Übersetzung des Lehrbuches von Batteux ausgenützt und wiederholt aus dem Sulzerischen Wörterbuch ergänzt. Übersichtlichkeit, Leichtfaßlichkeit und Präcision muß der Kompilation nachgerühmt werden, welche jeden Abschnitt mit Beispielen erläutert. Diese werden am liebsten aus Klopstock gewählt, der hier in allem und jedem Muster ist, als

Dramatiker, Lyriker und Epiker gleich hoch gehalten, und nicht bloß für die erhabene Schreibart sondern auch für die Grazie als Gewährsmann citiert wird. Der theoretische Standpunkt des Lehrers ist ein völlig veralteter: seine allgemeine Definition der Dichtung läßt noch den Einfluß Baumgartens erkennen und im besonderen hat er weder Lessings Definition der Fabel noch die des Epigrammes zur Kenntnis genommen, wie er auch bloß die travestierende Ballade im Stile Gleims zu kennen scheint. Der Einfluß der Franzosen, von welchen selbst Dichter zweiten und dritten Ranges als Muster vorgeführt werden, ist auch in der Theorie ein großer: mit Batteux wird die Oper als eine Unterabteilung des Drama neben Schauspiel und Lustspiel betrachtet und mit J. A. Schlegel neben Quinaults Götteroper eine heroische angesetzt. Manche elementare Grundsätze hat Schiller indessen auch aus diesem Heft im Gedächtnis behalten und z. B. niemals eine Erörterung über die dramatische Dichtkunst von einem anderen Gesichtspunkt aus in Angriff genommen als von dem der vollkommenen Gegenwart der Handlung aus, welcher ihm hier in der Schule als der wesentlichste Unterschied zwischen Epos und Drama vorgetragen wurde. Am Ende des Jahrganges 1779 ließ Haug nach der Gepflogenheit seine Sätze über die deutsche Sprache, Schreibart und den Geschmack im Druck erscheinen und bei den Jahresprüfungen (am 4. Dezember) durch seine Eleven verteidigen. Schiller und von Winkelmann, sein späterer Rivale, waren unter den Respondenten, und der Herzog selbst beteiligte sich an der Debatte. Die Haugischen Thesen gingen von einer ähnlichen Unterscheidung zwischen Kunst und Wissenschaft aus, wie wir sie bei Mendelssohn finden: die höheren Wissenschaften beschäftigen nur den Verstand, die schönen Wissenschaften den Verstand und die Sinne zugleich; sie verbinden das Angenehme mit dem Wahren, Guten und Nützlichen. Zu bloß sinnlicher Wirkung mißbraucht, können sie daher entsetzlichen Schaden thun; aber bloße Belletristen sind von den wahren Kennern des Schönen weit entfernt. Den Begriff des Schönen, für welchen ihm Wohlgefallen zu wenig, Vollkommenheit zu viel besagt, faßt Haug bloß formal auf: Schönheit hat eine bestimmte Form, von welcher nicht einzelne Teile sondern das Ganze, in Eins zusammengeschlossen, durch seine Mannigfaltigkeit und Ordnung, ohne mühsame Anstrengung und deutliche Erkenntnis angenehme Empfindungen hervorbringt. Geschmack ist ihm die Empfindung und richtige Beurteilung des Schönen.

Regeln sind unentbehrlich, schlagen aber auch nieder; das Studium der Natur ist das erste in den schönen Wissenschaften. Teutsche Gesellschaften wie auch Nationaltheater werden als Beförderungsmittel der Muttersprache genannt und aus der Geschichte derselben, seit Karl dem Großen, einige Fragen vorgelegt, welche zeigen, daß der Verfasser die Ansicht Herders von der völligen Gesunkenheit der damaligen Sprache teilt . . . Schiller hat sich redliche Mühe gegeben, über diese Dinge zu disputieren, und er hielt sich gleich wacker mit seinen Kollegen Elwert, Pfeiffer und Hoven: das Los mußte endlich entscheiden und es entschied blind und thöricht für Elwert und gegen Schiller.

Einflußreicher als Haug wurde auf Schiller jetzt ein anderer Lehrer, welchem er in den ersten Jahren nicht genug abgelernt hatte. Der Philologe Nast las im Jahre 1778 über das griechische Trauerspiel, und wenn Schiller, welcher noch in den späteren Jahrgängen bei Nast griechische Litteratur gehört haben soll, nicht eben damals sein Zuhörer gewesen ist, so hat er doch ohne Zweifel die Programmschrift gelesen, welche Nast zu den Prüfungen des Jahres unter dem Titel Observationes in rem tragicam Graecorum erscheinen ließ. In dem ersten Teile seiner Abhandlung giebt Nast hier eine Geschichte des griechischen Trauerspiels. Er geht davon aus, daß die Griechen besonders in Schilderung der Sitten und Charaktere sich nahe an die Natur gehalten, den Plan ihrer Stücke höchst einfach und ohne künstliche Liebesverwickelungen und überraschende Auftritte erfunden, für die Einförmigkeit der Begebenheiten aber durch das Interesse derselben und die vortreffliche Schilderung der Leidenschaften und Charaktere entschädigt hätten. Der Verfasser zeigt dann, wie Aeschylos zuerst den tragischen Stil und die allegorischen Personen eingeführt habe, deren Auftreten im griechischen Drama gerechtfertigt wird. Er untersucht die Ursachen, aus welchen Aeschylos den Mord von der Bühne verbannt habe, und findet sie einerseits in der Zerstörung der Illusion, andererseits in der Vermeidung allzu heftiger Affekte. Er erklärt den Gegensatz, in welchem sich hiermit das moderne Drama befindet, aus der Verschiedenartigkeit ihrer ökonomischen Beschaffenheit. Nachdem er die Vorteile und Nachteile der antiken Masken erörtert hat, charakterisiert er die beiden anderen griechischen Tragiker im Gegensatze zu Aeschylos, indem er die drei Elektrendramen mit einander vergleicht. Bei Gelegenheit der Prologe des Euripides gestattet er sich eine Ein-

wendung gegen den Hamburger Dramaturgen und kommt am Schlusse des historischen Teiles auch auf das Drama der Römer und der Neueren zu reden. Im zweiten Teil handelt er von der Beschaffenheit des griechischen Trauerspiels und beurteilt dasselbe nach den Regeln des Aristoteles. Indem er die Definition des Stagiriten vorausschickt und erläutert, wendet er sie auch auf das neuere Drama an, als dessen gewöhnliche Fehler er die Übertreibung des Tragischen und die allzu idealische Behandlung der Tugenden und Laster in den Charakteren bezeichnet. Den moralischen Nutzen des Schauspiels hebt der Lehrer Schillers besonders kräftig hervor; und eben weil Aristoteles ihn zu sehr einschränkt, kann er nach Nasts Meinung für das neuere Trauerspiel nicht Richtschnur sein. In dem dritten und letzten Abschnitt von dem Zweck und von der Würde des griechischen Trauerspiels wird die hohe Bedeutung des Theaters bei den Griechen betont, welche dasselbe als Nationalinstitut und als seine Seele die Vaterlandsliebe betrachteten . . . Schiller, welcher in späteren Jahren gemeinsam mit Nast ein Theater der Griechen herausgeben wollte, hat auch damals bereits von ihm gelernt, wie schon die Vorrede zu den Räubern zeigt: wenn er auch die idealischen Tugenden und Laster in seinem ersten Werk nicht vermeiden konnte, so hat er doch den Fehler sogleich darnach eingesehen und die Bühne auch später gern als moralische Anstalt betrachtet.

Ungefähr zur selben Zeit hörte Schiller auch bei seinem Landsmann, dem Marbacher Apothekerssohn Friedrich Ferdinand Drück, welcher nach seinem Austritt aus dem Stift zuerst als Unterbibliothekar in Stuttgart Anstellung gefunden hatte und 1779, fünf und zwanzig Jahre alt, als Lehrer an die Akademie berufen worden war. Er vereinigte Philologie und Geschichte, indem er etwa einen alten Autor wie Justin, Florus oder Eutrop zu Grunde legte, mit der Erläuterung desselben zugleich die Quellenkritik verband und sich bemühte, das Fehlerhafte sowohl in der historischen Behandlung als auch in der Darstellung aufzuzeigen. Als Historiker stand er unter dem Einfluß Pütters, Möjers und Herders und war in allem das Gegenstück zu Schillers früherem Geschichtslehrer Schott. Sein Vortrag war gründlich und verschmähte jeden Schmuck; dennoch wußte er derart zu fesseln, daß seine geschichtlichen Vorlesungen bald überfüllt waren und von Zöglingen jeder Disciplin und Abteilung zu geistiger Anregung besucht wurden. Ihm kam es nicht wie Schott auf die rüh=

rende Erzählung der Begebenheiten und Schicksale an: sondern er erzählte das Leben großer und berühmter Männer in der Absicht, die Seelen seiner Zuhörer mit edler Begierde der Nachahmung zu erfüllen und zu gleichem Aufschwung zu begeistern. Recht im Widerspruch zu der in der Akademie herrschenden Subordination stellte Drück seinen Zöglingen die politischen Ideale der Griechen und Römer zur Nacheiferung hin. Durch ihn wurde Schiller auf die Biographien des Plutarch aufmerksam, welche bald seine Lieblingslektüre bildeten: und als er aus der Akademie austrat, schaffte er sich alsbald die kostspielige Übersetzung an, welche von Schirach in 7 Bänden während der Jahre 1776 und 1779 herausgegeben wurde und sich noch heute in Schillers Bibliothek befindet. Wie sein Karl Moor den Plutarch aus dem von Drück aufgezeigten Gesichtspunkte liest, so hat auch Schiller noch später (1788) die Lektüre des Plutarch seiner Schwägerin empfohlen, weil er uns über diese platte Generation erhebe und zu Zeitgenossen einer besseren und kraftvolleren Menschenart mache. Von dieser Seite zündeten auch die Ideen Rousseaus bei Schiller, obwohl uns die Lektüre seiner Schriften aus den akademischen Jahren noch nicht bezeugt ist. Rousseau beherrschte seine Zeit so mächtig, daß sich auch die Gegner seinem Bann nicht entziehen konnten und selbst diejenigen, welche seine Schriften nicht gelesen hatten, seine Gedanken mit der Luft und der geistigen Nahrung alltäglich in sich aufnahmen. Auch den Geschichtsphilosophen Montesquieu soll Schiller noch auf der Schule kennen gelernt haben, welchem er später so viel zu verdanken hatte.

Nast und Drück haben durch ihren Unterricht sogleich auch eine litterarische Frucht bei Schiller gezeitigt. Im Laufe des Jahres 1780, welches für Schillers Entwicklung entscheidend wurde, erklärte Nast den Homer, über welchen er kurz vorher eine Dissertation veröffentlicht hatte. Er ist wohl auch der Verfasser des, übrigens unbedeutenden, Aufsatzes im Magazin 1778, in welchem alles zusammengefaßt wurde, was man damals über den Homer wußte oder glaubte, und dessen Verfasser wiederholt auf den Stolbergischen Versuch einer hexametrischen Übersetzung verweist. Auch seiner Erklärung der Homerischen Dichtungen an der Akademie suchte er durch Illustration zu Hülfe zu kommen, indem er seinen Zuhörern bei ihrer mangelhaften Kenntnis des Griechischen ausgewählte Gesänge in der jambischen Übersetzung Bürgers vorzutragen

pflegte. Erst jetzt scheint Schiller, und besser aus der Übersetzung als früher aus dem Original, den Geist der Homerischen Dichtung gefühlt zu haben. Um dieselbe Zeit hörte er auch bei Drück ein Kollegium über den Virgil: als Philologe gehörte dieser durchaus der neueren, von Herder und Heyne beeinflußten Schule an und beschäftigte sich hauptsächlich damit, die Vorzüge und Fehler des Homer und Virgil aus dem Geist ihres Jahrunderts zu erklären. Diesen Anregungen zufolge unternahm Schiller im Jahre 1780 selbst die Übersetzung eines Bruchstückes aus der Aeneide (I 38—160). Homerübersetzungen waren damals auf der Tagesordnung und erregten Aufmerksamkeit und selbst Aufsehen: Bürger hatte Proben einer jambischen Übersetzung geliefert, Stolberg trat ihm mit einer hexametrischen entgegen, und gleichzeitig erschien auch der alte Bodmer mit einer Homerübersetzung auf dem Platze, während Voß bereits im Stillen an seiner klassischen Odyssee (1781 erschienen) arbeitete. Virgil hatte selbst in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, welche ihn dem Homer vorzogen, nur einen kläglichen Dolmetsch in dem Gottschedianer Schwarz gefunden, welchem der Hallenser Pyra mit seinen mehrversprechenden Proben entgegentrat. Ab und zu wurden einzelne Bruchstücke verdeutscht, welche aber keineswegs das Interesse der fragmentarischen Homerübersetzungen in Anspruch nehmen durften. Schon 1774 meldete sich in dem schwäbischen Magazin Werthes mit der Anfrage, ob er die Aeneis übersetzen solle. Fünf Jahre später wurde das erste Buch der Aeneide von Bodmer und von Overbeck im Boieschen Museum verdeutscht. Und bald machte sich auch ein anderer Schüler Haugs, der Schwabe Stäudlin, der Schützling Bodmers und Schillers Rivale in mehr als dieser einen Hinsicht, an die Arbeit, um Virgil in Hexametern zu übersetzen.

Schiller, welchem Bürgers jambische Homerübersetzung zum Vorbild gedient haben soll, sagt sich von seinem Muster doch in einem entscheidenden Punkte los. Er übersetzt nicht in Jamben sondern im Versmaß des Originals. Er steht in dieser Hinsicht den Proben Stolbergs und Bodmers näher als Bürger. Dies sind die ersten und auf lange Zeit hinaus die einzigen Hexameter, welche außerhalb der lyrischen Strophenformen von Schiller erhalten sind. Formell sind sie mehr als mittelmäßig: von den metrischen Fortschritten Klopstocks in den späteren Auflagen seines Messias hat der Übersetzer des Virgil so wenig Notiz

genommen, daß er Worte wie „Feuerflamm'", „Steuermann", „Sturmvater", „ungestüm", „Meersturm rasch" ungescheut als Daktylen gebraucht. Schon mehr der Weise Klopstocks und Virgils entspricht es, wenn wiederholt in der zweiten Hälfte an Stelle des einen Daktylus ein Trochäus begegnet. Schillers Übersetzung ist im wesentlichen frei von Mißverständnissen: er hat, wie es der Unterricht in der Akademie mit sich brachte, im Verständnis der antiken Autoren eben so viel zugenommen, als im Lateinschreiben eingebüßt und verlernt, wenn man die medizinische Dissertation von 1780 betrachtet. Aber seine Übersetzung ist deshalb doch nicht völlig getreu. Sie ist zunächst breiter als das Original: oft weiß der Übersetzer zwei Verse des lateinischen Textes nur in drei deutschen, oft gar einen lateinischen Vers nur in zwei deutschen wiederzugeben; aus 122 lateinischen werden so 143 deutsche Verse. Nicht immer ist das bloßes Ungeschick: weit öfter fehlt ihm die stille, ruhige Hingabe an das Original, weil er immer geneigt ist, aus dem Eigenen hinzuzuthun, neue Züge anzubringen und die Bilder des weiteren auszuführen. Der ruhige epische Ton ist wenig in seiner Macht; immer ist er bereit, pathetische Stellen zu verstärken und mit Interjektionen darein zu fahren: „Ha sieh!" und „Ha, das soll Euch!" Erinnert schon diese größere Lebhaftigkeit an den Stil Bürgers, so ist das noch mehr in der onomatopoetischen Ausmalung des sausenden und brausenden Wirbels, des hinunterschnappenden Schiffes der Fall. Und ebenso deutlich verrät sich der Einfluß Klopstocks, wenn Schiller das lateinische motos fluctus mit „türmenden Fluten" übersetzt oder Kraftkomposita bildet wie Flutfels, Mitternachtsschauer, Tausendgeblitze.

Auch diese Übersetzung ist zuerst in dem Schwäbischen Magazin (im elften Stück des Jahrganges 1780) unter dem Titel „Sturm auf dem Tyrrhener Meere" erschienen, und wiederum fügt der Herausgeber ein Wort des Lobes hinzu: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel geraten ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer." Virgil aber ist Schiller von da ab ein Begleiter durchs Leben geblieben: nicht bloß in den Räubern spielt er gelegentlich auf die Episode von Nisus und Euryalus an, sondern auch in seinen lyrischen Gedichten ziehen sich die Anklänge an den römischen Dichter bis in seine reifste Periode hindurch.

Durch Homer und Virgil wurde der Dichter des Messias nun auch als episches Vorbild in den Hintergrund gedrängt. Und schon mehren

sich die Anzeichen, daß Schiller auch als Lyriker nicht mehr einzig und allein den hohen Klopstockischen Gefühlen sich ergab, welche bei dem Bruch mit Scharffenstein so sehr in Mitleidenschaft gezogen waren. Die geänderte Weltanschauung des Mediziners schätzt und sucht nunmehr auch andere lyrische Vorbilder, unter welchen sein schwäbischer Landsmann, der weltliche und sinnliche Wieland den genauen Gegensatz zu Klopstock bildete und Schiller auch von Seite seiner Glückseligkeitsphilosophie entgegen kam.

In so abgeschlossenen Zirkeln, wie die Karlsschule einer war, wechselt die Lektüre oft mit einem Male ihren Charakter: eine Folge der Gleichförmigkeit und Beschränktheit ist der plötzliche Umschlag. Auch in der Akademie war das am Ende der 70er Jahre der Fall. Im März 1778 wurden bei einer angestellten Visitation fast lauter empfindsame oder moralische Romane, auch wohl noch moralische Wochenschriften zu Tage gefördert. Höchstens kamen ab und zu les cent nouvelles, Wielands gleichfalls moralisierender Agathon, ein italienischer Roman La beatrice Principessa di Syria oder die Bibliothèque des Dames vor, wobei der Aufseher schon die Bemerkung macht, es sei zwar nichts Anstößiges in diesem Buche — „obs aber zweckmäßig ist?" Im ganzen ist J. M. Miller der Lieblingsautor der Akademisten. Dieser, ein schwäbischer Landsmann und ehemaliges Mitglied des Göttinger Haines, hatte in Ulm das thränenreiche Seitenstück zum Goethischen Werther wirklich geschrieben, mit welchem unsere Jünglinge damals nicht zu Stande kamen: eine empfindsame Klostergeschichte voll von Mesalliancen und von gebrochenen Herzen, welche in dem jungen Schiller ähnliche weiche und zerfließende Stimmungen erregte und nährte, wenn er von seinem einsamen vergitterten Fenster aus über die Lilien hinweg, welche er hinter demselben in Scherben aufzog, in das Freie blickte. Und wie vielen anderen seiner Genossen war das Buch in jener gefühlsseligen Zeit eben so viel und noch mehr! Bei der erwähnten Visitation wird es in allen Abteilungen konfisziert: der eine hat es dem andern entlehnt, ein dritter dem vierten zum Abschied verehrt, einem fünften hat es der Vater an die Akademie nachgeschickt. Auch die „Beiträge zur Geschichte der Zärtlichkeit" von demselben Verfasser wurden gefunden, und neben Miller ist eine Damenschriftstellerin, die Verfasserin des Fräu-

leins von Sternheim, gleichfalls eine Schwäbin und einstmals die Jugendgeliebte Wielands, weitaus am meisten beliebt.

Ein ganz anderes Resultat liefert eine Visitation im Oktober des Jahres 1779. Noch immer ist freilich ein Schwabe der am häufigsten konfiszierte Liebling der Zöglinge: aber Millers Name kommt wenig mehr vor. Jetzt wird Wieland am meisten gelesen: und zwar nicht bloß der Agathon, welchen Hoven schon früher kannte und welcher auch im vorigen Jahr öfter hervorgezogen wurde, sondern der verfängliche Idris und die noch verfänglicheren komischen Erzählungen. „Obs aber zweckmäßig ist?“ hätte diesmal der Aufseher mit größerem Rechte fragen dürfen. Und die Contes mis en vers welche man bei dem Eleven G., die Contes de Mad. Bastide welche man bei den Tänzern antraf, ob die wohl zweckmäßig waren? gar nicht davon zu reden, daß ein Jahr nach Schillers Austritt die Storie galanti und die Schriften des Freigeistes Voltaire gefunden wurden.

Und nun lasse man sich einmal von dem jungen Haug berichten, in welchem Mutwillen die jungen Freunde jetzt mit einander wetteiferten. Einmal wollte jeder den andern an Grobheit übertreffen. Haug schilderte die Göttin Grobheit auf den Wolken schwebend und zu Schiller sagend: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“; und Schiller, dem der derbe Ton Bürgers und Schubarts damals noch nicht sehr geläufig gewesen zu sein scheint, gab sich überwunden. Das sieht schon recht wenig Klopstockisch aus; aber es kommt noch viel deutlicher. Schiller, Haug, Petersen und Hoven wetteifern darin, „Rosalinde im Bade“ zu besingen. Diese einzige Situation entscheidet: das sind keine Schüler Klopstocks mehr, welche dieses Thema behandeln, sondern Schüler Wielands und Nachahmer des Idris oder einer der unzähligen übrigen Badescenen, in deren lüsterner Schilderung sich die Phantasie des sinnlichen Schwaben gefiel.

Aber außer Wielands Werken wurde noch manches andere in der Akademie gelesen, was in Schillers Lyrik einen Nachhall fand. In dieser stand er ja eigentlich immer noch auf demselben Punkt, auf welchem er einst in Ludwigsburg begonnen hatte: denn der Weg von Klopstock zu Haller war kaum eine Bewegung, noch weniger ein Fortschritt zu nennen, und auch die Lektüre der Lieder und Oden von Voß, Gerstenberg und E. von Kleist vermochte ihn um so weniger zu fördern, als Kleists einfachere

Weise ihm damals neben dem bilderreichen und empfindungsgewaltigen Klopstock matt und leer erschien. In den siebziger Jahren aber entstanden in Deutschland Sammelpunkte der Lyrik, welche bei ihrem bunten Inhalt die verschiedenartigste Anregung bieten konnten: die Musenalmanache, Schmidts Anthologie der Deutschen u. s. w. blieben auch in der Akademie nicht ungelesen. Am häufigsten aber stellte sich neben dem Haugischen Magazin ein pfälzisches Journal dieser Art ein, welches der Mannheimer Buchhändler Schwan unter dem Titel „die Schreibtafel" in den Jahren 1774 bis 1779 herausgab. Bei den Böotiern der weinreichen Pfalz hatte Klopstock niemals viel Anwert gefunden, und nun trat seit 1775 in diesem pfälzischen Journal und seit 1776 wohl auch als Gast in der Teutschen Chronik des Schwaben Schubart ein heiteres, frischquellendes Talent hervor: der Pfälzer Müller, Maler und Dichter zugleich, ein echtes Kind seines Landes, weinselig und launig, anfangs recht viel versprechend und später recht wenig haltend. Seine Idyllen, aus dem pfälzischen Dorfleben geschöpft, voll realistischer Kraft und sinnlicher Fülle, hatten ihn bald bekannt gemacht: jetzt fand man auch an seinen saftigen Liedern und urwüchsigen Balladen Gefallen, welche so ziemlich in allem und jedem das Gegenstück zu der Lyrik Klopstocks bildeten.

In Schwaben selber war ein ähnliches Naturell, nur wüster und zügelloser, in Schubart aufgestanden, dessen sich der Zögling der Akademie wohl noch aus seiner Ludwigsburger Kindheit entsinnen konnte und welcher seit den Tagen, in welchen er zu Ludwigsburg die Orgel spielte, merkwürdige Schicksale erfahren hatte. Nachdem ihm der Herzog seines liederlichen Lebenswandels wegen den Laufpaß nicht bloß aus Ludwigsburg sondern aus ganz Württemberg erteilt hatte, lief er auf längeren Irrfahrten endlich zu Augsburg (März 1774) in den, freilich unsicheren, Hafen eines bestimmten Berufes ein: er wurde Schriftsteller und Journalist und diktierte beim Bierkrug und bei einer Pfeife Tabak seine „Teutsche Chronik". Er wußte, wo seine Schwaben zu finden waren und er fand sie: im Wirtshaus. Das Flugblatt war sein Element: ein packender Aufsatz, ein zündendes Lied, weiter ging weder sein Ehrgeiz noch seine Begabung. Und dieses Talent stellte er hauptsächlich in den Dienst der Politik. Den Fürsten und Herren nahm er sich vor, tüchtig die Wahrheit zu sagen, und er hat es mit rühmenswerter Offenheit gethan. Schade nur daß der selber nicht reines Herzens war, der so tapfer

gegen die Tyrannen und Jesuiten ankämpfte; daß hier eigentlich nur ein Teufel durch den andern ausgetrieben wurde. Aber was auch der Mensch verbrochen hatte: der freimütige Litterat, der von allen Seiten angefeindet, aus Augsburg nach Ulm vertrieben und auch hier durch anonyme Drohbriefe geängstigt, sich dennoch nicht ins Bockshorn jagen ließ, er saß fest in den Herzen seiner Schwaben. Und nun — es war zu Anfang des Jahres 1777 — läßt Herzog Karl diesen Mann, ohne daß ein greifbares Verbrechen vorlag oder auch nur ein bestimmter Grund angegeben wurde, durch die perfideste Heuchelei auf württembergisches Gebiet locken, dort zu Boden werfen und auf dem Hohenasperg ohne Gericht unter Schloß und Riegel setzen. Gleichviel welche äußeren Gründe von Seiten Schubarts und anderer für diese unerhörte Maßregelung angeführt wurden: die inneren Gründe sind auf den ersten Blick deutlich. Schubart und der Herzog waren von Natur aus Feinde und Gegner. Der eine der sicherste Hort des Absolutismus und Despotismus, der andere der erbittertste Feind desselben. Jeder von beiden — und keiner war ein reines Werkzeug — hielt sich zum Zuchtmeister des andern bestimmt. Wenn Schubart wirklich über die Geliebte des Herzogs spottete, was Wunder daß sich der Herzog diesen Spott von einem Manne nicht gefallen ließ, dessen häusliche Verhältnisse noch übler bestellt waren als die seinigen! Durch einen nichtswürdigen Kniff war der Herzog nun Meister des Spieles geworden, und nun sollte Schubart — nicht etwa bestraft, sondern von seinen Irrwegen zurückgebracht, bekehrt und gebessert werden. Auch auf ihm lastete nun die väterliche Hand und die Zuchtrute des Schwabenherzogs! Sein Hüter, der Kommandant des Asperges, war der General Rieger, welcher seit seiner Freilassung etliche Jahre im Ausland zugebracht hatte und nach seiner Rückkehr wiederum zu Gnaden aufgenommen wurde. Der Mann, welcher einst durch dasselbe Schicksal, das jetzt den armen Schubart getroffen hatte, mürbe geworden war, verstand die Geißel zu schwingen, die er selbst gekostet hatte. Dem bußfertigen und demütigen Gefangenen begegnete er mit Wohlwollen und selbst mit Liebe; aber für den Trotz des unbußfertigen hatte er wahre Höllenstrafen in Bereitschaft.

Und dieser Mann, welchen das Geschick zu so auserlesenem Jammer verurteilt hatte, war eine Frohnatur und von einer Elasticität des Geistes, welche selbst zehnjähriges Gefängnis nicht völlig brechen konnte. Als

Dichter ging auch er von der Nachahmung Klopstocks aus: wie der junge Schiller liebte er es, den Tod des Sünders kraß auszumalen; liebte er Bilder vom jüngsten Tage, von der Auferstehung und dem Weltgericht, von der Wage mit welcher Gott die Verdienste der Gerechten abwägt, von Ewigkeit, Himmel und Hölle. Aber so wie er trotz der Nachahmung Klopstocks in seinen Gedichten die sinnliche Fülle des Reimes nicht vermissen läßt, so sind auch seine Bilder zwar oft schwülstig und gekünstelt, aber kräftiger und anschaulicher als die Klopstocks. Der hohe Flug Klopstocks ist nicht seine Sache: Schubart ist mehr überschwenglich als schwungvoll. Für Schillers Lyrik ist er nach zwei Seiten von Bedeutung geworden: erstens durch seine Lieder im derben Volkston mit dialektischem Gepräge, in welchen er Klopstock diametral gegenübersteht; und zweitens durch seine patriotische und politische Dichtung, welche in der „Fürstengruft" gipfelt. Namentlich diese letztere Richtung mit ihrem revolutionären Charakter zündete sofort bei Schiller. Nicht bloß die spätere Anthologie Schillers, auch die Nachrichten der Zeitgenossen bezeugen dies. Schubarts Fürstengruft, welche ihm schon 1779 handschriftlich bekannt werden konnte, oder ein anderes Gedicht dieser zuerst in Klopstocks Ode „Rotschilds Gräber" eingeschlagenen und von Schubart viel gepflegten Richtung (z. B. sein Gedicht „auf die Leiche eines Regenten") soll Schiller zu einem Seitenstück „Die Gruft der Könige" begeistert haben, welches mit den Worten begann: „Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte" und die Verse enthielt: „Schwerer murrt der Donner überm Tanze, Überstimmt das wilde Saitenspiel!" Dieser regellosen Ode, welcher unser Zeuge eine grauenhafte Schönheit nachrühmt, stand als Gegenstück ein „Triumphgesang der Hölle" zur Seite, dessen Motiv Schiller einem seiner Lieblingsbücher, der „Gallerie der Teufel" von Cranz zu verdanken scheint. In diesem Ausläufer der reichen Teufelslitteratur früherer Jahrhunderte wird ein Teufelskongreß auf dem Brocken geschildert, in welchem Satan über die Abnahme seines Reiches klagt und die Teufel über alles Bericht erstatten, was sie in letzter Zeit für das Interesse desselben gewirkt haben. Mit diesem uralten Motiv zuerst der geistlichen und dann der volkstümlichen Litteratur verbindet Cranz die Satire auf politische Vorgänge des Tages: der Geist der Kabale und der Intrigue, das ganze Hofleben wird als eine solche Machination des Teufels zu Gunsten des höllischen Reiches hingestellt und in

der Geschichte einer Favoritin, welche den ominösen Namen von Tiefenthal führt und den Fürsten als geschickte Komödiantin zur Ehe herumkriegen will, wird man eine Anspielung auf das Verhältnis des Herzogs zur Gräfin von Hohenheim trotz allen absichtlichen Entstellungen erkennen dürfen. Auf ähnliche Weise zählte in Schillers Ode Satan alle seine Erfindungen auf, welche er vom Anbeginn der Welt bis auf die Gegenwart zum Verderben des Menschengeschlechts ersonnen habe, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein; indem sie, dem Selbstlob ihres Herrn beistimmend, die stereotype Antwort brüllten: „Pfuy, heilige Dreifaltigkeit!“, welche an Schubarts verhängnisvolle Parodie der Litanei erinnert. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Schiller etliche Stücke aus der Teufelslitteratur des 16. Jahrhunderts oder das Jesuiterhütlein von Fischart gekannt hat; aber auch an Miltons und Klopstocks Teufelsgestalten, sowie an die Teufelsscenen welche Lessing kurz vorher in seinen verlorenen Faust eingefügt hatte, darf erinnert werden. Die Absicht Schillers wird freilich auch aus diesen Parallelen nicht über jeden Zweifel klar: aber mit Wahrscheinlichkeit darf man vermuten, daß die Tyrannen als die letzte und boshafteste Erfindung des Satans hingestellt wurden.

Die entscheidende Anregung nach der Richtung, nach welcher Maler Müllers und Schubarts Dichtungen weisen, ging von Herders Nachbildungen der altenglischen Balladen aus. Ausdrücklich wird uns bezeugt, daß Schiller nicht bloß mächtig von diesem natürlicheren Ton ergriffen wurde, sondern daß er auch selbst mit Hoven und Petersen in solchen Balladen wetteiferte. Diese volkstümlichen Weisen sind ihm zuerst aus der Balladensammlung von Ursinus (1777), aus welcher er noch später ein Lied für die Eboli im Don Carlos entnommen hat, und dann zahlreicher aus Herders Volksliedern (1778) bekannt geworden. Wie begierig die Gedanken Herders gerade in Schwaben aufgegriffen wurden, davon giebt uns wiederum das Haugische Magazin den Beleg. In einem Aufsatz „Über allgemeine oder Volkspoesie“ (1780) wird die Forderung aufgestellt, daß alle Poesie Volkspoesie sei: so sei es bei den Griechen, den Römern, den Hebräern und nicht anders bei den alten Deutschen in den Zeiten der Minnesänger und des Hans Sachs gewesen. Der Klopstockischen Periode in Deutschland wird hier geradezu der Vorwurf gemacht, daß sie in dieser Hinsicht alles verdorben habe: erst Claudius, Stolberg und

besonders Bürger lenkten wieder in eine bessere Bahn. Freilich ist der Begriff der Volksdichtung bei dem Verfasser des Aufsatzes keineswegs rein entwickelt: für ihn ist das Volk gleichbedeutend mit dem Publikum, Volkspoesie ist was für die meisten aus allen Klassen paßt, und daher gelten auch Gellerts Lieder als Volkslieder, weil sie dem allgemeinen Geschmack zusagen. Ausdrücklich wird es als Pflicht des rechten Dichters bezeichnet, durch eine solche edlere Volksdichtung die Gassenhauer zu verdrängen, die oft das Affektvolle bewundernswert ausdrücken, aber meistens doch eben schmutziges Zeug, elendes Reimgeklingel sind . . . Schiller hätte diesen Grundsätzen schwerlich zugestimmt, und doch gestatten sie eine Anwendung auf seine eigene Dichtung. Wie wenig, wenn auch immer noch viel mehr als man im allgemeinen glaubt, klingt doch in sämtlichen Gedichten Schillers an das eigentliche Volkslied unmittelbar an, und doch sind in dem bei Haug aufgestellten Sinne alle seine Dichtungen Volkspoesie geworden. Nicht auf die wenigen Edlen Klopstocks, sondern auf die breiten Massen des Volkes ist ihre Wirkung berechnet.

Ausdrückliche Zeugnisse, wie sehr Schiller von der blinden Anbetung und sklavischen Nachahmung Klopstocks durch alle diese Umstände zurückgebracht wurde, sind uns aus der letzten Zeit seines Aufenthaltes in der Akademie und aus der ersten Zeit seines Stuttgarter genialen Treibens erhalten. Wir ersehen aus ihnen, daß er zuletzt auch dem Lyriker Klopstock zu Leibe ging und an den Oden Klopstocks empfindliche Kritik übte. In Schillers Handexemplar der Oden fand Petersen in der Ode „So schweigt der Jüngling bang" nach den Worten „Ich liebe dich, mein Vaterland" alle übrigen Strophen durchstrichen, weil sie Schiller den großen Eindruck als bloße Wiederholung nur abzuschwächen schienen. Und eine andere Ode: „Die Genesung", durchstrich er ganz, weil der Inhalt trotz den pompösen Worten doch nur sei: „Wär' ich nicht genesen, so wär' ich gestorben und hätte meine Messiade nicht vollenden können". Durch eine solche Kritik war Klopstock an seiner schwächsten Seite gefaßt; man denkt dabei unwillkürlich an die vernichtende Glosse Lessings zu der Ode an Gott: „Was für eine Vermessenheit, Gott so freventlich um ein Weib zu bitten." Die mächtig hervortretende Subjektivität, in welcher der Verfasser des Gedichtes „Der Abend" einst Klopstock Nachfolge geleistet hatte, die anspruchsvolle Feierlichkeit und das Herausstellen der Persönlichkeit des Dichters haben hier bereits ihren Richter gefunden. Die rasche Hingabe

und der leicht entzündliche Enthusiasmus sind nur die eine Seite der Schwaben: die andere besteht in der bedächtigen Klugheit und in der nachbohrenden Kritik, mittelst welcher sie sich über groß angekündigte Ideale und Excentricitäten um so rücksichtsloser erheben, je bereitwilliger sie nach ihrer ursprünglichen Anlage gerade in diese Falle gehen. Auch Conz fand später bei dem Regimentsmedikus Schiller in dem Karlsruher Nachdruck der Oden (1776) eine nicht unbeträchtliche Zahl mit großen, über das Kreuz gezogenen derben Tintenzügen rein durchstrichen, und auf die verwunderte Frage dieses echten Klopstockjüngers gab Schiller die einfache Antwort: „Diese gefallen mir nicht". Auch Conz bezeugt, daß Schillers Tadel hauptsächlich das subjektive reflektierende Element traf, und daß die vielbewunderten Meisterstücke, wie die Oden an den Zürchersee, an Ebert, an die Freunde, an Cidli und an Fanny von demselben unberührt blieben. Streicher endlich fand Schiller noch unter den Vorbereitungen zur Flucht im Wettstreit mit Klopstock dichtend, mit dessen Überwindung zugleich auch die erste Periode in Schillers Lyrik und sein vorläufiges Interesse an dieser Dichtungsgattung überhaupt schließt. Ist es Zufall, daß Schillers akademische Rede von 1779 in ein Klopstockisches Gestammel ausklingt, während ihn die Rede von 1780 gar nicht mehr erwähnt?

Unter solchen Eindrücken und völlig veränderten Einflüssen kehrte Schiller in seinen letzten akademischen Jahren nach der großen zweijährigen Pause wieder zur Dichtung zurück. Von der unbedingten Nachahmung Klopstocks, welcher ihm in allen drei Dichtungsgattungen als Muster vor Augen stand, war er ausgegangen. In einem schweren Ringkampf hat er sich endlich nach und nach von ihm losgerungen. Denn unter den Namen Klopstock und Wieland sind nicht bloß einzelne dichterische Vorbilder verstanden: sondern zwei entgegengesetzte Zeitströmungen, welche damals um die Herrschaft stritten; zwei Kräfte der menschlichen Natur ferner, die Reflexion und die Sinnlichkeit, welche, in dem schwäbischen Stammescharakter gleichmäßig stark entwickelt, mit einander in hartem Kampfe lagen. Schiller, indem er Klopstock überwand, überwand zugleich auch seinen einseitigen Hang zum Ideellen, welcher in den Jahren der erwachenden Sinnlichkeit nicht mehr ohne Gegengewicht

in ihm bestehen konnte. Nur nach und nach ist ihm diese Überwindung gelungen: zuerst ist ihm Klopstock nicht mehr in allen Dichtungsgattungen Muster; dann kommt er von den verstiegenen seraphischen Freundschaftsgefühlen zurück und giebt bald darauf auch sinnlicheren Empfindungen in der Dichtkunst Ausdruck; zuletzt verschafft sich neben dem idealistischen Kunststil Klopstocks auch der realistischere der Volksdichtung in seiner Lyrik Eingang. Auf diesem Punkte werden wir Schiller bald nach seinem Austritt aus der Akademie in der Anthologie finden: in welcher beide Seiten der schwäbischen Dichtung, die überschwengliche Reflexionspoesie und die sinnlich naive Volksdichtung vertreten sind. Derselbe Gegensatz, wie sich bald zeigen wird, beherrscht auch Schillers Weltanschauung, die sich gegensätzlich in seinen philosophischen und medizinischen Schriften ausspricht. Und wie Schiller dort Leib und Seele nicht trennt, sondern nach dem Zusammenhang der beiden Naturen forscht und die Rechte der Sinnlichkeit im Menschen anerkennt: so drängt er auch als Dichter den Einfluß Klopstocks um so bewußter und gewaltsamer zurück, je mehr seine natürliche Anlage sich gerade auf diese Seite neigte und je einseitiger er ihm früher gefolgt war. Um Verwerfung oder Verdammung Klopstocks handelt es sich dabei natürlich nicht, und oft genug ist ja Schiller unbewußt von Rückfällen heimgesucht worden: seine Amalia in den Räubern lebt nur von Klopstockischen Phrasen. Auch abgethan war Klopstock für ihn damals noch lange nicht; vielmehr bezeichnen die Namen Klopstock und Wieland Gegensätze, zwischen denen Schiller so lange hin und her schwankte, als ihm der Gegensatz zwischen Geist und Sinnlichkeit zu schaffen machte. Erst als er in seiner Philosophie hier das erlösende Wort gefunden hatte, erhob er sich auch, wie seine Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zeigt, über Klopstock und Wieland hinaus auf einen höheren Standpunkt.

Die erste Arbeit, welche Schiller nach der langen Pause in Angriff nahm, waren seine Räuber. Und wiederum stand jetzt Schiller inmitten eines Kreises, in welchem es ziemlich laut und aufgeknöpft herging und an welchem er die Wirkung seiner Dichtung erprobte. Ein Tübinger Stiftler hat unübertrefflich geschildert, wie in so abgeschlossenen Kreisen, welchen es niemals an originellen Individualitäten fehlt, die entweder selbst witzig oder Ursache sind, daß andere witzig werden, sich ein eigentümlicher Lokalhumor, ein komischer Sagenkreis, ein Lexikon

von Spitznamen, eine Reibung erfinderischer Neckereien herausbildet. „Die Friktion mit dem bitter empfundenen Zwange wirkt hier als mächtiger Hebel mit, die Lust umgeht in heiteren Maskeraden das Gesetz und parodiert den bitteren Ernst grämlicher Vorgesetzter durch joviale Satire.“ Auch Schiller wurde seit der Zeit seines erwachenden Selbstgefühls als ein solcher Witzbold gefürchtet; er ist noch mehr in der späteren Zeit seines Ruhmes der Held eines komischen Sagenkreises geworden, und es läßt sich in mehr als einem Fall nachweisen, wie Witzworte und Neckereien von verschiedenen Zöglingen aus früherer und späterer Zeit auf ihn als den ersten und berühmtesten der Karlsschüler übertragen wurden. Neben und vor Schiller hat sich sein jüngerer Freund und Genosse, der junge Haug, als Meister in Neckereien einen Namen gemacht: seine Erzählung eines Traumes vom jüngsten Gericht, bei welchem Ries mit seiner Stentorstimme als Posaune zur Auferweckung der Toten benützt wird, fand als Satire auf den vielverspotteten Oberinspektor und als Parodie auf Klopstocks jüngstes Gericht allgemeinen Beifall. Schon damals machte ihn sein harmloser Spott auf Fehler, Gebrechen und unschuldige Eigenheiten anderer zum beliebten Gesellschafter aller und selbst derjenigen, welche er mit seinen gutmütigen und niemals übelgenommenen Späßen traf, die ja meistens in bloßen Wortwitzen bestanden. Er versuchte sich auch damals bereits als Dichter: namentlich auf dem Gebiete des Epigrammes, in welchem er später bei seinen schwäbischen Landsleuten ein gewisses Ansehen erlangt hat. Wiederum sehen wir, wie Schillers Begeisterung jüngere Leute mit sich fortreißt und an seine Fahne fesselt. Außer Haug gehörte Schubart, auch dieser der Sohn eines schwäbischen Dichters, welcher seit der Gefangennehmung seines Vaters (1777) in der Akademie das Gnadenbrot des Herzogs aß, diesem neuen Bunde an. Auch die älteren Freunde fanden sich wieder zusammen: Petersen hielt die kurze Zeit mit, welche er noch in der Akademie zubrachte, und Hoven suchte im letzten Jahre (1780) seinen Roman wieder hervor, der freilich auch dieses Mal nicht fertig werden sollte. Mancher uns heute verschollene jüngere Zögling mag sich noch hinzugehalten haben. Ja, wie die Visitationen zeigen, wurde das Dichten an der Akademie bald zu einem allgemeinen Übel: bei dem Kavalierssohn M(assenbach?) fand man im März 1778 ein deutsches Lustspiel, welches er in Gemeinschaft mit dem Eleven B(oigeol?) verfertigt hatte,

und eine französische Oper; auch bei G(egel) d. Ä. wurden „unnützliche Vers“ entdeckt. Die Gruppe, die sich um Schiller versammelte, scheint vollständig organisiert gewesen zu sein: es wird von einem „engeren Ausschuß“ erzählt, in dem Schiller seine Gedichte herumgehen und kritisieren ließ. Viele Stücke, welche später in der Anthologie erschienen, haben noch der Akademie ihre Entstehung zu danken; denn ihre Produkte in den Druck zu bringen, scheint den Zöglingen selten gelungen zu sein und war noch dadurch erschwert, daß die Hausgesetze der Akademie strengste Vorsicht und völlige Anonymität zur Pflicht machten. Ein Tübinger Verleger, welchem die unerfahrenen Dichterlinge ihre schon ziemlich angewachsene Sammlung zum Verkauf anboten, war seit Jahren gestorben. Am nächsten lag es, sich in der Pfalz umzusehen, welche in genauer litterarischer Verbindung mit Schwaben und den Württembergern als Muster vor Augen stand: wie der Pfälzer Müller in Schubarts Chronik sich gern als Gast einstellte und der Schwabe Stäudlin umgekehrt in Schwans „Schreibtafel“ Aufnahme gefunden hatte, so schickten auch die Zöglinge ihre Erstlingsarbeiten nach Mannheim an den Redakteur derselben ein. Von Schiller enthält die Zeitschrift nach Schwans ausdrücklichem Zeugnis indessen keinen Beitrag, und trotz Hovens entgegengesetzter Behauptung bezweifle ich, daß irgend welche Arbeiten aus der Akademie in die „Schreibtafel“ oder in andere Musenalmanache der Zeit übergegangen sind. Aber seitdem Schiller dem Einfluß Klopstocks entwachsen war, gab es für seine Dichtung noch eine andere Form der Mitteilung und Verbreitung als den Druck: nämlich durch den Gesang. Zum ersten Male, wie später so oft, arbeitet hier seine Dichtung im Bunde mit einer Schwesterkunst, indem er jedes frischvollendete Gedicht im ersten freien Augenblicke seinem Freunde Zumsteeg zur Komposition überbringt: dem Sohne eines herzoglichen Kammerlakaien, welcher, in der Akademie anfangs zum Bildhauer bestimmt, bald seine eigentliche Begabung und seinen Beruf zur Musik entdeckte und schon während der akademischen Zeit sich durch Kompositionen von kleinen Singspielen und Cantaten bei den Hoffesten bemerkbar machte. Er hat auch die Gesänge zu Schillers Räubern komponiert und ist längere Zeit durch seine Kunst mit Schiller in Verbindung geblieben.

Alle dichterischen Versuche Schillers, welche uns bis zu diesem Zeitpunkt entweder aus dem noch erhaltenen Wortlaute oder aus den Zeug-

nissen seiner Freunde bekannt geworden sind, waren Übungen nach fremden Mustern, die ihm unmittelbar vor Augen standen. Auch jenes erste Konfirmationsgedicht war kein Ausfluß individueller Empfindung sondern der allgemeinen christlichen Gläubigkeit. In den Gedichten an Scharffenstein dichtet Schiller aus Empfindungen heraus, welche Klopstock in ihm erregt hatte und welche er erst in sein Fleisch und Blut verwandeln mußte. Sonst kommt die Anregung von außen und nicht von innen. Wir sind begierig zu erfahren, welchen Charakter die Dichtung Schillers zeigen wird, wenn er aus dem eigenen Herzen zu schöpfen beginnt und sie zum Ausdruck seines Innern, des Selbsterlebten gebraucht. Hierauf antwortet „Eine Leichenfantasie", welche Schiller auf den am 13. Juni 1780 erfolgten Tod eines Jugendfreundes dichtete.

An der Akademie studierte seit neun Jahren neben dem älteren Hoven auch sein um zwei Jahre jüngerer Bruder. Von Haus aus ein aufgeweckter, lebhafter und vorwitziger Bursche, ging er plötzlich in sich; wurde auffallend still und ruhig; und widmete sich nun ebenso fleißig seiner Berufswissenschaft, dem Recht, als sein älterer Bruder und Schiller sich der Libertinage der Dichtung ergaben. Er scheint deshalb unseren Genossen ziemlich fern gestanden zu sein, und erst in den letzten zwei Jahren wollten diese an dem mit akademischen Ehren überhäuften Jüngling feinere Empfindungen und Spuren von Geist bemerkt haben. Dieser hoffnungsvolle Jüngling wird mit 18 Jahren, als ihm eben die höchste akademische Auszeichnung, der Orden, in Aussicht steht, durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft. Umsonst hatte der Herzog alle seine Leibärzte an das Krankenbett seines Lieblings gesendet, an welchem auch Schiller als Arzt und teilnehmender Freund mit dem Bruder und der Mutter des Sterbenden weilte. Der Tod ließ sich sein Opfer nicht vorenthalten, und Schiller erfuhr zum ersten Mal, was es heißt: eine liebgewohnte Person, einen Freund verlieren.

Ein Todesfall — das kann für einen wenig bedeuten, für den andern ein erschütterndes Ereignis werden. Für Dichter bedeutet es in der Regel viel: ich verweise auf Günther, Tieck, Eichendorff, Geibel, für welche der Tod eines Jugendfreundes oder eines Schulgenossen ein tiefer Jugendeindruck geworden ist, welcher ihnen zum Teil erst die Zunge gelöst hat. Für eine Natur wie Schiller verbanden sich damit die größten und unergründlichsten Rätsel des Lebens: die Frage nach

dem Warum und Wozu? die Frage nach der Berechtigung, welche das größte der Übel in dieser besten der Welten hat? „Ein Mißton auf der großen Laute! Weltregierer, ich begreif' es nie!“ Und wer so wenig von der Breite der Welt übersieht und aus der geringen Anzahl von Fällen, welche ihm in der Abschließung mit ein paar Hundert seinesgleichen vor Augen treten, das Gesetz zu suchen gedrängt wird: dem wird der Mißklang in dem einzelnen Fall um so empfindlicher in der Seele nachklingen. Zudem traf der Tod des jungen Hoven mit anderen Ereignissen zusammen, welche die Seele Schillers bis auf den Grund erschütterten. Zwei Tage früher hatte sich ein anderer Kollege wegen eines Schlaftrunkes an ihn gewendet, und Schiller hatte aus den unheimlichen Blicken des Jünglings bald die Absicht eines Selbstmordes bemerkt. Auch hier der Mißton auf der großen Laute! Und derselbe Jüngling, welchem Schiller Verschwiegenheit gelobt und gehalten hat, fühlt sein Herz innerhalb der Mauern der Akademie wie eingeschnürt und wühlt mit seiner krankhaften Sehnsucht nach Befreiung in Schillers Brust alle Wünsche auf, welche nach derselben Richtung zielten. In dieser Wertherstimmung, aus welcher heraus er an seinem Karl Moor dichtete, traf ihn nun noch der erschütternde Tod des jüngeren Hoven. In einem Ton, welcher in manchen Scenen der Räuber unverkennbar nachklingt, wendet er sich ein paar Tage später mit einem Trostbrief an den Vater des Verstorbenen und zugleich auch mit einem Selbstbekenntnis an seine Schwester Fine. Dort redet er in dem Pathos der Räuber immer nur von dem „einzigen“ und von dem „großen Sohn“, unter welchem er seinen am Leben gebliebenen Freund versteht. Wie Amalia den alten Moor, so tröstet Schiller den alten Hoven, nicht indem er die Größe des Verlustes abzuschwächen sucht, sondern durch die bewundernden Worte: „Sie verloren einen werten, liebenswürdigen Sohn“ (Amalia: „Ihr habt einen herrlichen Sohn verloren!“). Er redet in biblischen Wendungen von Gewinnen und von Verlieren, wie Amalia in der Galeriescene der Räuber. Er verweist auf die geheimen Bücher des Schicksals und auf die Freudenthränen im Jenseits, wie sein Karl Moor. Und in demselben Tone spricht er auch von sich selbst: einundzwanzig Jahr alt und traurige Erfahrungen, welche machen, daß die Welt keinen Reiz mehr für ihn hat — wie für Amalia in jener Scene der Räuber; der einzige Sohn, und sein Vater fängt an graue Haare zu haben — wie Franz Moor von

seinem Vater ... Der Todesfall des jungen Hoven hat ihn aufs tiefste erschüttert und er wäre gern für ihn gestorben; denn das Leben ist ihm, offenbar durch die Erfahrungen der letzten Tage, eine Last geworden, und nur mit Mühe hat er sich aus Betrachtungen des Todes und des menschlichen Elends herausgearbeitet. Selbst in dem Trostbrief an den Vater seines Freundes, den ein ganz anderer Kummer erfüllte, kommt er immer wieder auf sich selbst und seinen inneren Schmerz zu reden. Seiner Schwester aber stellt er behutsam die Möglichkeit vor, daß er an Hovens Stelle gestorben wäre — ja es könnte ja noch sein! Zwar ihm käme es erwünscht, denn ihn erfreut nichts mehr auf der Welt — aber was seine Eltern, seine Schwestern leiden würden! Wie einer, welcher eine schlimme Absicht hat, fügt er hinzu: „Wenn es geschehen sollte, sei klug und tröste dich und meine Eltern"; und indem er ein Buch von Gauß über die „Gründe und Mittel wider die Furcht vor dem Tode" beilegt, schließt er mit den hoffnungslosen Worten, daß selbst die Antwort des alten Hoven, welcher ihn auf seine Bitte an Stelle seines zweiten Sohnes annehmen wollte, nicht der Besitz vieler Freunde in der Akademie, des besten Vaters und der teuersten Schwester ihm dauernde Heiterkeit in die Seele zurückrufen könnten: „Du weißt nicht, wie ich so sehr im Innern verändert, zerstört bin. Auch sollst Du's gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt". Und gleich pessimistisch mit Berufung auf eine traurige Erfahrung an den Vater Hoven: „Ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag des Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenigen Jahren ein so freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner inneren Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, um so mehr wünsche ich als Kind gestorben zu sein." Man darf nicht vergessen, daß das Spielen mit dem Gedanken des Selbstmordes im Zeitalter des Werther Mode war, und daß sich auch ein Gesünderer wie Goethe damals mit ihm getragen hat.

Aus einer solchen Leichenstimmung ist auch das Gedicht hervorgegangen, welches Schiller auf den Tod des jüngeren Hoven dichtete. Vergleicht man dasselbe mit der traurig-nüchternen Wahrheit des Falles, so erscheint es arg übertrieben: der alte Vater tritt als gramgeschmolzenes Gerippe

vor die Bahre; der verstorbene Sohn, welcher sich durch Stille und Bescheidenheit die Herzen der Lehrer gewann, als ein mutiges Reh, ein himmelansteigender Adler, ein schäumendes und bäumendes Roß; dem Schmerz des älteren Bruders, seines Freundes, giebt Schiller keinen Ausdruck. Aber nicht, was der Fall an sich war, sondern was er für die Hinterbliebenen des Verstorbenen, was er für den Dichter bedeutete, das wird laut und hinreißend ausgesprochen. Mag man Schiller immer ein Wühlen in den düsteren Farben und Tönen, welche Klopstock, Young, Ossian, und nicht zum wenigsten Goethes Werther an die Hand gaben, nicht ohne Grund vorwerfen und die Effekte zu kraß und zu grell finden: ein unverächtliches Kraftstück bleibt dieses Gedicht dennoch, und außer dem Verfasser der Räuber wären höchstens Bürger oder Schubart im stande gewesen ein gleiches zu dichten.

Ohne Anschluß an fremde Muster dichtet Schiller übrigens auch diesmal nicht. Die Begräbnisgedichte bildeten einen großen Teil der Kasualgedichte, welche sich in Württemberg länger als in Norddeutschland erhielten. Schubart, welcher in ihnen durch Beruf und Neigung besonders wohl geübt war, wandte sich beispielsweise nach dem Tode Abbts mit seinen Klagen in ganz ähnlicher Weise an den Vater des früh Dahingeschiedenen, wie Schiller in der „Leichenfantasie" dem Vater seines Freundes mit seinem Jammer die Ohren erfüllt. Ein Fortissimo des Schmerzes, ähnlich dem Geheule der Leidtragenden bei der Leiche selbst, war für solche Dichtungen ebenso Erfordernis, wie die hyperbolische Verherrlichung des Toten: Schubart redet von Abbt, wie Schiller in den Räubern von dem totgeglaubten Karl, immer nur als von dem „großen Sohn!" Aber Schubart, welcher in seiner Ode alle Werke des frühverstorbenen Abbt zur Sprache bringt, giebt ein weit anschaulicheres Bild von ihm, als Schiller von dem jugendlichen Hoven. Und fast erstaunlich ist der folgende Unterschied: während Schubart in den Dichtungen dieser Gattung mit biblischen Bildern und Anklängen nicht spart, vermissen wir gerade hier, wo die Gelegenheit dasselbe herausforderte, zum ersten Male das biblische Pathos Schillers. Er vermischt vielmehr wie Klopstock in seinen späteren Dichtungen griechische, germanische und hebräische Mythologie: Edens Thor neben Elysiums Düften und Walhallas Ruh. Neben diesen Kasualgedichten ist für Schiller auch die stillere und maßvollere Form der Dorfkirchhofselegie Muster

gewesen, welche nach dem Vorgange des Engländers Gray besonders von Hölty gepflegt wurde. Während der naturschildernde Eingang seines Gedichtes an dieses Vorbild gemahnt, hat Schiller in dem mittleren Teile desselben, welcher den mutig ins Leben hinausstrebenden Knaben charakterisiert, ein Seitenstück zu Höltys berühmter „Elegie auf den Tod eines Landmädchens" geliefert, an welche auch das Silbenmaß seiner Phantasie erinnert.

Aber nun beachte man auch, was Schiller, der sich hier als Meister in der Kunst der Komposition erweist, aus solchen Anregungen zu machen wußte. Das ganze Gedicht wird in Handlung und Bewegung umgesetzt: ein Leichenzug nach dem Grabe, wie er auch bei Schubart sich findet. Die scenische Angabe in der ersten Strophe nur in kurzen Sätzen vorausgelispelt, lauter matte Farben und dumpfe Töne; in der zweiten Strophe, wiederum in schluchzend abgebrochenen Satzgliedern anhebend, der gramgebeugte Vater; endlich in der dritten Strophe der volle und laute Ausbruch des Schmerzes. Indem der Dichter den Vater apostrophiert, enthüllt er alle Blößen seines Jammers, wühlt er in seinem Schmerz. Alle Erinnerungen an den Verstorbenen werden wach: in lebhaften Daktylen tritt hellfarbig und heiter das Bild des lebenden Jünglings hervor; alle Erwartungen und alle Hoffnungen, welche er im Leben erweckt hat, werden wiederum wach — da unterbricht den Dichter das Knarren der Kirchhofsthüre, bei welcher der Zug angelangt ist. Wieder versinnbildlicht der schwerere Tritt des Trochäus die letzten Schritte zum Grabe. Und alles, was sich in der Brust der Überlebenden streitet, während der Sarg in die Tiefe versenkt wird: der trostvolle Ausblick auf das Wiedersehen im Jenseits und die qualvolle Erinnerung an vergangene Liebe und eifersüchtiges Grollen; alles das wechselt in der folgenden Strophe mit den Momenten der äußeren Handlung ab, welche mit wenig Strichen stark und anschaulich gezeichnet wird: das Versinken des Sarges, das Emporschnurren des Totenseiles und endlich — durch den bloßen Eindruck, den Schmerzensschrei „Haltet! Haltet!" angedeutet — das Zuscharren der Leiche. Nun kehrt die düstere Eingangsstrophe mit ihrem dumpfen Mollton wieder: nur einmal von einem hellen Aufschrei unterbrochen, den das immer dumpfere Schollern der zum Hügel anwachsenden Erde beantwortet. Kein tröstlicher Ausblick mehr über das Grab hinaus: „Nimmer

giebt das Grab zurück" . . . Mit allen ihren Fehlern ist diese starke und grelle Dichtung ein Meisterstück der Stimmungspoesie.

Auch bei froherer und freudigerer Gelegenheit hat sich Schiller in der Akademie als Gelegenheitsdichter zu bewähren gehabt: aber niemals aus eigenem Antriebe und selten mit ungemischten Empfindungen. Anlaß zu erhöhter Stimmung und zugleich eine erwünschte Abwechslung in den allzu gleichmäßig eingerichteten Tagen boten die Festtage der Akademie. Als solche galten außer dem Stiftungstage (14. Dezember), der mit den Prüfungen in zu naher Beziehung stand, um ein sicheres Gefühl der Freude aufkommen zu lassen, vor allem die Geburts- und Namenstage des Herzogs (11. Februar und 4. November) und der Gräfin Franziska von Hohenheim (10. Januar und 4. Oktober). Ein bestimmter Tagesbefehl wurde hier jedes Mal ausgegeben. An den Festtagen des Landesherrn und ihres Schutzherrn marschierte die Akademie früh um ³/₄10 Uhr, zwar in Alltagsuniform, aber gut frisiert und gepudert, in Strümpfen und Paradeschuhen mit Schnallen, mit neuen Hals- und Zopfbändern in die Kirche, wo nach dem feierlichen Te deum ein Gottesdienst abgehalten wurde. Dann wurde sogleich gespeist und nachmittags begann ein mehrstündiges Konzert, an welches sich ein Ball anschloß. Ähnlich wurden die Feststage der Gräfin gefeiert: die kirchliche Feier entfiel, aber der Unterricht schloß früher als sonst, worauf die Gräfin, wie es scheint, durch eine Deputation von Studierenden beglückwünscht wurde; abends war Ball oder Theater.

Schiller hat in einer Zeit, in welcher er nicht ohne Grund alles Elend seiner damaligen Existenz mit dem Namen des Herzogs und seines Institutes in Verbindung brachte, recht beißend über diese Feierlichkeiten geredet, bei welchen die frohe festliche Stimmung durch militärisches Reglement und höfische Etikette erzwungen und entstellt wurde. Als er in Bauerbach zum Geburtstag seiner Beschützerin, der Frau von Wolzogen, ein ländliches Fest arrangieren sollte, da schreibt er an ihren Sohn, seinen ehemaligen Kollegen an der Akademie: „Sie liebt dergleichen laute Äußerungen der Freude und des Attachements weniger als den stillen einfachen Ausdruck, und ich liebe sie darum. Man denkt sich dabei so gern gewisse Festivitäten, die Sie so gut kennen als ich, und welche alle ihnen ähnliche für die Zukunft durch eine garstige Association angesteckt haben." Es wäre mit Schillers Jugend schlimmer bestellt gewesen, als wir Grund

haben anzunehmen, wenn er immer so gedacht hätte. Die festliche Stimmung der Freude ist an sich ein Gut: daß an einem Tage so viele Herzen in unserer Nähe höher schlagen, macht auch uns sonniger und heiterer. Daß sich Schiller in Ernst und Scherz nicht ohne Geschick an solchen Veranstaltungen beteiligte, das beweist eine gut verbürgte Anekdote. Auf einer der Redouten soll er im Teufelskostüm mit einem maßlosen Schweif die Aufmerksamkeit des Herzogs erregt haben, welcher den Unbekannten gern ohne Aufsehen aus dem Saale entfernt hätte. Der Intendant Seeger hetzte deshalb einen Harlekin auf ihn, welcher den Teufel mit seiner Pritsche in die Flucht trieb und ihm noch in der Thüre den langen Schweif abkneipte. Bald darauf trat Schiller in der Maske eines Domino und mit so unverfänglicher Haltung wiederum ein, daß niemand den verjagten Teufel in ihm gesucht hätte.

Und ein Tag der gehobensten Stimmung war jedes Mal einer der Ehrentage Franziskas. An diesen Tagen sprach der Herzog selbst in Versen zu ihr, und wenn er auch despotisch mit dem Silbenmaße schaltete, so gelang ihm doch ein treuherziger Schluß: „Mit einem Wort, mein lieber Schatz, In meinem Herzen hast Du allen Platz.“ Auch der brummige Rieger (sein unfreiwilliger Hauspoet Schubart hatte dann einen guten Tag) wünscht ihr einmal in Versen Glück. Die Zöglinge der Akademie durften nicht zurückbleiben: hier war die Dichtung Pflicht, welche sonst als Kontrebande betrachtet und mit Konfiskation geahndet wurde. In der That hat auch Schiller einmal im Namen seiner Kollegen und seiner Kolleginnen, der École des demoiselles, den „Empfindungen der Dankbarkeit“ zum Namensfeste der Gräfin dichterischen Ausdruck gegeben. Schiller accomodiert sich ganz dem üblichen Ton, in welchem auch die anderen noch erhaltenen Glückwünsche der Akademisten abgefaßt sind; selbst das Versmaß ist das gleiche, die simpelste vierzeilige Strophe, in welcher ein Kind seinen Wunsch hersagen kann. Aber es wäre schlimm um sein Talent bestellt, wenn er sich hier nicht von seinen Mitschülern unterschiede. So linkisch und ungeschickt wie der Gratulant des Jahres 1783 konnte Schiller nicht anfangen und schließen: „Beehren Sie, Erlauchte! uns aufs neue Mit Dero Wohlgewogenheit. Und schließen Sie, wie hoch uns solche seie, Aus unserer Erkenntlichkeit.“ Geschickter weiß sich Schiller auch auf diesem glatten Boden zu bewegen, und mehr Schwung und Enthusiasmus für die schöne und beliebte Frau,

die erste welcher er seine Huldigungen darbringen sollte, weiß er schon aufzubringen. Er beginnt hell und freudig, Festlärm schlagend: „Ein großes Fest! — Laßt, Freunde, laßt erschallen!“ Dann eine galante Wendung mit Benützung festlicher Allegorien: die Natur sucht nach dem Namen für ein Fest, in welchem Tugenden mit Grazien sich treffen — Franziska heißt das Fest! Dann die üblichen Schmeicheleien, nicht steif und hölzern, sondern gewandt vorgetragen. Und zum Schlusse mit einer geschickten Wendung die größte Huldigung: „Laßt unser Herz Franziskas Denkmal sein!“ Das Ganze zugleich eine Huldigung, dem Ideale edler Weiblichkeit dargebracht, welches Schiller hier bereits in die Vereinigung der Tugenden und Grazien setzt . . .

Wir hätten allen Grund, mit dem Gratulationsgedicht zufrieden zu sein, wenn Schiller nicht hinterher auch im Namen der École des demoiselles das Wort ergriffen hätte. Diese, eine Nachbildung der Schule der Frau von Maintenon zu St. Cyr, war in allem das genaue Pendant und Seitenstück zu der Militärakademie: an vierzig Mädchen, teils adeligen teils bürgerlichen Standes, wurden in ihr fast ganz auf Kosten der Gräfin Hohenheim und unter der Intendanz der Obristin von Seeger in weiblichen Handarbeiten, Sprachen, Musik, Geschichte, Geographie und Religion, einige auch für die Bühne ausgebildet; sie hatten dieselben Lehrer und den gleichen Unterricht, dieselbe Disziplin und Stundeneinteilung wie die Eleven der Militärakademie, mit welchen sie auch gleichzeitig von der Solitude nach Stuttgart übersiedelt waren, wo sie im alten Schloß untergebracht wurden. Trotz diesem Parallelismus bestand kein Verkehr zwischen beiden Geschlechtern: in schroffster Abgeschiedenheit lebten beide neben einander, und nur bei festlicher Gelegenheit reichten sie einander zum Tanze oder auf der Bühne die Hände. Schiller wußte um seine Kolleginnen in der École nicht besser als um Frauenherzen überhaupt Bescheid. So geschickt er daher auch für den Enthusiasmus der Jünglinge, welche in Franziska, als der einzigen Frau die sie zu Gesicht bekamen, leicht begreiflich auch ihr Frauenideal erblickten, einen huldigenden Ausdruck gefunden hat: den Empfindungen der Mädchen für ihre Gönnerin versteht er nicht ein gehobenes oder schwungvolles, nicht einmal ein inniges Wort zu verleihen; sein höchster Trumpf besteht darin, daß er den Demoiselles die Anrede „Mutter“ in den Mund legt, wie die Zöglinge den Herzog ihren „Vater“ nennen durften. Steif, hölzern und blöde scheitert er

an dieser Schüleraufgabe, welche selbst einer mittelmäßigen Begabung nicht so völlig mißlungen wäre.

An diesen Tagen wurden ferner sogenannte Kammerfeste abgehalten, bei welchen die Künste im Bunde und im Wetteifer mit einander ihre Huldigungen darbrachten. Darin leben die Renaissancefeste fort, welche in früherern Jahrhunderten gerade am Stuttgarter Hofe so prunkvoll in Scene gesetzt wurden. Auch die Renaissanceeinkleidung hat sich noch bis in die Zeiten der Militärakademie erhalten. Der kuppelförmige und ringsum von Säulen getragene Saal, in welchem der Herzog mit Franziska und mit den Lehrern der Akademie, angrenzend an den großen Speisesaal der Zöglinge, seine Abendtafel zu halten pflegte, ließ sich leicht in einen Tempel verwandeln, welcher entweder der Wissenschaft oder der Wohlthätigkeit, der Hygiea oder der Unsterblichkeit rc. gewidmet war: hier wurde nun der überrascht eintretende Herzog, welcher selber eine Rolle mitzuspielen hatte, entweder von einem Priester des Tempels oder von allegorischen Gestalten begrüßt und beglückwünscht. Die „Invention" solcher Spiele gehörte meistens dem Intendanten Seeger an; Guibal und später sein Schüler Heideloff sorgten für die Dekorierung; Uriot lieferte außer der offiziellen Beschreibung auch die Devisen und die französischen Verse. Aber wenn sie in deutscher Sprache abgefaßt sein durften, wurden die Devisen oder die Schilderungen zu den Devisen den Zöglingen selbst überlassen: auch Schiller hat zu diesen dekorativen Festlichkeiten etwas beigetragen und, wie später nur selten, im Verein mit der bildenden Kunst gearbeitet. Es war auf eine Überraschung abgesehen. Der „Tempel" (dies war der Name des tempelförmigen Speisesaales) sollte von dem Decorateur mit Allegorien und Emblemen ausgeschmückt werden: Schiller aber wollte die Devisen, von welchen uns nur die Schlagworte erhalten sind, gewiß in Versen ausführen. Wohin ihr Blick traf, sollte der Gräfin eine Huldigung entgegenleuchten. Beim Öffnen der Pforte: „so thun sich dir alle Herzen auf"; beim Betreten des Tempels: „wo dein Fuß hintritt, wird ein Tempel!" u. s. w.

Auf diesen Kammerfesten fanden weiter, von Zöglingen der wissenschaftlichen Abteilungen der Akademie dargestellt, sogenannte „Festliche Unterredungen" statt: in welchen die eingeführten Personen sich einander über die Vorzüge der Einsamkeit oder über die Opfer, welche Karl den Wissenschaften und Künsten brachte, u. dgl. m. unterredeten. Sie liefen

natürlich gleichfalls in huldigende Worte aus und sind neben und abgesondert von den französischen Beschreibungen bei dem Hofbuchhändler Cotta im Druck erschienen. Das Lieblingsthema bildeten dabei, dem neuerlichen landwirtschaftlichen Hang des Herzogs entsprechend, Unterredungen des Landvolkes über „ländliche Freuden“ und kurze Schilderungen der ökonomischen Zustände: man nannte dergleichen Pastorelle oder Idyllen. Die Zöglinge waren an ihnen doppelt und dreifach beteiligt: sie hatten nicht bloß die Darstellung, sondern in den meisten Fällen auch die musikalische Komposition und die Dichtung zu stellen. Nach den zugänglichen Argumenten zu urteilen, wurde diese freilich nach einem konventionellen Typus von primitivster Einfachheit abgefaßt. Die Scene war meist Hohenheim; Bauern und Bäuerinnen traten in Gesprächen unter einander auf oder wurden mit Städtern und Misanthropen kontrastiert; alle einigten sich zuletzt im Lobe und Preise der Tugend und der Wohlthätigkeit Franziskas. Mythologische und allegorische Figuren setzten dann die Verherrlichung in idealerem Stil fort und gaben dem Ganzen eine höhere Weihe. So traten in einem französisch abgefaßten Spiel aus dem Jahre 1776 neben den Bauern der Misanthrop und Asträa in der Umgebung von Hohenheim auf: offenbar sollte der Menschenfeind durch die reine Liebe des Landvolkes zu der Gräfin bekehrt werden. Ganz ähnlich war der Inhalt einer „dramatischen Reliquie“: „Denkmal des besten Herzens“, in welcher am 10. Januar 1778, also gerade ein Jahr nach der Gefangennehmung des Vaters, Schubarts Tochter der Geliebten seines Peinigers ihre Huldigungen in der Rolle eines Bauernmädchens vorsagte, während Dannecker durch einen bedeutungsvollen Zufall den Phidias agierte. Und als ein Jahr später in einem von B. Haug gedichteten Festspiel: „Der Preis der Tugend in ländlichen Unterredungen“ Schiller selbst die kurze Rede des Bauern Görg herzusagen hatte, da spielte sich die Handlung wiederum in den drei aufsteigenden Abteilungen „im Schloß“, „im neuen Dorf“, „auf dem Parnaß“ ab. Die Hauptsache war, daß man die Zärtlichkeiten, welche man vormittags als Redner im eigenen Namen vorbrachte, abends geschickt den verschiedenen Ständen in den Mund zu legen wußte; wobei die Bauern vor den Bürgern nicht bloß als die Lieblingstypen der ländlichen Singspiele, sondern auch deshalb bevorzugt wurden, weil der Herzog als Landwirt ihnen gewogen, den Bürgern aber wegen der

ständischen Freiheiten wenig geneigt war. Auch der durchsichtige Titel eines andern Festspieles, mit welchem im Jahre 1779 der Geburtstag des Herzogs gefeiert wurde, giebt uns im Grunde wenig zu raten: „Die Zurückkunft aus der Akademie oder der Tiumph der Dankbarkeit, ein Lustspiel". Dieser Gattung von Festspielen gehörte wohl auch die angebliche „Komödie" an, in welcher Schiller befohlenermaßen die akademische Freiheit und die Universitätsfreiheit mit einander kontrastieren sollte, dem Obrist Seeger aber so wenig zu Danke arbeitete, daß bei jeder Umarbeitung die Universitäten in helleres Licht traten und ein immer stärkerer Schatten auf die herzogliche Pflanzschule fiel.

Diese halbdramatischen Festlichkeiten sind nicht alles, was dem Dichter der Räuber im Laufe der akademischen Jahre an theatralischen Genüssen zu teil wurde. Schon bald nach der Gründung der Anstalt war eine Abteilung von Zöglingen der Ausbildung für die Bühne gewidmet worden, und sobald sich diese nur einigermaßen regen und bewegen konnten, fand am ersten Jahrestag der Akademie auch die erste Aufführung statt. Noch auf der Solitude wurden zur Feier des Stiftungstages und an den Festtagen des herzoglichen Paares französische und italienische Opern und Ballette, seltener auch französische Komödien von Molière und Mercier gegeben; wobei unter Beobachtung der strengsten Aufsichtsmaßregeln die schüchternen Töchter der École die weiblichen Rollen übernahmen. In Stuttgart spielten die inzwischen routinierter gewordenen Zöglinge dann während der Messen im großen Opernhause sogar auch öffentlich; immer aber blieb das Repertoire auf französische Operetten und italienische Opern beschränkt, deren Texte in beiden Sprachen bei Cotta gedruckt wurden. Den Schluß machte gewöhnlich ein Ballett, in welchem auch die Tänzer ihre Kunst zeigen konnten.

Ein deutsches Theater besaß Stuttgart damals überhaupt nicht: nur ab und zu kamen in der Zeit der Messen wandernde Truppen durch. So spielte im Jahre 1772 die Ilgenerische Bande in der Hauptstadt und in Ludwigsburg; im Jahre 1776 in Stuttgart allein eine andere Truppe, aus welcher nur der Schauspieler Lepper genannt und gerühmt wird; endlich im Jahre 1778 die 30 Personen starke Gesellschaft von Schikaneder aus Wien. Diese letztere spielte im Ballhaus und erzielte nicht bloß mit den beliebten Operetten, sondern auch mit recitierenden Lustspielen und sogar mit Trauerspielen einen so großen Erfolg, daß

selten ein Platz zu haben war. Der Studiosus Stäudlin verfaßte den Prolog, welchen die Directrice Schikaneder am Beginn der Vorstellungen ablas. Eine Wirkung dieses Erfolges, welchen die deutsche Muse in Stuttgart errang, war es wohl auch, daß Seeger nunmehr dem Herzog den Vorschlag unterbreitete, seine Zöglinge in deutscher Sprache spielen zu lassen. Nachdem schon am 10. Januar der Gräfin Hohenheim zu Ehren einer italienischen Oper ein deutscher Prolog „Bild der Bescheidenheit" vorausgeschickt worden war, spielten seit der Ostermesse 1779 die Eleven in ihrer Muttersprache. Unter der fortdauernden Direktion des ehemaligen französischen Acteurs Uriot sollte ein ständiges deutsches Theater, ein Stuttgarter Nationaltheater begründet werden; man wollte es auch hierin der Pfalz gleichthun. Wöchentlich zweimal, Dienstag und Freitag von 4 Uhr ab, wurde gespielt, und der Eintritt stand gegen ein mäßiges Entgelt jedermann offen; auch die Zöglinge der Akademie durften die Vorstellungen partienweise besuchen. Freilich war der Genuß ein mäßiger: hervorragende Begabung für die rednerische und mimische Kunst hat den Schwaben noch niemand zugestanden, und am allerwenigsten war die Militärakademie geeignet, Schauspielern die Zunge und die Glieder zu lösen. Die Liebhaber, denen es bei schwerster Strafe verboten war, ihre Partnerinnen hinter den Coulissen anzusprechen, sagten ihre Rollen recht dilettantenhaft herunter; und die Liebhaberinnen, welche die männlichen Eleven außer bei den Proben nicht zu Gesicht bekamen, benahmen sich auf der Scene steif und hölzern wie Drahtpuppen. Aus der Akademie ist kein großer Schauspieler hervorgegangen: nur von einem Talent im komischen Genre ist uns der Name erhalten, und diesem Herrn Haller hat Schiller sein Exemplar der Räuber in Stuttgart zurückgelassen. Auch nachdem die Truppe im Jahre 1780 in das von dem Hauptmann Fischer, dem Architekten der Anstalt, erbaute kleinere Komödienhaus übersiedelt war, mußte das recitierende Schauspiel hinter den Singspielen zurückstehen: nicht bloß die Schauspieler, auch das Publikum war für den Gesang besser vorbereitet und benahm sich überhaupt unruhig und unaufmerksam im Schauspielhaus. Die komischen Opern von Marmontel, Weiße u. a. waren hier wie überall in jener Zeit am liebsten gesehen; der talentvolle Zumsteeg hat zu einem halben Dutzend die Noten gesetzt, und bei Anwesenheit des Herzogs Karl August und Goethes im Jahre 1779 glaubte man sein Bestes zu bieten, indem man auf eine

französische Operette ein deutsches Singspiel aus der weimarischen Schule folgen ließ. Die Aufführungen von Lessings Minna oder Emilia, von Großmanns Sechs Schüsseln oder dem Grafen Esser von Banks gingen nicht nach Wunsch und waren seltener. Es wundert uns deshalb nicht von einem Jugendfreund Schillers zu erfahren, daß der Dichter selbst einmal, dem Geschmack der Zeit Rechnung tragend, ein Singspiel gedichtet habe: nicht vor dem Jahre 1779, in welchem die Zöglinge zuerst in deutscher Sprache spielten. Er wählte als Thema den „Jahrmarkt“: ein beliebtes Sujet der Volksstücke und Singspiele, welches kurz vorher Goethe in seinem Puppentheater und Gotter in einem oftgegebenen Singspiel behandelt hatten. Nach Petersens Urteil verriet das Stück, welches sicher auf die Musik Zumsteegs rechnete, schon ganz „den genialischen Kopf, der sich mit Proteus Zauberkraft in alle Formen zu wandeln weiß“. Wir wissen aber auch, daß die Zöglinge der wissenschaftlichen Abteilungen etliche Male in jedem Jahre das Recht hatten, Theaterstücke in dem Chevaliersaal unter sich zum bloßen Vergnügen aufzuführen, wobei auch die weiblichen Rollen von Jünglingen gegeben wurden. Und bei einer solchen Dilettantenvorstellung mag denn auch Schiller im Jahre 1780 zum Geburtstag des Herzogs vor dem engeren Kreise der Kollegen den Goethischen Clavigo durch seine ungeberdige Übertreibung verdorben haben, obwohl ihm der Charakter des Beaumarchais mehr zusagte. Von dem Zögling, welcher im Tanzen immer die schlechteste Note hatte und durch sein linkisches Wesen vielen zum Spotte diente, werden wir ohnedies wenig schauspielerische Erfolge erwarten. Und wer sich die vulkanische Art seiner innerlichen Arbeit vor Augen hält, wie schwer sich die Empfindungen und Gedanken in seinem Innern losrangen und wie gewaltsam er sie nach auswärts stieß, der wird auch ohne das geschmacklose Zerrbild, welches Petersen von diesem jämmerlichen Clavigo in auf einander folgenden Berichten mit immer größerem Behagen und immer grelleren Farben entwarf, die Überzeugung haben, daß an Schiller kein darstellender Künstler verloren war. Als glaubwürdigere Zeugen bestätigen uns zur Not auch Scharffenstein und Streicher, wie er in starker Erregung die Gesichtszüge bis zur Verzerrung und die Stimme bis zum Kreischen entstellte. Die Karlsschüler aber, in dem Bestreben, den Dichter der Räuber an ihr privates Akademietheater zu fesseln, haben ihn später geradezu als ihren Theaterdirektor

hingestellt, als welcher er nicht bloß die üblichen Prologe und Epiloge verfaßt, sondern auch noch die Belehrungen des Dekorateurs Heideloff dankbar entgegengenommen haben soll.

3. Philosophische Anfänge.

Bald nach dem dichterischen macht sich in Schillers Entwicklung das philosophische Interesse bemerkbar. Dem Trieb zum Schönen folgt bei dem Dichter der „Künstler“ der Trieb zum Wahren: was er als Schönheit hier empfunden, soll dort als Wahrheit ihm entgegen gehn. Das Bedürfnis nach philosophischer Spekulation kommt der reflexiven Seite seiner Natur entgegen, wie die Dichtung ihren sinnlichen Kräften. Dichtung und Philosophie erzeugen und fordern sich in Schillers Geiste gegenseitig, und die eine ruft immer das Bedürfnis der andern hervor.

Auch war der philosophische Unterricht in der Akademie besonders sorgfältig bedacht. Die Philosophie war die Lieblingswissenschaft des Herzogs, welcher sich neuerdings den Anschein gab, als ob er Friedrich dem Großen in dem Ruhm des Weisen oder des Philosophen auf dem Throne nacheifern wollte. Gerade deshalb aber war sie auch am meisten den rasch wechselnden Intentionen des fürstlichen Erziehers preisgegeben und das Lieblingsgebiet seiner immer regen Sucht zu experimentieren.

Anfangs standen die Anforderungen, wenn nicht der Quantität, so doch der Qualität nach so ziemlich auf derselben Stufe wie in den württembergischen Gymnasien. Es wurden einfach die Definitionen und Distinktionen der Leibnitz-Wolfischen Philosophie auswendig gelernt und aufgesagt; nur die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden war eine größere. Schon 1773 hatte der alte Jahn die Schillerische Abteilung wöchentlich sechs Stunden in Metaphysik, Logik und Geschichte der Philosophie zu unterrichten. Und neben den acht Stunden, welche die juridische Berufswissenschaft im folgenden Jahr in Anspruch nahm, gingen wieder sechs Stunden für Metaphysik einher, „worinnen die philosophische Historie absolviert, die Logik, Ontologie und Theologia naturalis repetiert, die Cosmologie hingegen und Psychologie angefangen und absolviert werden sollten.“ Als Vorbereitung auf die Psychologie wurde Sulzers Theorie von den Empfindungen erklärt, an welche sich dann die Seelenlehre anschloß. Eine so umfangreiche Aufgabe neu zu bewältigen, war ein greiser

Schulmann wenig geschickt, welcher bis dahin das Lateinische als höchstes Ziel des Unterrichts betrachtet hatte. Am Schlusse des Jahres 1774 war Jahn nicht nur den „dritten Zeitlauf der philosophischen Geschichte" schuldig geblieben; sein Vortrag erschien dem Herzog überhaupt so wenig anregend und resultatreich, daß er es für nötig hielt, die Zöglinge den Stoff der beiden Jahre in vermehrter Stundenzahl bei einem Philosophen wiederholen zu lassen, welchen er zur Hebung dieses Unterrichtszweiges eigens von der Universität Tübingen auf die Solitude berief.

Inzwischen war aber an der Akademie selbst der Messias dieser Disciplin aufgestanden, ohne sofort Glauben und Vertrauen zu finden. Seit dem Jahre 1772 wirkte an derselben Jacob Friedrich Abel aus Vaihingen an der Enz als Lehrer in den verschiedensten Fächern: in den Sprachen, der Geschichte, Logik, Physik und Metaphysik. Auf dem üblichen Wege der Stiftler hatte er in Tübingen neben der Theologie und Philologie auch die Philosophie studiert und wurde 1770 zum Magister promoviert. Er war nicht 23 Jahre alt, als er im Dezember 1773 dem Herzog ein fachmännisches Gutachten erstattete, in welchem er sich mit offenem Tadel über den bisherigen Betrieb der Philosophie an der Akademie aussprach. Schon dieses Schriftstück kennzeichnet den ganzen Mann. Die Philosophie ist ihm nicht bloß eine Sache für den Kopf sondern auch für das Herz der Schüler; und von den auswendig gelernten Distinktionen und Definitionen will er sich weder einen Gewinn für den einen noch für das andere versprechen. Nach seiner Methode sollten die übrigen Fächer des Unterrichtes, besonders die realen, den Stoff liefern, aus welchem vermittelst der sokratischen Methode eine Philosophie der Natur und des Menschen zu abstrahieren sei. Auf diese Weise sollte das Denken der Schüler geschärft und eine „natürliche Logik" in ihnen eingepflanzt werden. Um aber der jungen Pflanze Raum zum Wachstum zu geben, sollten unmittelbar auf die philosophischen Lehrstunden ein paar Stunden der Selbstbeschäftigung folgen, in welchen die Zöglinge angehalten werden sollten, das Gelernte selbstthätig zu verarbeiten.

Dieses Gutachten schien dem Herzog mit Recht vielversprechend, und er ließ sich von Abel weiter einen „Entwurf zu einer Generalwissenschaft der Philosophie und des gesunden Verstandes zur Bildung des Ge-

schmackes, des Herzens und der Vernunft" vorlegen. Dieser Entwurf, groß angelegt und weit umfassend, giebt ein System des philosophischen Unterrichtes, wie er von dem Leichteren zum Schwereren, vom Sinnlichen zum Übersinnlichen vorschreiten sollte: von der körperlichen Natur zu dem Menschen (Psychologie und Moral, Leben des wahren Weltweisen), von da zu dem Weltganzen und endlich zum Weltschöpfer. Und wenn schon diese encyklopädische Zusammenfassung des gesamten Wissens in dem Rahmen der Philosophie ziemlich deutlich auf den Vorgang Fergusons verweist, so zeigt auch der Inhalt des Entwurfes selbst, daß sein Verfasser über den Schematismus der Wolfischen Schule hinaus zu führen bestrebt ist. Er ist von dem Empirismus Lockes und der Engländer überhaupt berührt, wenn er über die Geschichte und die Gesetze der Körperwelt philosophieren will; er wandelt in den Bahnen Shaftesburys, wenn er von dem Studium der Philosophie nicht bloß Veredlung des Herzens sondern auch Kultivierung des Geschmacks erwartet; und er teilt die Ansichten der deutschen Aufklärungsphilosophen, wenn er in der Philosophie gegenüber den Fachwissenschaften die Generalwissenschaft sieht und als höchsten Zweck des philosophischen Unterrichts die Vermittlung allgemeiner Begriffe zur Aufklärung und Gesittung betrachtet.

Der Herzog gestattete dem Verfasser dieses Entwurfes probeweise auch die praktische Durchführung desselben. Die Wirkung, welche die Vorträge Abels auf die Eleven der Militärakademie ausübten, darf ungescheut mit derjenigen verglichen werden, welche im folgenden Decennium der Apostel Kants auf die Jenenser Studenten ausübte. Sie sahen hier, im freien Reich der Gedanken, einen Spielraum für die Expansivkräfte ihres Geistes eröffnet, welche sonst durch die strenge Disciplin der Anstalt nur zu eng eingeschlossen waren. Mit Begeisterung folgten die Zöglinge, welche der Herzog seinem Vertrauensmann zum Behufe dieses Experimentes überlassen hatte, dem neuen Lehrer und seiner Methode: sie spekulierten und desiderierten, daß es für jeden andern eine Lust zu sehen und zu hören war — außer für den Professor der Dogmatik, welcher nicht ohne scharfsichtigen Argwohn am Schlusse des Probejahres 1774 die Befürchtung aussprach: es könne diese Lust zu desiderieren endlich in einen libertinismum sentiendi ausarten.

Dieses Wort allein wäre sicher im stande gewesen, den Herzog stutzig zu machen. Und vielleicht hatte er wirklich Gelegenheit zu beob-

achten, daß die jungen Selbstdenker etwas freier und selbständiger dachten als mit den Gesetzen des Institutes verträglich schien; vielleicht auch daß die praktische Erfahrung in dem Lehrplan des jungen Professors manches unvollkommen oder unausführbar erscheinen ließ. Genug: Abel drang nicht sogleich mit dem ersten Versuche durch, und der Verfasser des Entwurfes der Generalwissenschaft wurde vorderhand auf das specielle Fach der Psychologie und Moralphilosophie eingeschränkt. Zugleich aber wurde (im Dezember 1774) der außerordentliche Professor der Philosophie, Böck, aus Tübingen berufen, um einen Kursus zu lesen, die schlecht unterrichteten Schüler Jahns noch einmal vorzunehmen und zugleich auch den Abelischen Reformplänen ein Ende zu machen. Es zeugt auf gleiche Weise von der Wichtigkeit, welche man dem Gegenstande beimaß, wie von dem Grade, in welchem man die Schüler für vernachlässigt hielt, daß jetzt im Jahre 1775 neben neun juridischen Fachlektionen nicht weniger als fünfzehn Stunden für Philosophie und Redekunst im Stundenplan angesetzt wurden. Und so wenig man Abels Entwurf im ganzen bestehen lassen wollte, so wenig lehnte man es ab, im einzelnen aus demselben Nutzen zu ziehen. Die Stundenverteilung war so beschaffen, daß an drei Wochentagen vier und an einem Wochentage drei unmittelbar auf einanderfolgende Stunden des Vormittags der Philosophie gewidmet wurden: über diese Stunden sollte der neue Lehrer ganz nach dem Abelischen Gutachten in der Weise verfügen, daß neun Stunden Vorlesungen mit sechs Stunden schriftlicher Arbeiten zweckmäßig abwechselten. Die Berufung Böcks lautete ursprünglich nur auf ein Jahr: aber seine Lehrthätigkeit zog sich vom Januar 1775 bis Ostern 1776 hinaus. Seine Instruktion besagt, daß er „in den ersten zwei Monaten nichts als Logik treiben, in den folgenden sechs den im Gedächtnis der jungen Leute daliegenden philosophischen Vorrat ordnen, das Abgängige ersetzen, und alsdann im September, Oktober, November die Disputierübungen anfangen sollte; etliche der Besten unter den Schülern sollten dann (wie es auch später üblich war) einige gedruckte Disputationes defendieren, die übrigen aber teils opponieren, teils und zwar alle einige Theses defendieren und zwar so, daß ein jeder Teil der Metaphysik durch diese Theses vorkäme".

Diese Instruktion war freilich dem Abelischen Entwurf gegenüber, mit welchem sie sich weder an Bestimmtheit noch an Tiefe und Umsicht

messen konnte, ein Rückschritt; und auch die Person des Lehrers war nicht geeignet, denselben völlig zu verbergen oder gut zu machen. Der hagere Mann von mittlerer Größe, mit der vorwärts gebückten Haltung und der blaßgelben Farbe des Gesichts, aus welchem eine lange, gebogene Nase scharf hervortrat, mochte in seinem Äußern etwa an Gellert erinnern. Wie dieser besaß er ein schwaches und nur schwer vernehmliches Organ: aber sein Temperament war lebhaft, er geriet gern in Affekt und erhob dann die Stimme. Den Eleven imponierte er als ein guter Redner und als selbstdenkender Philosoph. Er hatte wie Abel ein nahes Verhältnis zur schönen Litteratur; schon im Jahre 1771 hatte er in einer Abhandlung: „Wie kann die Seele durch die schönen Künste und Wissenschaften zum wahren Guten geführet werden" den Einfluß des Geschmackes auf den Weisen untersucht, und seine ästhetischen Vorlesungen, in denen er Stellen aus Klopstocks Messias und andern Dichtern vorzutragen pflegte, wurden von den Zöglingen am liebsten gehört. Wie schon das Thema der Dissertation beweist (de perfectibilitate sensuum externorum), welche am Schlusse der Vorlesungen unter seinem Vorsitz von seinen Zuhörern öffentlich verteidigt wurde, war auch er von den englischen Sensualisten nicht unbeeinflußt geblieben, und wie die deutschen Aufklärungsphilosophen beschäftigte auch ihn die Lehre von den Empfindungen. Mit Bezug auf die Ansicht neuerer Philosophen, wie Maupertuis und Ferguson, und auf eine von Meiners aus dem Französischen übersetzte Schrift „Über die Natur des Vergnügens" suchte er in seiner Dissertatio de ratione æstimandi felicitatem das Glück aus der Summe der angenehmen gegenüber den unangenehmen Empfindungen zu berechnen. Nicht die von keinen Schmerzen unterbrochene, anhaltend starke und lebhafte Empfindung des Guten ist ihm das wahre Glück: dieses beruht vielmehr auf dem Wechsel, und oft ist auch der Schmerz mit Vergnügen gemischt. Der erste philosophische Lehrer Schillers wendet sich gegen die Einseitigkeit des epikureischen wie des stoischen Systemes: so wenig der Mensch bloß Körper oder bloß Geist sei, so wenig stamme sein Glück bloß aus den Sinnen oder bloß aus dem Verstande. Harmonische Ausbildung sowohl des denkenden als des empfindenden Menschen ist daher der Grund aller Vollkommenheit. Im Gegensatz zu Leibnitz und den Aufklärungsphilosophen setzt Böck zwar die Vollkommenheit der göttlichen Weltregierung überall voraus, aber er verzichtet be-

scheiden darauf, in ihren Plan näher einzudringen. Trotzdem Böck also auch von Seite der Glückseligkeitsphilosophie ihm entgegenkam, hat er doch auf Schiller eine tiefere Einwirkung nicht ausgeübt. Dieser war, ohne mit Abel vorläufig in Berührung zu kommen, sogleich aus der unzureichenden Schule Jahns in den Unterricht Böcks übergegangen und trug als vorherrschende Note auch jetzt nur „mittelmäßig“ davon. Dem Formalismus der Wolfischen Schule war Böck trotz englischen und schottischen Anregungen nicht weit entlaufen: er war und blieb ein eleganter Stilist und Redner in deutscher und lateinischer Sprache und setzte auch das Ziel seines philosophischen Unterrichtes am meisten in die Ausbildung der Kunst schlagfertigen Disputierens und gewandter Dialektik. Das war aber gerade am wenigsten die Anlage und der Beruf unseres Schiller.

Nach Böcks Abgang vereinigte wiederum Abel den Unterricht in der Philosophie mit seinen speciellen Fächern, der Psychologie und der Moral. Über den Fortgang der philosophischen Studien in der folgenden Zeit sind wir leider weniger genau unterrichtet, weil für die Jahre 1776 und 1777 die Lehrpläne fehlen. Das Ausmaß der Stunden, welche jetzt für die Philosophie bestimmt waren, wird kaum ein geringeres gewesen sein als im Jahre 1775. Aber auch jetzt sah der Herzog den Erfolgen seines jungen Lehrers nicht ohne Mißtrauen zu, und wiederum ließ er im Dezember 1777 eine der Koryphäen der Landesuniversität nach Stuttgart einladen, um an der Akademie die Prüfungen vorzunehmen und ihr Urteil über die Methode des Unterrichtes abzugeben. Professor Ploucquet erschien und fand Abels Unterricht nicht nur wenig gründlich sondern auch bedenklich zum Materialismus neigend. Er bezeichnet Abels Lehrgebäude, welches damals in geradem Gegensatz zu seiner späteren Richtung die Abhängigkeit des Verstandes und anderer Seelenkräfte von den Nerven und Fibern behauptet und sich damit in bedenklicher Weise dem Hylozoismus der französischen Materialisten Robinet und Bonnet angeschlossen haben soll, einfach als irrig und ungereimt: er (Ploucquet) selbst habe die Unmöglichkeit der erdichteten Sinnen-, Einbildungs-, Gedächtnis-, Verstandes- und Willens-Fibern in seinen Institutiones nachgewiesen; und mit einer boshaften Anspielung auf Abels Vorliebe, die Dichter zur Illustration herbeizuziehen, verweist er solche Behauptungen in den Bereich des Lustspieles, nicht einer ernstlichen Betrachtung. Indem er dem guten Genie, der Gelehrsamkeit und

der Ehrlichkeit „dieses Mannes", den er nicht als Kollegen betrachtet, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, versetzt er seiner Begierde, in der gelehrten Welt recht bald bekannt zu werden, einen empfindlichen Stich: diese Begierde habe junge Männer leicht zu falschen Meinungen verleitet.

Diese entschiedene Sprache nicht weniger als die unbestrittene Autorität des Gelehrten verfehlten bei dem Herzog ihre Wirkung nicht und imponierten auch dem jungen Lehrer, der bald darauf seine Ansichten wesentlich modifizierte und die Zeit der Gährung noch nicht so weit hinter sich hatte, daß er sich nicht von einem 60jährigen Fachmann ohne Schande hätte dürfen bekehren lassen. An diesen, wie früher an Böck, erging jetzt die Aufforderung des Herzogs, das Jahr 1778 in Stuttgart zu verleben, teils um den Herzog selbst „in philosophicis mehrers zu bestärken", zugleich aber auch an der Akademie den philosophischen Unterricht in solidere Bahnen zu lenken. Der neue Lehrer kam und fiel durch sein Äußeres nicht eben angenehm ins Auge. Er war von Haus aus ein Wirtssohn und erinnerte durch seinen Umfang und seine Kleidung zeitlebens an seine Herkunft. Die Perücke saß ihm gewöhnlich schief, und den Mund nahm er stets so voll, daß seine rauhe Sprache eher auf einen Handwerker als auf einen Gelehrten schließen ließ. Das war nun freilich eine seltsame Erscheinung nicht bloß auf dem Katheder sondern noch mehr an der herzoglichen Tafel, während welcher er es selten an Trivialitäten und Taktlosigkeiten fehlen ließ: aber der Herzog verstand ihn mit Humor zu ertragen, und wenn ihm in philosophicis der Ruhm des Mannes über alles ging, so ließ er ihn bei Tisch als eine Art von Hofnarren gewähren. Dieser Mann war einstmals im jugendlichen Enthusiasmus als junger Magister aus dem Tübinger Stift entlaufen, um den berühmten Wolf in Marburg zu hören, und er hätte darüber fast seine Beförderung verscherzt. Er schritt von dem Studium der mathematischen Schriften Wolffs zu den philosophischen vor: Mathematik und Philosophie blieben bei ihm, als einem echten Wolfianer, auch fortan verbunden. Nur was er mit mathematischer Methode und Sicherheit beweisen zu können glaubte, galt ihm für wahr: gegen alles übrige trug er den hartnäckigsten Skepticismus zur Schau, wie er denn auch den Zweifler Bayle beständig auf seinem Arbeitstische liegen hatte. Die formale Logik war sein Lieblingsgebiet; der logische Kalkul, welcher seinen Namen führte, seine höchste

wissenschaftliche Leistung. Auch wo er metaphysische oder physische Fragen aufwirft, behandelt er sie nie aus der Erfahrung heraus, sondern vermittelst reiner Spekulation und aprioristischer Schlüsse, in welchen seine Deduktion immer ganz oben von der Vollkommenheit und Weisheit Gottes ausgeht. Während er die harmonia præstabilita von Leibnitz niemals für wahr hielt, ist er von der Monadenlehre desselben Philosophen erst später wieder zurückgekommen, nachdem er sie selbst wiederholt durch seine Beweise zu unterstützen versucht hatte. Schriftstellerisch trat er bald (1759) mit einem fertigen Lehrgebäude unter dem Titel „Fundamenta philosophiæ speculativæ“ hervor, welches bis 1782 oft vermehrt und verbessert im Druck erschien. Später, als berühmter Philosoph und als der wissenschaftliche Stolz seiner Landsleute, begnügte er sich damit, in knappen und kurzen Dissertationen, welche, wie fast alle seine Schriften, lateinisch geschrieben und nur dem aufmerksamen und gelehrten Leser verständlich waren, einzelne Lehrsätze aus der Metaphysik aufzustellen, zu behaupten oder zu widerlegen, wobei er es nach der Weise vornehm gewordener Gelehrter für überflüssig hielt, sich um neuere Forschungen zu bekümmern. So untersuchte und behauptete er die Lehre von der Existenz Gottes und der Immaterialität der Seele gegenüber den modernen Gottesläugnern und Materialisten, unter welchen ihm namentlich der Hylozoismus eines Robinet verhaßt war. Er handelte vom Ursprung und Untergang aller Dinge; betrachtete in seiner übersinnlichen Naturlehre die physische und geistige Welt, die Leiber und Geister als ein Produkt zweier einander entgegenwirkender Grundkräfte der Natur; und wollte denselben Gegensatz auch in der moralischen Welt wiederfinden, indem er das Gute als die Quelle der physischen und moralischen Vollkommenheit mit dem Bösen als dem Keim jeder Unvollkommenheit kontrastierte. Auch das Gebiet der Psychologie hat er betreten: die Lehre, daß die menschliche Seele das Vermögen besitze, sinnliche Bilder wieder hervorzurufen und durch die Reproduktion derselben heftige Wirkungen herbeizuführen, haben Abel und indirekt auch Schiller von Ploucquet übernommen, welcher sie freilich als längst bekannten Gemeinplatz nicht bloß bei den englischen Erfahrungsphilosophen sondern selbst in den moralischen Wochenschriften finden konnte. Aber Ploucquet hat in einer bedeutsamen Dissertation über den Zusammenhang aller Dinge auch von Zufall, Notwendigkeit und Freiheit gehandelt und, wiederum

von der Vollkommenheit und Weisheit Gottes ausgehend, den Beweis zu führen gesucht, daß ohne Freiheit keine Moralität denkbar sei.

Diesem kalten Lichte und nüchternen Wolfianer, welcher auch im Vortrage jeden Schmuck haßte und nur die dürre systematische Form gelten ließ, folgte zu Ende 1778 ein jüngerer Gehilfe als Lehrer der Logik und Metaphysik, sowie der Geschichte der Philosophie nach: Johann Christoph Schwab, welcher seit seinem Austritt aus dem Stift (1767) elf Jahre als Hofmeister in der Schweiz und in Frankreich zugebracht und über französischen und deutschen Poesien den Fortschritt der deutschen Philosophie verträumt hatte. Wir suchen vergebens nach Verdiensten, welche diesen Belletristen befähigten, an der Seite Ploucquets und Abels zu wirken: denn erst später hat er sich als steckengebliebener Wolfianer durch seine ebenso eifrige als windige Bekämpfung Kants in den Zeitschriften der Berliner Aufklärer bekannt gemacht. Genug, er war einmal da, um die Zöglinge rein formal zu gewandten Wolfianern einzuexerzieren, und er hat diese Aufgabe nach dem Zeugnisse Pfaffs sogar noch redlich erfüllt, indem er nach dem Vorgang Abels schriftliche Ausarbeitungen in lateinischer Sprache zu Hülfe nahm.

Inwieweit Schiller bei den beiden letztgenannten Philosophen in die Schule gegangen ist, bleibt unsicher. Da Hoven von Ploucquet eine so anschauliche Schilderung zu entwerfen weiß und neben Haug, Grammont u. a. im Jahre 1778 als Respondent bei den Prüfungen Ploucquets erscheint; da andrerseits Gustav Schwab, der Sohn des Philosophen, billig über die Mißhandlung, welche der Herausgeber des Repertoriums später seinem Vater angedeihen ließ, nicht so laut hätte Zeter rufen dürfen, wenn Schiller nicht unmittelbar dessen Schüler gewesen wäre: so dürfte er wohl bei beiden gehört haben. Jedesfalls ist Schiller nicht ganz ohne Berührung an ihnen vorübergegangen, und wenn er auch nur bei festlichen Gelegenheiten eine Rede aufgeschnappt hätte. Entscheidend freilich wurde für seine philosophische Ausbildung erst die Zeit, in welcher er in die Hände Abels überging. Es ist uns wiederum sicher bezeugt, daß Schiller in den Jahren 1778 und 1779 die philosophischen Disciplinen, und diesmal mit „recht gutem“ Erfolge, bei Abel hörte, welcher nicht nur die Psychologie und Moral fortdauernd in den Händen behielt, sondern sich auch bequemte, die an der Universität herkömmliche Reihenfolge der philosophischen Disciplinen überhaupt ein=

zuhalten. Die Eleven der Militärakademie waren jetzt und später einig im Preis und Ruhm dieses ihres geliebtesten Lehrers. Sie hingen mit ganzer Seele an dem liebenswürdigen Mann, der nicht bloß der Lehrer sondern zugleich auch der Freund seiner Schüler zu sein verstand. Dem einen ist er eine wahre Nathanaelseele, dem andern ein engelgleicher Mann. Klein und etwas beleibt von Statur war er doch äußerst beweglich: in seinen Vorlesungen duldete es ihn nicht auf dem Stuhle, mit schnellen Schritten im Hörsaal auf- und abwandelnd erteilte er peripatetisch seinen Unterricht. Seine Beredsamkeit riß die Zuhörer hin: die Moral wurde aus seinem Munde zur wichtigsten aller philosophischen Disciplinen. Und was die Hauptsache war, er wendete sich fast noch mehr an das Herz als an den Geist seiner Zuhörer: dadurch blieb sein Unterricht nicht bloß theoretisch, er trat ins praktische Leben über; und mehr als einer seiner Schüler hat sich das stille Gelübde abgelegt, das auch wirklich auszuüben, was er in Abels Schule gelernt hatte.

Abels Stellung in der Geschichte der Philosophie ist ungefähr dieselbe, welche die bekannteren Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts, die Mendelssohn, Sulzer, Garve, einnehmen. Wie diese ist Abel ein eklektischer Philosoph: ruhend auf den Grundlagen der Leibnitz-Wolfischen Philosophie, aber mit Hülfe der englischen Sensualisten und der schottischen Glückseligkeitslehrer über den bloßen Formalismus des Wolfischen Lehrgebäudes hinausstrebend. Seine Hauptfächer waren die Moral und die Psychologie: in der ersten sind die schottischen Philosophen; in der zweiten die englischen Sensualisten direkt, aber noch mehr indirekt seine Gewährsmänner. Schriftstellerisch hat er sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Psychologie hervorgethan, in welcher er größere Arbeiten und selbst Kompendien veröffentlicht hat, während er die Moral nur in kleineren Dissertationen und in der üblichen Form von Thesen berührt. Aber in der Einleitung zu seiner „Seelenlehre“ sagt er ausdrücklich, daß er auf ähnliche Weise auch die übrigen Teile der Philosophie behandelt habe; und er trug seinen Schülern wirklich ein völlig ausgebildetes, wenn auch nicht originelles System vor. Als die oberste Aufgabe der Philosophie steht ihm wie den schottischen Glückseligkeitslehrern die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit vor Augen. Diese stellt er in seinen Thesen vom Jahre 1778 als das höchste Gut hin, unter welchem er wieder den Zustand des dauerhaftesten Vergnügens

und des kürzesten Mißvergnügens der Seele versteht. Zur Erkenntnis dieser wahren Glückseligkeit gehört aber die Kenntnis des Menschen und Gottes, der Verstand zeigt uns auch die besten Wege und Mittel zur Glückseligkeit: Weisheit ist also die erste Bedingung des Glückes. Als die zweite Bedingung des wahren Glückes erscheint ihm die Liebe, das Moralprinzip der schottischen Philosophen: denn durch die Liebe vermehrt der Mensch die eigene Glückseligkeit, indem er das Glück des Nebenmenschen zu seinem eigenen macht. Mit Begeisterung hat Abel in seinen Beiträgen zur Geschichte der Liebe (1778) und in seinen Thesen über die Quellen der Achtung und Liebe (1779) von dieser Grundkraft gesprochen: er verurteilt die Menschenfeinde, welche sich der Pflicht der Liebe entschlagen, indem sie alle Menschen für Bösewichter erklären, und welche gemeiniglich mit der Feindschaft gegen sich selbst und in Verzweiflung enden; er verdammt aus reiner Menschenliebe die Ehrsüchtigen und Eroberer, welche wie Timur Tausenden das Leben und Dasein entreißen; er kontrastiert Cäsar und Brutus, von welchen er den ersteren nicht mit der gleichen Sympathie wie den letzteren umfassen kann; und er ist hingerissen von dem größten und erhabensten Grad der Liebe, welcher mit der Selbstaufopferung verbunden ist. Nicht also in dem sogenannten äußeren Glück, im Besitz wirklicher Gegenstände, sondern in dem inneren Zustand einer reifen, wohlwollenden und starken Seele liegt das höchste Gut, welches Abel als Wohlwollen mit Weisheit und Stärke definiert. Auch über die „Stärke des Geistes", ein Schlagwort der Zeit und des Karl Moor, hat er 1777 in einer Dissertation gehandelt. Helle und richtige Begriffe von der Natur und den Merkmalen des Glückes aber müssen nach Abels Meinung den Menschen auch tugendhafter und glücklicher machen. Die Philosophie dient also in Wahrheit zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit.

In der Psychologie betrachtete Abel als seine oberste Aufgabe den Nachweis von der Einfachheit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Was er einst inmitten seiner Karlsschüler von seliger Hoffnung der Unsterblichkeit mit lebhafter Freude gesprochen hatte, das hat er noch 50 Jahre später (1826) in Druck gegeben und seinen ehemaligen Schülern gewidmet. Auch bei Schiller, welcher den Gedanken der Unsterblichkeit bis an sein Ende festgehalten hat, zündeten seine Gedanken und überzeugten seine Gründe. Wenn er das Fortleben der menschlichen Seele

nach dem Tod aus der Annahme einer moralischen Weltordnung ableitet, welche Tugenden und Laster erst im Jenseits belohnt und bestraft: so hat der Dichter des Hymnus „An die Künstler" später Ähnliches ausgeführt. Wenn er zeigt, wie der durch eine höhere Pflicht zur Selbstaufopferung Genötigte oder der im Elend verschmachtete Edle mit dem Leben sonst zugleich um sein Recht auf Glückseligkeit betrogen würde: so hat er damit den Monolog des Karl Moor gespeist, welcher den heißen Hunger nach Glückseligkeit als Beweis eines jenseitigen Lebens betrachtet und mit den Worten endet: „Nein, nein! es ist etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich gewesen!" Auch das Streben nach immer höherer Vollkommenheit, welches selbst dem Sterbenden auf dem Totenbette nicht erlischt, betrachtet Schiller in einem Aufsatz der Rheinischen Thalia und noch später gern als Gewähr der Unsterblichkeit. Und wenn sich Abel zuletzt darauf beruft, daß, falls unserer Unsterblichkeitsforderung keine Erfüllung entspräche, ein in unserer Natur begründetes Wollen in Widerspruch mit der Natur der Dinge stände: so ist damit Schillers Epigramm „Kolumbus" und sein späterer Vers zu vergleichen: „Denn was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht" . . . Es wäre nicht schwer in Mendelssohns Phädon und bei Ferguson, aber auch in Lessings Erziehung des Menschengeschlechtes oder bei Herder und Goethe ähnliche Äußerungen aufzufinden, welche zeigen, daß Abel auch hier nicht vereinzelt auf sich selber steht.

Als Lehrer der Psychologie hat Abel anfangs mehrere Wandlungen durchgemacht. Nach dem Entwurf des Jahres 1773 wollte er über den Menschen bloß psychologischen Unterricht erteilen; die Physiologie wird in demselben gar nicht erwähnt. Später wurde er, wie das Gutachten von Ploucquet zeigt, durch Bonnet und Robinet angezogen und wollte nun alle geistigen Erscheinungen nach den Lehren der französischen Materialisten bloß aus physischen Ursachen erklären. Zuletzt vermied er das Extrem, wie schon seine eifrige Verfechtung der Lehre von der Einfachheit und Unsterblichkeit der Seele zeigt. Aber immer noch ging er in dem Vortrage der Psychologie allem Metaphysischen aus dem Wege und stellte sich mit beiden Füßen auf den Boden der neueren englischen Erfahrungsphilosophen. Die Sätze, welche er in seinen Vorlesungen näher ausführte, hat er im Jahre 1786 in seiner „Einleitung in die Seelenlehre" in knappen Paragraphen zusammengefaßt und abdrucken

lassen. Der Geist des empirischen Psychologen ist nach seiner ausdrücklichen Erklärung der des Naturforschers, und auch die Methode ist dieselbe wie in den Naturwissenschaften. Als Gewährsmänner citiert er daher nicht bloß die Schriften und Handbücher der Philosophen Kant, Tetens, Garve, Eberhard, Platner u. s. w.; er nimmt auch seine Belege gern aus Moriz' „Magazin der Erfahrungsseelenkunde“ und er beruft sich nicht bloß im allgemeinen auf die „Bücher der Ärzte“, sondern er zieht auch im besondern Unzers berühmtes Werk „Der Arzt“, Tissots Buch über die Nerven und neben Hallers Physiologie des Menschen auch Unzers „Physiologie der tierischen Natur“ herbei. Die Methode, welche er nach dem Muster der Naturwissenschaften befolgt, ist diese: er sammelt (erstens) die individuellen Erscheinungen; aus welchen er (zweitens) das Gesetz ableitet, das dann (drittens) wiederum zur Erklärung besonderer Erscheinungen verwendet wird. Diesem dritten Punkte widmet er seine „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben“, welche als Vorläuferin einer Anleitung zur praktischen Menschenkenntnis in den Jahren 1784 und 1787 erschien. Hier zieht er Krankheitsfälle des physischen und moralischen Lebens in Betracht, wie ja auch Ploucquet über die Krankheiten der Seele gehandelt hatte. Die Beobachtung des einzelnen Falles wird auch hier vorausgeschickt, und die wissenschaftliche Erklärung folgt nach. Dabei bewegt sich Abel immer auf dem Grenzgebiete zwischen Psychologie und Physiologie: indem er das eine Mal etwa das Recidiv in eine schwere Krankheit als Folge der psychischen Erinnerung an dieselbe oder das andere Mal den Reiz, welchen die Jünglingsjahre mit ihren Idealen auf uns ausüben, aus der größten Reizbarkeit und Empfindlichkeit des in jenen Jahren weder allzu weichen noch allzu harten Gehirns erklärt. Als Beispiel scheinbar ganz abnormer und krankhafter moralischer Erscheinungen, deren Erklärung aber dem Psychologen nicht schwer fällt, erzählt er hier wie früher schon in der Akademie die Geschichte des schwäbischen Räubers Schwan nach Mitteilungen seines Vaters, welcher als Amtmann bei seiner Gefangennehmung eine Rolle spielte; und als Seitenstück fügt er anhangsweise auch das Schicksal der zweiten Frau dieses Räubers, der Christina Schettingerin, hinzu. Damit hat er Schiller nicht bloß den Stoff zu einer späteren Erzählung geliefert, sondern überhaupt in dem Dichter das Interesse für krankhafte psychologische und moralische Er-

scheinungen geweckt, welches sich in den Räubern so gut wie in der Vorrede zu dem deutschen Pitaval ausspricht. Von einer andern Seite greift hier auch Plutarch mit seinem Bildern von erhabenen Helden und Verbrechern ein. Ja, auch die geschichtsphilosophischen Ideen Schillers nehmen von hier aus ihren Ausgangspunkt, wie denn Abel selber die Geschichte der Menschheit in der Akademie vom Standpunkte Herders und Wielands als Geschichte des menschlichen Herzens oder der menschlichen Seele vortrug.

Die empirische Richtung Abels, welche in Schwaben später (seit 1792) von Immanuel David Mauchard, dem Herausgeber des Repertoriums für empirische Psychologie, in zahlreichen Schriften vertreten wurde, ist nicht bloß für Schillers philosophische Anfänge sondern ebenso gut für seine medizinischen Studien von Bedeutung geworden. Er hat sich Abels Lehre, daß alle unsere Vorstellungen in letzter Linie aus den Sinnen und von äußeren Gegenständen stammen (Lockes nihil est in intellectu), ebenso zu eigen gemacht wie die Abweisung der Bonnetschen Hypothese vom angeborenen Gedanken. Er hat entscheidende Anregungen für seine Dissertation über den Zusammenhang zwischen Leib und Seele aus Abels Schule mitgebracht, dessen wissenschaftliche Neigungen und Überzeugungen er samt und sonders in sich aufgenommen hat. Er ist endlich auch in der Form seiner Schriften von seinem Lehrer beeinflußt. Freilich in seinen Kompendien und wissenschaftlichen Untersuchungen schreibt Abel nüchtern und schmucklos; aber auch die Abteilung in kurze Paragraphen, deren Inhalt die Überschrift in Form eines behauptenden Satzes andeutet, während der folgende Text die nähere Erläuterung und den Beweis enthält, finden wir in Schillers medizinischen Abhandlungen wieder. Wo sich Abel aber, wie in jener Sammlung merkwürdiger Erscheinungen, an ein größeres Publikum wendet, da schreibt er gern in poetischen Wendungen und citiert massenhaft aus Homer und Virgil, aus Shakespeare und Don Quixote; aber auch aus modernen Schriftstellern, wie aus Rousseaus Heloïse und aus Wielands Agathon und Amadis. Auch hierin sind die Popularphilosophen Deutschlands sein Vorbild: ähnlich hat ja auch Moses Mendelssohn die Übersetzung des Hamletmonologes oder des Fluches des Northumberland in seine philosophischen Aufsätze eingeschoben.

Neben den Anregungen, welche Schiller dem mündlichen Unterricht verdankte, dürfen wir den Einfluß der philosophischen Lektüre nicht hoch

anschlagen. Eigentlich philosophische Schriften hat er nach seinem späteren Bekenntnisse nur wenige gelesen: weder Wolf noch Leibnitz waren ihm aus ihren eigenen Schriften bekannt. Als Vermittler dienten ihm die Moralisten und Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts. Durch Gellerts Vorlesungen und Addisons Zuschauer ist auch in seinem Herzen der Boden gelockert worden: der letztere war dem Schüler des empirischen Psychologen nicht bloß wegen der Beispiele von Wert sondern auch durch die Lehre von der Reproduktionskraft der Phantasie, welche hier zum ersten Male in populärer Form entwickelt wurde. Die Hauptvertreter der aufklärerischen Philosophie in Deutschland, die Sulzer, Mendelssohn, Garve, werden wir noch oft als seine Lieblinge zu nennen haben; besonders der Letztgenannte, welchem sogar noch der Xeniendichter pietätvolle Schonung angedeihen ließ, war in jener frühen Periode sein Mann. Alle diese Schriftsteller sind von Haus aus Anhänger der Leibnitz-Wolfischen Philosophie, über welche sie durch den Anschluß an den Lockischen Empirismus und die Glückseligkeitsphilosophie der Schotten hinauszukommen trachten. Als rechte Eklektiker vermitteln sie zwischen dem Intellektualismus der deutschen und dem Sensualismus der englischen Philosophen, indem sie sich zugleich als gute Christen von dem Materialismus der Franzosen und dem Heidentum Shaftesburys fern zu halten suchen: das Dasein eines persönlichen Gottes und die Unsterblichkeit der Seele sind ihnen erweisbare und erwiesene Thatsachen. Gegen die französischen Rationalisten und Materialisten, welche am Hofe Friedrichs des Großen wirkten und welche das Schwäbische Magazin gern als Schwachdenker an den Pranger stellt, hat auch der junge Schiller eine unüberwindliche Abneigung: La Mettrie und Voltaire, sagt er in einer seiner Schulreden, hätten sich in tausend verunglückten Herzen eine Schandsäule errichtet.

Bei dem engen Zusammenhang, in welchem in jener Zeit der lehrhaften Dichtung die Philosophie und die Poesie standen, kann es nicht auffallen, wenn Schiller auch solche Schriftsteller als seine philosophischen Lehrer betrachtete, welche ihrerseits wieder nur die Gedanken des dogmatischen Zeitalters in sich aufgenommen, mit Geist weitergebildet oder dichterisch eingekleidet hatten. Wie viel fand er in Lessings Schriften wieder, was er bei Mendelssohn in einer weniger anziehenden, lehrhafteren Form gelesen hatte! Wie innig berührte sich Herder mit Rousseau! Nicht bloß die schönwissenschaftliche Prosa, auch die Dichtung selbst hatte

sich der Resultate der Philosophie bemächtigt. Pope brachte in England die Gedanken des schottischen Philosophen Shaftesbury in glatte Verse; die berühmtesten Dichtungen Hallers behandelten in poetischer Einkleidung die von Leibnitz aufgeworfenen und beantworteten Fragen nach der besten Welt, nach dem Ursprung des Übels u. s. w., während ein anderer Lieblingsdichter Schillers, Uz, die Leibnitzische Theodicee in ein Lehrgedicht einkleidete. Die Glückseligkeitslehre der schottischen Philosophen durchdringt die Jugenddichtungen Wielands, welcher sich im Preis der Sympathie und der weltbewegenden Macht der Liebe so wenig als Schiller genug thun kann und in seinem Lehrgedicht von der Natur der Dinge auch über den Zusammenhang von Leib und Seele handelt. Leibnitzische Gedanken, wie der von der Identität der Weisheit und Tugend, werden nicht bloß in Lehrgedichten vorgetragen sondern klingen auch in Dramen und lyrischen Dichtungen von Gottsched bis auf Kleist und Lessing beständig an.

Leibnitz-Wolf, Locke und die Schotten: das sind, direkt oder indirekt, die drei Quellen der Popularphilosophie des 18. Jahrhunderts; aus ihnen schöpft auch Abel, der Lieblingslehrer Schillers. Es ist nicht immer leicht und am Ende auch ohne Belang, die vielverknüpften Fäden im einzelnen bloßzulegen, durch welche Schiller mit der Philosophie seiner Zeit zusammenhängt. Die Quellen haben sich wiederholt vermischt, ehe sie in die Militärakademie drangen, und der schülerhafte Anfänger schöpft begreiflicher Weise nicht aus der ersten, sondern aus einer abgeleiteten Quelle. Den echt Leibnitzischen Gedanken z. B., daß der Mensch der glücklichste wäre, welcher bis zur völligen Durchschauung der Absichten des Schöpfers vorgedrungen wäre, hat er erst aus dem Lehrbuch von Ferguson kennen gelernt. Um so notwendiger aber ist es, die wenigen Gedanken zusammenfassend darzustellen, welche Schiller in der Militärakademie aus den Händen seiner Lehrer und Vorbilder empfing, und welche damals seine Weltanschauung bildeten.

Den Ausgangspunkt seines Denkens bildet die Betrachtung des Universums: ihn beherrscht noch die Leibnitzische Vorstellung von der besten Welt. Als einem ins Leben getretenen Gedanken Gottes ist ihr die größtmögliche Vollkommenheit und Ordnung zu teil geworden. Selbst aus Laster und Thorheit weiß der Schöpfer für den großen Haushalt seiner Welt Nutzen zu ziehen: aus der Lüsternheit des Sextus

Tarquinius (dieses Beispiel hat Schiller direkt aus Leibnitz entlehnt) wird die Freiheit Roms geboren. Die Ordnung der Natur selbst hält die von Gott vorher bestimmte Harmonie aufrecht: jede gute That fordert ihren Lohn, jedes Laster seine Strafe.

So wie das Weltgebäude im ganzen, ist auch jedes einzelne Wesen auf die allervollkommenste Weise geordnet: jede Monas ist nur ein Spiegel, welcher das Universum und die in ihm herrschende Ordnung wiederstrahlt. Aber der Geist ist mehr als die Monas: er ist nicht bloß Spiegel des Weltgebäudes, sondern er hat die Fähigkeit, etwas den Werken Gottes Ähnliches im Kleinen hervorzubringen. Wie das Universum selbst ein Gedanke Gottes ist, so ahmen die niedrigeren Geister das Wirken der Gottheit nach, indem sie dem Plane der Welt nach Zahl, Maß und Gewicht auf die Spur zu kommen suchen. Völlig erreichbar ist diese Erkenntnis keinem Geiste: in dem größeren oder geringeren Grade ihrer Einsicht in den Plan der Schöpfung besteht auch die größere oder geringere Vollkommenheit der Geister, von welchen auch der geringste nicht ganz ohne Vollkommenheit ist. So bildet sich eine Stufenleiter in der Organisation der das Weltall bevölkernden Wesen aus, ein Emporstreben aller Geister zur Gottheit, welches vom Wurm bis zum höchsten Seraph nicht bloß die Geister sondern alle Geschöpfe unter einander und mit der Gottheit verbindet. Denn man schloß auch die Thiere in diese Stufenleiter ein: Bonnet behauptete sogar eine gänzliche Gleichheit aller Seelen vom Erzengel herunter bis zur Auster, deren Seele in einem menschlichen Körper so gut wie Newton denken würde. In Schwaben waren diese Gedanken bekannt und beliebt; ein in Augsburg erschienener Aufsatz von dem ursprünglichen Geister- und Körperzusammenhang suchte das Leibnitzische System mit dem Newtonischen zu verbinden, indem er als die erste natürliche Tendenz jeder endlich abhangenden Monade und aller Monaden gegen die Welt eine allgemeine Anziehungsfähigkeit annahm, eine Zusammenwirkung aller gegen einander, wonach eine jede die andere an sich zieht. Freilich ist die Harmonia universalis nur im Verstand Gottes; aber jubelnd, wie der Schöpfer des Gedichtes „Die Freundschaft", erinnert sich der Verfasser, daß wir einmal Spiegel der Herrlichkeit Gottes werden: „Die ganze Monade ergießt sich in frohes Entzücken außer sich selbst; sie muß ausbrechen in tausend sinnliche Freudezeichen, daß sie mit allen Kräften ganz Freude geworden zu

sein scheint, die sich aller Welt mitteilet und alles Freudenfähige damit harmonisch erfüllet.“ Und ein späterer schwäbischer Autor rechnet in das unterste Reich der Geisterwelt auch die Tiere vom Elefanten bis zur Käsmilbe, welche mit den Seelen der Menschen zwar nicht von gleicher Art, aber durch Verbrüderung verbunden seien.

Wie die Welt die allervollkommenste ist, so ist auch das oberste Moralprinzip der Leibnitz-Wolfischen Schule das Gebot des Menschen an sich selbst: Perfice te! Vervollkommne dich selbst! Diese Vollkommenheit besteht aber in der Erkenntnis, die Sittlichkeit des Menschen besteht in mehr oder weniger hellen Begriffen. Davon ist dieses Zeitalter so völlig durchdrungen, daß Gottsched als echter Wolfianer die Quelle des Bösen in der Schwäche des Intellektes sucht: denn wenn er es nur einsieht, will der Mensch immer das Gute. „Was ist,“ fragt Kleist, „ein guter Gemütscharakter anders als gute Begriffe von Schönheit, Tugend, Glückseligkeit, von dem was edel und groß ist und die Harmonie der Welt befördert?“ Uebelgesinnt sein heißt übel denken; tugendhaft handeln und vernünftig handeln ist einerlei. Und ebenso Lessing in seinem Freigeist: „Worin kann die Schönheit der Seele anders bestehen als in erhabenen Begriffen von Gott, von uns, von unseren Pflichten, von unserer Bestimmung?“ Der Selbstrecensent der Räuber aber macht gegen den klügelnden Bösewicht Franz Moor die Einwendung, daß sein philosophisches Nachdenken über Gott und den Menschen ihn notwendig hätte veredeln müssen. Er verknüpft wie seine Zeitgenossen die Begriffe von Weisheit und Tugend.

Mit dem Gedanken von der besten Welt verbindet sich notwendig der weitere: daß auch der Mensch in dieselbe einbegriffen sei; daß der Schöpfer ihn nur zur Glückseligkeit bestimmt haben könne. Der sanguinische Wieland hält alle Wesen für eine endlose Glückseligkeit bestimmt, deren Quelle wiederum die Vollkommenheit ist. Aber auch der besonnenere Verfasser des „Freigeistes“, welcher das äußere Glück so sehr verachtete, läßt seinen Helden sagen: „Wir sollen glücklich in der Welt leben, dazu sind wir einzig und allein geschaffen.“ Die bedenkliche Seite dieser eudämonistischen Philosophie, welche später namentlich in Wielands Dichtungen hervorgetreten und durch Kant und Schleiermacher überwunden worden ist, wird dadurch verhüllt, daß man die Glückseligkeit an die Vollkommenheit knüpft und also auch die Begriffe von

Glück und Tugend mit einander identificiert: wer sein Glück will, muß auch tugendhaft sein; und der glücklichste Mensch ist auch der tugendhafteste.

Um die Ausbildung dieser Glückseligkeitslehre haben sich die schottischen Moralphilosophen hervorragend bemüht. Sie priesen die Glückseligkeit, welche in der Tugend liegt, als das höchste Gut; und indem sie die Natur der menschlichen Empfindungen und Neigungen untersuchten, ging ihnen der Begriff und die Bedeutung der Liebe auf, in welcher der Mensch das Glück seines Nebenmenschen mitgenießt und dadurch die eigene Glückseligkeit verdoppelt. „Vervielfältiget", ruft der Schüler der schottischen Philosophen, der Verfasser des goldenen Spiegels aus, „vervielfältiget euer Wesen, indem ihr euch gewöhnet, in jedem Menschen ein anderes Selbst zu lieben. Schmecket, so oft ihr könnet, das reine zärtliche Vergnügen andere glücklicher zu machen." Diese Glückseligkeitslehre hat, wie man sieht, eine doppelte Seite. Eine stoische und heroische, welche die Liebe bis zur Selbstaufopferung treibt und alles daransetzt, um das Glück des Nebenmenschen zu befördern. Aber auch eine eudämonistische und epikuräische; denn die Liebe, welche das Glück des Nebenmenschen bloß befördert, um es selber mitzugenießen, ist im letzten Grunde dennoch bloßer Selbstgenuß und Egoismus. Vor der Hand fiel nur die erste Seite ins Auge: aus Gesichtspunkten und mit Schlagworten der Leibnitz-Wolfischen Philosophie führte man den Begriff der Liebe auf die Lust an der Harmonie und Ordnung zurück; man definierte sie als Vorstellung von der Vollkommenheit eines Gegenstandes oder als Trieb zur Vollkommenheit, Trieb zum Großen und Schönen. Nach Schiller hat Gott den Menschen die Liebe zu sich selbst, zu dem Nächsten und zu Gott gegeben, um ihre Schwäche gegenüber den Engeln aufzuwägen, ja selbst der Gottheit eignete Leibnitz ein tiefes Liebesbedürfnis zu: sie fühlt wie alle Geister das Bedürfnis sich mitzuteilen, sich vernünftigen Kreaturen zu erkennen zu geben, und sie hat es deshalb vorgezogen, sich mit mitgenießenden, unvollkommeneren Geistern zu umgeben als ewig allein und einsam von der Selbstanschauung zu leben. Es bedarf kaum des Hinweises, daß neben philosophischen Voraussetzungen auch das tiefe Empfindungsbedürfnis des Jahrhunderts die Quelle solcher Vorstellungen bildet.

Er war keineswegs der bedeutendste unter den Philosophen der schottischen Schule, welchem Schiller am meisten zu Danke verpflichtet

war. Der feine sinnliche Shaftesbury, welcher die Tugend mit der Schönheit identifiziert, das Gute in dem Schönen bereits enthalten findet und mit seinem heidnischen Enthusiasmus für das alte Griechentum dem Dichter der Götter Griechenlands vorarbeitet, ist Schiller jedesfalls erst später bekannt geworden, obwohl gerade im Jahre 1779 eine sehr gute deutsche Uebersetzung erschienen ist. Auch Hutcheson, welcher das wahre Ziel der Tugend in die Beförderung des öffentlichen Wohles setzt und die Glückseligkeit als die beständige leidenschaftslose Tugend oder als das möglichst ausgedehnte Wohlwollen definiert, ist ihm nur indirekt durch Ferguson bekannt geworden, welcher den später bei Schiller so beliebten Vergleich zwischen dem Wohlwollen in der sittlichen und der allgemeinen Gravitation in der körperlichen Welt aus Hutcheson wiederholt. Sein eigentlicher Führer ist der eben genannte Ferguson geworden, der Nüchternste unter ihnen allen, dessen „Grundsätze der Moralphilosophie" Garve im Jahre 1772 übersetzt und mit Anmerkungen versehen hatte. Hier fand Schiller in einem schlanken Bande von der Form und Einrichtung eines Handbuches eine ganze Philosophie in knappen Sätzen enthalten. Er fand noch mehr: eine ganze Encyklopädie praktischer Kenntnisse, in einem geschlossenen System vorgetragen. Mußte ihm manches recht albern erscheinen, wie wenn es heißt „zur Bequemlichkeit gehören Häuser, Kleider, Hausgeräte, Werkzeuge und Equipage"; so war ihm dafür manches andere nur um so willkommener. Das Kompendium beginnt in der Einleitung mit einem kurzen Abriß der Logik. Sein eigentlicher Inhalt zerfällt in 7 Teile: in dem ersten, welcher für Schillers medizinische Dissertationen von Bedeutung wurde, wird von der natürlichen Geschichte des Menschen (Physiologie und Psychologie) gehandelt; in dem zweiten, welcher für Schillers Philosophie die entscheidenden Anregungen bot, von der Theorie der Seele; in dem dritten von der Gottheit, in dem vierten von den moralischen Gesetzen, in dem fünften von der Rechtswissenschaft, in dem sechsten von den Gewissenspflichten, in dem siebenten von der Staatskunst. Ein Anhang enthält die Anmerkungen Garves, welche für Schiller oft noch ergiebiger waren als der Text des Buches selbst.

Es wird sich im Verlauf unserer Darstellung noch oft genug die Gelegenheit und die Notwendigkeit ergeben, die Ausbildung Schillerischer Gedanken an Ferguson anzuknüpfen. Hier, wo es sich um die allge-

meinen philosophischen Grundlagen handelt, kommt zunächst der zweite Teil: „die Theorie von der Seele" in Betracht. Er handelt hauptsächlich von den zwei Gesetzen der Selbsterhaltung und der Geselligkeit: der Mensch begehrt natürlicher Weise zunächst alles das, was er sich selbst als nützlich vorstellt; dann aber auch das, was die Wohlfahrt seiner Nebengeschöpfe, das allgemeine Beste fördert. Um dieses Gesetz der Geselligkeit recht deutlich zu machen, zieht Ferguson die allgemeine Wirksamkeit des Gesetzes der Schwere zum Vergleich herbei: ausführlich und in längerer Parallele wird dargethan, daß die Gravitation die Körper auf ganz ähnliche Weise einander nähert, wie das Gesetz der Geselligkeit die Menschen zur Ausübung allgemein nützlicher und zur Abstellung allgemein schädlicher Handlungen zusammenführt. Welche edlen Gesinnungen in der Lehre dieser schottischen Philosophie zum Ausdruck kamen, das wird noch deutlicher, wenn wir einen Seitenblick auf die Materialisten in Frankreich werfen. Während dort Helvetius alle menschlichen Tugenden bloß aus den Triebfedern der Eitelkeit, des Stolzes und des Eigennutzes zu erklären suchte, behauptet Ferguson im Gegentheil, niemand könne ausgenommen von sich selbst gewiß sein, daß es keine reinen Antriebe von Wohlwollen und Menschenliebe gebe. Hier hat nicht nur Schillers Pathos gegenüber den das Menschenglück zerstörenden Tyrannen und Eroberern neue Nahrung gefunden, hier haben nicht bloß die Freundschafts- und Laura-Oden der Anthologie ihre geläufigsten Bilder entlehnt: hier wurzelt auch der Selbstaufopferungsgedanke des Marquis von Posa, und in Fergusons Lobpreisung des Triebes zur Geselligkeit liegen die Keime, aus welchen später das „Eleusische Fest" und eine der schönsten Stellen der „Glocke" entstanden sind.

In der Militärakademie nahm die Philosophie eine hervorragende Stellung ein. Zwar das wissenschaftliche Resultat des Studiums war ein geringes; aber die Philosophie erwies sich als ein vortreffliches pädagogisches Mittel, um die Denkthätigkeit und das Gestaltungsvermögen anzuregen und auszubilden. Namentlich die der Privatarbeit gewidmeten Stunden, welche mit den Vorlesungen abwechselten, sollten den Zöglingen die Gelegenheit geben, allgemeine Gedanken selbständig fortzuentwickeln und eigentümlich auszudrücken. Ein spekulativer, philosophischer Geist lebte deshalb auch in allen Karlsschülern und nicht bloß in den zur Reflexion immer geneigten Schwaben: auch Cuvier und andere Aus-

länder brachten aus der Akademie den weiten Blick über das Ganze, die Umsicht neben der Einsicht, die Gewohnheit selbständig zu denken und gern zu generalisieren ins Leben mit. Und noch ein anderes: hier wurde das Formtalent nicht wie anderswo mittelst des Studiums der antiken Autoren gebildet sondern im Anschluß an den philosophischen Unterricht. Nicht um ihrer selbst willen wurde die reine Form gesucht: sondern die stilistische Begabung war von vornherein in den Dienst des Gedankens gestellt. Hier hat auch Schiller die Anregung erhalten, sich in dem Ausdruck und der Darstellung allgemeiner Gedanken zu üben: eine Neigung, welche er später zeitlebens beibehalten und in Prosa und Versen bethätigt hat.

Neben den obligaten Ausarbeitungen philosophischer Themen hat Schiller gewiß auch aus eigenem Antrieb manche Fleißarbeit geliefert, wie später Christian Pfaff seinem geliebten Lehrer Abel selbständige Aufsätze über philosophische Materien zur Korrektur übergab. Am meisten aber lockte der Ruhm eines Selbstdenkers bei den Festlichkeiten der Akademie. Denn neben den poetischen Glückwünschen und den dramatischen Aufführungen wurden an den Festtagen der Gräfin und des Herzogs auch öffentliche Reden in deutscher oder französischer Sprache gehalten, zu welchen der Herzog die Themen aufgab. Diese Themen waren einförmig genug: sie handelten im wesentlichen von der Religion und der Tugend, welche der Herzog damals überhaupt als drittes Wort im Munde führte; und sie waren in der Absicht aufgegeben, daß der Festredner am Schlusse eine schmeichelhafte Anwendung auf Franziska oder den Herzog mühelos herausfinden konnte. Hier beschäftigte sich die Jugend der Militärakademie, welcher außer der Gräfin kein erwachsenes Frauenzimmer vor Augen kam, in platonischer Weise mit den Tugenden des weiblichen Geschlechtes und brachte der Geliebten des Fürsten in abstrakten Formen ihre galanten Huldigungen dar. Der eine handelt so im allerhöchsten Auftrage de l'influence du beau sexe sur les arts; ein anderer sur les talents supérieurs du beau sexe; ein dritter de l'image de la belle Nature dans une femme vertueuse; ein vierter „was größer sei: eine männliche oder weibliche schöne Seele." Im Jahre 1779 waren gleichzeitig mit Schiller noch 28 andere Eleven bereit, ihre prächtig geschriebenen Reden am Geburtstag der Gräfin vorzutragen, und das Wort „Tugend" wäre von jedem andern ebenso oft mit Em-

phase ausgesprochen worden als von Schiller. „Von der Standhaftigkeit tugendsamer Frauen?“, „Ist wahre unverfälschte Tugend eins mit Religion im strengsten Verstande?“, „Kann Tugend Tugend sein ohne geoffenbarte Religion?“, „Daß ungezwungene Bescheidenheit und Leutseligkeit das Sinnbild der Tugend sei“ — so lautete in unzähligen Variationen das Thema ihrer Reden.

Auch bei den feierlichen Prüfungen durften sich die Zöglinge nicht bloß als Respondenten und Opponenten hervorthun und ihre dialektischen Künste selbst gegenüber dem Herzog entfalten, welcher sich nicht selten in die Debatte mischte: sondern am Tage der Preisverteilung, welche die Feierlichkeiten mit großem Prunke abschloß, hatten Professoren und auserwählte Zöglinge dem Herzog in wohlstudierten Reden zu danken. Der Herzog selbst ergriff bei dieser Gelegenheit, nach genauer Vorbereitung, das Wort und zeigte auch seinerseits, daß er die schottischen Moralphilosophen verehrte, wenn er die Versammlung pathetisch versicherte, daß seine Glückseligkeit bloß in dem Glücke der vielen Tausende bestehe, welche die Vorsicht ihm anvertraut habe. In diesen Reden, welche sowohl in lateinischer als in deutscher Sprache gehalten wurden, waren die Themen mannigfacher und abwechslungsreicher. Juridische und medizinische, philologische und geschichtliche Fragen wurden aufgeworfen und erörtert; staatswissenschaftliche Vorträge durften auf das besondere Interesse des Herzogs rechnen. Auch hier aber bestand das Kunststück hauptsächlich in der Geschicklichkeit, die allgemeine wissenschaftliche Erörterung geschickt auf die Person des Herzogs hinauszuspielen und diesen mit der Apostrophe am Schlusse in eine möglichst brillante Beleuchtung zu setzen. Das Stammeln mit Worten; die zitternde Thräne im Auge; der stereotype Ausblick in die fernste Zukunft, in welcher die spätesten Enkel den Stifter ihres Glückes segnen oder — wie es mit einer selbst im Revers des alten Schiller wiederkehrenden Formel heißt — zum Denkmal ihres Wohlthäters wallfahrten werden, gehört zu dem unentbehrlichen Apparat dieser Exercitien in der höheren Schmeichelkunst. Wenn der Lehrer des Staatsrechtes, Professor Hoffmann, von der Glückseligkeit eines Landes sprach, dessen Fürst selber regiert: wer hätte irgend wohin auf einen anderen Fürsten raten können, welcher die Zügel der Regierung strammer in den Händen hielt als Herzog Karl? Am liebsten freilich ließ sich der Herzog auch bei dieser Gelegenheit als

Stifter der Karlsschule bewundern: die pädagogischen Themen waren deshalb die beliebtesten. Wenn B. Haug 1773 von der Notwendigkeit und den Kennzeichen einer guten Erziehung sprach, dann ergab sich die Anwendung auf die neu begründete Schule von selbst. Wenn ein Jahr später derselbe Staatsrechtslehrer „von denen Oberlandesherrlichen Befugnissen über die Jugend eines Staates, sonderlich in Rücksicht auf Erziehung derselben, als derselben größte und nötigste Wohlthat" redete: so sollte damit dem Murren aller derjenigen begegnet werden, welche der Herzog eben damals nicht ohne moralischen Zwang in seine Pflanzschule versetzt hatte. Und als Böck das Wort ergriff „über die Ordnung als Seele der Erziehung", da wird er es sich schwerlich versagt haben, die militärische Pünktlichkeit der akademischen Einrichtungen als echter Wolfianer herauszustreichen. Aber auch ganz unverblümt hielt einmal der Kanzler der Universität Tübingen, Professor Reuß, eine lateinische Rede über die Vortrefflichkeit der Herzoglichen Militärakademie, besonders in Rücksicht auf den Religionsunterricht. Auf ausdrückliche Vorschrift des Herzogs, welcher in allem den Schein freiester Bewegung erwecken wollte, mußte der beliebte Rechtslehrer Hochstetter auch „von dem unmittelbaren Rechte der Jugend eines Staates an den Regenten desselben in Absicht auf Erziehung" handeln. Ja, der Herzog selbst ließ sich herab, vor seinen Söhnen die Grundsätze einer systematischen und planmäßigen Erziehung zu erörtern, wodurch sie aufs neue überzeugt werden sollten, wie Er in allem und jedem für sie besser als ihre Väter gesorgt habe. Indem er ihnen so mit eindringlichen Worten das Glück ihrer Erziehung vor Augen stellte, fügte er in einer gewichtigen Schlußwendung die ernste Warnung hinzu: daß sie einstens würden Rechenschaft ablegen müssen, ob sie sich dieses Glückes würdig gezeigt hätten.

Alle diese Themen, und nicht bloß die aus dem weiten Gebiete der Philosophie selbst genommenen, wurden in dem philosophischen Geiste behandelt, welcher an der Akademie herrschte. Man sucht immer auf das Wahre und Echte, auf den innersten Kern der Dinge zu kommen: man steht auf der hohen Warte des Weltweisen oder des Moralisten im Sinne Shaftesburys. Man unterscheidet die wahre Größe, den wahren Ruhm, das wahre Glück, die echte Aufklärung von der falschen, und sucht die Fehler zu vermeiden, in welche derjenige nur zu leicht verfällt, der sein wahres Beste nicht einsieht. So unterschied einmal der Herzog

selbst sehr genau zwischen der echten und der falschen Aufklärung, indem er mit den Worten schloß: „Sie, meine Herren, haben zur echten Aufklärung beigetragen, wenn Sie Ihren Ruhm darin suchen, dem Fürsten, dem Vaterlande den Zoll Ihres Fleißes darzubringen, sich als einen Verehrer der Religion, als nützliches Mitglied des Staates, als eine Stütze der Ihrigen darzustellen". Und als er später in der letzten Rede, welche er an der hohen Karlsschule gehalten hat, sich anschickte ein Bild der echten Größe zu entwerfen, da borgte er den Maßstab für dieselbe wiederum bei den schottischen Philosophen: derjenige erscheint ihm als der Größte, welcher das gemeinschaftliche Glück, die Vervollkommnung des Ganzen am meisten fördert. Das kann aber nicht durch tumultuarische Unruhe, sondern nur durch eine seit der ersten Jugendzeit zweck- und ordnungsmäßig angelegte Thätigkeit geschehen. Der echte große Mann erkennt als seine erste Pflicht: Christ zu sein; als die zweite den Gehorsam gegen seinen Fürsten. Er liebt die Wahrheit, ohne sie schroff hervorzukehren; er sucht Beförderung, ohne sie an sich zu reißen. Er haßt vor allem die eitle Ruhmsucht: „Nichts ist so gefährlich als der Hang nach außerordentlichen Dingen, nichts so verderblich als die Begierde sich ausschließend vor andern zu zeigen, um Bewunderung zu erregen". . . . Nicht anders wird der Herzog auch zu Schillers Zeiten gesprochen und auf diesen so wenig den Eindruck verfehlt haben als einige Jahre später auf den Mathematiker Christian Pfaff, welcher, ob es ihm gleich nicht entging, daß der Herzog nur aus dem eigenen Ich geschöpft habe, sein Bild des echten großen Mannes so würdig, edel und innig fand, daß der heftigste Demokrat damit zufrieden sein dürfte. „Ich fühle mich durch die treffende Schilderung neu belebt zum Guten. Es war ein Ideal, das zur Nacheiferung erweckte und auf einen Cato so wohl paßte wie auf einen Sohn der Monarchie." So redet in der Zeit der französischen Revolution ein Sohn des Herzogs, welcher wie die meisten Kommilitonen der Sache der Freiheit aus ganzem Herzen zugethan war.

Auf uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts machen diese Hofreden freilich einen unerfreulichen Eindruck durch den Ton kriechender Schmeichelei, welcher durch die stehende Versicherung der Festredner, daß der Verdacht der Heuchelei von ihnen fern bleiben möge, nur noch verstärkt wird. „Wie man der Großen am bittersten spottet, wenn man

ihnen schmeichelt, daß sie die Schmeichler hassen," sagt später Schillers Karl Moor. Damals aber hat auch er dieses Rauchfaß geschwungen, und er ist hinter seinen Kollegen so wenig zurückgeblieben, daß er sie leider auch hier an Geschick und Talent übertroffen hat. Der Herzog wollte, wie Dom Philipp, die „Wahrheit" hören: wie er sich als Opponent bei den Prüfungen seinen Söhnen entgegenstellte und mitunter in die Enge treiben ließ, so sollte auch in den Reden nur männlicher oder jugendlicher Freimut das Wort führen. Daß die Zöglinge ihn als ihren Vater liebten und keine andern als die liebevollsten und dankbarsten Gesinnungen gegen ihn hegten, verstand sich für ihn ganz von selbst. So durfte es Schiller, welcher in jenem Gutachten in devotester Form „einige Punkte" des herzoglichen Befehls ungestraft verworfen hatte, auch als öffentlicher Redner wagen, die Großen der Welt darauf aufmerksam zu machen, daß sie Menschen sind und als solche ihre Leiden haben; wie später sein Posa dem König Philipp vorhält: „Sie blieben selbst noch Mensch ... Sie fuhren fort als Sterblicher zu leiden." Er verstand es aber auch besser als andere die Begriffe von Vollkommenheit und Tugend, die Gedanken von aufopfernder Liebe und Beförderung des allgemeinen Wohles, welche den Akademisten aus den Lehrbüchern der schottischen Philosophen und aus der Geschichte der Alten geläufig waren, zur Huldigung für den Fürsten und seine Geliebte auszunützen. Nicht, wie man behauptet hat, zu solchen Idealen hat der junge Schiller ihre Person hinaufgeschraubt; sondern nach einer in der Akademie bestehenden Sitte und nach einer üblichen Formel hat er die Anwendung von den abstrakten Idealen der Weisheit und Tugend auf die gefeierten Persönlichkeiten gemacht. Schiller redet hier mehr als sonst die schmeichelnde Sprache eines Hofes aus dem Zeitalter der absoluten Monarchen nach dem Muster Ludwigs XIV. Wie später sogar sein Posa unter strengster Beobachtung der Etikette vor dem König erscheint und erst sein Knie vor ihm beugt, ehe er ihm in die Seele greift; wie Tell dem Geßler die Reverenz erweist, welche er seinem Hute versagt hat: so trägt auch der junge Schiller kein Bedenken, sich einem bestehenden Zeremoniell und einer herrschenden Etikette zu unterwerfen. In wie demütigen und niederträchtigen Wendungen sich aber die Hofsprache und der Kanzleistil in Württemberg damals gefielen, davon hat schon Nicolai ein artiges Probestück dem Gelächter preisgegeben: „Seine Herzogliche Durchlaucht haben den

11. Februar 1728 die Anzahl der Hohen in der Welt zu vermehren geruht", mit diesen Worten zeigt der offiziöse Kalender den Geburtstag des Herzogs an. Kein Wunder daß auch der Eindruck des höfischen Stiles in Schillers Reden ein unerfreulicher ist, und er wird zum widerlichen, wenn wir dem Verdachte Raum geben, daß der junge Schmeichler als Heuchler gegen seine Ueberzeugung sprach und denjenigen, welchen er hier als Ideal der Tugend und Weisheit feierte, im Innern seines Herzens verachtete. Die Verantwortung freilich würde auch in diesem Falle den Auftraggeber treffen: aber das Bild einer von dem Gift der Heuchelei früh angefressenen Seele bliebe bestehen.

Wie es indessen Schiller ums Herz war, als er diese Reden hielt, darüber fehlen uns, wie über sein Verhältnis zum Herzog überhaupt, aus jener Zeit alle Zeugnisse. Erst aus den Tagen seiner Flucht, in welchen Schiller dem Herzog unter ganz veränderten Verhältnissen gegenüber stand, sind uns Äußerungen von Schiller über den Herzog und seine Schule erhalten, aus welchen begreiflicher Weise nur Abneigung und Widerwille spricht. Aber wir dürfen mit Grund vermuten, daß Schiller dem Herzog während seiner akademischen Jahre nicht immer so trotzig und feindlich gegenüber gestanden ist.

Hier kommt zunächst das Verhältnis der Schwaben überhaupt zu ihrem Herzog in Betracht. Schätzbare und scharfsichtige Beobachter schildern uns das dynastische Gefühl bei den Schwaben hoch entwickelt. Haller schreibt 1723 unter der elenden Regierung des Herzogs Eberhard die Worte in sein Tagebuch: „Also hatte das Land sich seiner Fürsten wenig zu rühmen, und war doch alles getreu, ergeben und eifrig, ohne Murren, ohne Stachelschriften und nahm die Unordnung am Hofe als eine Strafe vom Himmel an." Und ebenso froh und zufrieden, ja noch dazu stolz auf ihr Regiment fand im Jahre 1781 Nicolai die Württemberger unter Herzog Karl. Sie kamen sich als freie Bürger vor, klagten nicht wie die Reichsstädter in Nürnberg und Ulm, und sahen auf die vermeintlich geknechteten Brandenburger von oben herab. Sie betrachteten ihre Regierungsform als eine Vermischung der Aristokratie mit der Monarchie, für ein Abbild der engländischen im Kleinen: aus dem Bestand einer Verfassung datiert ihre politische Begeisterung für das konstitutionelle England. Hat doch noch ein englischer Staatsmann wie Fox den Satz wiederholt, es gäbe Eine freie Regierung auf dem Kontinent

und diese Eine sei im Lande Württemberg: dieses hätte ein Parlament und drei Stände gleich den Engländern. Mit einer bissigen Anspielung auf die Moser, Huber, Schubart u. a. machte Nicolai die schlagfertige Bemerkung: nur schienen ihm die Württemberger keine habeas corpus-Akte zu besitzen. Aber thatsächlich gelobten ja die Herzoge bei ihrem Regierungsantritt auch die Sicherheit der persönlichen Freiheit, und wenn sie sich auch weiter nicht an ihr Wort banden, so trösteten sich die Württemberger darüber leichtsinnig mit einem Blick nach auswärts: dunkle, unterirdische Kerker gehörten zu dem Hofstaat der Erdengötter damaliger Zeit, und wie die Herzoge von Württemberg ihren Hohentwiel und Asperg, so hatten andere Fürsten ihre Bastillen, ihre Wesel, Magdeburg, Spandau, wo so mancher Patriot auf faulem Stroh ohnmächtig vermodern mußte. Und wie Haller so versichert uns Nicolai, daß die Württtemberger ihren Herzog lieben, auch wenn sie nicht mit allen seinen Anordnungen einverstanden sind. Trotz den Konflikten mit den Landständen war Karl ein beliebter Fürst: und seitdem er als Landwirt in aller Einfachheit zu Hohenheim lebte, beschwerte man sich zwar noch über die Landstände, aber selten über den Herzog, dessen Fehltritte in dem Herzen seines Volkes längst vergeben und vergessen waren. Seinen kostspieligen militärischen Neigungen rühmte man jetzt nach, daß die Schwaben durch seine Heeresrefom eine bis dahin für unmöglich gehaltene Behendigkeit erlangt hätten, und man wußte, leider nur in Schwaben, von großen Heldenthaten zu erzählen, die er im siebenjährigen Krieg vollbracht haben sollte. Die Unterthanen waren selber stolz darauf, wenn der Hof des Schwabenherzogs als einer der ersten in Europa bezeichnet wurde; und da der größte Teil der Bürger vom Hofe und den salarierten Kollegien lebte, so nahmen die Handwerke einen höheren Aufschwung, welcher die Neigung zum Luxus auch bei dem Bürgerstande erweckte. Aus dem Gesichtspunkte der Cirkulation des Geldes wurden selbst die verschwenderischen Bauten und Lustbarkeiten entschuldigt und nur von den Bauern verurteilt, welche die Frohndienste zu leisten hatten. Diesen übereinstimmenden Zeugnissen gegenüber kann das (im übrigen auffallend milde) Urteil nicht aufkommen, welches Reinwald im Jahre 1784 aus dem Vaterhause Schillers schöpfte: „Der Herzog wird wegen seiner Talente bewundert, aber nicht geliebt. Sein Geschmack vom ersten besten Einwohner in Stuttgart censuriert;“ — so und nicht stärker sprachen die

Eltern nach Schillers Flucht. Dazu kommt endlich die gewinnende Persönlichkeit des Herzogs, welchem selbst seine Feinde besondere Talente nicht absprechen konnten. Daß ihm hinter dem gelehrten Anstrich echte Bildung und wissenschaftliche Kenntnisse fehlten, war für die wenigsten seiner Unterthanen erkennbar. Auch der maßlose absolutistische Hochmut, der sich hinter dem äußeren Anschein der Leutseligkeit versteckte, blieb ihrem Auge verborgen. Sie hielten sich an die zahllosen Wohlthaten und Gnadenakte, welche ihnen in Wochenblättern und Hofberichten immer wieder vorerzählt wurden, und vergaßen bald das Unheil und die harten Strafen, welche sie über den Nachbarn hatten hereinbrechen sehen. Diejenigen aber, welche die schwere Hand des Herzogs gefühlt oder noch zu fürchten hatten, wanderten aus: daher die jährlich zunehmende Anzahl der Auswanderer, welchen selbst ein herzogliches Verbot keinen Einhalt thun konnte. Ausgezeichnet aber verstand sich Karl auf die wahre Kunst des Despoten, mit der einen Hand Strafen zu verhängen und mit der anderen seine Gnaden auszustreuen: die Kinder Schubarts versorgte er ebenso freigebig und liebevoll, als er ihren Vater hart und grausam gezüchtigt hatte; er zeichnete den Sohn in der Militärakademie bei jeder Gelegenheit aus und zog ihn mit Vorliebe an die herzogliche Tafel, während die Tochter, auf Kosten Franziskas in der École erzogen, von ihrer Gönnerin oft Geschenke aus echtem Silber empfing. In denselben Tagen ferner, in welchem er dem armen Dichter gegenüber ein so felsenhartes Herz bewies, folgte auch er dem humanitären Geiste des Jahrhunderts, indem er durch ein Reskript bei Gefahr empfindlicher Strafen die Pflicht einschärfte, den Selbstmördern oder Verunglückten beizuspringen und alle Hülfe willig zu leisten. So war, was uns heute fast Unmöglichkeit scheint, in jener Zeit der politischen Unreife und Kindheit dennoch wahr: der Herzog Karl war ein populärer und beliebter Fürst. Neben seiner großen und stattlichen Figur mit dem vollen, geröteten Gesicht und der zwischen großen Augen stark hervortretenden Nase schien den Schwaben der schlichte Kaiser Josef nicht sonderlich viel vorzustellen. In seiner gewöhnlichen Tracht: in dem kirschroten Rock und der schwefelgelben Weste; mit der schwarzatlassnen Hose, über welche er nach alter Mode graue Strümpfe bis an die Weste hinaufzog; mit den hohen, durch Fischbein steif gehaltenen Stiefeln; ein kleines goldbordiertes Hütlein über der mit Buckeln und einem Zopfe

ausgestatteten gepuderten Frisur — so ist sein Bild den Unterthanen noch nach seinem Tode gegenwärtig geblieben.

In der Militärakademie stand man dem Hofe näher, und hier kannte man den Herzog besser. Wie man aber über ihn urteilte, das können wir aus zahlreichen gleichzeitigen und späteren Berichten der Karlsschüler erfahren. Aus allen geht hervor, daß die Zöglinge auf seine Absichten ohne Rückhalt einzugehen bestrebt waren: sie betrachteten den Herzog wirklich als ihren Vater und sich selbst als seine dankbaren Söhne. Die Brüder Breitschwert sehen es als ein Glück an, in die Akademie aufgenommen zu werden: sie rühmen die persönliche Aufsicht des Herzogs, von dem sie mit einer Milde und Sorgfalt erzogen worden seien, die von keinem leiblichen Vater übertroffen werden könnten und durch welche er die Herzen aller an sich zog. „Seine Gnade war die größte Belohnung, seine Verweise die größte Strafe." Ch. H. Pfaff, von welchem drei Brüder in der Akademie studierten, kann die Stunde der Aufnahme gar nicht erwarten und vergißt voll Freude und Ungeduld darüber das Mittagessen: ein Beweis, daß ihm seine Brüder ihren Aufenthalt nicht mit abschreckenden sondern mit anziehenden Farben geschildert haben. Cuvier sehnte sich, nachdem er drei Monate die Freiheit genossen, wieder in die Akademie zurück. Und 100 Jahre nach der Geburt des Herzogs, im Jahre 1828, haben von den überlebenden Zöglingen der seit 34 Jahren aufgehobenen Anstalt nicht weniger als 209 Männer und Greise den 11. Februar mit Enthusiasmus gefeiert, welche sich, in reifen Jahren und trotzdem die Geschichte damals bereits die Regierung des Herzogs gerichtet hatte, dennoch des Wohlthäters ihrer Jugend nicht schämten. Ihr dankbares Herz hat sie nur selbst geehrt! Nicht bloß viele einzige Söhne niederen Standes sind durch die Akademie zu Besitz, Ruhm und Ehre gelangt, welche sonst die Klosterschulen überfüllt hätten und sich gegenseitig nur im Wege gestanden wären: auch ganzen Familien hat der Herzog die Last der Erziehung abgenommen, indem er von den Pfaff, Wolzogen, Hoven u. a. gleichzeitig zwei bis vier Söhne in seiner Akademie versorgte; und das geschah durchaus auf Kosten der herzoglichen Schatulle, da weder das Land noch die Stände einen Heller zur Erhaltung der Pflanzschule beitrugen. Auch wahre innere Teilnahme brachte der Herzog seinen Zöglingen entgegen und er war keineswegs ohne Scharfblick für die individuelle Anlage und Begabung derselben. Daß Dannecker anfangs zum Tänzer und Zumsteeg

zum Bildhauer bestimmt wurde, spricht nicht dagegen, sondern bezeugt vielmehr, daß energisch hervortretenden Talenten freie Laufbahn gelassen wurde. Gerade an Schiller selbst aber hat sich der Scharfblick des Herzogs zweimal bewährt. Als in den ersten Jahren alle seine Lehrer an ihm verzweifelten, soll sich der Herzog geäußert haben: „Laßt mir diesen nur gewähren, aus dem wird etwas"; und wie er später nicht ohne Prahlerei eine von den Fachmännern verurteilte medizinische Arbeit Schillers einem Staatsbeamten zur Lektüre mitteilte, werden wir noch erfahren. Ganz lehrreich ist in dieser Hinsicht auch sein Briefwechsel mit Friedrich Pfaff, welcher von einer mittelst staatlicher Unterstützung unternommenen Reise dem Herzog Bericht zu erstatten hatte. Karl nimmt dieselben nebst dem stereotypen Dank für das väterliche Wohlwollen freundlich entgegen und knüpft an die väterlichen Ermahnungen doch auch ganz verständige Forderungen an: wie wenn er „ohne jede falsche Schminke" eine unparteiische Nachricht verlangt, in welchen Wissenschaften Württemberg hinter dem Auslande zurück und vor ihm voraus sei. Nicht bloß dem Herzog ins Gesicht, sondern auch in einem Brief an Lichtenberg bekennt Pfaff aufrichtig, daß sich der Herzog sehr gnädig gegen ihn bezeigt habe: wie er ihm denn wirklich bald darauf trotz dem vorliegenden Reverse ohne Anstand die Erlaubnis erteilte, eine Professur in Helmstädt anzunehmen. Wenn ferner die sonderbaren Fragen des Herzogs bei den Prüfungen über die Mängel seiner wissenschaftlichen Bildung kaum einen Zweifel ließen und die Kandidaten oft nur mit Mühe das Lachen unterdrücken konnten, so galt der Herzog seinen Zöglingen doch als das, was er in seinen Reden vorstellen wollte: als das Muster eines nach allem Großen strebenden Geistes und als das Vorbild eines echten Weisen. So nennt ihn Pfaff; und sein Sohn, der Herausgeber der Briefe, rühmt noch außerdem an dem württembergischen Tyrannen die freisinnige, über die Finsternis seines Zeitalters kühn sich erhebende Denkungsart. Wirklich wußte sich Karl später mit Custine zum Vorteile seiner Länder abzufinden, und er bezeigte sich in Paris geradezu als einen Freund der neuen Verfassung: ja es wurde erzählt, daß er sogar die Nationalkokarde aufgesteckt hätte. Sicher ist nur, daß die Militärakademie von dem Nachfolger Karls, welchem der republikanische Sinn der Karlsschüler ein Dorn im Auge war, unter der Motivierung aufgehoben wurde: daß Karl selbst hier Freiheitssinn und Irreligiosität begünstigt habe.

Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß Schiller sein Verhältnis zu dem Herzog von Haus aus mit andern Augen betrachtet habe als seine Genossen, das heißt: daß er in dem Herzog nicht ebenfalls seinen Wohlthäter verehrte. Wir haben kein Recht, es für bloße Schmeichelei oder Heuchelei zu halten, wenn er in jenem Bericht an den Herzog behauptet, von Jugend auf daran gewöhnt worden zu sein, den Herzog als den Schöpfer seines irdischen Glückes zu betrachten, oder wenn er gar seinem Vater die ausdrücklichen Worte in den Mund legt: „Sohn, bemühe dich, Ihm zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von Ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne Denselben deine Eltern unglücklich werden. Bitte für Sein Leben, daß Er nicht mitten in dem Glanze deines Glückes entrissen werde". Vielmehr stimmt eine solche Äußerung nicht bloß mit den formelhaften Wendungen des Reverses, sondern noch mehr mit den vorwurfsvollen Briefen des Vaters an seinen in der Fremde befindlichen Sohn überein, in welchen er diesen wiederholt beschuldigt, daß er die gute Meinung des „gnädigsten Herrn unseres Herzogs" und was dieser für ihn gethan nicht nach Gebühr zu schätzen gewußt habe. Ganz ebenso überschüttete sich auch jener gemütskranke Zögling Grammont, welcher in so mancher Hinsicht ein Widerspiel Schillers ist, in düsteren Stunden mit Selbstvorwürfen, daß er die Gnade des Herzogs mißbraucht habe. Es waren also sicher widerstreitende Gefühle, mit welchen Schiller im Laufe der acht akademischen Jahre dem Herzog gegenüberstand. Nach und nach, je mehr ihm die Eigensucht und Gewaltthätigkeit des fürstlichen Wohlthäters sichtbar oder fühlbar wurde, wird die Empfindung der Dankbarkeit in ihm geschwächt worden sein; und er wird sich vielleicht auch gesagt haben, daß er ja auch den Anspruch gehabt hätte, auf Kosten des Landes erzogen zu werden. Aber nur ehrenvoll ist es für ihn, wenn er die schwere Pflicht der Dankbarkeit nicht so einfach und unbesehen aus dem Herzen geworfen hat, sondern in den freundlicheren und feierlicheren Stunden seines Aufenthaltes an der Akademie wirklich von den Gefühlen durchdrungen war, welche er in seinen Reden ausspricht.

Auch das dynastische Gefühl für den Landesherrn wurzelte fest in den Herzen dieser jungen Schwaben: auch dieser Empfindung war nicht so mit einem Male der Garaus gemacht. Man darf in Schiller überhaupt nicht von vorn herein ein revolutionäres Genie vermuten: noch

den Regimentsmedicus schildern die Zeitgenossen als mild und sanft, schüchtern und linkisch; man wundert sich, in ihm den Dichter der Räuber wiederzufinden. Man darf auch nicht übersehen, daß das Motto In tyrannos schwerlich von Schiller selbst auf den Titel der Räuber gesetzt wurde, und daß Karl Moor nicht bloß gegen die Fürsten sondern gegen die Gesetze überhaupt donnert. Unbewußt und unabsichtlich, aus seiner innersten Natur heraus, aber aus einem weit mehr als persönlichen Gegensatz sind seine Räuber jene blutige Satire auf den Herzog von Württemberg und den Despotismus überhaupt geworden. Bis an das Ende seiner Akademiezeit schwankte ihr Verfasser, ob er in seinem Fürsten einen Aurel oder einen Cäsar erblicken sollte. Niemand wird ihm daraus einen Vorwurf machen, der sich aus unserem freieren Jahrhundert in die Zeiten der politischen Unmündigkeit und des gefesselten Unterthanenverstandes ganz zurückzuversetzen mag. Schiller duckte wie die Schwaben überhaupt; er schimpfte auf den Herzog und er liebte ihn doch; er verehrte ihn und haßte ihn zugleich. Einen sichern persönlichen und politischen Standpunkt wird man einer Persönlichkeit gegenüber, bei welcher so widersprechende Verdienste und Mißverdienste in die Wagschale fallen, daß selbst das Urteil der Geschichte erst nach langen und großen Schwankungen sich festgestellt hat, von einem Jüngling zwischen dem 14. und 20. Jahre kaum verlangen. Man wird nicht das parlamentarische Pathos unseres Jahrhunderts in das vorige übertragen und die Verhältnisse nicht beurteilen, wie sie uns heute mit Recht erscheinen, sondern wie sie Schiller in seiner Kindheit erscheinen mußten. Für ihn war der absolute Monarch kein überwundener, sondern ein durch die Geschichte gegebener und durch das Herkommen geheiligter Standpunkt, welchen er aus Gewohnheit und Herzenstreue so lange respektierte, bis ihm der Widerspruch mit heiligeren Empfindungen und mit den Pflichten gegen sich selbst die Augen öffnete. Als Schiller später selbst aus freier Wahl und mit männlichem Entschlusse das Band zerriß, welches ihn bis dahin an seinen Fürsten fesselte, dann hat er den Schuldbrief, welchen einst sein Vater unterzeichnet hatte, mit schweren Opfern bezahlt und aufgewogen. Dann war die Zeit des Schwankens vorbei; dann hätte er kein Lied mehr zu Ehren seines Herzogs gesungen und keine Rede zu seinem Ruhme gehalten. Dann hatte er sich einen politischen Standpunkt errungen: trotz seinen Schmeichelreden von ehedem.

Und nun denke man sich einen Jüngling wie Schiller, leicht entzündbar in Liebe und Haß, nur starken Empfindungen zugänglich und eines kühneren Enthusiasmus fähig als so viele andere. Man denke sich ihn zu einer Zeit, in welcher jede tiefere Empfindung nur stammelnd und stotternd zum Ausdruck kommen konnte, hin und hergeworfen zwischen so widersprechenden Empfindungen. Man denke sich, daß dieser begabte und talentvolle Jüngling in feierlicher Versammlung das Wort ergreift zum Preise des Wohlthäters und Fürsten, dessen persönliche Eigenschaften den Zöglingen ohne Zweifel imponierten, unter dessen Regierung ein Aufschwung der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften wirklich zu beobachten war. Uns erscheint heute schon der Anlaß unwürdig und das Geschäft als leere Speichelleckerei verhaßt; aber wir sind im 18. Jahrhundert und in Schwaben, wo die Hofpoeten als die Dichter ersten Ranges galten und B. Haug folgendermaßen schrieb: „Bei Privatleuten mag das Gedicht immer halbweg sein, sobald man aber einmal für Fürsten druckt, wird es gleichsam eine Sache der Nation und eine Probe ihres Geschmacks, wornach die Fremden im Durchschnitte urteilen". Was wird ein solcher Jüngling, wenn er dichterisches Talent und Feuer in sich fühlt, thun? Begeistert loben und verherrlichen wird er; vergessen wird er, was ihm an dem Gegenstand der Begeisterung mißfällt, und den Mund wohl auch gelegentlich zu voll nehmen. Hat es denn der Märtyrer Schubart anders gemacht? Neben Ausfällen auf die tyrannischen Regenten seiner Zeit ergeht er sich, auch er vom Schimmer des despotischen Glanzes geblendet, in den unbegreiflichsten Huldigungen auf gute und schlechte Fürsten, und wie um das entgegengesetzte Verhalten Schillers recht glänzend ins Licht zu setzen, hat der revolutionäre Verfasser der Teutschen Chronik, welcher so ingrimmig begann, nach seiner Entlassung vom Hohenasperg dem Herzog seine unterthänigsten Dienste gewidmet und die Hand in Ehrfurcht geküßt, die ihn ehemals so schwer gezüchtigt hatte. Ich halte die Beweise für willkürlich und mißlungen, welche von ironischen Wendungen in Schillers Gedichten auf den Herzog ausgehen oder ihn die linke Hand ballen lassen, während die rechte an einer lobhudelnden Rede schreibt. Wenn das Schillers Absicht gewesen wäre, dann hätte er viel deutlicher reden und die Ironie stärker auftragen dürfen; ja er hätte seiner Natur gemäß ehrlich ins Zeug gehen und über die bösen Fürsten so viel Schlimmes sagen dürfen, als

ihm die Entrüstung in die Feder gab: der Herzog, welcher sich in der Überzeugung, der Vater seines Volkes und seiner „Söhne“ zu sein, sicher fühlte, hätte keinen dieser Ausfälle auf sich bezogen, wie er ja auch die Räuber nicht unterdrückte und sogar nach Schillers Flucht auf dem Stuttgarter Theater von ehemaligen Eleven der Akademie öffentlich aufführen ließ. Ich kann daher in diesen Reden Schillers keine abgezwungene Schmeichelei und Heuchelei sehen: sondern den bloßen Ausdruck der dankbaren Empfindung gegenüber seinem Wohlthäter und Landesherrn, welche er in jenem Augenblicke für echt und wahr hielt, in dem er sie äußerte. Und gerade weil er hier zu maßlos gelobt hatte, darum zürnte und fluchte er anderwärts so maßlos wider die schlimmen Monarchen und Tyrannen, wo ihm die gehässige Seite seines Zustandes wiederum deutlicher vor Augen trat. Ich finde die Lobhudeleien weder geschmackvoll noch am rechten Platze: aber sie sind mir ein wertvolles Zeugnis eines inneren Kampfes, dessen sich unser junger Held wahrlich nicht zu schämen hat.

Und wenn man nun gar die Huldigungen, welche Schiller in diesen Reden der Gräfin Franziska darbrachte, zum Stichblatt nimmt und sich sittlich darüber erhitzt, daß eine Maitresse hier als femme vertueuse und ein Tyrann als Menschenbeglücker verherrlicht wird! Ganz abgesehen davon, daß das Verhältnis des Herzogs zu der Gräfin den Württembergern als ein Segen für das Land erschien: so war dasselbe auch nach dem sittlichen Gefühl der Zeit ein völlig tadelloses. Nicht bloß der Dichter von „Kabale und Liebe“ schildert uns eine hochherzige, tugendstolze Maitresse. Auch im Leben zählte eine Marquise Branconi für den Geliebten der Frau von Stein und selbst für den geistlichen Lavater zu den Kronen ihres Geschlechtes. Im Jahre 1784 ließ Madame Karl, die Maitresse des 75 jährigen Fürsten von Schwedt, die Emilia Galotti aufführen, ohne an der Gräfin Orsina Anstoß zu nehmen; und die Reisebegleiterin der empfindsamen Elisa von der Recke kann sich dabei des Ausrufes nicht erwehren: „Wie gefällt dir dieser Zug einer Maitresse? Wie viel menschliche Würde kann dieser Name trotz aller Vorurteile der Welt immer noch einschließen!“ In einer solchen Zeit sollte es einem Jüngling zum Vorwurf gemacht werden, wenn er in einer Maitresse das Ideal der Tugend und Weiblichkeit findet? In den Zeiten der souveränen Herrschaft der natürlichen Empfindungen, in

welchen die Bande der Ehe in der höheren Gesellschaft allenthalben gelockert und Verhältnisse zu dreien an der Tagesordnung waren, sollte gerade bei dem durch Konventionen am meisten beengten Stand der Fürsten die „Gewissensehe" nur moralische Entrüstung erweckt haben? Ich meine, die Eleven der Akademie durften die Gräfin Franziska ganz ohne Überwindung bewundern und verehren, und es hat ihnen wenig geschadet, wenn sich auch selbst ein Tropfen wärmerer Empfindung für das einzige weibliche Wesen mit eingemischt hat, welches sie zu Gesicht bekamen.

Wie wenig sich übrigens Schillers Reden, von dem stärkeren Talent abgesehen, von denen seiner Mitschüler in Inhalt und Form unterscheiden, das hat doch am besten die Rede über die Frage „Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei wie die eines Privatmannes" gezeigt, welche so lang als ein Produkt Schillers gegolten hat; obgleich schon ihre knappen und kurzen Sätze von den schwungvollen Perioden Schillers, die geringe Lebendigkeit ihres Stiles von den gehäuften Interjektionen, Fragen und Aposiopesen der Schillerischen Reden deutlich abstechen. Aber der Verfasser bewegt sich ganz in denselben Vorstellungskreisen und Begriffssphären wie Schiller. Auch er identifiziert als Schüler der schottischen Philosophen die Tugend mit der allgemeinen Liebe, dem Wohlgefallen an der Glückseligkeit. Auch ihm ist die Freundschaft bloß ein Nebenzweig dieser allgemeinen Liebe, die glückselige Verwechslung unsres Selbst mit einem andern, die Harmonie der Neigungen, die Vermischung der Wünsche. Sie beruht auf der Fähigkeit, Geister vollkommener zu machen und durch Vervollkommnung derselben die eigene Glückseligkeit zu vermehren. Der Verfasser, welcher die Freundschaft als himmlischen Trieb bezeichnet, der das Weltall verbindet, redet von ihr in denselben Ausdrücken wie Schiller von der Liebe; und er benützt auch zu seiner Charakteristik der Freundschaft etliche Verse, welche Schiller noch vor seinem Abgang aus der Akademie einem Freund ins Stammbuch geschrieben und vielleicht nur aus einem seiner eigenen Gedichte an Scharffenstein entlehnt hat. Die Gedanken der Rede waren in der Akademie gemeinsames Gut. Sie gehören der schottischen Philosophenschule an und sind dem Redner wohl durch Mendelssohns Rhapsodie über die Empfindungen vermittelt: dort wird die Liebe ganz auf gleiche Weise als die Bereitwilligkeit, sich an eines andern Glückseligkeit zu ver-

gnügen, definiert; von der allgemeinen Menschenliebe die hochgepriesene Freundschaft ebenso unterschieden; und endlich der Grundsatz der Vollkommenheit in längerer Auseinandersetzung als die Quelle der allgemeinen Sympathie nachzuweisen gesucht. Auch was der Verfasser der Rede, um den Nachweis der Identität zwischen der Freundschaft eines Fürsten und der eines Privatmannes einzuleiten, aus dem Gesetze der Geselligkeit („Ich bin ein geselliges Geschöpf") zu folgern sucht: daß Liebe zu den Nebenmenschen für die eigene und für die fremde Glückseligkeit unentbehrlich ist, sind uns bereits bekannte Gedanken Fergusons, welche sich auch Mendelssohn zu eigen gemacht hat. Am Schlusse dann der Ausblick auf die zukünftigen Geschlechter, welche das Andenken an Karl und Franziska segnend erneuern werden: genau wie in B. Haugs erster Rede und in denen Schillers. Indem wir gerne zugeben, daß sich der jugendliche Redner seinen Kollegen Schiller zum Muster genommen hat, dient uns andrerseits seine Arbeit zum willkommenen Belege, wie sehr auch der Vorstellungskreis der Schillerischen Reden in der Akademie Gemeingut war und wie wenig er sich in dem Ton von der Tradition entfernt hat.

Von Schiller selbst sind uns nur aus den zwei letzten Jahren seines akademischen Aufenthaltes Reden zu den Geburtstagen der Gräfin Hohenheim (10. Januar 1779 und 1780) erhalten. Die erste vom Jahre 1779, welche zugleich auch abschriftlich mit 28 andern der Gräfin überreicht wurde, behandelt die Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?" Um diese Frage philosophisch zu entscheiden, sucht sich der jugendliche Verfasser zunächst einen sicheren Standpunkt zu bereiten, indem er Gedanken der schottischen Philosophen und Leibnitzens mit einander verbindet und praktisch bereits ausübt, was er ein Jahr später ausgesprochen hat: „Beinahe jeder Philosoph, ja jeder denkende Geist schafft sich sein eignes Gebäude von Tugend und Laster".

Als die Quelle der „wahren" tugendhaften That betrachtet der Redner die Liebe zur Glückseligkeit. Nur dort, wo (erstens) wirklich die Glückseligkeit der Endzweck ist und wo (zweitens) die Liebe zwischen zwei entgegengesetzten Neigungen den Ausschlag giebt, ist Tugend vorhanden. Diese kommt also nicht ohne Widerstreit der Neigungen zu stande und ist um so größer, je stärker dieser innere Kampf ist.

Die Entscheidung aber, welche der widerstreitenden Neigungen zur Glückseligkeit überhaupt oder zu einem höheren Grade derselben leite, ist dem scharfsehenden Verstand vorbehalten, welcher der Führer der Liebe wird. An dem Beispiele des sterbenden Sokrates, welches Mendelssohns Phädon an die Hand gab, wird dieser Widerstreit zunächst illustriert; dann schreitet der Redner sofort zur Formulierung weiter: das Wesen der Tugend ist also nichts anderes als Liebe zur Glückseligkeit, geleitet durch den Verstand; Tugend ist das harmonische Band zwischen Weisheit und Liebe. In dieser Definition verbindet Schiller zum ersten Male die beiden Seiten der Glückseligkeitsphilosophie: die weise Aufopferung des eignen Vorteils, das stoische Prinzip, mit der Liebe. Mit einem kühnen Fluge seiner Phantasie sucht er ihre beiden wesentlichen Merkmale sogleich in dem Urbilde aller Tugend, der Gottheit: unendliche Liebe hat sie geleitet, eine Welt aus dem Chaos zu schaffen; unendliche Weisheit hat der neugebornen Welt durch ewige, unwandelbare Gesetze Ordnung und Wohlklang gegeben. Die Tugend ist also auch Nachahmerin der Gottheit; und selbst mit den Worten Gottes auf dem Sinai und denen des Gottmenschen auf dem Tabor sucht der bibelfeste Redner seine Definition in Übereinstimmung zu bringen.

Halten wir bei dieser allgemeinen Grundlegung einen Augenblick still. Die Gedanken derselben sind nicht neu, und der Einfluß der schottischen Philosophen ist schon daraus erkennbar, daß die Glückseligkeit als letzter Zweck der Tugend betrachtet wird. Dieselben Merkmale (Weisheit und Wohlwollen), in deren Verbindung Schiller hier mit Abel die Tugend setzt, hat er auch in der folgenden Rede wiederholt: und dort beruft er sich ausdrücklich auf einen der „größten Weisen dieses Jahrhunderts". Das ist kein anderer als Ferguson, dessen treufleißige Arbeit der Übersetzer Garve als das Werk eines rechtschaffenen und großen Mannes ausgegeben hatte. In dem vierten Teile desselben, auf welchen sich unser Redner hier und später noch öfter bezieht, nennt Ferguson allein diejenige Seele glücklich, welche wohlwollend, weise und beherzt ist: hier finden wir die beiden Bestimmungen (Wohlwollen und Weisheit) als Merkmale einer glücklichen Seele, mit welcher die tugendhafte bei Schiller identisch ist. Aber auch Leibnitzische Gedanken sind deutlich erkennbar: nicht bloß wenn die Harmonie des am besten eingerichteten Weltalls gepriesen wird, sondern auch darin daß die Tugend zuletzt doch von dem Urteil des

Verstandes abhängig gemacht, also in den Bereich des Intellektuellen verlegt wird. Leibnizisch ist auch die Idee von der Tugend als Gottesnachahmerin, mag Schiller sie immer von Klopstock übernommen haben. Als Schüler der schottischen Philosophen und Abels erscheint Schiller endlich, wenn er die Tugend nur durch einen Kampf der Neigungen zu stande kommen läßt: Ferguson handelt im 3. Kapitel des vierten Teiles von diesem Konflikte mehrerer Vergnügungen, welche nicht zugleich erhalten oder vermieden werden können und von denen die „beherzte“ Seele die eine aufopfern, die andere wählen muß; und ebenso verlegt Abel in der Einleitung zu seiner Seelenlehre die Seelenstärke des Menschen dahinein, daß er sich im Widerstreit der Neigungen für die bessere entscheide. Indem Schiller aber die Entscheidung des Widerstreites von dem Ausspruch des Verstandes abhängig macht, versucht er sich zum ersten Male an der Lösung des Konfliktes zwischen der Neigung und der Pflicht. Als höchstes sittliches Ziel steht ihm die durch Kampf errungene, mit Verdienst erworbene, also die stoische Tugend vor Augen.

Dieser selbstkonstruierte Begriff der Tugend ist nun die Wage, auf welcher Schiller zur Entscheidung der aufgegebenen Frage die geschichtlichen Thaten wägen will. Wiederum, wie so gern in seinen Gedichten, nimmt er die Wage der Gerechtigkeit Gottes in die Hand. Er schaut in die Geschichte und fragt bei den Thaten der Güte, Leutseligkeit und Freigebigkeit zunächst nach dem ersten Merkmal: ob sie aus wahrer Liebe geschehen sind? Es ist ganz derselbe Maßstab, mit welchem die schottischen Moralphilosophen die Handlungen der Menschen abmessen: insofern sie entweder auf die Glückseligkeit des Ganzen und die allgemeine Wohlfahrt abzielen oder bloß egoistischen Motiven entsprossen sind. Der Haß gegen die Eroberer und Vernichter des eigenen in dem fremden Glück, welchen Schiller aus Klopstock eingesogen und durch die Lektüre der Schotten genährt hatte, flammt hier ebenso abstrakt und theoretisch wie in jenem Jugendgedicht auf. So wird, was der Weltherrscher Julius in eigennütziger Absicht gethan, weit überwogen durch eine mitleidige Thräne, in Hütten geweint. So steigt auch die Schale des großen Augustus in die Höhe: denn er hat Roms Männerseelen entnervt, um im Liede seiner bestochenen Sänger zu prangen. So hat auch in der heiligen Geschichte Absalon durch falsche Güte und verstellte Herablassung nur um die Krone gebuhlt. Nicht Tugend sondern ver-

larvtes Laster war ihr Thun, weit gräulicher als der offene Königsmord eines Ravaillac oder Catilinas Mordbrennereien.

Ohne sich auf besondere Beispiele einzulassen, führt dann der folgende Abschnitt aus, wie auch der Mangel an Weisheit (das Fehlen des zweiten Merkmals) einer That das Verdienst der Tugend rauben kann: wiederum verrät sich hier der Leibnitzianer, welcher bei der Betrachtung der großen und herrlichen Haushaltung der Natur verstummt. Und ebenso im allgemeinen sich aufhaltend, mißt er weiter den Wert einer That an dem dritten Merkmal ab: nach der Größe des Kampfes, welchen der Mensch zu bestehen hat; nach dem Grad der Seelenstärke, mit den Worten Abels. Wiederum stellt sich dem die wahre Tugend von der falschen unterscheidenden Redner das Bild des Weltgerichtes ein, bei welchem nicht die Außenseite sondern die innersten Gedanken gerichtet werden; und wie in seinen Jugendgedichten wird dasselbe auch hier mit einem Citat aus Klopstock besiegelt. Von hier aus wirft er zum ersten Mal einen Blick auf den Herzog: die Bildung der Jugend erscheint ihm als die tugendhafteste That — „auch diese, durchlauchtigster Herzog, folgt nach in das ernste Gericht."

Mit dem gestammelten Preise der Liebe als der Krone der Tugend, der Weisheit als der schönsten Gespielin der Liebe, und der Tugend als des harmonischen Bandes beider leitet er den Schluß ein. Marcus Aurelius, welcher der Göttin der Wohlthätigkeit einen Tempel errichtet hat, ist ihm das Muster der Herrscher, welchem er „aus dem toten Schutt des barbarischen Heidentums" einen Helden Ossians an die Seite setzt. Und mit der üblichen Zurückweisung des Vorwurfes kriechender Heuchelei („Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt") feiert er nun in Franziska und Karl die Muster edler und wahrer Güte und Leutseligkeit und verliert sich nach der Gepflogenheit zu den „Söhnen der kommenden Jahre", welche unter den Grabmälern ihrer Voreltern auch die der Menschenfreunde Karl und Franziska aufsuchen werden.

Die Rede des 19jährigen Jünglings bekundet ein seltenes Geschick der Darstellung. Sogleich in dem knappen Eingang, in welchem das Thema vorausgeschickt wird, knüpft er mit einem beliebten Wortspiel an das Lokal an, in welchem er die Rede zu halten hatte und welches den Namen „Der Tempel" führte. Wie sicher aber weiß er den eigentlichen Kern zu gliedern! Erst schafft er sich durch die philosophische Deduktion

des Begriffes der Tugend eine allgemeine Basis (I); dann werden in einem zweiten Teile, der sich wiederum dreifach gliedert, die einzelnen Merkmale auf das besondere Thema angewandt und als Maßstab an die Geschichte gehalten (II); der Preis der Liebe, Weisheit und Tugend leitet, wiederum in dreifacher Gliederung, ungezwungen zum Schlusse (III). Durch den refrainartig wiederkehrenden Fundamentalsatz „Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit" werden die einzelnen Teile zugleich von einander abgegrenzt und mit einander verbunden. Nicht so günstig als von der Komposition kann man von dem Stil der Rede urteilen. Diese Erstlinge von Schillers Prosa stehen unter den einander widerstrebenden Einflüssen des Ciceronianischen Stils und der Prosa des deutschen Sturmes und Dranges. Es fehlt ihnen daher weder an Schwung und Kühnheit noch an Kraft und Bildlichkeit des Ausdruckes; auch nicht an vereinzelten Ansätzen zu geschickter periodischer Abrundung. Aber gegenüber dem Gutachten vom Jahre 1774 gefällt sich der oratorische Stil Schillers weit mehr darin, die Rede in kurze einzelne Sätze zu zerhacken und dieselben wie Felsstücke cyklopisch an einander zu reihen. Und sobald sich irgend die Empfindung hebt oder die Phantasie regt, kommt auch nicht einmal der einfache Satz vollständig heraus. Dann wimmelt es von Ausrufungszeichen, Fragezeichen und Gedankenstrichen; dann jagen sich die Interjektionen, Exklamationen und Imperativsätze; dann verzichtet die Sprache zuletzt überhaupt darauf, den Gedanken in zusammenhängender Rede wiederzugeben, und behilft sich mit hervorgestammelten Lauten.

Die Rede, auf Grund welcher ein Jahr später (10. Januar 1780) Schillers Name zum ersten Mal im Haugischen Magazin öffentlich genannt wurde, und zu welcher ihm als Thema „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet" aufgegeben war, fußt bereits auf der eben besprochenen früheren und auf dem einleitenden Kapitel der ersten medizinischen Dissertation Schillers, deren Entstehung zwischen diese beiden Reden hinein fällt. Die Merkmale der Tugend, welche er hier „mit den größten Weisen dieses Jahrhunderts" d. h. mit Ferguson als weises Wohlwollen definiert, sind dieselben wie in der Rede über die Leutseligkeit: nämlich wiederum Weisheit und Wohlwollen (Liebe). Wiederum setzt Schiller zunächst die allgemeinen Gesichtspunkte fest, von welchen aus er als Philosoph seinen Gegenstand betrachen will.

Er handelt zunächst von den Folgen, welche die Tugend in Bezug auf das große Weltsystem hat, dessen Bürger der Mensch ist: wiederum erscheint ihm die Tugend als Abglanz der Gottheit; Vollkommenheit und Glückseligkeit sind ihre Folgen, während in der ersten Rede umgekehrt die Glückseligkeit die Quelle der Tugend war; wiederum wie dort wird der Name der Tugend nur solchen Thaten zugestanden, welche die Glückseligkeit der Menschen vermehren und die Vollkommenheit der Geister zum Zwecke haben. In Bezug auf das Ganze ist also Vollkommenheit der Geister die äußere Folge der Tugend (I). Die Glückseligkeit des Ganzen zieht aber auch die des einzelnen tugendhaft handelnden Wesens nach sich. Das „ewige Gesetz", auf welches sich Schiller hier und schon früher in der „Philosophie der Physiologie" beruft, war auch dem Vater Schillers geläufig, welcher sich in der Einleitung zu seinen „Beiträgen" auf dasselbe bezieht. Es stammt wiederum aus dem oft erwähnten vierten Abschnitt der Fergusonischen Moralphilosophie, deren Verfasser es mit den Worten formuliert: daß es keine Glückseligkeit eines einzelnen Teiles geben könne, die zugleich dem Ganzen schädlich sei. Die Glückseligkeit des Einzelnen ist die zweite, innere Folge der Tugend (II).

In getrennten Kapiteln und unter besonderen Überschriften werden nun diese beiden Gesichtspunkte ausgeführt. Die Erörterung der „Folgen auf das Ganze" (I) beginnt der Redner wiederum mit dem lauten Preise der Liebe, des Lebensodems der Schöpfung. Mit Ferguson feiert er sie als die Anziehungskraft der Geister, als das große Band des Zusammenhanges aller denkenden Naturen, ohne welches das unermeßliche Geisterreich ebenso in wilder Anarchie dahintoben würde, wie die Körperwelt zusammenstürzen würde, wenn das Gesetz der Anziehung aufgehoben wäre: in der „Phantasie an Laura" hat Schiller dieselben Gedanken in poetischer Form wiederholt. Er verbindet damit die ursprünglich Leibnitzische, auch in Wielands Lehrgedicht „Die Natur der Dinge" benützte Vorstellung von einer Kette, welche alle Geister unter einander und den Schöpfer mit den Geschöpfen verbindet, an welcher das Endliche hinaufstrebt zu dem Unendlichen. Der Vorstellung, daß die Liebe aus der grenzenlosen Geisterwelt eine einzige Familie und so viele Myriaden Geister zu Söhnen eines einzigen allliebenden Vaters mache, hat Schiller, wohl auch gleichzeitig, in dem Gedichte „Die Freundschaft" Ausdruck gegeben. Ohne Bedenken vertauscht er hier den Begriff Tugend

(weises Wohlwollen) mit der Liebe, welche nur ein Merkmal desselben ist, und redet, indem er diesen allgemeinen Zusammenhang der Geister als ihr Werk betrachtet, in Wahrheit von den Folgen der Liebe, nicht von denen der Tugend. Erst in dem Resultate trifft Schiller wieder mit seinem Thema zusammen: die Mitteilung der Gedanken und Empfindungen, im großen und im kleinen Kreise, wird als Folge aus dem durch die Liebe hergestellten Zusammenhang der Geister abgeleitet; ein Montesquieu, Gellert, Haller, Addison kann ganze Menschenalter durch Bildung beglücken, während ein La Mettrie und Voltaire sich in tausend Herzen eine Schandsäule errichtet. Mit diesem Gedanken kehrt Schiller zu den Folgen der Tugend zurück, als deren erste ja die Einleitung die Vollkommenheit der Geisterwelt bezeichnet hatte. Mit der obligaten Wendung sieht er wiederum am Schlusse dieses ersten Abschnittes alle die Millionen zu dem Grabmal des großen Menschenbildners, den er Vater nennen darf, und zu dem seiner Gehilfin und besten Freundin wallen.

Wie in dem ersten Abschnitte die Liebe, so tritt in dem zweiten, welcher von den „Folgen der Tugend auf den Tugendhaften selbst“ (II) handelt, das Merkmal der Weisheit an die Stelle des Begriffes der Tugend. Und wiederum, wie in jener früheren Rede über die Leutseligkeit, macht sich hier der stoische Charakter des Tugendideales geltend, welches in der Verleugnung aller egoistischen Regungen und in der Beförderung der fremden Glückseligkeit besteht. So sieht Schiller die inneren Folgen der Tugend in einem immer gleichen, durch keine Vorfälle des Lebens zu erschütternden Charakter, der jeden Schmerz stumpf, jedes Vergnügen doppelt empfindlich macht. In einzelnen Beispielen stellt er dem Eroberer Alexander, welchen der egoistische Trieb beherrscht, den im Kerker verschmachtenden Weisen; den zerstörenden Cäsaren den Selbstaufopferer Regulus; Seneka dem Tyrannen Nero und den durch seinen Glauben noch auf dem brennenden Holzstoß beseligten indischen Weisen dem sinkenden Mut der Europäer gegenüber. Wiederum blickt er bis zum Weltgericht aus, in welchem nicht die Thaten sondern die Gedanken gerichtet werden. Und wie er sich schon eingangs mit einer Anrede an die gefeierte Gräfin gewendet hatte, so sieht er auch in einer Apostrophe am Schlusse die innere Beseligung, welche die Folge der Tugend ist, in ihr verkörpert; mit einer Reminiscenz aus Klopstock bricht er ab.

Formell steht diese Rede weit über der des verflossenen Jahres. Die Gliederung ist einfacher und zwar nicht ohne Zwang, aber glücklich durchgeführt. Wiederum in einer Einleitung zunächst die Feststellung des allgemeinen Standpunktes (A): dann werden die äußeren Folgen der Tugend auf das Ganze (B) und die inneren Folgen der Tugend auf den Einzelnen (C) getrennt behandelt; womit Schiller noch die willkürliche und gewaltsame Gliederung in Einklang bringt, daß in B bloß von dem einen und in C bloß von dem anderen Merkmal der Tugend gehandelt wird. Beide Teile schließen mit dem Ausblick auf die gefeierten fürstlichen Personen ab: in B tritt das Lob Karls, in C der Ruhm Franziskas stärker hervor. Endlich korrespondiert die Anrede an die Gräfin am Schlusse mit der Apostrophe am Eingange, und so schließt sich das ganze Stück wie ein Ring zusammen. Aber auch der Stil hat sich wesentlich gebessert. Das Gestammel ist seltener nnd wird effektvoll für die Höhepunkte aufgespart. Nicht bloß zu Ende geschriebene Sätze, auch größere wohlabgerundete Perioden treten uns hier entgegen: und wie Schillers Gedanken immer im weiten Reiche der Möglichkeiten herum und bis ans Weltgericht schweifen, so zeigt sich auch, wie in den Laura-Oden, eine besondere Vorliebe für die Form der hypothetischen Periode. Echt dramatisch nimmt er ferner zu größerer Steigerung der Empfindung die Wirkung, welche seine Rede auf die Zuhörer macht, mit in ihren Wortlaut auf: „Steigt hier nicht jede Brust? Glüht nicht das Feuer der Freude auf jedem Antlitz empor? Schweben nicht zwei heilige Namen auf allen bebenden Lippen?“

Schiller nahm die Glückseligkeitslehre, welche in der Liebe gipfelt, nicht bloß mit dem Kopfe sondern auch mit dem Herzen auf. Dieses war seit Scharffensteins Untreue erkaltet; jetzt thaute es einem vier Jahre jüngeren Kollegen gegenüber von neuem auf. Albert Friedrich Lempp, der Sohn eines Rentkammerratssohnes, war am 4. April 1778, ein halbes Jahr vor Scharffensteins Austritt, vom Stuttgarter Gymnasium an die Akademie gekommen, um Jura zu studieren. Auch ihm lag, und wie es scheint anfangs noch näher als Schiller, die Philosophie am Herzen: er hat später als doctor legens über die Verbindung der Philosophie mit der Rechtswissenschaft „Bemerkungen als Einleitung zu Vorlesungen über Montesquieu“ veröffentlicht. Ob dieser fleißige Schüler (er wurde bald chevalier in der Akademie) auf Schillers Fort-

schritte in der Philosophie und besonders auf den Erwerb „reiner praktischer Grundsätze“ wirklich einen so bedeutenden Einfluß hatte, wie Scharffenstein meinte, dem Schiller seit dem eigentlichen Beginne seiner philosophischen Studien aus den Augen gerückt war und der bei ihrem Wiedersehen seine Kenntnisse in der Philosophie erstaunlich fand: muß dahingestellt bleiben. Jedesfalls fand Schillers Herz bei dem neuen Freunde seine Rechnung: er sprach nach seinem Austritt aus der Akademie mit einer Art von Kult über ihn. Wie einst dem älteren Scharffenstein, so muß er sich jetzt dem jüngeren Lempp in Liebe untergeordnet und mit Bewunderung zu ihm aufgeblickt haben.

Der neuen Freundschaft scheint Schiller die Veranlassung zu verdanken, daß er nun die Gedanken der Glückseligkeitsphilosophen über die Liebe und Freundschaft nicht mehr bloß auf Befehl sondern aus eigenem Antrieb darstellend entwickelte. Sein in der Anthologie veröffentlichtes Gedicht „Die Freundschaft“ ist uns durch die Übereinstimmung mit den Gedanken der Schulreden schon ins Auge gefallen: Schiller selber macht die Angabe, daß er dasselbe „Aus den Briefen Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Roman“ herausgenommen habe. Nicht auf einen Briefwechsel, der erst später nach Körners Hinzutritt daraus geworden ist, sondern auf einen Roman in Briefform, einen zweiten Werther, war es abgesehen. Und wirklich finden wir Stellen aus diesem Gedicht in den späteren „Philosophischen Briefen“ wieder: in einer Einlage, welche nach der Versicherung des schreibenden Julius noch aus der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Raphael stammen soll. In dieser eingelegten „Theosophie des Julius“ haben wir einen Rest des älteren philosophischen Romanes erhalten, in welchem Julius-Schiller sich an seinen Freund Raphael wandte: wir dürfen vermuten, daß er sich damals Lempp unter dem Namen Raphael vorstellte.

Diese „Theosophie des Julius“ ist ein kühner Versuch des jungen Denkers, seine philosophischen Ideen in einem abgeschlossenen System zusammenzufassen. Es kehren deshalb auch die in den beiden Reden vorgetragenen Gedanken bis auf den bildlichen Ausdruck und mit denselben Beispielen wieder; ja in den beiden mittleren Abschnitten, welche „Liebe“ und „Aufopferung“ überschrieben sind, wiederholen sich bis zu wörtlichen Übereinstimmungen die beiden Abschnitte der zweiten Rede, welche von dem „Wohlwollen“ und der „Weisheit“ handelten. Neu



und echt Leibnitzisch ist der kühne Ausflug vom Universum und der Abschluß, welchen das System in der Gottheit findet.

Mit Leibnitz und Ferguson betrachtet er es, wie in seiner ersten medizinischen Probeschrift, sogleich eingangs („Die Welt und das denkende Wesen") als den Beruf der denkenden Wesen, zu dem Gebäude des Universums, welches ein ins Leben getretener Gedanke Gottes ist, den Plan zu suchen; zu der Maschine die Regel; zu dem Phänomen das Gesetz. Überall sucht er so hinter der Natur das denkende Wesen: Harmonie und Ordnung erfreuen ihn nur, weil sie ihn die Gegenwart eines vernünftig empfindenden, verwandten Wesens ahnden lassen; weil sie also ein Wiederschein eines Geistes sind. Und auf demselben Wege, auf den ihn wiederum Ferguson gewiesen hatte, indem er das geistige Gesetz der Liebe mehr poetisch als philosophisch mit der Schwerkraft in Parallele brachte, fordert nun auch Julius seinen Raphael auf „rückwärts zu forschen" und zu sehen, wie jedem Zustand der menschlichen Seele irgend eine „Parabel in der physischen Schöpfung" entspreche: so will er sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes in der körperlichen Schöpfung voraus verkündigt, in dem kommenden Frühling ein Bild der Unsterblichkeit sehen. „Jetzt, Raphael, ist alles bevölkert um mich herum. Es giebt für mich keine Einöde in der ganzen Natur. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geist; wo ich Bewegung merke, da rate ich auf einen Gedanken" — so versteht er die Lehre von der Allgegenwart Gottes . . . Ähnlich erscheint dem Verfasser des Lehrgedichtes „Die Natur der Dinge" die ganze physische Welt beseelt: er durchwandert alle Reiche der Natur vom Mineral bis zu den reinen Geistern, überall in den Körpern eine Seele suchend, welche er auch in der Brust der Tiere finden will. Aber auch der Dichter der „Götter Griechenlands" sucht mit elegischen Klagen die Seele in der Natur und feiert die schönen Zeiten, „da, was nie empfinden wird, empfand".

In dem folgenden Abschnitt („Idee") zeigt sich ein bedeutender Fortschritt zur Selbständigkeit und Reife bei dem jungen Philosophen. Daß die fremde Glückseligkeit, welche wir uns vorstellen, unsere eigene wird, hatte er bisher den schottischen Philosophen einfach nachgesprochen und, wie ihre Lehren überhaupt, als ein „ewiges Weltgesetz" in sein Denken aufgenommen. Hier zuerst macht er den Versuch, eine ihrer

Lehren durch selbständiges Denken zu beweisen. Der Abschnitt fällt auch einigermaßen aus dem Zusammenhang heraus: er führt die Gedanken nicht weiter sondern dient nur dem folgenden über die Liebe zur Vorbereitung. Der Verfasser folgt sichtlich dem Drange, sich über den Zusammenhang seiner Ideen Klarheit zu verschaffen und gerade den Mittelpunkt seines Systemes, die Lehre von der Liebe, durch einen sicheren Nachweis zu stützen. Es ist nicht unmöglich, daß der Abschnitt, wie er uns jetzt vorliegt, aus einer späteren Zeit stammt: die Reminiscenzen an die Akademiereden und an die Gedichte der Anthologie, welche in den übrigen Teilen der „Theosophie" so zahlreich in das Auge und Ohr fallen, bleiben hier gänzlich aus; und in einem Brief an Reinwald aus der Bauerbacher Zeit, welcher so sehr den Eindruck eines unmittelbaren Ergusses macht, daß er unmöglich längst Gefundenes wiederholen kann, hat Schiller genau dieselben Gedanken ausgeführt. Im Keime freilich hat Schiller dieselben mit aus der Akademie gebracht; schon in der „Philosophie der Physiologie" hat er in der Lehre von der sinnlichen Vorstellung den Grundgedanken unseres Abschnittes angedeutet: „Ich bin in dem Augenblick ganz dasselbe, was ich mir vorstelle".

Hier nun geht Schiller von einem Gedanken aus, welcher der Psychologie der Popularphilosophen längst geläufig war. Der Franzose Dubos hatte zuerst in ästhetischen Betrachtungen den Satz aufgestellt: die menschliche Seele sehne sich danach erregt zu werden, und wäre es auch von unangenehmen Vorstellungen. Mendelssohn und andere waren daher gewöhnt, jede Empfindung an und für sich und also auch die Liebe als eine Vollkommenheit zu betrachten und in der menschlichen Seele den Trieb vorauszusetzen, thätig zu sein und ihre Thätigkeit immer weiter auszudehnen. Schiller schreitet von da aus sogleich zu der Folge weiter: wo die Seele daher eine Vollkommenheit wahrnimmt, sucht sie sich sogleich in den Besitz derselben zu setzen. Fremde Vollkommenheit wird so die unsrige, indem wir sie denken. Anstatt eines zureichenden Grundes beruft er sich auf das innere Gefühl: wir versetzen uns, indem wir eine große That erzählen oder erzählen hören, in die Lage des Helden selbst. Inniges Kunstgefühl für die Tugend bedeute Talent für die Tugend selbst, und wer die moralische Schönheit schwer und langsam fasse, erwecke auch Bedenken gegen sein Herz: mit diesen Sätzen durfte sich Schiller zugleich gegenüber den ehemaligen Vorwürfen Scharffen-

steins vor sich selbst verantworten, nachdem ja sogar Leibnitz den bloßen Kunsttrieb als eine Vorstufe moralischen Wollens gelten ließ und nach der herrschenden Meinung die Erkenntnis des Guten überhaupt den Willen es auszuführen in sich schloß. Trotz den Anfällen kleinlicher Eitelkeit, welchen selbst „unser bewunderter Haller" nicht entging, ist Schiller überzeugt, daß auch der Künstler, Philosoph und Dichter in dem glücklichen Momente des Ideals wirklich die großen und guten Menschen seien, deren Bild sie entwerfen. Mit diesem Satze hat Schiller weniger eine allgemein gültige Wahrheit als das Geheimnis seiner eigenen Künstlernatur ausgesprochen, welches ihm hier zum ersten Mal aufgegangen ist. Er trifft hierbei ganz mit den Tendenzen seiner Zeit und der Richtung des Sturmes und Dranges zusammen, welche den Dichter mit seinem Helden identifizierten. Daß Goethe und Leisewitz ihre Helden so brüderlich ins Herz schlossen und mit ihnen auch durchs Leben wandelten, das war es ja auch gewesen, was Schiller völlig zu ihrem Jünger machte. Hatte doch auch der junge Goethe seiner Frankfurter Gemeinde verkündigt: „Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, tragen wir den Keim in uns". Daß Schiller diese Übereinstimmung des Dichters und seines Helden aus Bedürfnis und Überzeugung verlangte und bei ihnen nicht fand, das hat ihm das Verständnis Lessings und Shakespeares damals entzogen oder erschwert.

Aus dem allgemeineren Satze, daß jede Vollkommenheit, die ich denke, meine eigene wird, ergiebt sich nun, scheinbar als Folgerung, der Satz der schottischen Philosophen: daß auch die fremde Glückseligkeit, die gleichfalls eine Vollkommenheit ist, meine eigene wird. Es muß uns daran liegen, fremde Glückseligkeit zu verbreiten. Begierde nach fremder Glückseligkeit aber nennen wir Wohlwollen, Liebe.

Man sieht, wie Schiller, welcher den Satz der schottischen Philosophen streng genommen nur verallgemeinert hat, hiermit wiederum in ihre und seine alten Vorstellungen einlenkt. Wir finden in dem dritten Abschnitt („Liebe") sofort wiederum den Preis der Liebe als des schönsten Phänomens in der beseelten Schöpfung, des allmächtigen Magnets in der Geisterwelt, der Quelle der Andacht und Tugend wieder. Liebe ist der höchste Reichtum, Egoismus die größte Armut; wer alle Menschen liebte, besäße die ganze Welt: schon hier umschlingt der spätere Dichter des Liedes an die Freude die Millionen, schon hier gilt sein Kuß der

ganzen Welt. Wie er Scharffenstein in jenem Abschiedsbrief an die feierliche Stiftungsstunde mahnte, so ruft er hier auch dem neuen Freunde den Abend in Erinnerung, da ihre Seelen sich feurig berührten: und hier werden nun einige Strophen aus dem Gedichte „Die Freundschaft" eingeschoben. Mit Entrüstung wendet er sich gegen „die Philosophie unserer Zeiten", welche alles aufgeboten habe, diesen himmlischen Trieb aus der Seele der Menschen hinwegzuspotten. Aus dürftigem Egoismus habe sie ihre Lehre gesponnen; und selbst Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit trieb und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte baute, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, selbst er habe der menschlichen Natur keine solche tötliche Wunde geschlagen als diese Denker, welche mit allem Aufgebot des Scharfsinnes und des Genies den Eigennutz ausschmücken und zu einem System verwandeln. Damit erhalten, wie in jener zweiten Rede, die französischen Aufklärer und Materialisten vom Schlage des Helvetius ihren Lohn. Ihnen gegenüber legt der Dichter des Don Carlos das begeisterte Bekenntnis ab: „Ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend". Auch für diese hat er keinen anderen Beweis mehr übrig als seinen Glauben an die Liebe!

Der folgende Abschnitt („Aufopferung") kehrt wiederum die stoische Seite der Glückseligkeitsphilosophie hervor. Die nahe liegende Frage wird aufgeworfen: wenn der Mensch durch die Beförderung der fremden Glückseligkeit nur die eigene zu vermehren trachtet, wie kann er (die Geschichte kennt solche Fälle) sich selbst und sein Leben zum Opfer bringen? Die Voraussetzung einer Unsterblichkeit, an welcher der Schüler Abels hier leise zu zweifeln wagt, genügt ihm nicht zur Hebung dieses Widerspruches: es muß auch eine Tugend geben, welche ohne den Glauben an Unsterblichkeit und jenseitige Vergeltung auslangt, welche selbst auf die Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt. Mit diesem Gedanken erhebt sich der junge Schiller wiederum über Ferguson, welcher, an dem allgemeinen Glauben festhaltend, allein aus der instinktartigen Begierde des Menschen nach austeilender Gerechtigkeit die Unsterblichkeit folgert und mit der Befriedigung dieser Begierde auf ein jenseitiges Leben verweist. Der weichlichen Glückseligkeitslehre steht Schiller hier bereits bestimmt und schroff gegenüber: wenn die Auf-

opferung des gegenwärtigen Vorteils gegenüber einem zukünftigen ewigen auch die edelste Stufe des Egoismus ist, so bleibt sie für Schiller doch immer Egoismus und von der Liebe bei ihm so streng gesondert, daß ihre Grenzen nie zusammenfließen. Ausdrücklich und nicht ohne Absicht führt er den Gegensatz zwischen Liebe und Egoismus an dieser Stelle bis ins Einzelne aus: während gerade bei den schottischen Moralphilosophen diese Grenze immer wieder verwischt wird. Nicht der Anweisung auf ein anderes Leben bedarf es für Schiller, um die Selbstaufopferung zu erklären. Während er noch in seiner ersten Rede bei der Schilderung des sterbenden Sokrates, durch die von Mendelssohn an ihn geknüpften Betrachtungen beeinflußt, neben der „Besiegelung der neuen Lehre" auch die Aussicht auf die Unsterblichkeit als Motiv des Heldentodes nennt, hat er bald darauf, einem inneren Drange seiner Natur folgend, an Abels Unterricht und Garves belehrende Anmerkungen anknüpfend, eine sinnreichere Erklärung versucht. Wie er später in seiner zweiten medizinischen Dissertation die That des Mucius Scävola nicht etwa aus Unempfindlichkeit erklärt sondern aus dem Gedanken des großen ihn bewundernden Roms, welcher dem Helden vor Augen stand: so läßt er auch hier vor dem Geiste des Weisen, der seine Wahrheit durch den Tod besiegelt, das ganze Menschengeschlecht, die entfernten Jahrhunderte erscheinen. Der sich selbst aufopfernde Held genießt die Glückseligkeit aller kommenden Geschlechter, welche ihm ihr Glück verdanken, und bedarf nicht der Aussicht auf das künftige Leben. So hat Schiller die Frage, konsequenter als die schottischen Philosophen selbst, einfach aus dem Prinzipe der Glückseligkeitslehre erklärt und zugleich einen Zug seines Herzens verraten, welchen alle seine Helden bis zum Marquis von Posa an sich tragen: sie opfern sich, um Bewunderung buhlend, selber auf.

Der letzte Abschnitt der Theosophie erhebt sich zu „Gott", in welchem alle Vollkommenheiten vereinigt sind. Gott und Natur sind zwei vollkommen gleiche Größen, die Natur ist ein unendlich geteilter Gott: wiederum fühlen wir uns an die „Götter Griechenlands" erinnert. Und um diesen Gedanken zu veranschaulichen, bedient sich Schiller zum ersten Male des Bildes vom Newtonischen Farbenprisma, welches auch Ferguson liebt und das fortan in dem nicht unbeschränkten Bilderapparat Schillers eine hervorragende Stelle behauptet. Die spinozistischen Anklänge, welche man hier finden wollte, gehen vielmehr auf den Einfluß des Goethischen

Werther zurück und treten alsbald wieder hinter den alten Lieblingsgedanken zurück. Wie die Anziehungskraft der Elemente die körperliche Form der Natur zu stande gebracht hat, so müßte die Anziehungskraft der Geister, die Liebe, ins Unendliche fortgesetzt und vervielfältigt, endlich Gott hervorbringen. Liebe ist also für uns die Leiter zur Gottähnlichkeit: wiederum werden einige Strophen aus dem Gedichte „die Freundschaft" citiert, welche den Leibnitzischen Gedanken umschreiben, daß Gott zur Vermehrung seiner eigenen Glückseligkeit fremde Wesen als Spiegel seines Selbst geschaffen habe, und die Leibnitzische Vorstellung von einer bis zur Gottheit hinaufführenden Stufenleiter aller Wesen wiedergeben. Und wenn schon der Abschnitt „Aufopferung" die Idee der Unsterblichkeit in dem Genuß der Liebe zukünftiger Geschlechter aufgehen ließ, so schließt der Theosoph hier mit den ausdrücklichen Worten: „Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Arkan, den veredelten König des Goldes aus dem unscheinbaren Kalke wieder herzustellen, das Ewige aus dem Vergänglichen und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten."

In wenigen Sätzen giebt er am Schlusse die Summe seiner Glückseligkeitsphilosophie, welche auf das biblische Gebot hinausläuft: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens; die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch unter einander." Wiederum mit einem Citat aus einer eigenen Dichtung, dem „Hymnus auf die Liebe", schließt die Theosophie.

Man darf über dieses unreife Philosophem getrost den Kopf schütteln und wird deshalb doch die Kühnheit und Energie nicht verkennen, mit welcher der zwanzigjährige Jüngling hier einen Reifen um das ganze Weltall schlägt; Gott, Welt und Menschheit, die vergangenen und zukünftigen Geschlechter mit seinem Denken und Fühlen zu umspannen sucht. Mehr freilich mit dem Herzen, als mit dem Kopfe: die Liebe, das Grundprinzip der schottischen Moralphilosophie, ist der bewegende Gedanke in diesem System, auf welchen der Theosoph immer wieder zurückkommt, auf welchen zuletzt das Ganze hinausläuft. In den Jahren, in welchen andere Jünglinge Liebesgedichte auf ein auserwähltes oder auch wohl auf das nächstbeste Mädchen machen, dichtet und philosophiert auch Schiller über die Liebe: und was noch seltsamer ist, er

dichtet philosophierend und er philosophiert dichtend über die Liebe. Diese platonisch abstrakte Beschäftigung mit einem bloßen Begriffe, für den er mit einer uns Kindern einer ernüchterten Zeit schwer begreiflichen Inbrunst entglüht, macht uns trotzdem vieles verständlich. Kein Weib, die Liebe selbst ist der Gegenstand seiner Poesie. Und dieser Begriff der Liebe ist ohne Fleisch und Blut; er verflüchtigt sich immer mehr ins allgemeine, zuletzt bis in den bloßen Gedanken eines allgemeinen geistigen Zusammenhanges. Wo er aber noch am meisten konkrete Gestalt gewinnt, da entpuppt sich die Liebe als Freundschaft.

Schiller selbst hat es für individuell erklärt, daß sich sein Julius sogleich mit dem Universum eingelassen habe. „Nämlich weil ich selbst fast keine andre Philosophie gelesen habe und zufällig mit keiner andern bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften (den wenigen, die ich las) genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt. Daher wurde diese Materie, als die dankbarste für Witz und Phantasie, bald mein Lieblingsgegenstand." In der That: dichterische Empfindung lebt genug in diesem Liebestheorem, und überall hat sich uns der Zusammenhang mit der Dichtung Schillers ergeben. Neben vielen Citaten aus Klopstocks und Schillers eigenen Gedichten finden wir noch mehr Keime zu späteren dichterischen Blüten und Früchten. Die Lieder der Anthologie auf Freundschaft und Liebe, die Lauraoden wurzeln hier; der Gedanke, daß die Liebe den Menschen überlebt, kehrt in Hektors Abschied wieder. Die Stimmungen, aus welchen später die „Götter Griechenlands" und das Lied „An die Freude" hervorgegangen sind, klingen hier zum ersten Male an. Und nicht bloß der Freundschaftsenthusiasmus redet noch im Don Carlos dieselbe Sprache wie hier: auch zu dem Kapitel „Aufopferung für Menschenglück" bildet der Marquis von Posa den schönsten und deutlichsten Beleg.

4. Medizinische Studien.

Nachdem bereits früher der Medicus der Anstalt, Dr. Christian Gottlieb Reuß, Vorbereitungsunterricht auf die naturwissenschaftlichen Fächer erteilt hatte, wurde im Schuljahre 1776 mit einem auf drei Jahre veranschlagten medizinischen Kursus der Anfang gemacht. Es erging ein Aufruf an die Zöglinge: wer Lust hätte, sollte sich melden; und sicher

wurden auch lockende Versprechungen an den Übertritt geknüpft. Von den sieben Jünglingen, welche hervortraten, folgten nur wenige (wie Plieninger, der später angesehene Medizinalrat) dem inneren Berufe. Drei andere (Elwert, Jacobi, Liesching) waren die Söhne von Ärzten: so blieb Kunst und Geschäft gleichsam in der Familie. Aus noch anderen Beweggründen trat unser Schiller mit seinem Freunde Hoven über, welcher nun gleich ihm den Gottesgelehrten mit dem Juristen und diesen wieder mit dem Mediziner vertauscht hatte. Schiller und Hoven, welche in den juridischen Stunden mehr auf ihre dichterischen Eingebungen als auf die Vorlesungen gehört hatten, sahen sich so weit zurückgeblieben, daß an ein Nachholen des Versäumten nicht mehr zu denken war. Schon hatte ein Professor bei einem ihrer Kameraden unter der Hand angefragt: ob es ihnen denn so ganz an Gaben fehle, oder ob es bloß die Faulheit mache? Um dieser wenig schmeichelhaften Alternative zu entgehen, nahmen die beiden Freunde jetzt ihren Vorteil wahr und beschlossen umzusatteln. Nachdem der Gedanke so im Drang der äußeren Not ins Auge gefaßt war, fanden sich freilich auch edlere Motive hinzu. Schiller witterte die nahe Verwandtschaft der Physiologie mit der Psychologie und versprach sich von der Kenntnis der menschlichen Natur eine Förderung seiner dramatischen Versuche. Und wenn ihm die Medizin überhaupt ein näheres Verhältnis zur Dichtung zu haben schien als die Jurisprudenz, so wurde diese Meinung durch das Beispiel Hallers bestätigt, welcher zu seiner Zeit der berühmteste Gelehrte und zugleich auch der gefeiertste Dichter in Deutschland war. Schillers Vater, von dem momentanen Unwillen abgesehen, welchen das für die juristischen Lehrbücher umsonst ausgegebene Geld und die Unkosten der neuen medizinischen Werke bei ihm erregten, hatte bei seiner hohen Meinung von der Arzneikunst schwerlich etwas dagegen einzuwenden, wenn sein Sohn auf den Beruf hinstrebte, welchen zu erreichen er nur durch die Ungunst der Verhältnisse verhindert worden war.

Der eben genannte Haller hatte im Jahre 1723 über Württemberg geschrieben: „Marktschreier sind hier wenig geschätzt, jede Stadt hat ihren Physikus, wenn sie auch noch so klein wäre, und durch dessen Hände muß alles gehen. Also wird die Arzney in Ordnung und Ehren gehalten.“ Aber so angesehen auch die praktische Medizin in Württemberg war, so lag doch das wissenschaftliche Studium derselben wie die weltliche Gelehr-

samkeit überhaupt darnieder: so daß beispielsweise in den Jahren 1769 bis 1771 nicht mehr als drei medizinische Werke in Württemberg erschienen. Gerade auf diesem Gebiete hat später die hohe Karlsschule den Ruhm der neuen Hochschule verkündet: schon 1788 wirkten an ihrer medizinischen Fakultät neun Lehrer, und keine andere Hochschule in Deutschland konnte sich auf diesem Gebiete mit ihr messen. Wie früher in der Philologie und Philosophie, zog der Herzog jetzt auch in der Medizin jüngere Lehrkräfte heran: und wenn er die ersteren aus dem Tübinger Stifte holen ließ, so mußte er sich die letzteren an der Akademie selber großziehen. Manche von ihnen, wie der Botaniker Kerner oder wie Plieninger, sind Schillers Genossen gewesen: auch hat er seit seinem Eintritt gleichzeitig mit Kielmeyer studiert, welcher durch seine Thätigkeit als Lehrer in der Anatomie, Physiologie und Chemie die Anstalt nachmals auf die Höhe ihrer Bedeutung gebracht hat. Auch in dieser Wissenschaft aber wurde die praktische Rücksicht im Unterricht vorangestellt; ausgezeichnete Ärzte sind in Masse aus der Akademie hervorgegangen, nicht bloß in der Folgezeit sondern auch aus dem Kreise von Schillers unmittelbaren Kollegen: die Hoven, Liesching, Elwert, Jacobi haben ihrem Vaterland treue Dienste geleistet . . . Freilich im Jahre 1776, als Schiller zur Medizin übertrat, mußte das alles erst neu geschaffen und begründet werden: wiederum war es seine Bestimmung, in werdende Verhältnisse zu geraten.

Die erste Folge des Übertrittes war für Schiller eine neue Umgebung: neue Lehrer und neue Kollegen. Die medizinische Fakultät der Akademie war damals noch keineswegs reich besetzt: drei Professoren und ein Prosektor mußten genügen, um die verschiedenen Pensa zu absolvieren. Den vorbereitenden Unterricht in der Naturgeschichte und Chemie, aber auch in der Pharmacie und Arzneimittellehre erteilte Dr. Christian Gottlieb Reuß, aus einer weitverzweigten und zu Sulz am Neckar angesiedelten Gelehrtenfamilie, auch selber ein gründlicher Gelehrter, indessen noch mehr geschätzt als tüchtiger praktischer Arzt, welchem der Herzog das leibliche Wohl seiner Söhne und später auch sein eigenes anvertraut hat; aber ein ernster und trockner Mann, welcher selbst dem jungen Pfaff nicht das geringste Interesse für seine spätere Berufswissenschaft abgewinnen konnte. Mehr Ansehen und Beliebtheit genoß der Leibchirurg des Herzogs, Chirurgien-Major Christian Klein: er galt als einer der geschicktesten Anatomen der Zeit und hatte sich theoretisch und praktisch

auch in der Chirurgie und Geburtshülfe bekannt gemacht, welche er mit großer Klarheit und Eleganz vortrug. Die Zöglinge verdankten ihm nicht bloß die Einführung in drei wichtige Disciplinen: sie schätzten an ihm außerdem das gerade Wesen und die treuherzige Art eines echten Biedermannes; diese behagten auch dem Herzog so wohl, daß er den Chirurgen gern auf seinen Reisen mit sich nahm und sogar für Quartier und Kasse sorgen ließ. Der eigentliche Liebling der medizinischen Eleven wurde bald Johann Friedrich Consbruch, welcher zugleich die Physiologie, Pathologie, Semiotik und Therapie vertrat. Sein Studiengang unterscheidet sich in einem wichtigen Punkte von dem seiner beiden Kollegen: diese haben in Tübingen und in Frankreich studiert, sie gehören der Straßburger Schule an; Consbruch dagegen ist noch außerdem bei dem berühmten Göttinger Brendel in die Schule gegangen, nach dessen handschriftlichen Diktaten er die Pathologie vorzutragen pflegte. Nicht alle diese verschiedenartigen Gegenstände beherrschte er mit gleicher Sachkenntnis und Sicherheit: für die Physiologie wenigstens soll es ihm an der entsprechenden Vorbildung gefehlt haben. Für die Pathologie hat er dem jungen Schiller sicher mehr Interesse als dem unzufriedenen Pfaff einzuflößen verstanden: als Schiller in seiner Verlegenheit um ein rein medizinisches Thema später von den Fiebern handelte, stand ihm gewiß Consbruchs 1759 erschienene Schrift De febribus malignis vor Augen. Aber auch der sachverständigere Pfaff kann seinen Vorlesungen über allgemeine Therapie, verbunden mit materia medica, seinen Beifall nicht versagen und zeigt sich am meisten durch das Casuisticum befriedigt, in welchem die Eleven über gegebene Krankheitsfälle die Epikrisen zu liefern hatten. Von den Lehrern der medizinischen Abteilung, welche in den Dreißigern standen und auch durch ihre Wissenschaft mehr an die Erde gefesselt wurden, konnte natürlich keiner auf Schiller so begeisternd wirken als Abel: Consbruch, welcher an der Grenze der Vierziger stand, kam ihm darin am nächsten. Auch ihm war das liebenswürdige, heiter wohlwollende Wesen eigen, welches die Jugend mit einem Male gewinnt; auch in ihm schätzten die Zöglinge nicht bloß den Lehrer sondern auch einen dienstfertigen Freund; und die weltmännische Gabe eines natürlichen, ungesuchten, oft sogar feinen Witzes, welche dem als Arzt und Gesellschafter gleich beliebten Mann zu eigen war, vollendete die Anziehungskraft seiner Person.

Aber trotz der guten Wahl der Lehrer und der Masse der vorgetragenen Pensa litten die medizinischen Studien an einem Grundfehler: an dem Mangel eines anschaulichen und praktischen Unterrichts. Reuß, zum Beispiel, las noch in späteren Jahren seine Chemie in einem gewöhnlichen Hörsaal, ohne Experimente, nach dem für Anfänger bequemen Kompendium von Erxleben. Klein trug nicht bloß als Geburtshelfer die accouchements theoretisch vor, auch in seinen anatomischen Vorlesungen vermißte man die Demonstration an Leichnamen und das Vorzeigen von Präparaten: weder ihm noch seinem Prosektor Morstadt stand ein genügendes Material von Leichen zu Gebot, und der alte Schiller, dem dieser Mangel bekannt war, erbot sich einmal vergebens, die Leiche eines erfrorenen Bauknechtes auf das anatomische Theater zu liefern. Man suchte solchen Gebrechen auf andere Weise abzuhelfen. Weil es an einem botanischen Garten fehlte, wurden Exkursionen unternommen; oder man führte die Zöglinge in den nahegelegenen öffentlichen botanischen Garten, in welchem der bejahrte Garteninspektor Martini, welcher einst der Begleiter Gmelins auf der sibirischen Reise gewesen und später als einer der ersten praktischen Botaniker der Zeit dem Herzog auf einer Schweizerreise durch den großen Haller empfohlen worden war, ein unbeachtetes und ruhmloses Leben führte. Den Mangel eines chemischen Laboratoriums zu ersetzen, brachte man die Zöglinge, sobald instruktive Prozesse zu beobachten waren, in die Hofapotheke. Vom eigentlich klinischen Unterrichte war leider gar nicht die Rede: da eine Klinik fehlte und die Akademie nicht genug Kranke lieferte, wurden die Zöglinge zum Besuch in das städtische Lazareth geschickt, dessen Vorsteher ihnen einen dürftigen Unterricht an wenig lehrreichen, meist chronischen Krankheitsfällen erteilte. Solche Übelstände waren zum teil in den unfertigen Verhältnissen begründet, wie ja auch erst nach Schillers Austritt für eine medizinische Bibliothek gesorgt wurde; sie lagen zum teil in der Zeit überhaupt. Die Folge war jedesfalls, daß die Anschauung und Beobachtung der Zöglinge weder eine reiche noch eine sichere wurde. Um Einzelnes und Zufälliges kennen zu lernen, führte man sie aus der Akademie hinaus: in vertrautem Umgang mit der Natur lebten sie nicht.

Der Standpunkt, auf welchem der medizinische Unterricht in der Karlsakademie stand, war der des Boerhavischen Systemes. Man lehrte

Humoralpathologie und leitete die Krankheiten von Säften her. Aber durch Consbruch drangen die Kollegienhefte des berühmten Göttinger Lehrers Brendel in die Akademie und lenkten in andere Bahnen. Hoven, welcher sie aus den Händen dieses Lehrers empfing, wurde durch dieselben nicht bloß zu fleißigerem Studium getrieben und mit Lust und Liebe zu seinem Gegenstand erfüllt: er wandte sich auch noch als Schüler von der einseitigen Verteidigung der Humoralpathologie ab und machte seine Lehrer aufmerksam, daß die Nerven, wenn nicht eine größere, so doch gewiß eine eben so große Rolle bei den Krankheiten spielen möchten als die Säfte. Mit diesen Ansichten, welche Consbruch nicht nur wohlwollend sondern sogar beifällig aufnahm, war er auf dem geraden Wege ein Nervenpathologe zu werden, der er bald darauf in seinem wandlungsreichen medizinischen Leben auch wirklich und ganz geworden ist. Auch der junge Schiller hat außer den Hallerischen Werken die Dissertationen und Kollegienhefte Brendels zu Rate gezogen und gelegentlich citiert.

Aber unter den Zöglingen der medizinischen Abteilung, welche zugleich auch die Schüler Abels waren, wurde mit noch größerer Begeisterung die Lehre des Hallensers Stahl (1660—1734) aufgenommen, dessen im Jahre 1737 posthum erschienene Theoria medica vera alle Bewegungen des Körpers aus der Seele herzuleiten suchte. Nach dem Animismus Stahls, welchem noch später ein Wort des Schillerischen Wallenstein geflügelten Ausdruck verliehen hat, baut sich nicht bloß die Seele den Körper ihrem Zwecke gemäß selbst auf, sondern sie setzt ihn auch gleich einem mechanischen Apparat oder einer Maschine in Bewegung. In dem hallischen Pietismus und in der Philosophie der Engländer hatte diese Lehre einen weiten Hintergrund. Berkeley hatte die Materie überhaupt geleugnet und die ganze sinnliche Welt für ein bloßes Produkt unserer Vorstellungskraft ausgegeben; Hartley umgekehrt suchte die Seelenprozesse aus bloß physischen Ursachen, den Vibrationen der Nerven, zu erklären. Durch Locke war der Sensualismus begründet, und unter den schottischen Philosophen beschäftigte sich nicht bloß Smith mit der Theorie der menschlichen Empfindungen. Die Eklektiker und die Popularphilosophen suchten auch hier zwischen den entgegengesetzten Richtungen zu vermitteln, und das auf dem Grenzrain zwischen der Physiologie und Psychologie liegende Gebiet war ihr eigentlicher Tummelplatz. Sulzer, Garve, Mendelssohn suchen wie früher die Schweizer Kritiker in der

Analyse der Empfindungen ihre Hauptaufgabe; Lessings ganze Poetik bis zur Dramaturgie beruht auf derselben, und es ist bekannt, welche aufmerksame Beschäftigung er dem Werke des Spaniers Huarte widmete und welche entscheidende Anregung er der „Prüfung der Köpfe zu den verschiedenen Wissenschaften“ verdankt. In der Militärakademie beschäftigten diese Gedanken sowohl die Lehrer als die Schüler der philosophischen Abteilung: durch Jahn ist Schiller zuerst in Sulzers Lehre von den angenehmen und unangenehmen Empfindungen eingeführt worden; ein Jahr später (1775) ließ Böck eine Dissertation de perfectibilitate sensuum externorum verteidigen; Abels wechselnde Ansichten, bis er in jenem Programm ausgewählte Erscheinungen der „Sympathie“ aus der Psychologie zu erklären suchte, sind uns bekannt: er steht also genau bei dem Punkte still, auf welchem er mit dem Animismus Stahls zusammentraf.

Die medizinischen Eleven befanden sich in einem schwierigen Dilemma. Sie sollten auch diese Wissenschaft in philosophischem Geiste betreiben und die Erscheinungen aus allgemeinen Gesichtspunkten beurteilen. Als Schüler Abels lernten sie zudem physische Erscheinungen aus psychischen Gründen erklären. Und nun legt die Medizin, welche sich als Erfahrungswissenschaft nicht so weit auf die Spekulation einlassen durfte, durch ihre Lehrer ein Veto ein. Dieses Veto war gerade um so viel notwendiger, je mehr es den Akademisten an Erfahrung und Beobachtung auf dem eigentlichen Gebiete der Naturwissenschaften gebrach. Es fruchtete aber wenig: sie waren und blieben die rechten Schüler Abels und wollten nichts anderes als über die Medizin philosophieren und spekulieren. Nur insofern die Medizin an die Seelenkunde grenzte, war sie für sie von Interesse. Alle Arbeiten der Zöglinge bewegen sich auf diesem Gebiet: Elwerts Probeschrift von 1779 untersucht auf gleiche Weise wie die Schillerische den wohlthätigen und schädlichen Einfluß der Leidenschaften auf den menschlichen Körper; Hovens zweite Arbeit vom Jahre 1780 handelt von der Wichtigkeit der dunkeln Vorstellungen in der Theorie der Empfindungen. Kein Wunder daß der Stahlische Animismus von ihnen mit Begeisterung aufgenommen wurde. Freund Hoven, welcher mit seiner Nervenpathologie bei Consbruch Beifall gefunden hatte, ging in seiner ersten Probeschrift De causis morborum sofort einen Schritt weiter und suchte den Sitz und die Ursache der Krankheit nicht mehr

bloß in den Nerven sondern in der Seele: aber die medizinischen Beurteiler merkten die kontrebandenen Stahlischen Gedanken durch und versagten seiner Arbeit die Bewilligung des Druckes. Schiller, durch das Schicksal seines Freundes gewitzigt, zugleich aber auch durch den Widerspruch, in welchem sich die Philosophie zu der Medizin befand, kühner gemacht, trägt in seinen Dissertationen Stahlische Grundsätze immer wieder unter der Verwahrung vor, daß er kein Stahlianer sei. Aus Opposition gegen die Humoralpathologen bestreitet er dem „fleißigen Cottunius", einem Wiener Arzte welcher 1774 eine anatomische Untersuchung De aquæductibus auris humanæ internæ veröffentlicht hatte, eine Thatsache, die ihm der Anatom Klein in seinen Vorlesungen handgreiflich gezeigt haben will, als eine „irrige Hypothese". „Ohne ein Stahlianer zu sein" wagt er in seiner zweiten Abhandlung „in gewissem Verstande" zu behaupten, daß die Seele sich den Körper bilde. Mit mehr Recht verwahrt er sich in der Abhandlung über die Fieber gegen die Stahlischen Träumereien, daß durch die Kraft der Seele Krankheiten überwunden werden könnten: gerade in der Lehre über das Fieber, welches er durchaus vom psychiatrischen Standpunkte behandelte und welches er den seelenlosen Tieren ganz absprechen wollte, gipfelte die Lehre Stahls. Aber auch in dieser Abhandlung nennt er unmittelbar den Namen Stahls in der rühmlichsten Weise, und der Herausgeber der Anthologie läßt den Jünger Äskulaps, welcher die Natur bekämpft und dem Tod in die Hände arbeitet, auch eine Wagenburg um die Stahlische Seele schlagen, weil sie seine Sporteln schmälert und seine Finanzen schwächt.

Auch diesem neuen Studium widmeten Schiller und Hoven anfangs nur einen geringen Fleiß; während die dichterischen Versuche ungestört fortgesetzt wurden, begnügte man sich in der Berufswissenschaft dort den Schein des Unfleißes zu vermeiden, wo er am deutlichsten ins Auge gefallen wäre: das war in der Anatomie. Erst als die Gefahr, welcher sie als Juristen durch das Umsatteln entgehen wollten, sich in der Medizin zu wiederholen drohte: erst dann trieb sie die Furcht dazu an, das Dichten auf die Nebenstunden einzuschränken und endlich ganz zurück zu legen, um sich im Lesen, Schreiben und Denken ganz der Medizin zu widmen. Bei Hoven entschied dieser erzwungene Entschluß für immer: er gewann zur Medizin Lust und Liebe und fand in ihr seinen eigentlichen Beruf. Schiller aber, welcher immer nur stoßweise, nie anhaltend

studierte, bethätigte die Kraft eines ernsten und festen Entschlusses mit der ganzen Energie seiner Natur: mit der peinlichsten Selbstüberwindung versagte er sich selbst den kleinsten Genuß, ja ein aufmunterndes Gespräch. Während er sich seinen dichterischen Genossen jetzt mehr und mehr entzog, trat er den Plieninger, Elwert, Jacobi, Liesching näher, welche das Studium der Berufswissenschaft mit ihm verband. Auch hier war der Übergang von dem einen Geschäft zu dem andern für ihn die größte Schwierigkeit: nachdem er einmal über die Anfänge hinaus war und sich das Theoretische der neuen Berufswissenschaft zu eigen gemacht hatte, fiel ihm das Praktische bereits weit leichter. Im Jahre 1777 wird er als der dritte von acht medizinischen Eleven aufgeführt; und eine vorliegende Censur aus dem Jahre 1777 oder 1778 stellt ihm in allen medizinischen Disciplinen ein gutes oder sehr gutes Zeugnis aus, in der Botanik wird er fleißig, in der Physik ziemlich gut genannt. Es wird erzählt, daß Schiller einmal zum Behuf einer Prüfung, die er nachher auch unter den größten Lobsprüchen bestanden hat, die medizinischen Werke von Haller in der kurzen Zeit von drei Monaten absolvierte. Unmittelbar vor den Prüfungen legte er auch später, als er wieder zur Dichtung zurückgekehrt war, die poetischen Arbeiten bei Seite und spannte alle Kräfte auf das nahe Ziel.

Das letzte Studienjahr sollten die Akademisten weniger in den Hörsälen der Professoren als zur Beobachtung der Patienten auf dem Krankenzimmer der Akademie zubringen. Aus dem Oktober 1778 datiert denn auch ein Leichenbefund, welchen Schiller nach dem Tod eines Kollegen aus der Malerschule, Namens Hiller, abzugeben hatte: ganz objektiv zählt er die Symptome auf und zieht daraus den negativen Schluß, daß die Todesursache jedesfalls mehr außerhalb des Herzens als in dem Herzen zu suchen sein dürfte. In demselben Jahre 1778 sind die Mediziner auch zum ersten Male bei den Schlußfeierlichkeiten hervorgetreten, indem sie über 67 von Consbruch aufgestellte Sätze disputierten: unter den neun Respondenten steht Schillers Name obenan. Mit Elwert, Jacobi und Plieninger hatte Schiller um den Preis in der Anatomie zu losen, weil sie alle „gleich gut“ waren: Elwert blieb Sieger. Entlassen wurde am Schlusse dieses dritten Jahres des medizinischen Kursus keiner der Zöglinge, sondern die Dauer desselben wurde hinausgeschoben, und ein Jahr später begegnen uns fast dieselben Namen unter den acht Re=

spondenten wieder, welche am 10. Dezember 1779 unter Reuß' Leitung 38 Theses ad materiam medicam spectantes verteidigten und am 9. und 11. Dezember unter Consbruchs Leitung über Theses promiscuæ ex medicina practica et forensi disputierten. Bei diesen Disputationen war es wohl auch, daß Schiller, welcher einem Professor der Medizin in lateinischer Sprache opponierte, die Aufmerksamkeit eines angehenden Tonkünstlers erregte, der als geborener Stuttgarter, ohne Zögling der Akademie zu sein, sich bei den Prüfungsfeierlichkeiten als Zuschauer eingefunden hatte. Durch den Anblick des ihm gänzlich unbekannten Jünglings fand sich unser Augenzeuge so gefesselt, daß er noch nach 50 Jahren die Erscheinung zum Zeichnen deutlich vor Augen hatte. Die rötlichen Haare kontrastierten seltsam mit der vollen breitgewölbten Stirne; der tiefe und kühne Adlerblick, der ihm im Augenblicke der Ruhe eigen war, mit dem schnellen Blinzeln der Augen, wenn ihn die Disputation lebhafter in Anspruch nahm; die edel geformte Nase mit dem siegreichen Lächeln, welches während des Sprechens so oft über seine Lippen trat. Eine von Natur aus edle Bildung, aber verzerrt durch die Geberden, wie auch die einwärts gebogenen Kniee seiner Haltung einen unschönen Ausdruck gaben. Bei der Abendtafel beobachtete derselbe Augenzeuge, wie sich der Herzog, den Arm auf Schillers Stuhl gelehnt, längere Zeit mit ihm unterhielt: und wieder umspielte dasselbe siegreiche Lächeln seine Lippen, wiederum blinzelte er ebenso mit den Augen wie gegenüber jenem Opponenten während der Disputation. Der Herzog hatte Grund, mit seinem Sohne zufrieden zu sein. In drei medizinischen Fächern (in der Chirurgie, praktischen Medizin und materia medica) hatte er mit seinem Kollegen Plieninger gleichen Anspruch auf den Preis: das Los entschied zum ersten und einzigen Mal glücklich für ihn, während derselbe blinde Wurf den Preis in der deutschen Sprache und Schreibart seinem Kollegen Elwert zufallen ließ! Plieninger mußte sich mit dem Preis in medicina forensi zufrieden geben, und alle übrigen Mediziner hatten das bloße Nachsehen. Schiller aber empfing die Preise aus den Händen seines Fürsten in Gegenwart des Herzogs Karl August von Weimar, welcher unter dem Pseudonym eines Baron Wedel in Begleitung Goethes und des Oberjägermeisters von Wedel auf der Rückkehr von der Schweizerreise durch Stuttgart kam und von dem Herzog Karl bald ausgeforscht war. Schon am Sonntag (12. Dezember) abends hatten die hohen Gäste die Akademie

besucht und, just einen oder zwei Tage später nachdem Schiller seine Examina in der deutschen Sprache und Medizin so ruhmvoll bestanden hatte, dem Beschluß der Prüfungen beigewohnt. In seiner nach Gewohnheit seit langem vorbereiteten Rede an die Zöglinge änderte der Herzog dieses Mal im Nebenzimmer rasch einige Stellen mit Bezugnahme auf den fürstlichen Besuch ab. Goethe wohnte am Stiftungstage (Dienstag 14. Dezember) nicht bloß morgens der Predigt in der Akademie-Kirche sondern auch abends der Preisverteilung selbst bei; und die Zöglinge konnten beobachten, wie sehr der Herzog von Württemberg sich ihm gegenüber in Artigkeiten überbot und ihn selbst vor den übrigen Größen zu distinguieren suchte, unter welchen sich auch der Kammerpräsident W. Heribert von Dalberg aus Mannheim befand. Goethe umgekehrt bekannte in einem Brief an seine Freundin, daß er in Stuttgart alles „sehr merkwürdig und instruktiv" gefunden habe. In der Festrede, welche den Einfluß der physikalischen Erziehung auf die Seelenkräfte der Jugend behandelte, lenkte Consbruch die allgemeine Aufmerksamkeit auf Goethe, indem er eine Stelle aus dem Werther citierte: der Verfasser des vielbewunderten Romanes errötete zart und schlug die Augen nieder. Während der darauf folgenden Preisverteilung stand Karl August zur Rechten und Goethe zur Linken des Schwabenherzogs: drei von den 124 Medaillen, welche zur Verteilung gelangten, empfing der Eleve Schiller, dessen Hervortreten, um sie in Empfang zu nehmen und den Rock des Herzogs zu küssen, zugleich seine erste persönliche Begegnung mit Goethe bildete.

Schon vor den mündlichen Prüfungen dieses Jahres 1779 hatte Schiller seinen Lehrern eine schriftliche Arbeit vorgelegt. Die Abhandlung „Philosophie der Physiologie", zuerst in deutscher Sprache geschrieben, dann aber in einer lateinischen Übersetzung eingereicht, ist nur in einem Bruchstück erhalten; und auch dieses gehört, wie der Vergleich mit dem noch erhaltenen Gutachten der Professoren erkennen läßt, einer späteren erweiternden Umarbeitung in deutscher Sprache an.

Plan und Anlage des Ganzen zeugen wie die beiden Reden aus der angrenzenden Zeit von dem Geschick, den Gegenstand zu gliedern und zu disponieren. Bezeichnend genug geht der medizinische Verfasser vom geistigen Leben aus und steigt von diesem zum physischen herunter. Nachdem das erste Kapitel „Das geistige Leben" (I) entwickelt hatte, wurden in den beiden folgenden „Das nährende Leben" und „Die Zeugung"

behandelt; dann der Zusammenhang dieser drei Systeme (IV) erörtert; und endlich mit der Betrachtung des Schlafes und des natürlichen Todes abgeschlossen (V), welche diesen Zusammenhang wieder auflösen. Ungefähr in der Mitte des ersten Kapitels, nachdem der Verfasser vom geistigen Leben nur erst das Denken erörtert und eben der Lehre von der Empfindung sich zugewendet hat, bricht der erhaltene Text ab. Die Kritik Consbruchs läßt erkennen, daß es auch in den folgenden Kapiteln nicht an kühnen Behauptungen fehlte: die Meinung Schillers, daß die Seele erst während der Geburt in das Kind komme, wurde mit dem einfachen Hinweise geschlagen, daß die Mutter die Bewegung ihres Kindes eine geraume Zeit der Schwangerschaft hindurch fühle. Es wäre unnütz, aus den oft bloß die äußere Form betreffenden Bemerkungen des Beurteilers dem Gedankengang der verlorenen Fortsetzung nachspüren zu wollen: denn die Hauptgedanken hat Schiller in seiner zweiten Probeschrift größtenteils wiederholt.

Das Kapitel über „Das geistige Leben" wird durch einen Paragraphen über die „Bestimmung des Menschen" (§ 1) eingeleitet, welcher Gedanken der ersten Akademierede wieder aufnimmt und andererseits die Voraussetzungen für die zweite Rede enthält, wie er ja auch zeitlich zwischen die beiden Reden in die Mitte hineinfällt. Mit Leibnitz und den schottischen Philosophen setzt der Verfasser als erwiesen voraus, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes und nach einem trefflichen Plan entworfen sei: diesem Plane durch Erkenntnis der Ursachen und Wirkungen nachzugehen, dem Schöpfer nachzuringen und die Welt mit demselben Blicke zu umfassen wie der Schöpfer selbst, darin besteht die unendliche Bestimmung des Menschen, welche er freilich nur anstreben, niemals erreichen kann. In diese Erkenntnis des Weltplanes wird die Gottgleichheit verlegt, wie in der zweiten Rede in die Tugend: ganz folgerichtig, weil die Tugend dort von der Weisheit abhängig gemacht ist. Und indem er nun weiter einen Gedanken aus Ferguson wiederholt, welchen Garve als einen der schönsten ausgezeichnet hatte: daß eine Seele, welche den Plan der göttlichen Vorsehung im ganzen vor Augen hätte, zugleich auch die glücklichste Seele wäre, lenkt er in bekannte Vorstellungskreise ein. Mit dem Pathos Fergusons stellt er zunächst „ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz" auf, nach welchem die Vollkommenheit an Vergnügen und Mißvergnügen an Unvollkom-

menheit geknüpft ist: die Identificierung der Begriffe Tugend, Vollkommenheit und Glückseligkeit fand er schon in der Leibnitz-Wolfischen Lehre vor. Ein zweites „eben so schönes, weises Gesetz", welches er als „Nebenzweig" des ersten bezeichnet, wie er in der früheren Akademierede die Freundschaft einen „Nebenzweig" der allgemeinen Liebe genannt hatte, entlehnt er hier wie später dem vierten Teile Fergusons: daß die Vollkommenheit und Glückseligkeit des Ganzen mit der des Einzelnen durch die Bande der allgemeinen Glückseligkeit verbunden sei, welche das Glück des Nebenmenschen zu unserem eigenen macht. Wiederum wird in der gewohnten Weise der schönste, edelste Trieb in der menschlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur u. s. w. gefeiert. Wie Ferguson aus dem citierten Satze die Anlage zum Wohlthun und Mitleiden ableitet, so macht auch nach Schiller die Liebe nicht bloß die Lust sondern auch den Schmerz des Nebenmenschen zum eigenen. In völligem Einklang mit Mendelssohn, dessen Lehre von den vermischten Empfindungen die schottischen Philosophen beeinflußten und der Hamburger Dramaturg aufgenommen hatte, definiert Schiller das Mitleid als einen Affekt, gemischt aus Wollust und Schmerz: Schmerz, weil der Nebenmensch leidet; Lust, weil ich sein Leiden mit ihm teile, weil ich ihn liebe. Zum ersten Male hat sich Schiller hier mit der eigentlich tragischen Empfindung beschäftigt.

Von diesem hohen Fluge seiner Lieblingsgedanken findet er nur schwer den Rückweg zu dem Ausgangspunkte: der Mensch ist bestimmt zur Überschauung, Forschung, Bewunderung des großen Planes der Natur. „Dies zum Grunde gelegt", schreitet er weiter.

Mit einem weiten Sprung aus der philosophischen Welt in die physiologische handelt er (§ 2) von der „Wirkung der Materie auf den Geist". Die Frage wird aufgeworfen: wie kann ein Bewegliches, Materielles auf den Geist, welcher undurchdringlich ist, einwirken? Drei ihm entgegenstehende Ansichten weist Schiller ohne besonders mühevolle Widerlegung zurück. Zuerst die Hartleys und der französischen Materialisten von der Art Robinets, deren Meinung, daß der Geist selbst Materie sei, auch den Glauben an die Unsterblichkeit zum Wahn machen würde: auch sein Lehrer Abel hatte seit dem Gutachten Ploucquets entschiedener gegen den Hylozoismus Stellung genommen. Zweitens die von Berkeley ausgehende Anschauung, welche die Welt als eine bloße Vorstellung und

Selbsttäuschung unseres Geistes betrachtet und unsere Glückseligkeit damit für einen Traum erklärt. Endlich die Annahme eines unmittelbaren Eingreifens der Gottheit, welche durch ein Wunder die Wechselwirkung herstelle: hier ist ihm Mendelssohns Beweisführung im 7. Brief über die vermischten Empfindungen ein Vorbild gewesen, welcher ähnlich nachzuweisen suchte, daß das Eingreifen eines Wunders in die natürliche Welt jeden Augenblick eine Neuschöpfung bedingte oder unübersehbare Verwirrung zur Folge hätte, wie Schiller aus den Wundern bloß einen Mangel im Plane der Schöpfung erkennen würde. Es bleibt dem philosophischen Physiologen kein anderer Ausweg als die Annahme einer Mittelkraft zwischen Geist und Materie, welche die Wechselwirkung beider besorgt. Von dieser weiß der folgende Paragraph (§ 3), welcher vielleicht nicht ohne Grund in der lateinischen Übersetzung fehlte, freilich recht wenig zu sagen. Ja der Hypothesensteller muß sogar zugestehen, daß sie undenkbar sein möge; und er hilft sich einfach mit dem Machtspruch: „die Erfahrung beweist sie; wie kann die Theorie sie verwerfen?“

In Wahrheit aber verläßt sich Schiller hier nicht auf die Erfahrung sondern auf die Autorität. Er fand den Gedanken einer Mittelkraft sowohl bei den Physiologen wie bei den Psychologen vor: hatte doch schon Descartes „tierische Geister“ als Träger der Wechselwirkung genannt. Bei Haller fand er die Lehre vom Nervengeist vorgetragen, zu welcher Schiller alsbald den Übergang sucht, nachdem er in den beiden folgenden Paragraphen (§ 4 und 5) nur noch den Mechanismus der Schutz- und Unterkräfte kurz auseinandergesetzt hat, die im Verein mit der Mittelkraft die einzelnen Organe bilden, durch welche die Materie auf den Geist wirken kann. Aber auch bei Abel spielt der Nervengeist eine große Rolle: in seiner Seelenlehre (1786) setzt er in den Nerven „eine gewisse feuerartige, geistige, nicht zwar elektrische oder magnetische, aber mit diesen verwandte oder aus gleichem Stoffe entspringende Materie voraus, die zwar nicht gerade in den Nerven als Kanälen fließt, aber doch in ihnen als glücklichen Behältern enthalten ist, und die eigentlich die große, außerordentliche Wirkung hervorbringt, welche wir in dem Hirn und in den Nerven wahrnehmen“; und zum teil wörtlich übereinstimmend redet er auch in seiner Abhandlung „über die Quellen der menschlichen Vorstellungen“ (1786) von der Materie des Nervenwesens: die Nervenfasern seien nicht gespannte Saiten sondern vielmehr hohle Gefäßchen, in denen

ein feines flüssiges Wesen fließe, welches durch die in der Rinde des Hirnes befindlichen Gefäße, vielleicht auch in den Nerven selbst, abgeschieden und dann in die hohlen Markfasern abgesetzt werde. Aber es habe große Schwierigkeiten, aus den Nerven Kanäle zu machen, in denen eine gewisse Flüssigkeit, die Quelle aller jener Wirkungen, fließe: „wäre es daher nicht rätlicher, den groben sichtbaren Nerven zwar jene Fähigkeiten abzusprechen und also eine neue fähigere und wirksamere Materie anzunehmen, die in den Nerven aufbewahrt werde, aber dabei nichts weiter bestimmen zu wollen, als daß diese Materie in den Nerven als ihren Behältern enthalten sei, nicht aber zu bestimmen, ob sie in denselben fließe." Ausdrücklich unterscheidet Abel das eigentliche Nervenwesen von der übrigen, mit den bekannten Eigenschaften der gewöhnlichen Körper begabten und nach gleichen Gesetzen wirkenden Masse: es sei vielmehr mit Luft und Feuer, besonders aber mit Elektricität und Magnetismus homogen. Wie geläufig diese Lehren Abels den medizinischen Eleven waren, das beweist auch Elwerts Streitschrift aus dem Jahre 1779: auch er lehnt es im Eingang ab, zu erörtern, was jenes „Mittelwesen" sei, welches das Einfache an das Zusammengesetzte, das Körperliche an das Nichtkörperliche knüpfe, und wie es möglich sei, daß die Seele mit dem Körper Gemeinschaft habe. Und mit dieser Schrift, welche den Gedanken der Mittelkraft einfach an einzelnen Beispielen erläuterte, erhielt Elwert die Zulassung zum Druck, welche dem philosophischen Schiller versagt wurde.

Als die erste Form der Wechselwirkung zwischen Körper und Seele wird in dem Folgenden (§ 6 und 7) das System der sinnlichen Vorstellung entwickelt: diese kommt infolge der Sensation, welche die umgebende Materie auf die menschlichen Sinne ausübt, und durch die Mittelkraft zu stande, welche in den Nerven wohnt. Wiederum wird eine ernste Erwägung der physiologischen Seite der Frage einfach abgelehnt; mit dem ironischen Seitenblick, daß hier schon mancher medizinische und metaphysische Don Quixotte sich gewaltig herumgetummelt habe und noch jetzt herumtummle. Ja, es sieht wie ein souveräner Spott über seine Lehrer, die zugleich seine Beurteiler waren, aus, wenn Schiller der Hoffnung Raum giebt, daß sie ohne Zweifel schon selber alle bisherigen Erklärungen der Nervenphänomene würden abgewogen, beurteilt und zu ihnen Stellung genommen haben. Er selbst will „durch tausend

Zweifel" zu der Überzeugung gekommen sein, daß die Mittelkraft in einem unendlich feinen, einfachen, beweglichen Wesen wohne, das im Nerven, seinem Kanal, strömt und welches er nicht elementarisches Feuer, nicht Licht oder Äther, nicht elektrische oder magnetische Materie, sondern den Nervengeist nenne. Nicht aus tausend Zweifeln, sondern aus Hallers Lehrbuch „Elementa physiologica corporis humani" und aus dem Unterricht Abels ist ihm diese „Überzeugung" erwachsen; und die physiologische Erörterung der Frage schneidet er einfach ab, indem er an die Stelle des Wortes „Mittelkraft" in Zukunft den Terminus „Nervengeist" aus dem Hallerischen Kompendium einführt. Dieser ist in allen Organen derselbe, und nur die Richtung, welche er durch den Nerven erhält, ist eine verschiedene. Die Antwort auf die Frage, worin denn diese Verschiedenheit liege, wird wiederum damit abgelehnt, daß zu ihr auch die feinste Anatomie noch weit nicht hinaufreiche. Es werden einfach die fünf Sinne als die einzelnen Vorstellungsorgane in ihrer Eigenart und nach der Verschiedenheit der Vorstellungen, welche sie ermöglichen, charakterisiert. Selbst die Definition der sinnlichen Vorstellung hinkt erst im folgenden Paragraphen nach (§ 8): sie wird, recht philosophisch und gar nicht physiologisch, als eine Veränderung der Seele bezeichnet, die der Weltveränderung gleich ist und wobei die Seele ihr eigenes Ich von dieser Veränderung unterscheidet. „Ich bin also in dem Augenblick ganz dasselbe, was ich mir vorstelle, und nur die Persönlichkeit trennt mein Ich von demselben und lehrt mich, daß es eine äußere Veränderung ist".

Wiederum ist Schiller mehr bei den Philosophen als bei den Physiologen in die Schule gegangen. Nach Sulzers Lehre von den Empfindungen sind die einzelnen Sinne gleichfalls nur durch die Empfindlichkeit und die Lage der Nerven unterschieden. Abel in seiner „Seelenlehre" handelt ausführlich von den Nerven und Sinnen und benutzt dabei außer Hallers Physiologie das Buch des berühmten Genfer Arztes Tissot, welcher im Jahre 1777 die Akademie mit seinem Besuche beehrt hatte. Die Lehre von der sinnlichen Vorstellung, welche Schiller eigentlich nur andeutet, hat Abel in einer besonderen Schrift „Über die Quellen der menschlichen Vorstellungen" ausgeführt und als sein Eigentum in Anspruch genommen. Er denkt sich die Entstehung der Vorstellung so, daß Gegenstände außer oder in unserm Körper eine bestimmte Bewegung

in den Nerven hervorbringen, die sich bis in das Gehirn fortpflanzt und auch in diesem, und zwar in dem unmittelbar auf die Seele wirkenden Teile, eine Bewegung verursacht: so wird in der Seele ein Eindruck (das Wort Sensation braucht Abel nicht) erzeugt, welcher wiederum in umgekehrter Reihenfolge auf das Gehirn, die Nerven und die Maschinen zurückwirkt.

Die Vorstellung ist der erste Grundpfeiler des geistigen Lebens; aber sie erhebt uns nicht über die vorgestellte Materie. Sie ist noch nicht, was die Bestimmung des Menschen sein soll: Überschauung, Forschung der Kräfte, der Absichten. Zu dieser führt uns erst die zweite Stufe empor: das Denken. Der Gegenstand der Vorstellung ist die Materie; der Stoff des Denkens die sinnliche Vorstellung. Diese kommt infolge der Sensation durch die Mittelkraft zu stande: das materielle Denken kommt infolge der Ideenassociation durch das Denkorgan zu stande.

Von diesem, dem materiellen Denken, handeln die folgenden Paragraphen. Die Terminologie „Materielles Denken" und „Materielle Phantasie" hat ihm Garves Abhandlung „Von den Neigungen" an die Hand gegeben, welche sogleich eingangs citiert wird und auf einer ähnlichen Unterscheidung beruht zwischen den Ideen der Seele und den materiellen Ideen oder den Veränderungen, die mit jeder Vorstellung in dem Gehirn und in den Nerven verbunden sind. Die sinnliche Vorstellung beruht auf einer Veränderung des Nervengeistes bei der Sensation: sie würde also auch mit den Ursachen der Sensation in der sinnlichen Welt verschwinden. Um zu begreifen, wie sie bleibend werden kann, sieht sich Schiller zur Annahme eines neuen Organs bewogen, welches weder Sinn noch Seele (also wieder eine Art „Mittelkraft") ist und gemeiniglich das Sensorium genannt wird. Aber er ist mit diesem Terminus sogleich wieder unzufrieden und spielt ihn lieber ins Psychologische hinüber: „ich nenne es besser Denkorgan oder das Instrument des Verstandes". Die drei vorhandenen Theorieen über die Frage, was die materiellen Ideen des Denkorgans (d. h. die materiellen Erinnerungen oder Einbildungen) oder der Phantasie seien, verurteilt er samt und sonders, und in dieser Widerlegung läßt er sich noch am meisten auf das physiologische Gebiet ein. Originalität möchte ich diesem Teile denn auch am wenigsten zuerkennen. Namentlich die Widerlegung der dritten

Hypothese, daß das Denkorgan aus einem System saitenartig gespannter Fibern bestehe, weist auf die Lehren Ploucquets zurück, dem sich jetzt auch Abel in seiner Abhandlung über die Quellen der Vorstellungen anschloß; und wenn Schiller den von Haller so hoch gestellten Bonnet mit der Verachtung bedient, welche „der schwerfällige Teutsche“ dem „französischen Gaukler“ schuldig ist, so hören wir nur einen Nachhall der protzigen Stimme, welche einst ähnliche Gedanken Abels in das Lustspiel verwiesen hatte.

Die Lehre von der Reproduktion oder der Wiedererweckung sinnlicher Vorstellungen war in England durch Locke ausgebildet und im Anfang des 18. Jahrhunderts durch den Zuschauer von Addison zum Gemeingut aller Gebildeten geworden. In Deutschland machten die Schriften der Schweizer Kritiker über die Einbildungskraft dieselbe geläufig, und Garve im zweiten Teil jenes Aufsatzes „Über die Neigungen“ entwickelte daraus den Gedanken der Ideenassociation, welchen er in folgenden Worten zusammenfaßt: „Das Gesetz der Einbildungskraft ist: wenn eine ehemalige Idee in der Seele erregt wird, so kommen auch die Ideen wieder in die Seele zurück, die ehemals zugleich mit einer Idee vorhanden waren“. Auch Abel hatte die Lehre von der Reproduktion und Ideenassociation in seiner „Seelenlehre“ vorgetragen, und Schiller schließt sich (§ 9) genau an diese Vorgänger an. Durch neue sinnliche Ideen oder durch andere von neuen sinnlichen belebte Phantasie-Ideen, welche kraft einer Verwandtschaft von Zeit, Ort oder Wirkung einen Bezug auf sie haben, werden auch schlummernde Phantasie-Ideen geweckt. Das Wort Quelle, zum Beispiel, weckt die Vorstellung derselben; diese wiederum die Vorstellung eines Mannes, der an der Quelle gestanden hat u. s. w. Die physiologischen Beantwortungen dieser Frage weist Schiller zurück, indem er wiederum jene drei Theorien ad absurdum zu führen sucht und diesmal selbst dem „auf unbegreifliche Weise auf der Oberfläche schwebenden Haller“ ein ironisches Quandoquidem bonus dormitat Hallerus zuruft. Ja schon das Bestreben, diesen Mechanismus aufzufinden, erklärt er für das Zeichen eines kranken Verstandes; ihnen aber wirklich weiter nachzuhängen, wäre der Weg, den Verstand vollends zu verlieren. „In der That, ich habe den Kitzel nicht und finde es meiner Absicht gemäßer, Theorieen umzustoßen, als neuere und bessere zu schaffen oder schaffen zu wollen. Thät ich das, so wäre nicht erst ein Abdera nötig, um mir mit Nieswurz aufzuwarten“.

Wenn es nun aber von der Folge der materiellen Ideen (d. h. von der Ideenassociation) abhängt, welche Vorstellungen in uns wiedererweckt werden; wenn ohne diese materielle Association eine Thätigkeit des Verstandes, ein Sondern, Vergleichen, Schließen, nicht zu stande kommen kann; wenn der Verstand den Willen bestimmt — dann wird ja zuletzt der Wille doch durch die Ideenassociation d. h. durch den Mechanismus des Denkorgans bestimmt, und die Freiheit des Menschen ist aufgehoben? Auf die Erörterung dieser Frage (§ 10) wurde Schiller durch Garves Anmerkungen geführt, welcher es lebhaft beklagt, daß Ferguson über die Freiheit nur so wenig zu sagen wüßte und welcher doch auch selber nicht viel mehr und nicht viel Besseres an die Stelle zu setzen vermochte. Diese Materie sei von den Vorgängern nicht sowohl erschöpft als vielmehr in ihrer Unergründlichkeit nachgewiesen worden, sie mache eine von den Grenzen des menschlichen Verstandes aus. Garve giebt aber eine Spur an, welcher man nachgehen könnte. Da der Wille des Menschen sich nach Ideen bestimmt, wird der Mensch dem Tiere gegenüber um so viel freier sein, als die Vorstellungen des Verstandes (Ideen) unabhängiger sind als die Empfindungen des Körpers. Während die sinnlichen Empfindungen unmittelbare Folgen von dem Baue des Körpers und den Eigenschaften der Dinge sind, die ihn berühren: sind die geistigen Vorstellungen Folgen eines vorhergegangenen Nachdenkens, welches aber wiederum die Folge eines vorhergegangenen Entschlusses ist, die Sache zu untersuchen. Dieser Entschluß selbst ist wieder die Quelle neuer Vorstellungen u. s. w., bis ich zuletzt auf Vorstellungen komme, die nicht mein Nachdenken hervorgebracht hat, die also in der Natur meines Körpers, Geistes oder der Umstände liegen müssen. Die Kette endigt also mit einem Gliede, das außer mir liegt: nämlich mit dem Wesen, das meine ursprüngliche Natur gebildet hat oder mit der Ordnung und der Reihe der Dinge, unter die ich gesetzt worden bin . . . Es sind Gedanken Garves, welche in dem Hamletmonolog des Karl Moor nachklingen: „Geister meiner Erwürgten! . . . eure Wunden sind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals, und hängen zuletzt an meinen Feierabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeister, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — Warum hat mein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht, daß die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet?" Über den Widerspruch, daß der

Mensch auf der einen Seite sich selber für den Urheber seiner Handlungen halte, auf der andern Seite aber nach Ideen handle, welche zuletzt doch in etwas außer ihm ihren Grund haben, kommt Garve nicht hinaus; er stellt die Fatalisten und die, welche die Freiheit der Gleichgültigkeit annehmen, einander entgegen und müht sich, wie so viele andere, vergebens in der Vereinigung der Gegensätze ab.

Auch Schiller unternimmt mit der stolzen Aufforderung „Man höre weiter!" eine Lösung der Frage. Nach ihm hat die Seele einen thätigen Einfluß auf das Denkorgan: sie kann durch die Aufmerksamkeit (also durch den Willen) die materiellen Ideen verstärken, wodurch dann auch die geistigen stärker werden. Er nimmt (die „Kette" Garves auf zwei Glieder reducierend) einen ersten und einen zweiten Willen an: der erste, der meine Aufmerksamkeit bestimmt, ist frei; der zweite, welcher die Handlung selbst bestimmt, ist ein Sklave des Verstandes. Die Freiheit liegt also nicht darin, daß ich das wähle, was mein Verstand für das Beste erkannt hat — denn das ist wiederum ein „ewiges Gesetz", welches Schiller bei den schottischen Philosophen kennen gelernt hatte —; sondern daß ich wähle, was meinen Verstand zum Besten bestimmen kann. In diesem ersten, bei der Aufmerksamkeit geäußerten Willen hat alle Moralität des Menschen ihren Grund: Leidenschaften und herrschende Ideen entstehen dadurch, daß der erste Wille gar nicht mehr ausgeübt wird, sondern die Aufmerksamkeit ein für allemal diesen materiellen Ideen zugewandt ist. Durch die Aufmerksamkeit, führt Schiller aus, dichten wir, indem wir mehrere Ideen in andere Associationen bringen; durch sie sondern wir ab, indem wir die einzelnen Bestimmungen mehrerer Ideen aus ihren Associationen herausdenken; durch sie erinnern wir uns; durch sie wollen wir.

Aber die menschliche Seele ist nicht bloß ein denkendes sondern auch ein empfindendes Wesen: während sie in der Vorstellung sich nur des Zustandes ihres äußern Wesens bewußt wird, empfindet sie hier ihren eigenen Zustand. Die Empfindung ist also derjenige Zustand der Seele, in welchem sie sich einer Verbesserung oder Verschlimmerung bewußt wird. Aber nach dem obersten Gesetz, von welchem Schiller (§ 1) ausgegangen ist, darf mich nur das ergötzen oder verdrießen, was mich vollkommener oder unvollkommener macht. Es sollte nun die Frage beantwortet werden: ob es wirklich mein eigner Zustand ist, der verbessert

oder verschlimmert wird, wenn ich etwas Melodisches oder Unmelodisches höre, etwas Schönes oder Häßliches sehe u. s. w. . . . Hier bricht aber unser Bruchstück ab. Wir dürfen wenigstens vermuten, daß das Glückseligkeitstheorem und der Preis der Liebe in diesem Kapitel einen ebenso großen Raum als die Lehre von den Empfindungen selbst eingenommen haben werden.

Diese Schrift, einem Triumvirat von Medizinern zur Begutachtung vorgelegt: es gehörte viel jugendlicher Mut dazu, um ein günstiges Urteil zu erwarten. Das war ja, wenn Schiller in diesem Tone fortfuhr, die reine Inkompetenzerklärung der Physiologie! So oft eine physiologische Frage aufgeworfen wird, macht der Verfasser die bisherigen naturwissenschaftlichen Hypothesen zu Schanden und nimmt seine Zuflucht zur Philosophie, als ob die Physiologie auf garnichts eine Antwort zu geben vermöchte. Und wie beantwortet der junge Mediziner als philosophischer Physiologe die aufgeworfenen Fragen? Mit den unverfrorensten Hypothesen. Zwischen Seele und Materie besteht eine Wechselwirkung: zur Besorgung derselben wird eine „Mittelkraft" aufgestellt. Die sinnlichen Vorstellungen sollen dauerhaft gemacht werden: das thut das Sensorium, das Denkorgan. Die menschliche Freiheit soll gerettet werden: das geschieht durch einen ersten und einen zweiten Willen. Die kecke Sucht zu spekulieren schiebt das Thatsächliche mit Verachtung beiseite und sieht die Leute über die Achsel an, „die sich lieber am Handgreiflichen halten, als die Sache selbst nach gesunden Begriffen wägen". Dabei eine Zuversicht im Absprechen und Widersprechen, welche nur durch den Umstand entschuldigt wird, daß der Verfasser im guten Glauben lebt, von dem höheren Standpunkt seiner Lieblingswissenschaft auf die bloße Brotwissenschaft heruntersehen zu dürfen. Nach Haller, Cottugni, Bonnet hat er in dem verlorenen Teile auch den Lehrer Hallers, den großen Boerhave, neben anderen Autoritäten als „sceleris architectos", als Stifter des Unheils, aufgeführt. Er ist ein ausgesprochener Gegner der Humoralpathologen und steht den Lehren Stahls, welchen er verleugnet, wohl näher als den Kompendien Hallers, welchen er ausnützt und verhöhnt. Diese unglimpfliche Behandlung des großen Gelehrten zeugt doch auf der andern Seite wieder von einem lobenswerten Freimut: denn nicht nur war Haller in Württemberg besonders beliebt und auch von Schubart verehrt; sondern er gehörte auch zu den bevorzugten

Lieblingen des Herzogs, welcher ihn bei seinen Lebzeiten durch Besuche und Zuschriften wiederholt ehrte und ihm nach seinem Tode (1777) ein Denkmal zu setzen vorhatte. Während der beständige Rivale Schillers, der Studiosus Stäudlin, sich eben damals daran machte, den Arzt, Naturforscher, Dichter, Philosophen und Christen in Haller würdig zu besingen, setzte sich der junge Schiller über die gelehrte Autorität leicht hinweg. Er zeigt auch sonst in seiner Arbeit eine Lust und Freude an Neuerungen und originellen Behauptungen, welche der wohlwollendste unter seinen Lehrern mit einer verständlichen Anspielung „selbst für einen Dichter zu kühn" fand. Der Stil zum Teil pathetisch und schwülstig; einmal an die Sprache der Räuber anklingend, dann wiederum mit einer Horazischen Wendung die tabernæ pauperum mit den mollioribus magnatum pulvinaribus kontrastierend; oft aus dem Ton einer gelehrten Abhandlung plötzlich voll genialen Übermutes in die Spötteleien und Witzeleien überspringend, welche später in der Vorrede zur Anthologie so ungezügelt sich tummeln. Die wichtigsten, der Erklärung bedürftigsten Gedanken werden in apodiktischen und knappen Behauptungssätzen einfach aufgestellt; das Selbstverständlichste wird mit behaglicher dichterischer Freiheit ausgeführt. Und was am meisten auffällt: ein durch die gröbsten grammatikalischen Schnitzer (wie jenes böse impulsit) und durch orthographische Fehler entstelltes, barbarisches und stilloses Latein, welches gegenüber den kecken Ludwigsburger Hexametern nur einen Rückschritt bedeutet.

Wenn wir den Blick in die Zukunft richten, erscheint uns die Arbeit freilich keineswegs ohne verheißungsvolle Keime. Wir sehen in der Hypothese von der „Mittelkraft" den ersten Versuch Schillers, seine Gedanken auf die Bahn zu lenken, auf welcher er später wiederholt einen mittleren Zustand zwischen dem Reiche der Natur und des Geistes gesucht und gefunden hat. Für uns ist es von Bedeutung, daß Schiller schon hier die bloß materialistische Weltauffassung, welche die Unsterblichkeit leugnet, ebensogut verwirft als die entgegengesetzte, welche die Welt für ein bloßes Produkt des Denkens erklärt. Noch wichtiger ist der Ausspruch, daß ohne die Materie auch die Glückseligkeit des Menschen ein bloßer Traum wäre: trotz der überschwänglichen Glückseligkeitsphilosophie hat er den Boden nicht so weit unter den Füßen verloren, um ein Glück ohne die Sinne für möglich zu halten. Aufmerksamkeit

verdient ferner, wie bereitwillig und kräftig Schiller für die Freiheit des Menschen eintritt und dadurch in eine von Garve nicht genügend verteidigte Bresche einspringt: unklar und verschwommen, aber es schwebt ihm doch bereits hier ein Zustand vor, in welchem sich der Mensch nicht nach dem Gesetze sondern aus Neigung zu dem Rechten bestimmt; und wie er hier von Leidenschaften und Ideen redet, welche auch ohne Aufmerksamkeit (ohne den ersten Willen) in uns die herrschenden sind, so hat er später einen Zustand ausgemittelt, in welchem über die Forderung der Sinnlichkeit entschieden wird, ohne daß dieselbe vor das Forum der Vernunft gebracht wird. Nicht die unzulänglichen und hypothetischen Antworten, welche er giebt, sondern die aufgeworfenen Fragen bestimmen für uns den Charakter der Schrift.

Seine Lehrer freilich, welchen dieser Ausblick in die Zukunft noch verschlossen war, dachten mit Fug und Recht anders über dieselbe. Am härtesten urteilte unter dem 27. Oktober 1779 der Vertreter der exaktesten unter den Wissenschaften: der Anatom Klein. Er tadelt an der weitläufigen und ermüdenden Abhandlung, deren Sinn ihm auch nach zweimaligem Lesen nicht aufgegangen sei, das Vorurteil für neue Theorieen und den gefährlichen Hang zum Besserwissenwollen, welche den Verfasser nicht bloß gegen Cotugni sondern auch gegen den unsterblichen Haller habe ungerecht werden lassen, „ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre". Er erkennt Fleiß und Mühe an, aber die Arbeit sei verstiegen und mit vielen falschen Grundsätzen angefüllt: der Kandidat „wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wohin ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue". Weit milder und wohlwollender urteilt unter dem 6. November Consbruch: auch er stößt sich zwar an den Ausfällen gegen verdiente Männer, aber weit weniger an den Einwendungen selbst als an der Sprache, in welcher sie vorgebracht wurden. Er findet manches zwar recht witzig, aber gar nicht physiologisch; und wie er überhaupt eine weniger blühende Schreibart gewünscht hätte, so läßt er es auch an Stichen auf den Dichter nicht fehlen und rügt ausdrücklich die Donatschnitzer des lateinischen Stils. Wenn Consbruch am meisten auf das einzelne sich einläßt, so giebt sich der Hofmedicus Reuß unter dem 8. November mit einem allgemeinen Lobe des Inhaltes zufrieden, welchen freilich auch er öfter schwer zu erraten fand, und er wiederholt den Tadel gegen den Stil gleichfalls in allgemeinen Ausdrücken:

den Druck der Schrift will er „niemalen vor ratsam“ halten. Einig wie in diesen Urteilen über die Dissertation sind die drei Lehrer aber auch über die Talente des Verfassers. Reuß rühmt neben dem Fleiß seine guten Gaben; Consbruch fand trotz alledem in der Schrift sehr viel Gutes, und sie mache den philosophischen und physiologischen Kenntnissen des Verfassers Ehre; und selbst der absprechende Anatom konnte sich nicht enthalten zu bekennen, daß die feurige Ausführung eines ganz neuen Planes untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften gebe und daß sein alles durchsuchender Geist nach geendeten jugendlichen Gährungen einen wirklich unternehmenden, nützlichen Gelehrten verspreche.

Am 13. November 1779 entschied der Herzog an seinen Intendanten von Seeger, die Schrift solle nicht gedruckt werden. Ihm imponierte die Kühnheit und Keckheit des Verfassers am meisten, und er erkannte willig an, daß der junge Mensch viel Schönes darin gesagt und besonders viel Feuer gezeigt habe. Gerade weil dieses noch zu stark sei, könne die Schrift noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. „Dahero glaube ich, wird es auch recht gut vor ihm sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, ein recht großes Subjectum werden kann“. Nach dem Urteile des genauesten Kenners der Akten der Militärakademie hat sich der Herzog niemals über einen andern Zögling auf eine ähnliche Weise geäußert; und auch von anderen Seiten wird uns berichtet, daß der fürstliche Menschenkenner Schiller bevorzugte, sich gern mit ihm unterhielt und große Erwartungen von ihm hegte: „Laßt mir nur diesen gewähren, aus dem wird etwas!“ Auch jetzt, wo Karl ihm ein Rezept recht nach seinem Sinn zu verschreiben für nötig hielt, hat er ihn nicht bloß mit väterlicher Härte abgethan: sondern an der Schrift, deren Drucklegung er mit den Lehrern verweigerte, hatte er insgeheim eine so lebhafte und aufrichtige Freude, daß er sie bald darauf in aller Stille, damit sie nicht vor der Zeit der Prüfungen bekannt werde, an den Legationsrat von Mosheim sandte, welcher „das vorzügliche Genie des jungen Mannes daraus wahrnehmen“ sollte.

Wenn man Schillers Arbeit, welche doch wenigstens die Ideen seiner Lehrer selbständig zu verknüpfen und zu verwerten strebt, etwa

mit der damals (1779) zum Druck beförderten Dissertation von Elwert vergleicht, welche einfach Hallers Physiologie ausschreibt, wird man dieses Urteil des Herzogs ebenso gerecht als die Verweigerung des Druckes ungerecht finden. Aber eine Relegation war damit keineswegs ausgesprochen. Auch im Jahre 1779 ist keiner von den medizinischen Eleven aus der Akademie entlassen worden: als der erste trat im März 1780 Elwert aus, aber nur um in Tübingen den Doktor zu machen; und auch Hölder, welcher im Juni 1780 als Arzt nach Rußland ging, mußte in Tübingen vorher eine Dissertatio pro gradu verteidigen. Alle übrigen haben frühestens zugleich mit Schiller die Akademie verlassen. Eine persönliche Zurücksetzung oder Enttäuschung war also mit Schillers Zurückbehaltung keineswegs verbunden. Er war eben bei seinem Übertritt zur Medizin wieder in unfertige Verhältnisse geraten, und auch nach absolviertem Quadriennium hielt man die Eleven noch nicht reif genug für die Entlassung: später bestand denn auch der medizinische Unterricht aus einem fünfjährigen Kursus. Daß der Herzog im Jahre 1779 überhaupt schon in Erwägung zog, ob Schiller entlassen werden sollte oder nicht, beweist nur, wie sehr er seine Begabung und seine Kenntnisse zu schätzen wußte. Auch daß Schillers Arbeit ungedruckt blieb, bedeutet nicht etwa eine Zurückweisung derselben und Wiederholung im folgenden Jahre: sondern nach dem ausdrücklichen Berichte Hovens, welcher mit Schiller in diesem Jahre (1779) das gleiche Los teilte, mußten die Zöglinge am Schlusse der beiden letzten Jahre sogenannte Probeschriften vorlegen, welche nur gedruckt wurden, wenn sie den besonderen Beifall der Lehrer hatten.

Dieses Jahr 1780, welches der Herzog seinem Sohne zu verordnen für gut befand, machte in Schillers Leben und Entwicklung Epoche: es war auch für den Mediziner kein verlorenes. Die Zöglinge, welche jetzt weniger Kollegien besuchten und den größten Teil ihrer Zeit auf dem Krankenzimmer der Akademie zubrachten, um die Kranken zu beobachten, fortlaufende schriftliche Rapporte zu erstatten und den behandelnden Ärzten auch mündlich zu referieren, genossen eine erwünschte Freiheit: Schiller erwähnt es mit besonderem Danke, daß auch er dieser Gnade teilhaftig geworden sei. Freilich hat er weniger als Arzt, denn als Seelenbeobachter und als Mensch auf dem Krankenzimmer beobachtet. „Zweimal stand ich an dem Bette des Todes", schreibt Julius und

giebt von den mächtigen Eindrücken Zeugnis, welche Schiller von dem Totenbette des jungen Hoven und eines andern Kollegen (Hiller?) in sich forttrug. Und noch eine andere Nachtseite des Lebens, welche ihm bisher nur aus der Dichtung bekannt war, zog hier die Neugier des Arztes, des Seelenkenners und des Dichters zugleich mit dem Mitgefühl des Menschen auf sich.

An der Akademie ging neben so vielen andern auch ein junger Mömpelgardter, Namens Grammont, gleichen Alters mit Schiller und Jurist seines Zeichens, neben dem Dichter her: dieser kontrastiert ihn 1774 in seinen Charakteristiken mit dem älteren Hoven, rühmt seine Aufrichtigkeit, Stille und Verschwiegenheit, und hebt schon damals als besonderen Zug an ihm hervor, daß er durch Verachtung seiner selbst und durch Demut zu gefallen suche. Auch nachdem Schiller dem Jus Valet gesagt hatte, scheint es ihn zu dem trübsinnigen Zögling hingezogen zu haben, welcher mit ihm schon in seinen gesunden Tagen öfter über den Selbstmord debattierte: ein Thema, welches in der Zeit des Werther freilich überall diskutiert wurde. Zwei Tage vor dem Tode des jüngeren Hoven, am 11. Juni 1779, kommt dieser Zögling der Akademie zu Schiller und fordert mit verstörter Miene einen Schlaftrunk. Seine veränderte Stimme und seine Geberden fallen auf; Schiller dringt in ihn und bringt ihn endlich zum Geständnis: Grammont ist entschlossen die Welt zu verlassen, in welcher er doch nicht glücklich sein könne. Schiller giebt sich Mühe, ihn vorderhand so viel als möglich zu beruhigen; er erweist sich sogleich als Mediziner, indem er die Ursache der Melancholie im Unterleib sucht und den Leidenden auf die Krankenstube schickt, und er zeigt sich zugleich auch als Seelenforscher, indem er von einer Unterredung des Kranken mit dem Lieblingslehrer Abel Besserung erwartet. Weil Grammont ihm das strengste Geheimnis zur Pflicht gemacht hat, vermeidet Schiller jedes Aufsehen und sichert sein Vorgehen bloß durch einen Wink, welchen er durch einen Leutenant dem Intendanten zukommen läßt. Auf demselben Wege gelangt an Schiller der amtliche Auftrag zurück, den Kranken wachsam im Auge zu behalten.

Einen solchen Kranken hatte Schiller in einer Zeit zu beobachten, in welcher er selber am wenigsten zu den Gesunden gehörte. Der Tod des jüngeren Hoven hatte seine Stimmung verdüstert; acht Tage, nachdem er jenen Selbstmörder von dem letzten Schritte zurückgehalten, redet

er selbst nicht weniger verzweifelt in Briefen an den alten Hoven und seine Schwester gerade so wie einer, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Und wiederum eine Woche später (26. Juni), nachdem er inzwischen Zeit genug gehabt, das Übel zu beobachten, stattet er seinen ersten Rapport über den Kranken ab.

Dieser Rapport ist von keinem Mediziner abgefaßt sondern von einem Jüngling, den das Studium seelischer Krankheiten unwiderstehlich reizt und um so mehr reizt, je weniger er sich selber gesund fühlen kann. Schiller, welcher damals schon mit den Gedanken über den Zusammenhang zwischen Körper und Seele beschäftigt war, findet es schwer zu entscheiden, ob die Quelle des Übels bei Grammont in dem einen oder in dem andern zu suchen sei. Er definiert, recht als Schüler Abels, die Hypochondrie als denjenigen unglücklichen Zustand eines Menschen, in welchem er das Opfer der genauen „Sympathie" zwischen dem Unterleib und der Seele sei; er bezeichnet sie als die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister und der meisten großen Gelehrten. Wirklich hat er den seelischen Quellen des Übels in eifrigen Gesprächen mit dem Kranken fleißig nachgespürt. Pietistische Schwärmerei (wie es heißt, ein in der Akademie verbreitetes Übel, vor welchem Schiller durch sein gesundes religiöses Gefühl bewahrt wurde) scheine ihm zuerst die Begriffe verwirrt; die Metaphysik darauf alle Wahrheit verdächtigt und endlich der Skepticismus den Glauben an Gott und die Glückseligkeit geraubt zu haben, so daß er sich als der unglücklichste der Menschen vorkam. Auf die körperliche Zerrüttung, welche Schiller nur mehr als Folge des psychischen Leidens betrachtet, hat er so geringe Aufmerksamkeit, daß er sich nicht einmal zu bestimmen getraut, ob ein organischer Fehler im Unterleib vorliege. Er konstatiert einfach, daß durch den verschlimmerten körperlichen auch wiederum der Seelenzustand bis zur fürchterlichsten Melancholie herabgesunken sei, und wendet sich wiederum der Beobachtung und Schilderung des letzteren zu.

Der Kranke fühlte sich durch die äußeren Verhältnisse, durch das eingeschränkte Leben in der Akademie beengt. Er sehnte sich hinaus aus den Fesseln und Mauern; er wollte wie Werther an dem Busen der Natur gesunden, in der Ruhe des Landlebens neue Kräfte sammeln. An diesem Gedanken hielt der verzweifelte Jünger Rousseaus mit Hartnäckigkeit fest. Als der Herzog ihm hierin einen Widerstand entgegen=

setzte, macht er den Versuch, sich durch Hunger zu töten: erst nach 24 Stunden gelingt es Schiller, ihn wieder zum Essen zu bewegen; und in der Willenlosigkeit der Entkräftung weiß er es dem Herzog nunmehr Dank, daß er seinen Wunsch nicht erfüllt habe. In Schillers Begleitung läßt ihn der Herzog (am 3. Juli) einen Ausflug nach Hohenheim machen: aber nach der Rückkehr fühlt er seine Lage nur noch verzweifelter, und immer wieder kommt er darauf zurück, daß er nur außerhalb der Akademie gesund werden könne. Selbst nach einem teilnehmenden Besuch des Herzogs beharrt er darauf, daß alles in der Akademie ihm zuwider, alles zu einförmig sei, um ihn zu zerstreuen, daß seine Melancholie hier nur vermehrt werde. Alle Einwendungen Schillers: daß er nicht ausstudiert habe, daß er nirgends sonst in der Welt Aussichten habe, daß er krank sei und ihm alle Mittel fehlten, weist er mit den Worten Werthers (und Karl Moors) zurück: als Tagelöhner und Bettler würde er vergnügter sein als hier, weil er da frei sei. Gott erhalte (so fährt er, diesmal mit Hamlet, fort) ja auch den Sperling und werde ihn nicht verhungern lassen: und wenn auch diese Erwartung fehlschlage, so bleibe ihm der Tod noch immer übrig. Selbst die Schönheit der Natur ruft nur die eine Sehnsucht in ihm wach, sie außerhalb der Akademie genießen zu können . . . . Und dann macht er sich umgekehrt wieder selber Vorwürfe, daß er die Fürsorge und Geduld, die Gnade des Herzogs nicht mit Gehorsam belohnen könne, und der Gedanke, der Undankbarste der Menschen zu sein, vollendet seine innere Zerrissenheit. Endlich bringt ihn Schiller nach etlichen Wochen (am 21. Juli) so weit, daß er sein ferneres Verbleiben in der Akademie ankündigt. Indessen schon am 30. Juli reiste er in das Teinacher Bad und fand bald darauf völlige Genesung, so daß er seinen Arzt noch um elf Jahre überlebte.

Schiller ließ den Kranken nicht aus den Augen, er begleitete ihn überall. Er verzeichnet, wo er von dem Versuch desselben sich durch Hunger zu töten berichtet, jeden Schritt und Tritt: wie Goethe von den letzten Stunden des jungen Werther. Grammont besaß wirklich eine Anhänglichkeit an Schiller, dem allein er sich ganz aufschloß; er verkehrte in den Tagen der Krankheit überhaupt mit niemand als mit Schiller und Hoven, von welchen der erstere damals an den Räubern schrieb, während der letztere seinen Wertherroman wiederum vornahm. Kein Wunder daß diese beiden in den Verdacht gerieten, die Neigungen des

Kranken heimlich zu begünstigen. Man schickte einen zweiten Begleiter mit; man suchte Schillers Umgang mit dem Kranken mehr einzuschränken und zu verhindern, daß er ihn nicht allein sprechen konnte. Ja, der Intendant Seeger flocht in einen Verweis, welchen er Grammont erteilte, die nicht mißzuverstehende Warnung ein: „er traue vielen, denen er gar nicht trauen sollte“. Die Folge war freilich nur, daß dem hypochondrischen Jüngling nun auch seine Kameraden verdächtig wurden, daß er von nun an allen mißtraute und sich von lauter Kreaturen eines höheren Winks umgeben hielt. Schiller aber, nachdem er dem Kranken den Entschuß des ferneren Verbleibens in der Akademie abgewonnen hatte, berichtet denselben triumphierend und nicht ohne Selbstgefühl: „da seine Behandlung nicht ganz frei von einigem Verdacht einer heimlichen Begünstignng seiner Meinungen geblieben sei“. Er unternahm es, sein Verfahren vor dem Intendanten selbst zu rechtfertigen und den stillen Vorwurf zurückzuweisen, als ob er den Absichten des Herzogs nur entgegengearbeitet und den Grillen des Patienten geschmeichelt hätte. Er stellt es so hin, als ob er und Hoven nur aus Klugheit dem Kranken zu Gefallen geredet und durch Nachgeben mehr als durch Forcieren erreicht hätten. Sie hätten es sich nicht merken lassen, daß sie auf höheren Befehl redeten und sich nur der Künste der Freundschaft bedient: sie hätten ihn wie jenen Tollen behandelt, der sich einbildete er habe zwei Köpfe und der nicht durch ein diktatorisches Nein geheilt wurde, sondern indem man ihm einen künstlichen aufsetzte und diesen abschlug. „Das Vertrauen eines Kranken kann nur dadurch erschlichen werden, wenn man seine eigene Sprache gebraucht, und diese Generalregel war auch die Richtschnur unserer Behandlung“. Dieselbe Generalregel hatte auch Elwert 1779 in dem zweiten Teil seiner Dissertation ausgeführt, welcher von der Wirkung der Leidenschaften auf die Kranken handelte und bald darauf im Schwäbischen Magazin zu lesen war. Zerstreuung, Tröstung, freundschaftlichen Umgang rechnete auch Elwert in die medizinische Kur mit ein. Besonders bei Tobsüchtigen nütze die Schmeichelei oft mehr als die Strenge: weil man sich durch jene in das Vertrauen des Kranken stehle und alles aus ihm herausbringen könne. Elwert wiederum beruft sich ausdrücklich auf Brendel, den Lehrer Consbruchs, „einen in der Kunst höchst erfahrenen Meister, der über mein Lob weit erhaben ist“.

Wer die gleichzeitigen Dokumente aus dem Leben Schillers beachtet

und seine eigene Gemütsstimmung in diesen Tagen kennt, wird dieser Verteidigung keinen unbeschränkten Glauben schenken. Wenn Schiller in einem der Rapporte darum bittet, daß die dem Kranken gewährten Freiheiten ihm auch fernerhin zugestanden würden, da er sonst leicht wieder umschlagen könnte, wenn die Vergleichung seiner jetzigen Lage mit einem Zwang, „welcher für die Gesunden vortrefflich sein kann“, ihm allzu auffallend sei — so liegt in diesem „sein kann“ ein vielleicht unbewußter, aber darum nur gewichtigerer Vorwurf gegen die Akademie: der einzige zugleich, der uns aus jenen Tagen erhalten ist; das stille Zugeständnis zu den Seufzern nach Freiheit, welche dem armen Grammont aus der Brust entfuhren. Jetzt fühlte auch Schiller deutlicher als je, wo ihn der Schuh drückte; jetzt fühlte auch Schiller den Druck stärker auf sich lasten, welcher den armen Grammont niederwarf und zu ersticken drohte, ohne daß er sich mit allen Kräften loszuringen vermochte. Schwerlich, das wird man zugeben, war auch Plutarch, aus welchem ihm Schiller vorlas, mit allen den wilden Gedanken, die sich damals an ihn knüpften, die richtige Lektüre zur Beruhigung eines Verzweifelten. Die Qualen der Reue kannte Schiller bis dahin nur aus dem Abbadonna Klopstocks; das Gift der Melancholie, welches eine zerrissene Seele selbst aus der Schönheit der Natur saugt, kannte er nur aus dem Werther. In Grammont sah er den zerstörten Menschen selber vor sich und den heißen, ewig ungestillten Hunger nach Glückseligkeit verkörpert. Hier sah er zum ersten Male eine jener merkwürdigen seelischen Erscheinungen, auf welche ihn Abel und die eigene Wißbegier besonders achten lehrten: die ärztliche Beobachtung desselben war noch obendrein seine Pflicht. Aber nicht ein Gesunder stand dem Kranken gegenüber, sondern zwei Schwankende hielten sich gegenseitig aufrecht. Nur die Freiheit des Beobachters hatte Schiller voraus: wie in einem warnenden Spiegel erkannte er in dem Zustande Grammonts den eigenen. Und die Beobachtung setzt wiederum den dichterischen Trieb in ihm in Bewegung: in Karl Moor hat er die Qualen, welche Grammont durchwühlten, ausgesprochen und dichtend sich auch selber von dem ähnlichen Leiden befreit.

Vor dem Schluß des akademischen Jahres 1780 legte Schiller seinen Lehrern sogar zwei Probeschriften vor. Die erste, in rechtem Küchenlatein geschrieben, handelte über den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber: „De discrimine febrium inflammatoria-

rum et putridarum". Sie ist augenscheinlich in kurzer Zeit niedergeschrieben und leidet an Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten aller Art. Fugace pede oder fugace vento durchirrt der Verfasser allenthalen das Gebiet des Gewissen oder Wahrscheinlichen. Gerade daß die an der Philosophie der Physiologie gerügten Ketzereien sich hier weniger hervorwagen, macht die Arbeit für uns uninteressanter. Ihre Originalität ist kaum hoch anzuschlagen: der Verfasser selbst bekennt in dem demütigen Vorwort, daß er auf den Schultern seiner Lehrer stehe. Besonders Consbruch, welcher im Jahre 1759 eine Schrift De febribus malignis herausgegeben hatte, scheint er in Theorie und Praxis zu Dank verpflichtet zu sein; aber auch Brendel und Stahl sind ihm Autoritäten, so behutsam er auch dem letzteren gegenüber sich verhält, welcher das Fieber aus der menschlichen Seele zu erklären und den Tieren abzusprechen versucht hatte. Eigene ärztliche Beobachtung und Erfahrung liegt so wenig zu Grunde, daß der Kandidat selber in diesem Punkt um die Nachsicht der Beurteiler bittet. Er beruft sich zum Ersatz auf die Praxis seines Lehrers Consbruch und auf seinen diesjährigen Aufenthalt auf dem Krankenzimmer der Akademie, wo er an der Hand des Dr. Reuß die Heilkunde studiert habe. Die besonderen Krankheitsfälle und Beispiele, welche er oft seitenlang ausführt, sind denn auch der Praxis dieser Lehrer entnommen; je einmal beruft er sich auf den alten Hippokrates und auf die eigene Praxis, wohl beim Tode des jüngeren Hoven. Auf dieser schwachen Grundlage giebt er eine Unterscheidung der verschiedenen Arten des Fiebers und beschreibt die entzündlichen und die Faulfieber nach ihren Ursachen, Wirkungen und dem ihnen entsprechenden Heilverfahren.

Ganz ohne Spuren eigenen Denkens und eigener Meinung ist freilich auch diese Arbeit nicht; aber sie treten wiederum nur dort hervor, wo die Spekulation einen freieren Spielraum findet. Am meisten ist dies wohl in § 2 der Fall, in welchem der Kandidat die Sydenhamische Definition der Krankheit zu berichtigen unternimmt. Der berühmte englische Pathologe betrachtet die Krankheit als einen Versuch der Natur, den Krankheitsstoff selbst auszusondern: bleibt sie dabei sich allein überlassen, so verfehlt sie oft durch zu große oder zu geringe Anstrengung ihren Zweck und der Mensch stirbt. Schiller dagegen betrachtet nicht an sich den Krankheitsstoff als etwas Schädliches: er sieht vielmehr mit Stahl gerade

in den durch ihn verursachten Regungen der Lebenskräfte, die auf einen widernatürlichen Antrieb erfolgen, also in den Versuchen den Krankheitsstoff auszuscheiden die eigentliche Krisis der Krankheit. Und wie in den Berichten über Grammont, so klingen auch hier bereits die Gedanken der folgenden Abhandlung an, wenn Schiller (§ 23) mit den Worten schließt: „Ein so genauer Verkehr wird zwischen Geist und Leib aufrecht erhalten, ein so tyrannischer Warner wohnt dem zu kühn über sich selbst verfügenden Menschen bei, welcher ihn beständig mahnt, daß er aus Erde entstanden sei und zur Erde wieder zurückkehren müsse".

Hier, auf eigentlich medizinischem Boden, tritt Schiller viel demütiger und bescheidener auf. Nur zaghaft, sagt er im Vorwort, wage er diesen Grundriß, lückenhaft wie er sei, dem Urteil der Lehrer zu unterbreiten. Die verwegenen Hypothesen, das kecke Absprechen über seine Vorgänger fehlt hier ganz. Aber die geringe Achtung, welche dieser Jünger Äskulaps vor seiner Wissenschaft hat, vermag er auch hier nicht ganz zu verbergen. „Hüten wir uns", so schließt er seine Widerlegung Sydenhams, „unsere Dogmen mit der Natur der Krankheiten in Widerspruch zu setzen: ich wenigstens bin durch Labyrinthe von Irrtümern zur Überzeugung gekommen, daß in der Natur eine ganz andere Ordnung herrsche als in unsern Kompendien"; und nun fügt er in englischer Sprache das beschämende Citat aus Hamlet hinzu: There are more things etc. Ein anderes Mal erklärt er zum Ärger seiner Beurteiler ganz unverblümt, über die Entstehung der Faulfieber aus schlechter Luft, den Nahrungsmitteln oder aus Ansteckung nichts zu wissen; oder er phrasiert: „Wenn ich 100 Zungen hätte und 100 Mäuler, könnte ich nicht alle Formen dieser Krankheiten aufzählen." Und als ob es sich um den dichterischen Pegasus handelte, ruft er ein drittes Mal in einem strittigen Falle dem Jünger Äskulaps zu: Hic sane Rhodus est, hic salta!

Das gemeinsam abgegebene Gutachten der Professoren (vom 13. November 1780) erkennt die löbliche Einsicht des Kandidaten in seinen Gegenstand an; entschuldigt nachsichtig den Mangel an eigener Beobachtung und Erfahrung, welcher allerdings am wenigsten dem Verfasser zur Last fiel; findet aber doch im einzelnen so viel auszustellen, daß bei allem Lobe die Drucklegung ohne viele und große Veränderungen nicht empfohlen werden könne. Der Herzog überließ in einem Schreiben vom 15. auch die definitive Entscheidung den Professoren, da der Gegenstand

der Abhandlung nicht sein Fach sei: diese fiel unter dem 17. November dahin aus, daß die nötigen Veränderungen allerdings einer durchgängigen Umarbeitung gleichkommen würden, für eine solche aber der Termin bis zum Examen nicht mehr ausreiche. Auch diese Dissertation blieb also ungedruckt.

Bei der Wahl des Thema, welche den Zöglingen freistand und nur der Genehmigung bedurfte, hatte Schiller einen Gegenstand aus der eigentlichen Medizin ausdrücklich abgelehnt, weil es ihm an Erfahrung fehle und weil er kein Thema aus der Medizin kenne, das sich nicht ganz auf Erfahrung gründe. Wiederum schlug er daher Themen aus dem philosophischen und physiologischen Fache vor, welche dieses ganze Jahr hindurch der hauptsächlichste Gegenstand seines Studiums gewesen seien, so daß er etwas Erträgliches versprechen zu können glaubte. Das erste Thema betraf „den großen Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen"; das zweite „die Freiheit und Moralität des Menschen", über welche der Schüler Ploucquets beiläufig und auf Anregung Garves schon in der Philosophie der Physiologie gehandelt hatte. Der Kandidat suchte das erste der beiden Themen augenscheinlich durch den Zusatz zu empfehlen, daß es sich „sehr physiologisch" abhandeln lasse: der Mangel des eigentlich Physiologischen in der Arbeit des vorigen Jahres war also nicht unbeanstandet geblieben. Die Entscheidung fiel wirklich auf das erste Thema; aber man scheint nebenbei doch auch eine eigentlich medizinische Abhandlung verlangt zu haben: aus eigenem Antrieb hätte Schiller schwerlich über die Fieber geschrieben.

Schillers „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" behandelt die Frage der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, welche seit Descartes' Traité de la nature des passions de l'âme und dem Sensualismus Lockes Philosophen und Physiologen gleichmäßig beschäftigte und durch die Popularphilosophen zum Gemeingut geworden war, die sich um die Wette bemühten, dem unerforschlichen Geheimnis auf die Spur zu kommen. Mendelssohn in seinen Briefen „Über die Empfindungen" (besonders im 12. Brief) sucht die Quelle des Vergnügens in der Seele und in dem Körper auf und findet zum Beweis für die Wechselwirkung heraus, daß ja das körperliche Wohlsein auch ein seelisches Vergnügen und umgekehrt jede sinnliche Vorstellung einer Vollkommenheit auch ein Wohlsein

des Körpers, eine Art von sinnlicher Wollust nach sich ziehe. Noch näher steht auch hier Garve unserem Mediziner und Philosophen. Die in der Dissertation des vergangenen Jahres citierte Abhandlung „Von den Neigungen“ ist auf Anlaß einer Preisausschreibung der Berliner Akademie entstanden und zugleich mit zwei anderen um den Preis konkurrierenden Schriften von Cochius und Meiners gedruckt worden (1769), von welchen die erstere nach dem Urteile der Preisrichter Garve sogar den Preis vorwegnahm. Bei Cochius nun findet man den Satz angeführt und ausgeführt, daß einer jeden Veränderung, die im Körper vorgeht und zu Empfindungen beiträgt, auch eine Vorstellung in der Seele entsprechen müsse. Garve selbst findet es in seiner Abhandlung nicht nur erlaubt sondern geradezu notwendig, bei allen Untersuchungen, die die Natur und Wirkungen der Seele betreffen, die Natur und die Bewegungen des Körpers zu Rate zu ziehen, durch die wir zuerst jene auf eine verständliche Art hätten erklären können: es sei demnach ein gewisser Schluß der Ähnlichkeit zwischen den Erfahrungen in dem Körper und den Veränderungen in der Seele selbst erlaubt, und Garve macht von dieser Erlaubnis in seiner Abhandlung selbst den ausgedehntesten Gebrauch. In der Poetik hatte diesen Gesichtspunkt zuerst Home geltend gemacht, indem er die Wechselwirkung zwischen der inneren Leidenschaft und ihrem körperlichen Ausdruck ins Auge faßte, welche sich gegenseitig einander hervorrufen. Aber auch in Deutschland hatte, auf Mendelssohn und Home gestützt, der Hamburgische Dramaturg die mimische Kunst des Schauspielers aus dem Gesichtspunkt betrachtet, daß Veränderungen der Seele auch Veränderungen des Körpers hervorrufen und umgekehrt.

Auch die exakte Wissenschaft der Medizin widmete diesem Thema ein besonderes Kapitel: nicht bloß Stahl, dessen Ansicht, daß die Seele selbst sich den Körper baue und nach ihren Absichten regiere, die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib am entschiedensten in den Mittelpunkt der medizinischen Wissenschaft rückte; auch Brendel und Haller schlugen denselben hoch genug an. Haller behandelt in seiner Physiologie die körperlichen Folgen der verschiedenen Leidenschaften: die wohlwollenden Leidenschaften (Liebe, Fröhlichkeit, Hoffnung) seien dem Körper zuträglich, während Zorn, Trägheit, Schrecken ihm schädlich seien und Gelbsucht, fallende Sucht, Erbrechen oder plötzlichen Tod zur Folge hätten.

Es ist wohl in ihrem Stammescharakter begründet, welcher mit einer kräftigen Sinnlichkeit eine ebenso starke reflexive Anlage vereinigt, daß dieses Thema von jeher gerade den Schwaben am meisten zu schaffen machte. Hier hatte das angestrengte Nachdenken über diese geheimnisvolle Verbindung bereits zu Anfang des Jahrhunderts dem Philosophen Bilfinger für einen Augenblick die Besinnung geraubt. Hier mühte sich seit seinen jugendlichen Erstlingen der Dichter Wieland eigentlich zeitlebens in dem Gegensatz von Sinnlichkeit und Geistigkeit, Körper und Seele ab und bewies durch die unermüdlich wiederholte Darstellung dieses einzigen Thema, wie sehr ihm diese Gegensätze im Leben und Denken zu schaffen machten. Auch in der Militärakademie waren solche Gedanken den Psychologen und Medizinern nicht fremd. Dort gab im Jahre 1779 Abel eine Streitschrift De phænomenis sympathiæ in corpore animali conspicuis in Druck, in welcher er die Erscheinungen der Sympathie auf die folgende Weise erklärt. Wenn ein entfernter Teil unseres Körpers heftig von einem Gegenstand bewegt wird, so pflanzt sich diese Bewegung durch die Nerven bis zum Gehirn fort und geht auf die Seele über (sinnliche Vorstellung): wird dann aber durch eine innere oder seelische Ursache dieselbe Bewegung im Gehirn wieder hervorgerufen, dann geht sie in umgekehrter Ordnung wieder auf den Körper über. Z. B. ein Gegenstand bewirkt körperliches Erbrechen, der Eindruck pflanzt sich bis auf die Seele fort: die bloße Vorstellung des Gegenstandes kann sodann wiederum Erbrechen bewirken, ohne daß der Gegenstand selbst auf den Körper einwirkt. In seiner „Sammlung merkwürdiger Erscheinungen" hat dann Abel für diesen Lieblingsgedanken von der Wiederholung ehemaliger sinnlicher Eindrücke durch die bloße Einbildung das medizinische Beispiel vorgetragen, daß Kranke durch die bloße Vorstellung einer überstandenen Krankheit recidiv werden können. Und in seiner „Seelenlehre" bringt er die Thatsache, daß gewisse Veränderungen der Seele stets auf gewisse Bewegungen des Körpers folgen und umgekehrt, geradezu als den hauptsächlichsten Beweis für die Verbindung des Körpers mit der Seele in Anschlag. Bei solchem Unterricht konnten diese Gedanken den Zöglingen nicht fremd bleiben: wurde doch die Schrift über die Erscheinungen der Sympathie bei den Prüfungen des Jahres 1779 von Hoven, Haug, Grammont u. a. verteidigt und bekämpft. Und in demselben Jahre 1779 knüpfte der Eleve Elwert seine

Dissertation über „Allgemeine diätetische Betrachtungen von den Leidenschaften" an dieselbe Lehre an. Aus Beispielen, welche die genaue Gemeinschaft zwischen Leib und Seele erweisen, sucht er Folgerungen für die Diätetik zu ziehen: Verstopfung macht trübsinnig, also ist auch das Studieren während der Verdauung schädlich. Sehr unselbständig und mit beständiger Berufung auf Haller und Brendel stellt er in § 1 zuerst den allgemeinen Gesichtspunkt auf, daß ebenso wie geistige Trägheit die körperliche zur Folge habe, auch geistige Regsamkeit (d. h. die Leidenschaften) auf den Körper heilsam wirken könnten; in den beiden folgenden Paragraphen handelt er dann von dem schädlichen und nützlichen Einfluß der Leidenschaften. Und was war denn die Hypothese einer „Mittelkraft" in der Dissertation Schillers von dem nämlichen Jahr anders als der erste Versuch, den Zusammenhang der beiden Naturen im Menschen zu erklären?

Auch an dieser Dissertation fällt uns zunächst wiederum die geschickte Gliederung auf, welche den Inhalt auch für das Auge übersichtlich hervortreten läßt. Auf eine knappe Einleitung folgt erst ein kürzeres Hauptstück (Physischer Zusammenhang), dann ein längeres (Philosophischer Zusammenhang): also drei stetig zunehmende Teile. Und auch innerhalb derselben herrscht symmetrische Gliederung. Namentlich sind die §§ 12 bis 21 glücklich kontrastiert: § 12 das Gesetz, § 18 seine Umkehrung; und die auf das Gesetz und seine Umkehrung folgenden Paragraphen wieder gegensätzlich geordnet: „Geistiges, Vergnügen befördert das Wohl der Maschine" und „Geistiges Vergnügen untergräbt das Wohl der Maschine".

Die Einleitung (§ 1) sucht sich mit den entgegengesetzten Meinungen der Philosophen auseinander zu setzen, von denen die einen den Körper bloß als den Kerker des Geistes, als Hindernis beim Flug zur Vollkommenheit betrachten; während die anderen wiederum alles Geistige, selbst Wissenschaft und Kunst, als bloßes Mittel zur Glückseligkeit ansehen und die Vollkommenheit selbst wieder in der Verbesserung des Körpers suchen. Dem Kandidaten erscheinen beide Weltanschauungen gleich einseitig, und er will auch den Starksinn eines Cato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurel, den Gleichmut eines Epiktet und Seneca bei aller Bewunderung, welche der Verfasser der Theosophie des Julius nicht verbergen kann, doch bloß mehr als eine schöne Verirrung des mensch-

lichen Verstandes, als ein wirkliches Extrem gelten lassen, welches den physischen Teil des Menschen zu sehr herabwürdigt und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entlasten. Indem er, ähnlich wie die Popularphilosophen Mendelssohn und Sulzer in ihren Schriften über die Empfindungen, als das Ratsamste empfiehlt eine schöne Mitte zu halten, verspricht er in diesem Versuche die Partei des schwächeren Teiles zu halten und, weil gerade in dieser Hinsicht am meisten gefehlt werde, den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Aktionen der Seele, den großen Einfluß des tierischen Empfindungslebens auf das geistige in ein helleres Licht zu setzen. Er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, die Philosophie des Epikur zu lehren: so wenig es Stoicismus sei, die Tugend für das höchste Gut zu halten.

A. In dem ersten Hauptstück (§ 2—6) wird zunächst der „Physische Zusammenhang" untersucht: tierische Natur, so lautet die an die Spitze gestellte These, befestigt die Thätigkeit des Geistes.

Wiederum, wie in der Philosophie der Physiologie, geht Schiller (§ 2) von der Bestimmung des Menschen aus, welche auch hier in die Erkenntnis des Planes des Weltganzen verlegt wird. Der Gedanke wird nur wenig modifiziert durch den Ausdruck, daß die Volkommenheit des Menschen in der „Übung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplanes" liege. Auch das ist ganz im Sinne Garves, welcher in seinen Anmerkungen zu Ferguson behauptet, die Vorsehung führe alles durch Übung der Kräfte zur Vollkommenheit; oder auch Mendelssohns, welcher überall um so viel mehr Realität findet, je mehr Kräfte sich äußern. Und wenn Schiller weiter zwischen dem Maße der Kraft und dem Zwecke, auf welchen sie wirkt, die genaueste Harmonie verlangt, so folgt er darin Leibnitz, nach welchem die Natur niemals mehr als die kleinste erforderliche Kraft in Bewegung setzt. In der höchstmöglichen Thätigkeit seiner Kräfte und in ihrer wechselseitigen Unterordnung besteht also nach Schiller, welcher hier vielleicht auch als Schüler Böcks redet, die Vollkommenheit des Menschen.

Aber die Thätigkeit der menschlichen Seele ist an die Materie gebunden: sie setzt die Sinne d. h. den Organismus der Seelenwirkungen, der Ernährung und Erzeugung voraus; mit einem Worte den menschlichen Körper. Hier greifen nun die Ideen ein, welche in den verloren gegangenen Kapiteln der Philosophie der Physiologie in derselben

Reihenfolge und gewiß ausführlicher behandelt wurden; und auch der folgende Paragraph (§ 3), welcher das rein physische Leben des Körpers in Betrachtung zieht, wiederholt nur die Hallerische und Abelische Lehre vom Nervengeist. Ganz im Sinne Stahls behauptet Schiller dagegen (§ 4), daß die Seele dazu berufen sei, den Körper wider feindliche Einwirkungen der ihn umgebenden Dinge zu schützen. Indem dieselbe durch Vergnügen oder Mißvergnügen sich des guten oder schlimmen Zustandes der körperliche Organe bewußt wird, beginnt das tierische Leben des Menschen. Zur Erhaltung des Körpers unentbehrlich und auch das geistige Leben befestigend, haben diese tierischen Empfindungen ihren doppelten Grund erstens in dem gegenwärtigen Zustand der Maschine und zweitens in dem Empfindungsvermögen, indem das was den „Flor der Maschine" befestigt eine angenehme, was ihn aber untergräbt eine unangenehme Empfindung zur Folge hat. Das „ewige Gesetz", auf welches sich Schiller hier (§ 5) wiederum beruft, war ihm vielleicht aus dem 10. Brief Mendelssohns über die Empfindungen bekannt, welcher wie Schiller ausdrücklich betont, daß uns die sinnlichen Vorstellungen nur „für den gegenwärtigen Augenblick" von der Verbesserung des Körpers unterrichten. Auch die Beispiele, durch welche Schiller sogleich darauf die ungeheure Macht der tierischen Empfindungen über den Menschen zu erweisen sucht, hat ihm Garve an die Hand gegeben, welcher in seinen Anmerkungen zu Ferguson der Tugend gleichfalls die Macht abspricht, Steinschmerzen angenehm oder den auf glühenden Kohlen Gebratenen gegen den Schmerz unempfindlich zu machen. Sie alle fühlen nach Garve und Schiller den Schmerz; sie müssen ihn fühlen, weil die tierischen Empfindungen dem Menschen wie eine blinde Naturnotwendigkeit aufgenötigt sind: aber die hartnäckigen Stoiker bezwingen ihn durch die Idee. Dennoch aber liegt dieser Notwendigkeit eine höchst weise Absicht des Schöpfers zu Grunde; ohne diese beständige Mahnung würde der Geist mit Verachtung auf seinen Begleiter herabsehen und der Mensch vergessen, was er in Wahrheit ist: „das unselige Mittelding von Vieh und Engel", wie ihn Schiller nach einem berühmten Worte Hallers benennt.

B. Das zweite Hauptstück (§ 7—27) untersucht den „Philosophischen Zusammenhang" und zerfällt wiederum in vier Abschnitte.

a) Der erste (§ 7—11) stellt die Behauptung voran, daß die tieri=

schen Triebe die geistigen wecken und entwickeln. Durch Lockes nihil est in intellectu quod non prius erat in sensu begründet, gehörte dieser Hauptsatz zu den Gemeinplätzen der deutschen Popularphilosophen, so oft sie die Lehre von den Empfindungen behandelten: Sulzer, zum Beispiel, will der Seele ohne analoge Bewegung in den Nerven der Sinne keine sinnlichen Empfindungen zugestehen; und Abel bekämpft mit aller Entschiedenheit Bonnets Lehre von angeborenen Gedanken, denn alle unsere Vorstellungen stammen aus den Sinnen, von äußeren Gegenständen her. Auch Schiller, welcher die Entstehung des geistigen Lebens schon im ersten Kapitel der Philosophie der Physiologie übereinstimmend mit Abel dargestellt hatte, sucht diesen Satz zu beweisen: aber recht wenig medizinisch betrachtet er wiederum (§ 7) diejenige Methode als die sicherste, welche sich den Körper von dem Menschen ganz wegdenkt, und er untersucht einfach (§ 8), wie der Mensch ohne den Leib seine geistigen Kräfte hätte entwickeln können. Seine Beweisführung erinnert an den § 10 der Philosophie der Physiologie: die Idee, heißt es wie dort, setzt den Willen voraus sie zu machen; der Wille aber ist von der Empfindung abhängig, und da bei dem Fehlen des Körpers auch die sinnliche Empfindung ausgeschlossen ist, würde er eine geistige Empfindung und diese wiederum eine Idee voraussetzen. Die Idee würde also ohne eine Idee nie zu stande kommen: der Geist des Menschen müßte, um zum ersten Male zu denken, schon von Ewigkeit her gedacht haben, und der Mensch würde auf diese Weise nie in Thätigkeit geraten. Anders dagegen (§ 9), wenn der Körper und mit ihm die tierische Empfindung vorhanden ist: jetzt ist jede Voraussetzung erfüllt, und der Schmerz selbst wird „der erste Stoß, der erste Lichtstrahl in der Schlummernacht der Kräfte, tönender Goldklang auf der Saite der Natur." Wenn Schiller sodann (§ 10) das Resultat seiner Untersuchung durch die Thatsachen zu bestätigen sucht und zunächst die Entwicklungsgeschichte des Individuums in Betracht zieht, so hat ihm hier Garve als Wegweiser gedient. Dieser findet in seinen Anmerkungen die Fergusonische Einteilung der tierischen und vernünftigen Triebe nicht evident genug und meint, die Sache wäre deutlicher geworden, wenn man wie die alten Philosophen einfach die Geschichte erzählte, auf welche Weise nach und nach aus den tierischen Trieben bei dem Menschen die vernünftigen erwuchsen: wirklich führt er, den alten Philosophen folgend, diese Ge=

schichte in einer längeren, von Schiller wörtlich citierten Erzählung aus. Und in seiner Abhandlung „Über die Neigungen" stellt er sich einen neugeschaffenen Menschen vor, der zum ersten Male denken soll, und weist beiläufig nach, daß einem endlichen Geist ein Körper notwendig sei, weil er ohne das Gehirn garnicht zum Denken kommen kann. Überhaupt aber stellt Garve seine Beobachtungen über die Neigungen am liebsten an dem Kinde an. Auch Schiller geht von dem Kinde aus, welches auf der Stufe bloß tierischer Empfindungen steht; bei dem Knaben nimmt dann die Liebe zur Arbeit, zu den Eltern u. s. w. durch die Sinnlichkeit den Weg in die Seele, die Güter des Geistes sind ihm geistiges Mittel zu tierischem Zweck; erst in dem Jüngling und Mann wird durch die oftmalige Wiederholung dieser Schlüsse das Mittel selber der höchste Zweck. Und wie in der Geschichte des Individuums, so auch in der Entwicklung des ganzen Menschengeschlechtes (§ 11): in einem „gewagteren Blick über die Universalgeschichte des ganzen menschlichen Geschlechtes" sucht er darzulegen, wie durch das physische Bedürfnis das Menschengeschlecht zu immer größeren geistigen Fortschritten angeleitet wurde; ja wie selbst die Verirrungen vom ersten Zwecke der Natur (die Kaufleute, Eroberer und der Luxus) unsere Schritte beschleunigt haben und wie beispielsweise die einreißende Lustseuche eine „totale Reformation des medizinischen Geschmacks" mit sich brachte. Hier hat Schiller, indem er eine Stelle aus Schlözers Universalhistorie mit dichterischer Freiheit umschreibt, den ersten der großen kulturhistorischen Überblicke angestellt, welche ihm später in Vers und Prosa so lieb geworden sind. Er wandelt hier zum ersten Male in den Bahnen Herders, mit dessen vorläufigem Entwurf zu einer Philosophie der Geschichte er in manchem zusammentrifft. Sein Standpunkt ist nicht der Rousseaus sondern der Wielands und der Aufklärung: er betrachtet Üppigkeit und Luxus wohl als Verirrungen, aber als Verirrungen welche uns weiter gebracht hätten; und er ist vollauf überzeugt „von der hohen Weltordnung der Gegenwart" und dem großen Verdienst, welches sie sich namentlich durch Bekämpfung des Aberglaubens erworben hat.

b) Hat der erste Abschnitt den Nachweis erbracht, daß in dem Körper der erste Sporn zur geistigen Thätigkeit gelegen und die Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit ist, so behauptet der zweite (§ 12—21) weiter, daß tierische Empfindungen die geistigen auch begleiten. Beide

Naturen sind so eng verschlungen, daß ihre Modifikationen sich wechselweise mitteilen und verstärken. Die Thätigkeiten des Körpers entsprechen denen des Geistes: Überspannung dort hat Überspannung hier; Harmonie dort hat Harmonie hier; Trägheit der Seele hat die Trägheit körperlicher Bewegungen und Nichtthätigkeit der Seele die völlige Aufhebung der körperlichen Bewegungen zur Folge. Da nun aber nach einem schon in der Probeschrift des vorigen Jahres citierten Gesetz jede Vollkommenheit immer mit Lust, jede Unvollkommenheit mit Unlust verbunden ist, so muß auch der geistigen Lust oder Unlust jederzeit eine tierische Lust oder Unlust entsprechen. Diese Fundamentalsätze, welche nur eine Verallgemeinerung der in Hallers Physiologie und in Elwerts Dissertation vom Jahre 1779 vorgetragenen sind, führen die folgenden Paragraphen (§ 13—17) mit reicher Exemplifikation, besonders aus der poetischen Literatur, im einzelnen aus. Die Tugend erscheint unter diesem Gesichtspunkt als die sicherste Beförderin auch des leiblichen Wohls, das Laster als der größte Feind auch der körperlichen Gesundheit. Die Stahlische Lehre, daß man den Krankheiten des Leibes durch die Seele beikommen könne, wird hier keineswegs so bestimmt in Abrede gestellt wie in der Abhandlung über die Fieber: der Verfasser bringt vielmehr Beispiele bei von Kranken, welche die Freude kuriert hat. Überhaupt aber ist dieser Teil mit entschiedener Vorliebe behandelt, während die Umkehrung des Gesetzes (§ 18), nach welcher die geistige Lust und Unlust auch wiederum von den Stimmungen des Körpers abhängig ist, in den darauffolgenden Paragraphen (§ 19—21) weit kürzer abgethan wird. Im übrigen schlägt Schiller den Einfluß des Körpers auf den Geist eher zu hoch als zu niedrig an: er spielt nicht bloß, indem er die bösartigen Krankheiten berührt, welche aus der gestörten Ökonomie des Unterleibes hervorgehen, auf den Fall Grammont an; er ist auch als Schüler der Montesquieu, Winckelmann, Lessing, Herder bereit, das Klima wenn nicht als die einzige so doch als eine hervorragende Quelle des Nationalcharakters zu betrachten. Hier zum ersten Mal ist der Dichter der Götter Griechenlands und der Freund des modernen Griechen Goethe auf den Gegensatz der antiken und nordischen Welt aufmerksam geworden, welcher ihm schon in den Briefen an Dalberg geläufig ist: „Nur unter dem freieren griechischen Himmel gab es einen Homer, einen Plato und Phidias, dort nur standen Musen und Grazien auf, wenn das neblichte Lappland

kaum Menschen, nie ein Genie gebiert." Ja, Schiller hat die Abhängigkeit des Geistes von dem Körper, fortgerissen von den leitenden Ideen, so übertrieben, daß er auf den Einspruch seiner Beurteiler hin später sogar eine „Einschränkung" vornehmen mußte. Gegen den Satz, daß der Zustand der größten Seelenlust zugleich auch der Zustand der größten körperlichen Gesundheit sei, hatten die Professoren zu bedenken gegeben, daß die Seele von Sterbenden nach der Erfahrung nicht selten unaussprechliches Vergnügen empfinde und daß der große Haller dieses Wonnegefühl des sterbenden Christen sogar als einen starken Beweis für die Unsterblichkeit der Seele benützt habe. Diesmal war also der Schüler materialistischer gesinnt als seine Lehrer. Er gab diesem Bedenken jedoch nur soweit nach, daß er seine Behauptung durch einen Zusatz milderte und in wörtlicher Übereinstimmung mit Mendelssohns Briefen über die Empfindungen erklärte: der Zustand der größten „augenblicklichen" Seelenlust sei „augenscheinlich" auch der Zustand des größten körperlichen Wohles. Und er führte den ihm von den Lehrern an die Hand gegebenen Gedanken, mit welchem er doch selber vertraut genug war, nicht mit Berufung auf Haller sondern im Anschluß an Addisons Cato später in einem eigenen Paragraphen (§ 20) aus, nicht ohne in einem Nachsatz einen leisen Widerspruch laut werden zu lassen: daß nämlich „diese ungewöhnliche Heiterkeit der tötlich Kranken mehrmalen auch eine physische Ursache zum Grunde habe".

c) Körperliche Phänomene verraten die Bewegungen des Geistes: diese Behauptung sucht der dritte Abschnitt (§ 22) zu beweisen, welcher „Physiognomik der Empfindungen" überschrieben ist. Jeder Affekt, heißt es hier, hat seine specifischen Äußerungen, „seinen eigentümlichen Dialekt", an dem man ihn erkennt; jeder wohlwollende verschönert, jeder niederträchtige und gehässige zerreißt den Körper „in viehische Formen". In der Schilderung der verschiedenen Arten des physiognomischen Ausdruckes bei den verschiedenen Charakteren verrät sich eine scharfe und glückliche Beobachtung und das dichterische Talent. So wie die Affekte zum dauernden Charakter eines Menschen werden können, so wird auch der Ausdruck derselben zur Physiognomie. In diesem Sinne glaubt Schiller, wiederum „ohne Stahlianer zu sein", behaupten zu dürfen, daß die Seele sich den Körper bilde. Aber um nun mit Lavater zu glauben, daß man aus den Teilen des vorhandenen Körpers auf die einzelnen Eigenschaften der ihm innewohnenden Seele schließen könnte, dazu ist

Schiller schon zu viel Mediziner und wiederum skeptischer als selbst sein Lehrer Abel, der in seiner „Sammlung merkwürdiger Erscheinungen" die Physiognomik gleichfalls auf den Zusammenhang zwischen Leib und Seele zurückführt und trotz manchen Fehltritten die Hoffnung auf zuverlässigere Resultate nicht aufgiebt. Bei Schiller entschied hier offenbar ein persönlicher Eindruck: Lavater hatte schon am 12. August 1774 die Akademie besucht, von welcher er sich für seine Beobachtungen ein massenhaftes Material versprechen durfte. Er sah den Zöglingen scharf ins Gesicht, welche vor seinem Kennerblick und seinem Urteil zitterten; er erkundigte sich nach ihren Talenten und Charaktereigenschaften und bat sich von einigen die Silhouetten aus. Niemand wagte es, an der Realität seiner Wissenschaft zu zweifeln — bis er einmal den gutmütigsten Schüler der Anstalt, aus welchem erst der Mythus unseren Schiller gemacht hat, für einen heimtückischen Menschen erklärte. Bei den Schwaben, welche leicht an das Seltsame und Wunderbare glauben, eben darum aber auch bald gewitzigt und zurückhaltender werden, war es damit um Lavaters Ansehen geschehen. Es ging Schiller mit ihm wie mit Klopstock: je näher für ihn die Gefahr der völligen Hingabe lag, um so bedachtsamer hielt er sich zurück, und er hat Lavater bald darauf noch übler mitgespielt. Mit seinem Lehrer Abel erklärt er zwar die Physiognomik organischer Teile nicht geradezu für unmöglich, giebt aber nur geringe Hoffnung: „sie dörfte aber wohl so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehen Quartbände schwärmen sollte".

d) Der Inhalt des letzten Abschnittes (§ 23—27) trifft mit dem letzten Kapitel der Philosophie der Physiologie („Schlaf und Tod") zusammen, dessen Gedanken er ohne Zweifel wiederholt. Er betrachtet Schlaf und Tod aus dem Gesichtspunkte, daß auch der Nachlaß der tierischen Natur eine Quelle von Vollkommenheit wird. In den abstrakten Vordersätzen, welche der Verfasser (§ 24) vorausschickt, sucht er Schmerz und Lust mit Hülfe der Glückseligkeitstheorie der Schotten und der Leibnitzischen Lehre von der besten Welt als notwendig für den Menschen zu erweisen. Jeder Schmerz und jede Lust wächst aber auch seiner Natur nach ins Unendliche und zielt auf die Auflösung des gemischten Wesens: die Erklärung dieses „schwereren, aber nicht weniger wahren" Satzes giebt der folgende Paragraph (§ 25) mit Hülfe des Gesetzes der Ideenassociation, dessen sich schon der Verfasser der Philo=

sophie der Physiologie bedient hat. Eine Empfindung ruft nämlich die andere hervor; mit den geistigen wachsen die tierischen und wirken wiederum auf die Seele zurück. Sie würden ins Unendliche wachsen und unsere Kraft in kurzer Zeit aufreiben, wenn nicht in dem Schlaf ein wohlthätiger Nachlaß unserer tierischen Natur zu Hülfe käme: in der schönen Schilderung der beruhigenden, nivellierenden Wirkung des Schlafes wetteifert der Dichter mit der berühmten Stelle aus Shakespeares Macbeth. Auch der Tod, die Trennung des Zusammenhanges zwischen Leib und Seele, wird nur als eine Folge des Lebens, der den Mechanismus mißbrauchenden Freiheit aufgefaßt. Recht theosophisch und gar nicht medizinisch setzt unser Verfasser den Eintritt desselben auf den Zeitpunkt fest, wo der Geist den Zweck seines Daseins in diesem Kreise erfüllt hat: dann fällt der Körper der Natur anheim, die Seele aber führt ihre Betrachtung des Planes der Schöpfung in anderen Kreisen fort. Sie hätte, so schließt der Verfasser, vielleicht die irdische Sphäre vollkommener verlassen können: „aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen jetzo manches Buch weg, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser". Mit diesem orakelnden Seitenblick auf die Theorie der Seelenwanderung, welche dem Verfasser wohl durch Bonnets Palingenesien nahegelegt wurde und auch in dem Hamletmonolog des Karl Moor anklingt, läuft die medizinische Abhandlung in die Theosophie des Julius zurück.

Die Bedeutung dieser Dissertation für die geistige Entwicklung Schillers ist eine weit größere als die der Philosophie der Physiologie. Erst mit ihr und seit dem Jahre 1780 überhaupt nimmt die Medizin in Schillers Denken eine bestimmte Stelle ein, welche ihr genau vorgezeichnet war; und hier zum ersten Mal ist es ihm mit seiner Berufswissenschaft Ernst.

Die Glückseligkeitslehre, welche Schiller mit solcher Innigkeit aufgenommen hatte und festhielt, hatte wie wir wissen eine doppelte Seite. Eine stoische: denn der Mensch soll nach ihr dem Wohl und der Glückseligkeit seiner Nebenmenschen selbst mit Aufopferung des eigenen Glückes dienen. Aber auch eine egoistische und epikureische: denn er befördert die fremde Glückseligkeit nur, weil er dadurch seine eigene vermehrt. Liebe und Aufopferung, Wohlwollen und Weisheit sind nur andere Ausdrücke für die beiden Gegensätze, in welchen sich Schillers Denken beständig bewegt. Aber von den beiden Seiten dieser Glückseligkeitslehre

war die stoische weitaus die stärkere: denn das Glück, welches der Mensch durch Beförderung der fremden Glückseligkeit genießt, ist kein sinnliches sondern ein feines geistiges. Und die „Liebe" wird von den Schotten wohl mit der Schwerkraft auf dem Gebiete des Materiellen verglichen, aber sie ist selbst durchaus ein abstrakter Begriff. Als biedere Moralisten stehen die Schotten sowie Sulzer der von Schiller zum ersten Mal im Eingang unserer Abhandlung und bald auch in den Gedichten der Anthologie bekämpften stoischen Lebensauffassung weit näher als der sinnlich eudämonistischen. Und Garve in seinen Anmerkungen zu Ferguson schlägt sich vollends ganz auf die stoische Seite: das System des Epikur verfolgt er als ein trostloses mit seinem Raisonnement. Nimmt man dazu noch den Einfluß Abels und die Stahlischen Lehren, welche alles Körperliche in das Seelische hinüberspielten, so wird man von vornherein bei einer ohnedies auf das Ideelle gerichteten Natur ein Gegengewicht wünschen.

Dieses Gegengewicht bildet die Medizin. Sie kommt der schwächeren epikureischen Seite der Schillerischen Glückseligkeitsphilosophie zu Hülfe. In den Jahren der Entwicklung, in welcher das Blut in den Adern eines leidenschaftlichen Jünglings heißer zu rollen begann, denkt Schiller nun zum ersten Mal über die Berechtigung auch der sinnlichen Natur und ihrer Triebe im Menschen nach. Zum ersten Male, wie später so oft, weist er hier die Einwürfe einer nüchternen Moral gegen den „trägen Gefährten der Seele" nach. Zum ersten Male, wie später so oft, sieht er keinen anderen Weg in die menschliche Seele führen als den durch die Sinne, ohne welche der Mensch nie zum Denken gelangt wäre. Zum ersten Mal erscheinen ihm die stoischen Helden, die Brutus, Aurel, Seneca, mit ihrer Aufopferung des eigenen Glückes in ganz anderem Lichte als in den philosophischen Schriften: er sieht in ihrem Starksinn aus verändertem Gesichtspunkt nun nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, als „ein wirkliches Extremum". Die Medizin ersetzt bei Schiller nicht bloß den tiefen Einblick in das Leben und die Natur, welcher Goethe vergönnt war: sie ist in der Periode des jugendlichen Überfliegens und Stürmens auch sein Korrektiv gewesen, nach welchem er seine Uhr richtig stellte. Nicht der angeborene Geschmack, der Sinn für das Maßvolle und die Raphaelische Grazie, welche dem jungen Goethe in die Wiege gelegt wurden, hat Schiller vor manchen Excentricitäten der kraftgenialen Zeit bewahrt, sondern als Gegengewicht

gegen den spekulativen Flug seiner Natur zog ihn zuerst die Medizin wieder auf die Erde herab. Der Moralphilosophie der Schotten gegenüber, welche nur „ewige und höchst weise Gesetze“ für den Menschen aufstellt, lernt er nun das Klima als eine der ersten Bedingungen des Charakters betrachten, und bald wird er auch auf das geistige Klima in seinem Vaterlande achten lernen. Die Medizin hält ihn von dem Glauben an Lavaters Physiognomik zurück, welcher selbst Goethe ernste Bedeutung nicht versagen wollte. Gegenüber der Lehre Rousseaus von einem glücklicheren Urzustand und von dem Verfall der Sitten durch Kultur und Luxus macht ihn die nüchterne Erwägung vorsichtig, mit welcher er das physische Bedürfnis als den Erzieher der Menschen preist. Derselbe Jüngling, welcher noch vor einem Jahre die Freiheit des Menschen zu retten unternommen hatte, sieht nun in der „eisernen Notwendigkeit“ der Naturtriebe die weiseste Absicht der Vorsehung, und er bemüht sich nicht nur seinen Lehrern sondern auch sich selbst die Abhängigkeit des geistigen Lebens des Menschen von der Materie unwidersprechlich nachzuweisen. Wenn darum auch die Medizin greifbare Früchte bei Schiller nicht gezeitigt hat, ein verlorenes Studium ist sie für ihn nicht gewesen: und wenn ihr Einfluß kein nachhaltiger war, wenn man den Naturforscher in Schillers späterem Leben und Wirken kaum mehr gewahr wird, so ist das eher ein Beweis dafür als dagegen, daß er in der Zeit seiner frühesten Entwicklung dieses starke Gegengewicht gegen den ideellen Hang seiner Natur nicht hätte entbehren dürfen. Wir werden den Verfasser des „Versuches“ nicht als einen Verläufer aller der unzähligen Naturforscher und Philosophen ausspielen, welche nach ihm über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren geschrieben haben (die Darwin, Wundt, Weber, Fechner, Lotze führen diese Richtung bis in unsere Tage fort): aber wir dürfen diese Dissertation als ein wertvolles Dokument für die geistige Entwicklung Schillers betrachten. Und wenn alles, über was er bis dahin gedacht hatte, unter einen neuen Gesichtspunkt trat, dann konnte die Dichtung allein nicht zurückbleiben. Die entgegengesetzten Weltanschauungen, welche die Einleitung zu unserer Dissertation aufführt, hießen auf diesem Gebiete Klopstock und Wieland; und indem Schiller die Rechte der sinnlichen Natur in dem Menschen gegenüber der geistigen zu behaupten suchte, kämpfte er für Wieland gegen Klopstock. Es ist kein Zufall, daß Klopstock in

dieser Abhandlung nur mehr einmal neben Haller und Virgil citiert wird, während das Motto der Schrift und manche andere Stelle dem frivolen Ovid entnommen ist. Und es ist noch weniger Zufall, daß Schiller, indem er gegen das Extremum eifert „welches uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschheit zu entladen",. in diesen Worten mit dem Dichter des „Antiovid" zusammentrifft, welcher sagt: „Der begehrt von uns zu viel, der uns bei lebendigem Leibe zu Intelligenzen erheben will".

Aber der Poet fand bei diesen neuen Anschauungen noch besser seine Rechnung. Das Krankenbett war nicht bloß, wie Schiller an Grammont erfahren und hier ausgesprochen hat, für den Psychologen eine Hauptschule: sondern auch für den Poeten. Während von medizinischen Schriften in der ganzen Abhandlung nur ein einziges Buch erwähnt wird, ließ sich Schiller durch die Gepflogenheit der Popularphilosophen und seiner Lehrer bestimmen, Citate aus den Dichtern mit beiden Händen in seine theoretischen Erörterungen einzustreuen. Vom Ugolino, dem ersten weltlichen Drama welches Schiller gelesen hat, bis zu dem neuesten, noch ungedruckten Werk eines jungen Tragikers, welches er selber heimlich in der Kommode verwahrte, findet man hier die ganze dramatische Lektüre Schillers zu Belegen verwertet, Addisons Cato dicht neben Shakespeare. Um den Satz zu beweisen, daß geistiger Schmerz auch das Wohl des Körpers untergräbt, wird der hagere Cassius Shakespeares im Bunde mit Macbeth und Richard III., aber auch Franz Moor vorgeführt. Den Einfluß körperlicher Zustände auf die Stimmungen des Geistes erweist uns umgekehrt die Rede des Bruder Martin aus dem Götz. Schleichende Krankheiten des Körpers, welche bei zerrütteten Geisteszuständen oft furchtbar ausbrechen, versinnbildlicht passend der sterbende Winchester, und der Schilderung des Schlafes schickt der Verfasser wirksam Macbeths durchdringende Klagen voraus. Selbstverständlich wird nicht etwa deshalb auf diese Exemplifikationen aufmerksam gemacht, weil Schiller durch dieselben ein Vorläufer der Unzähligen geworden ist, welche den Wahnsinn des König Lear oder der lieblichen Ophelia vom Standpunkte des Psychiaters aus beurteilt haben: sondern um des nahen Zusammenhanges mit der Dichtung willen. Wenn er den qualvollen Zustand des Franz Moor hinterher als Arzt untersucht, so hat er sich zwar mit seinen Beurteilern bloß einen harmlosen Scherz

erlaubt: bei dem strengen Verbot, ohne besondere Erlaubnis etwas in den Druck zu geben, kitzelte es Schillers Übermut, seinen Lehrern eine Stelle aus seinem Trauerspiel eigenhändig zu überreichen, auf daß sie mit ihrer Censur unbeanstandet und angeblich aus einem englischen Trauerspiel übersetzt das Licht der Welt erblicke. Aber ernster und wichtiger stellt sich der Zusammenhang dar, wenn wir Gedanken aus den Dichtungen, wie den Werbeplan Spiegelbergs „man muß Leib und Seele verderben“, in der Abhandlung oder umgekehrt Gedanken der Abhandlung in dem Drama wiederfinden, wie denn Franz Moor in jenem Monologe dem Leibe seines Vaters durch die Seele beikommen will. Ja es begegnen uns hier sogar Gestalten, welche in der Phantasie des Dichters noch schlummerten und erst später in seiner Dichtung eine Rolle spielen sollten: „Doria hatte sich gewaltig geirret, wenn er den wollüstigen Fiesco nicht fürchten zu dürfen glaubte“. Und endlich: wie die Gedanken der Theosophie des Julius fast wörtlich in gleichzeitigen lyrischen Dichtungen wiederkehren, so liegen auch die Gedanken dieser medizinischen Abhandlung, welche gegenüber der Theosophie den andern Pol bildet, einer zweiten Gruppe von Jugendgedichten zu Grunde, und auch hier ist der Anschluß oft nahe bis auf den Wortlaut.

Der philosophische Sinn des Autors und seine echte Natur verleugnet sich freilich bei aller Unterordnung unter den Geist der Medizin auch hier nicht. Auch hier kennzeichnet der weite Blick über verschiedene Gebiete des Lebens und der Wissenschaft den Schüler Abels: von der Geburt bis zum Tode verfolgt er das Leben des einzelnen, von barbarischen Anfängen bis zur höchsten Entfaltung des Luxus die Geschichte des Menschengeschlechtes. Freilich ist nicht alles Eigenbau; aber gerade die Einzelheiten gehören am meisten zum Gemeingut der Zeit, während die Kombination und die Gruppierung Eigentum des selbständig denkenden Kandidaten ist. Der Grad der Reife, welcher aus dieser Arbeit ersichtlich wird, ist in der That ein viel größerer als im vorigen Jahre. Auch der Ton ist männlicher, sachgemäßer und anständiger: die ehemals beliebten witzigthuenden Wendungen und die Hohnneckereien der Medizin fehlen ganz und gar; der Autor tritt für seine Sache mit Ernst und Eifer ein; er verrät so wenig eine Mißachtung seines Gegenstandes, daß er oft mit mehr Wärme, als ihm natürlich scheint, für denselben einsteht. Maßvoller ist ferner auch von den poetischen Licenzen im Stil Gebrauch

gemacht, welcher freilich noch immer zuviel an den Stil der Räuber und der Anthologie erinnert.

Die Arbeit wurde diesmal nicht bloß den Medizinern sondern auch dem Philosophen Abel vorgelegt, welcher bei den letzten Prüfungen ein ähnliches Thema behandelt hatte. Begreiflicher Weise äußern sich die Mediziner (unter dem 16. November) diesmal weit zufriedener: sie finden, daß der Verfasser sein schweres Thema mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benützt sondern auch selbst über seinen Gegenstand nachgedacht habe. Sie beanstanden einige Einzelheiten; sie tadeln den poetischen Flug des Stils; und geben diesmal endlich zu dem Druck ihre Zustimmung. Sie hatten Grund genug dazu. War das medizinische Wissen nicht groß, welches aus der Schrift hervorleuchtete, so hatte der Verfasser davon ja in einer anderen Arbeit Zeugnis abgelegt; den medizinischen Standpunkt vertrat er aber mit solcher Entschiedenheit, daß selbst die Mediziner ihn gegenüber den Stoikern zu parteiisch fanden. Weniger Grund zur unbedingten Zufriedenheit hatte der Philosoph: Abel fand (unter dem 17. November) in der Abhandlung neben manchen guten Stellen zugleich auch viele gewagte, nicht bewiesene oder nur von einer Gattung von Philosophen — er zielt auf die Materialisten — angenommene Sätze: aber auch er erklärte sich mit dem Abdruck einverstanden.

Es war üblich, daß die Akademisten vor dem Druck die monita ihrer Lehrer einholten und zu Veränderungen benützten. Auch Schiller änderte seine Arbeit ab und stellte erst jetzt die Einteilung in 27 Paragraphen her. So weit die Wünsche der Professoren aus den Gutachten noch erkennbar sind, hat Schiller ihnen nur in sehr bedingter Weise Rechnung getragen. Am wenigsten aber gestattete er seinen Richtern Einfluß auf den Stil: von den vier Stellen, welche als zu poetisch getadelt wurden, hat er die meisten eher noch verstärkt. Und so ging denn die erste Schrift mit dem Namen „Johann Christoph Friedrich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militair-Akademie“ im Herbst 1780 bei dem Hof- und Kanzlei-Buchdrucker Cotta in den Druck. Schiller schickte eine Widmung (30. November 1780) voraus, in welcher er dem Herzog in der üblichen Weise für die höchste Gnade und die mehr als väterliche Führung dankte, welche er nun schon acht Jahre in der Akademie genossen habe. Er rühmt die weisesten und vortrefflichsten

Anstalten, durch welche der Grund zu seinem künftigen Glücke gelegt worden sei. Und er tritt zuletzt kräftig für die Verbindung der Philosophie und Arzneiwissenschaft ein: der beiden Pole, um die sich in der Akademie sein jugendliches Denken bewegte. Ein Arzt, polemisiert er, dessen Horizont sich nur um die historische Kenntnis der Maschine drehe, welcher die gröberen Räder des seelenvollsten Uhrwerks nur terminologisch und örtlich weiß, könne vielleicht an dem Krankenbette Wunder thun und vom Pöbel vergöttert werden: der Herzog von Württemberg aber habe die Arzneikunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höheren Rang einer philosophischen Lehre erhoben, denn Philosophie und Heilwissenschaft stünden unter sich in der vollkommensten Harmonie.

5. Die Räuber.

Wohl kaum macht eine andere Dichtung mehr den Eindruck eines brausenden Ergusses, einer momentanen, unaufgehaltenen Eruption als Schillers Räuber. Aber auch hier beobachteten seine Genossen ein langsames, qualvolles Losringen der Dichtung aus dem Geist ihres Schöpfers. Vier lange Jahre, die letzten seines akademischen Aufenthaltes, hat Schiller diesem Drama gewidmet: vom 18., wenn nicht gar vom 17., bis in das 21. Jahr hat er sich mit ihm beschäftigt. Nach dem Mißlingen jenes Kosmus von Medici wagt er sich erst um 1777, im Hochgefühl der Tage in welchen ihm das Bewußtsein des Dichterberufes aufging, zum ersten Mal wieder an das große Trauerspiel. Die Arbeit beschäftigte ihn in den Jahren 1777 und 1778, in welche die lange Pause fällt, wohl nur im Geist und wurde oft durch medizinische Studien wieder unterbrochen: aber immer nahm er sie mit Beharrlichkeit und Ausdauer wiederum auf, und nach seiner definitiven Rückkehr zur Dichtung warf er sich sofort mit Ungestüm auf das Stück. Vor dem strengen Hausgesetz der Akademie, welches nächtliche Arbeiten verbot, flüchtete sich Schiller mit seinem Manuskript in die Krankenstube, in deren Stickluft seine Räuber prächtig gediehen: sei es nun daß er wirklich während häufigen Anfällen eines epidemischen Fiebers arbeitete; sei es daß er die Krankheit bloß vorschützte, um Ruhe und die Vergünstigung einer Lampe zu genießen. Weil ihm die Studien-

einteilung der Akademie während des Tages keine Freiheit gestattete, wurde er schon früh an die Nachtarbeit gewöhnt; und zeitlebens entfaltete seine Phantasie am liebsten in nächtlicher Stille ihre Schwingen, während umgekehrt der Dichter der Iphigenie am heiteren Morgen arbeitete. Betrat unvermutet der Herzog zum Besuch eines kranken Zöglings oder zur Visitation das Mansardezimmer, dann fuhren die Räuber blitzschnell unter den Tisch, und ein medizinisches Handbuch lag in Bereitschaft, um das kontrebandene Manuskript zu ersetzen. So soll er auch, angeblich im Jahre 1778, zur Zeit einer in die Akademie eingedrungenen Epidemie drei Wochen mit seinen Freunden Dannecker, V. Heideloff, Hoven, Kapf, Schlotterbeck zugebracht, und weil ihm jede geistige Anstrengung scharf untersagt war, unter der Bettdecke verstohlen an den Räubern geschrieben haben, bis Freund Heideloff durch einen ihm aus dem elterlichen Hause wohlbekannten Krankenwärter größere Freiheit für Schillers „medizinische Arbeiten" erwirkte. Aber was in so schwüler Atmosphäre bei Nacht ersonnen und zu Papier gebracht war, das drängte in die frische Luft und an das heitere Licht des Tages hinaus. Ein Stück wie die Räuber bis zur Reife und völligen Vollendung in sich zu tragen, wäre Schiller unmöglich gewesen: schon während der Arbeit mußte er ihre Wirkung auf andere erproben, mußten sie zünden und begeistern. Er ließ sich das Stück von anderen vorlesen, er las es noch lieber selber vor; auf Spaziergängen im Walde oder in den Korridoren der Akademie, wo es eben ging und wo sich neugierige Zuhörer zusammenfanden. Ein im einzelnen wenig zuverlässiger Zeuge hat uns mit Stift und Feder ein Bild jener Tage hinterlassen, welches doch die Stimmung im ganzen glücklich wiedergiebt. Noch in der Krankenstube sei die Parole ausgegeben worden, daß auf dem nächsten Spaziergang die Getreuen Schillers sich unauffällig von den übrigen absondern und an einer abgelegenen Stelle des sogenannten Bopserwäldchens zusammenfinden sollten, welches diesmal die böhmischen Wälder vorstellte. An einem schönen Sonntag fand denn auch, durch die Nachsicht des inspizierenden Hauptmannes begünstigt, diese Vorlesung statt. Schiller stand, wie Karl Moor, auf den hervortretenden Wurzeln eines der höchsten Fichtenbäume; die Genossen wie eine Bande um ihn herum im Kreise gelagert und in atemloser Spannung seinem maßlos übertriebenen Vortrag folgend, bis endlich bei der Turmscene die Begeisterung in lautem

Jubel sich Luft machte. Das war der erste Triumph, welchen der Dichter der Räuber eingeerntet hat: ein Vorgeschmack aller derer, welche folgen sollten. Wie lästig, wenn nun wieder die „Brotwissenschaft“ ihre Rechte geltend machte und der Dichter der Räuber einen Leichenbefund abgeben sollte; oder wenn dem Dichter des Karl Moor, dessen Geist nach Thaten, dessen Atem nach Freiheit dürstete, die schmale Thür des Examens vor Augen trat, ohne welche es auch für ihn keine Freiheit gab. Dennoch arbeitete er insgeheim an dem Stücke weiter: ja das Jahr 1780, in welchem Schiller die Medizin ernster ins Auge faßte, sein 21. Lebensjahr, ist auch das eigentliche Geburtsjahr der Räuber. Im Sommer 1780, nach dem Tode des jüngeren Hoven und den traurigen Erfahrungen mit dem armen Grammont, haben wir Schiller in der Stimmung gefunden, aus welcher heraus die Räuber gedichtet sind. Durch innere Hitze sind jetzt die Massen in Fluß geraten; und nach zehnfacher Abänderung ist das Stück nun in einem verhältnismäßig kurzen, durch Prüfungen und Prüfungsarbeiten eingeschränkten Zeitraum noch vor Schillers Austritt aus der Akademie zum Abschluß gebracht worden.

Den ersten Anstoß erhielt Schiller durch eine Erzählung Schubarts, welche unter dem Titel „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ im Schwäbischen Magazin 1775 enthalten war. Schubart erzählt von einem B . . . . (bairischen? baireuthischen? bambergischen?) Edelmann, welcher zwei Söhne von ganz ungleichem Charakter hatte. Wilhelm ist nüchtern, ordnungsliebend, duckmäusig, zelotisch, ein Alltagsmensch; Karl ist feurig und unbesonnen, aber vom besten Kopf und Herzen, ein Genie. Jedermann liebt ihn, nur von seinem Bruder Wilhelm wird er gehaßt. An der Universität verführt ihn das Gefühl der Freiheit zu einem liederlichen, verschwenderischen Leben, über welches Wilhelm pünktlich nach Hause berichtet. Schulden und ein Duell zwingen ihn zuletzt zu fliehen: er folgt den Fahnen Friedrichs des Großen im 7jährigen Kriege und wird in der Schlacht bei Freiberg verwundet. Im Lazareth geht er während der Genesung in sich, beschließt umzukehren und wendet sich in einem reuigen Brief an seinen Vater; aber der Brief wird von Wilhelm unterschlagen und Karl bleibt ohne Antwort. In der Nähe seines väterlichen Gutes verdingt sich der verlorene Sohn bei einem Bauern als Knecht. Durch einen Zufall gelingt es ihm, den Vater aus den Händen gedungener Mörder zu retten, und unerkannt kehrt er an der

Seite des Alten in sein heimatliches Schloß zurück. Hier nennt der einzige, noch am Leben gebliebene Mörder den eigenen Sohn des Geretteten, den bösen Wilhelm, als Anstifter des Anschlages, und in dem rettenden Engel erkennt der Alte seinen verloren gegebenen Karl wieder. Dieser erwirkt für seinen meuchelmörderischen Bruder Verzeihung, es wird ihm ein anständiger Unterhalt ausgesetzt, und alles endet mit Jubel und Freude.

An diesem Stoffe haftete schon bei dem ersten Erzähler ein mehr als künstlerisches Interesse. In der eigenen Familie stand Schubart seit früher Jugend als der geniale Feuerkopf einem nüchternen und arbeitsamen Bruder gegenüber, ohne daß ihn seine vorzüglicheren Gaben zu größerem Glücke oder zu höherer Ehre geführt hätten. Die Geschichte eines Genies zu schreiben, war zeitlebens seine Absicht; aber seiner aphoristisch gearteten Natur fehlte für jede größere Aufgabe die Sammlung und die Ausdauer. Ansätze hat er wiederholt gemacht. Einmal läßt er in einer kleineren Erzählung den nüchternen Alltagsmenschen durch seinen Fleiß über den „Strahlbue" siegen, welcher trotz dem Genie zu Grunde geht. Noch lieber sieht er ein anderes Mal in dem Genie den reuigen „verlorenen Sohn" und stellt ihm den ordentlichen Bruder in der unvorteilhaften Beleuchtung eines Heuchlers und Bösewichts entgegen. Dem innerlich zerwühlten Schubart lag besonders diese Auffassung nahe; noch bevor er auf dem Asperg den Plan hegte, in einem Epos „Der verlorene Sohn" den Schmerz über sein eigenes, von Grund auf verfehltes Leben ausklingen zu lassen. Denn schon sieben Jahre vor dem Erscheinen seiner Erzählung in dem Schwäbischen Magazin hatte er dieselbe Geschichte seinen Gaislinger Schülern, gewiß nicht weniger zum warnenden Exempel als zur Übung im Diktandoschreiben, in die Feder diktiert. Indem er in seinem Beitrage „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" der Liederlichkeit gegenüber der Knickerei, den Genies gegenüber den Zeloten und Eiferern die Stange hielt, machte er ihn zugleich zu einem Abbild des Kampfes, welchen der Herausgeber der Teutschen Chronik damals von Tag zu Tag zu bestehen hatte.

Diese Geschichte nun gab Schubart im Schwäbischen Magazin ausdrücklich einem Genie preis, um eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen. An Genies war damals kein Mangel; und wäre das Magazin weiter über Schwaben hinausgedrungen, sie hätten sich gewiß

zu Dutzenden gefunden. Schubart war ja selber eins: und in der That ist er als der erste dem eigenen Aufruf gefolgt, indem er im Ulmischen Intelligenzblatt seine Skizze zu einem Roman zu erweitern begann — freilich kam der Unbeständige auch hier nicht über die Anfänge hinaus. Um nach Schubarts Wunsch aus dem Stoff eine Komödie zu machen, dazu war der Tragikomiker Lenz der rechte Mann: aber auch er brachte seinen wiederholt angepackten „Tugendhaften Taugenichts" — wie tragikomisch schon der Titel! — nicht über die Entwürfe hinaus. In der allernächsten Nähe des Verfassers der Erzählung fand sich ein anderes, derzeit noch in den Schulfesseln gefangenes und unbekanntes Genie: diesem gestaltete sich dieselbe nicht zum Roman und auch nicht zur Komödie, sondern zu einer Tragödie.

Schillers Freund Hoven las die Erzählung Schubarts und seinen Aufruf: sofort machte er den stets nach Stoffen hungrigen jungen Tragiker darauf aufmerksam. Was der Dichter der Räuber der Erzählung Schubarts verdankt, bildet mehr die Voraussetzungen als den eigentlichen Inhalt seines Stückes: mehr was hinter der Scene vorgeht oder auf der Scene erzählt wird, als was auf ihr geschieht, hat er von Schubart übernommen. Den Gegensatz der feindlichen Brüder, von welchen der eine den Namen Karl beibehielt, fand er wohl angedeutet, aber für die Ausführung und Inscenierung standen ihm größere Vorbilder näher. So wie Franz den Gegensatz der beiden Brüder in der ersten Scene exponiert, in welcher zugleich sein pharisäisches Dankgebet „daß er nicht ist wie jener" an den zelotischen Wilhelm Schubarts erinnert, so finden wir sie ungefähr in der Erzählung: höchstens daß Karl bei Schiller etwas seraphischer gehalten ist. Aber die weitere Entwicklung der Charaktere im Verlauf der Handlung gehört allein dem Dramatiker: der Erzähler begnügt sich, aus dem vorausgeschickten Kontraste einfach die Folgen abzuleiten. Was Franz in der Exposition des Drama über Karls wüstes Universitätsleben dem Korrespondenten aus Leipzig unterschiebt, das berichtet in der Erzählung Wilhelm selbst in der gleichen böswilligen Absicht nach Hause. Die Intrigue mit dem unterschlagenen Briefe Karls verstärkt Schiller: Franz läßt den Reuebrief nicht unbeantwortet, sondern er antwortet mit dem Fluch des Vaters. Der Reuebrief Karls ist nicht wie bei Schubart auf der tiefsten Stufe des Elends geschrieben: sondern umgekehrt wird der verlorene Sohn, welcher seinen

Leichtsinn so schwer bestraft sieht, gerade durch ihn erst in die Verzweiflung getrieben. Die Teilnahme Karls an den siebenjährigen Kriege ist bei Schiller ein bloßer Betrug Franzens; Schillers Karl Moor ist so wenig Soldat als er sich zum Knecht eines Bauern verdingt: er wird, als die Blutliebe an ihm zur Verräterin geworden, mit einer Kühnheit, von der Schubart keine Ahnung hat, zum Räuber und Mordbrenner. Am nächsten hält sich Schiller noch am Schluß an die Vorlage: der verlorene und vermeintlich verstoßene Sohn rettet den Vater aus den Händen des heuchlerischen Sohnes; und bei Schiller wie bei Schubart wird der Betrug durch den Helfershelfer entdeckt, welcher dem Missethäter versagt. Bei beiden Dichtern findet der Vater seinen Karl erst wieder, nachdem er schon den Verlust beider Kinder beweint und bejammert hat: „Keinen Sohn mehr? keinen Sohn mehr?" Aber Schillers Karl ist nicht bloß der Retter sondern auch der Rächer seines Vaters: er ist weit entfernt von der mildherzigen Großmut des Schubartischen Helden, und wo dieser nur an Vergebung denkt, da ruft der Räuber Moor sein dreimaliges Rache! zu dem mitternächtlichen Himmel. Das Wiederfinden des Sohnes, den er nicht rein sondern schuldbeladen als Räuber in die Arme schließt, ist zugleich auch der Tod des Vaters; und die Freudenthränen, welche Karl am Ziele weint, sind nicht der Ausgang einer Komödie sondern der versöhnende Ausblick über eine greuelvolle Tragödie hinaus.

Aber Schubart verband mit dieser Erzählung, als er sie in dem Schwäbischen Magazin mitteilte, noch ganz andere Absichten. Er will, wie er sagt, auch dem Vorwurf der Schlafmützigkeit begegnen, welchen die Ausländer so gern gegen die armen Deutschen erheben, indem sie aus der Unfreiheit ihrer Federn auch auf die Knechtschaft ihrer Köpfe und Herzen schließen; er will beweisen, daß auch in Deutschland große Leidenschaften und große Charaktere zu Hause seien: „daß wir trotz unseren engen Regierungsformen, welche uns bloß einen passiven Zustand gestatten, doch Menschen sind, die ihre Leidenschaften haben und handeln, so gut wie ein Franzos oder ein Britte". Er verbietet deshalb ausdrücklich dem zukünftigen Genie, welches er zur Bearbeitung herausfordert, den Schauplatz aus Zaghaftigkeit etwa nach Spanien oder Griechenland zu verlegen: auf deutschem Grund und Boden soll es die Scene eröffnen. Daher die ungeheure Aktualität des Schillerischen

Drama, auf dessen Titelblatt die gefährlichen Worte stehen: „Der Ort der Geschichte ist Teutschland"; daher hat Schiller auch die Zeit des siebenjährigen Krieges beibehalten, welche als die Gegenwart gelten konnte. Der Dichter stellt sich damit dem Herausgeber der revolutionären Teutschen Chronik an die Seite: er bringt Dinge an das Tageslicht, er entfesselt Leidenschaften, welche bis dahin durch die Willkür des Despotismus nur im Verborgenen gehalten, nicht durch die Wohlthat der Gesetze unmöglich gemacht waren. Der Dichter der Räuber ist selber jener Karl Moor, der den Unterdrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen sucht und den mißhandelten Greis aus seinem Kerker an das Tageslicht heraufführt. Oder zweifelt man wirklich, daß solche Greuel- und Missethaten unter der stillen Oberfläche des duckmausenden Deutschland und eines policierten Jahrhunderts sich verbergen konnten? Wir können freilich die einzelnen Fälle nicht herzählen und daß wir es nicht können ist eben unser bester Beweis: daß keine Kriminalakten und Archive uns die Namen der Unterdrückten und der Unterdrücker aufbewahrt haben, daß solche Schandthaten dem Licht der Öffentlichkeit geflissentlich entzogen wurden, das ist das schlimmste Zeugnis gegen die Zeiten und Verhältnisse, aus welchen heraus die Räuber geschrieben wurden. Sie drangen dennoch ans Licht! Ausdrücklich versichert uns Schubart, daß sich die von ihm erzählte Geschichte „mitten unter uns" zugetragen habe; ja in der ersten Fassung seiner Erzählung führt er einen vornehmen und reichen Beamten aus Anspach, einen Herrn von Buttwitz, der in der Nähe von Krailsheim ansässig gewesen sein soll, als den Vater der feindlichen Brüder mit Namen ein. Es ist gar nicht ausgemacht, ob Schiller nicht etwa durch den Sohn Schubarts den wirklichen Vorfall erfuhr, auf welchen sich Schubart berief: Schillers eigene Gattin versichert uns, daß die Geschichte des alten Moor einen wahren Grund hatte. Und Lenz, der in seinem Familiengemälde „Die beiden Alten" einen ähnlichen Stoff behandelt, verdankt denselben zwar einer Zeitungsanekdote aus Languedoc, findet ihn aber, gerade wie Schubart, auch für unsere Sitten und Zeiten wahrscheinlich genug, um aufs Theater gebracht zu werden. Als wirklicher Vorfall wird die Geschichte später auch in Dutens Lebensbeschreibung erzählt. Wie weit aber die Feindseligkeit unter Brüdern im 18. Jahrhundert gehen konnte und wie willfährig sich die irdische Macht zu ihrem Werkzeug hergab,

davon gab es in des Dichters unmittelbarer Nähe ein sprechendes Beispiel. Dort lebte als Zellennachbar desselben Schubart ein Herr von Scheidlein aus Augsburg, welchen seine Brüder wegen leichtsinnigen Lebenswandels der Geißel Gottes, dem Herzog von Württemberg, ausgeliefert hatten: die vollen einundzwanzig Jahre seit Schillers Geburt brachte er auf dem Hohenasperg zu, bis auch ihm in dem Dichter der Räuber ein Rächer erstand. Genug von Einzelheiten, wo man ihrer nicht bedarf! Das Jahrhundert der Aufklärung hatte auch den Materialismus und den Egoismus großgezogen, welcher sich in solchen Thaten, leider zu selten, an den öffentlichen Pranger stellte. Fühllose Kälte auf der einen Seite, überspannte Hitze auf der andern: die Gegensätze des Rationalismus und der Empfindsamkeit stehen sich in Franz und Karl Moor am feindseligsten gegenüber und haben in ihnen ihren stärksten Ausdruck gefunden. Die französische Revolution hat später diesem Kampf der heißen und kalten Leidenschaften freien Spielraum gegeben, von welchen die ersteren ihr Wesen am offenen Licht des Tages trieben, sich selbst in ihrer Maßlosigkeit verzehrten oder an der bestehenden Ordnung scheiterten; während die kalten Leidenschaften unter der Decke wühlten und das Werk der Zerstörung mit weit sichererm Erfolge betrieben. Nicht bloß innerhalb der Familie, auch innerhalb des Staates trafen sie auf einander: Franz Moor ist nicht bloß der feindliche Bruder, er ist auch der kalte Despot, welcher Herr sein will, um seine Unterthanen mit Skorpionen zu züchtigen; und Karl Moor ist der Freund der Schwachen und Hülflosen gegenüber ihren vornehmen Peinigern. Es ist eine Welt maßloser Leidenschaften, in welche uns der Dichter der Räuber wie der des König Lear führt: „Die Gesetze der Welt sind Würfelspiel worden, das Band der Natur ist entzwei, die alte Zwietracht ist los!" Als im Jahre 1795 der Nationalkonvent dem Dichter der Räuber das französische Bürgerrecht erteilte, bezeichnete ihn eine deutsche Zeitung immer noch als versteckten Jakobiner und wollte in dem Stücke den Zündstoff zur französischen Revolution finden. Damals waren die heißen Leidenschaften der Sansculottes mit den kalten der besitzenden Klassen bereits in dem Weltdrama an einander geraten, welches man die französische Revolution nennt. Nicht mehr Karl und Franz Moor, auch nicht Schiller und Herzog Karl waren die Helden dieses Stückes und nicht mehr die böhmischen Wälder oder Stuttgart der Schauplatz: sondern in ganz

Europa tobte nun der Kampf. Die Räuber des jungen Schiller, welcher sich damals nicht einmal um den nordamerikanischen Freiheitskrieg, geschweige denn um das gewitterschwüle Frankreich bekümmerte, waren nur ein Symptom und eine Vorahnung; eine Wirkung im Kleinen vor der großen Katastrophe. Wer sie für die Welt verantwortlich machen will, aus welcher sie notwendig entstanden sind, der mag mit jenem Fürsten sagen: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriff die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen". Hätte Schiller sie anders gefunden, er hätte sie auch anders geschildert. Daß er es gewagt hat, sie zu schildern wie sie war, darin liegt die sociale Revolution, welche die Räuber bedeuten.

Aber sie stellen uns auch eine ästhetische Revolution dar. Eine Anekdote wie die Schubartische zu dramatisieren, hätte wenige Jahrzehnte früher niemand gewagt. Ein Sohn, der seinem Vater nach dem Leben strebt und seinen Bruder zu Grunde richtet: das wäre nicht bloß für Ein sondern sogar für zwei Trauerspiele zu viel gewesen. Von der Unmöglichkeit ganz zu schweigen, den Räuber, welchen Schiller aus seinem Karl gemacht hat, als Helden vorzuführen. „Denn es erzeugt nicht gleich ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer, erst eine Reihe Böser oder Guter bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude der Welt hervor" — so gebiert auch nicht ein Zeitalter mit einem Mal einen Räuber Moor. Erst seitdem man die Leidenschaft als erstes Erfordernis eines tragischen Helden betrachtete und den Shakespearischen Othello für dichterisch vollkommener erklärte als den göttlichen Grandison, konnte es einem Dichter einfallen, eine Erzählung zu dramatisieren, welche zum Belege nationaler Leidenschaften vorgetragen worden war.

Der Kreis der Empfindungen, in welchem sich das von Gottsched in Deutschland begründete französierende Theater bewegt, ist bekanntlich sehr eng gezogen und auf Liebe und Ehrgeiz, la noble et la belle passion, beschränkt. Er wurde erst erweitert, als Lessing, der Ausleger des Aristoteles, die tragischen Empfindungen von Mitleid und Furcht wieder in ihre Rechte setzte, nach dem Muster der Engländer das sogenannte bürgerliche Trauerspiel begründete und es unternahm, antike Charaktere und Leidenschaften, wie die einer Medea oder eines Virginius, in modernes Kostüm zu kleiden. Seine zahlreichen Nachfolger suchten ihn

bei geringerem Talent noch zu überbieten: sie ließen innerhalb der Familie die Leidenschaften noch heftiger auf einander platzen, und lange bevor Schillers Räuber entstanden, war der bewußte oder unbewußte, der beabsichtigte oder unbeabsichtigte Vatermord ein beliebtes Motiv. In antikem oder modernem Kostüm, bald an den Shakespearischen Hamlet bald an die antike Sage von Oedipus oder Aegisth anknüpfend, begegnen uns von Brawes Brutus bis hinauf zu den Fragmenten des Goethischen Elpenor vermummte, oft auch bloß vermeintliche Vatermörder. In der Zeit des Sturmes und Dranges war man an das Gewaltsame und Grausige des rohen Thema schon so sehr gewöhnt, daß man auf stärkere Reizmittel bei der Ausführung bedacht sein mußte. Jetzt dramatisierte Lenz in dem Familiengemälde „Die beiden Alten" eine Zeitungsanekdote: der Sohn hat seinen Vater lebendig in dem Keller begraben; er giebt seinem Helfershelfer endlich den Auftrag ihn zu töten, welchen aber, gerührt durch den Anblick des Greises, die Kraft verläßt ihn zu vollziehen; der Alte folgt dem Enteilenden, welchem wie Franz Moor der Dolch entsinkt, und erscheint wie ein Geist unter den entsetzten Verwandten. Auch hier wird dem reuigen Sohne wie dem bösen Wilhelm in Schubarts Erzählung verziehen, und nach der schwächlichen Empfindsamkeit der gebildeten Klassen jener Zeit nimmt auch ihn der Vater wieder zu Gnaden auf. Das unterirdische Gefängnis, den lebendig Begrabenen, den gerührten Helfershelfer finden wir in Schillers Räubern wieder. Noch viel schauriger und auch in der Schilderung seines eklen Aufenthaltes an den alten Moor gemahnend steigt in Schubarts Bänkelsängerromanze „Fluch des Vatermörders" der Alte, welcher seit 15 Jahren in einem Turm in Ketten lag, gerade während der Hochzeit seines verbrecherischen Sohnes, eines Edelmannes aus Baierland, ans Licht empor: obwohl der Alte Gerechtigkeit nicht in Anspruch nehmen darf, denn er hat es seinem Vater ebenso gemacht, muß der Edelmann dennoch mit dem Tode büßen. Diese Romanze ist freilich erst zwei Jahre nach den Räubern erschienen: möglicherweise aber liegt, wie W. Schlegel vermutete, eine Volkssage zu Grunde, welche auch Langbein behandelt hat. Jedesfalls hat Schiller das Motiv des Hungerturmes, welches dem Verehrer des Gerstenbergischen Ugolino willkommen war, bereits bei Lenz oder Schubart vorbereitet gefunden.

Vollständig ausgebildet fand Schiller aber auch das Motiv des

Brudermordes in der dramatischen Literatur der Zeit vor. Das Thema der feindlichen Brüder ist der älteste tragische Konflikt, mit welchem sich Sage und Dichtung beschäftigt haben: es stammt aus der Bibel, und nicht der geringste Teil der elementaren Wirkung, welche dasselbe so oft ausgeübt hat, beruht darauf, daß dieser Eindruck zu den ältesten und ursprünglichsten unserer Kindheit gehört. Unsere erste Liebe und unser erster Haß gilt dem Bruder; unser erster Rival ist unser Bruder. Der erste Tod, von welchem die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes erzählt, ist ein Brudermord. Wer uns an Kain und Abel erinnert, der greift uns in die innerste Brust und bannt Gestalten vor unsere Seele, mit welchen wir aufgewachsen zu sein glauben. Erst aus der biblischen Dichtung ist denn auch das Motiv, trotzdem es dem klassischen Drama der Franzosen und der deutschen Alexandrinertragödie nicht ganz fehlt, in das deutsche Drama gekommen. Während das Drama des 16. Jahrhunderts den Stoff auffallend wenig behandelt, beginnen im 17. Jahrhundert die geistlichen Opern und Trauerspiele, welche Kain den Brudermörder oder Abels Tod darstellen und durch Geßner, Meta Klopstock, Hudemann, Patzke bis in die siebziger Jahre fortgeführt werden. Klopstock selber arbeitete in seinem „Tod Adams" die Episodenfigur Kains kräftig heraus, welcher seinem Vater ähnlich wie Franz dem alten Moor flucht. Auch in Schwans Schreibtafel fand Schiller den erschlagenen Abel durch den Maler Müller behandelt: auch hier flucht der fliehende Kain seinen Eltern, welche durch ihre Bevorzugung Abels und durch seine Zurücksetzung allein den Brudermord veranlaßt hätten. Den Anschluß an diese biblischen Dichtungen verraten die Brudermorddramen des Sturmes und Dranges auf Schritt und Tritt: sei es daß sie das biblische Motiv der Erstgeburt, sei es daß sie die erschütternden, an Kraft und Wirkung nicht zu erreichenden Bibelstellen einflechten, welche das Brandmal auf Kains Stirn drücken; sei es endlich bloß durch die Aufnahme biblischer Wendungen in die Diktion, welcher durch die biblischen Dramen Klopstocks vorgearbeitet war und die sich bekanntlich noch in den Räubern findet.

Aber auch in der antiken Sage spielt der Bruderhaß eine bedeutende Rolle. Weniger Eteokles und Polynikes traten hier vorerst in den Gesichtskreis des Dichters der Räuber, als der unauslöschliche Haß der Pelopiden Atreus und Thyest. Diese greuelvolle Sage von Blutschande, Vater=

mord, Brudermord und Kindermord war nach Hygin und Seneca von Franzosen und noch mehr von Engländern wiederholt bearbeitet worden: das erste Trauerspiel in fünffüßigen Jamben, welches in Deutschland zur Aufführung kam, behandelte „Atreus und Thyest" nach Seneca; aber sein Verfasser, Ch. F. Weiße, schiebt die feindlichen Brüder in den Hintergrund und hält sich mehr an das Thema des vermeinten Vatermordes. Auch Lessing, antiken und nordischen Berichten folgend, beschäftigte sich mit dem Thema des Brudermordes, welches namentlich in der von der französischen weniger diktatorisch beeinflußten englischen Dichtung gepflegt wurde. Hier bot schon die Feindschaft zwischen dem Sohn und dem Bastard Glosters im König Lear einen Ausgangspunkt. Auch im Romane nützte Fieldings „Tom Jones" die kontrastierenden Charaktere der Brüder aus, und das bürgerliche Trauerspiel blieb nicht zurück. In Cumberlands „Die Brüder" hat der ältere von den zwei Brüdern Belfield den jüngeren aus Sophiens Herzen durch niederträchtige Kunstgriffe gerissen, indem er ein Mündel (Lucie) anstiftet, ein erlogenes Heiratsversprechen geltend zu machen. Der von Sophien zurückgewiesene Liebhaber geht in Verzweiflung davon, um mit einem Kaperschiff auf offner See zu kreuzen: sein älterer Bruder giebt ihn für tot aus, wird seiner in Portugal zurückgebliebenen Geliebten treulos und sucht Sophie ihres Vermögens wegen zu erringen. Am Beginn des Stückes kehrt der jüngere Bruder, nur von einem alten Pächter wiedererkannt, zurück und die Verwirrung löst sich, indem auch hier (wie bei Schubart, Lenz und in den Räubern) der Helfershelfer des Betruges, jenes Mündel Lucie, dem Missethäter versagt und ein reuiges Bekenntnis ablegt. Ein gutes Ende wird um so leichter möglich, als der ältere Bruder, ein ziemlich energieloser Bösewicht, seit dem Beginn des Stückes von Gewissensbissen gequält wurde und sich damit selber den Rückzug zur Tugend gebahnt hat.

Hier begegnet uns auf unserem Wege zum ersten Male die Motivierung, daß die beiden Brüder sich aus verschiedenen Antrieben um dasselbe Mädchen bewerben. Verhältnisse zu dreien, die Frau zwischen zwei rivalisierenden Männern war im Zeitalter Richardsons, der Nouvelle Heloïse und des Werther eine im Leben wie in der Dichtung gleich beliebte Situation. Schon in der „Schwedischen Gräfin" des unschuldigen Gellert vergiftet ein Freund den andern, um die Braut zu ge=

winnen: wie viel effektvoller erst, wenn die Rivalen Brüder waren! In Deutschland selber hat, zehn Jahre später als Cumberland, Ch. F. Weiße das Verhältnis zu dreien mit dem Konflikt der feindlichen Brüder verbunden, in seinem bürgerlichen Trauerspiel „Sophie oder die Brüder" (um 1770). Sophie liebt den jüngeren Sohn ihres Stiefvaters Lord Alston: dieser aber hat sie, um das Vermögen seiner Familie zu retten, seinem älteren Sohn, dem Majoratsherrn Karl, bestimmt. Die Intrigue kommt durch einen unterschlagenen Brief und einen schurkischen Bedienten schlecht und recht zu stande. Die Liebenden beschließen zu fliehen: aber Karl sucht ihre Flucht zu vereiteln, indem er Sophie mit Gewalt vor den Traualtar und durch Opium betäubt in das Brautbett zwingt. Als Ferdinand sie ihm wieder entreißen will, dringt Karl mit dem Schwert auf ihn ein: Sophie wirft sich zwischen die feindlichen Brüder und wird durchbohrt. Karl giebt nun noch Ferdinand für Sophiens Mörder aus: dieser beweist seine Unschuld, indem er sich ersticht. Der Vater aber, welcher von der Liebe seines jüngeren Sohnes zu Sophie nichts geahnt hat, vollzieht das Racheamt an dem Bösewicht.

In der Sturm- und Drangperiode gehört das Motiv des Brudermordes fast zu dem unentbehrlichen Bestand eines guten Drama. Näher oder entfernter gestreift, tiefer oder oberflächlicher behandelt, finden wir es allenthalben wieder. Goethe in seiner Klaudine von Villa Bella zeichnet in dem unwiderstehlichen Virtuosen Crugantino und in dem sorgfältigen aber nüchternen Don Pedro nach seiner Weise zwei verschiedene Seiten seiner eigenen Person. Anderen dient der Kontrast zwischen dem Genie und dem Alltagsmenschen bloß als ein Mittel, um die Charakteristik zu heben: Gemmingen in seinem berühmten „Deutschen Hausvater" und Sprickmann im „Schmuck" führen solche typische Kontraste vor; Klinger in seinem „Derwisch" stellt Schwester und Bruder auf ähnliche Weise gegenüber; und zuletzt platzen sogar in den beliebten Kinderscenen der Dramen aus dem Zeitalter Rousseaus die entgegengesetzten Anlagen und Neigungen der Knaben auf einander. Damals verlegte Lessing die Handlung seiner „Emilia Galotti" aus dem alten Rom in das moderne Italien; und wie so viele andere, so folgten ihm hierin auch die Dichter der Brudermorddramen nach, welche von jetzt ab nicht mehr in der patriarchalischen Zeit oder in England, sondern in Italien spielen. Leisewitz fand, wie wir wissen, den Stoff in der Ge-

schichte der Medicäer wieder. Klinger verlegt seine „Zwillinge“ erst in der zweiten Bearbeitung von dem Tiber an den Arno. T. Berger, der Verfasser der „Galora von Venedig“, welche genau nach dem Muster der Emilia Galotti und des Julius von Tarent gedichtet ist, läßt seinen Helden am Eingang des Stückes die bedeutungsvollen und am Schlusse wiederholten Worte sagen: „Jedes Blatt in der Geschichte ist mit einem Brudermord gestempelt“. Er verbindet das Thema der Mesalliance mit dem des Brudermordes: der Kardinal tritt seinem jüngeren Bruder Garsias nur deshalb in den Weg, weil er seine Ehe mit einer bloßen Edeln nicht zugeben will; und auch hier findet der feindliche Bruder ein Werkzeug an einem Geistlichen, welcher wie Franz Moor die Briefe auffängt. Unter allen Dichtern aber, welche sich an diesem Konflikte versucht haben, ist keiner so oft auf ihn zurückgekommen als Klinger. Während wir bei Lenz nur Spuren der Beschäftigung mit demselben in seinem Nachlasse finden, kann sich Klinger an ihm kaum ersättigen. Schon in seinem Erstlingsstück, dem Ritterdrama „Otto“, wird das Motiv nicht weniger als dreimal dargestellt oder wenigstens berührt, und es erscheint auch einmal durch die Liebe zu demselben Mädchen begründet. Der kühne und hochstrebende Karl, welcher auf den heuchlerischen und feigen Konrad herabsieht und, obwohl verstoßen, dem Herzen des alten Herzogs näher steht, dessen Rächer er zuletzt wird; und wiederum der intriguante Schleicher Konrad, welcher hinter all dem Schwätzen von Größe des Geistes, Edelmut und Großmut bei seinem Bruder nur verstocktes Heidentum finden will, welcher ihm Verachtung des Geistlichen und des eigenen Bruders vorwirft und nach Konrads Verstoßung frohlockt, daß der Dünkel mit ihm gefallen ist — man glaubt die Charakteristik Karl Moors aus Franzens Munde zu hören. Und wie Amalia für den Verstorbenen bei dem alten Moor Partei ergreift, so ist in Klingers Ritterstück Gisela die Fürsprecherin bei dem alten Herzog, den sie wie Amalia durch ihr Saitenspiel erquickt. Nicht bloß in den „Zwillingen“ sondern auch im „Stilpo“ finden wir diese kontrastierten Brudertypen wieder; und wie Klinger überhaupt aus einem Vorläufer Schillers sein erster Nachfolger geworden ist, so ist er in seinem Lustspiel „Die falschen Spieler“ der Spur der Räuber gefolgt: wir finden hier mit vertauschten Namen die Brüder Franz und Karl wieder, ja selbst die plumpe Intrigue mit den unterschlagenen und

gefälschten Briefen hat Klinger nicht verschmäht. So hatte sich das Motiv des Brudermordes bereits die deutschen Bühnen erobert, als Schiller seine Räuber schrieb; direkten Einfluß hat nur Klinger auf ihn ausgeübt und Leisewitz, in dessen Spuren wir ihn gelegentlich des Kosmus von Medicis haben wandeln sehen. Die „Zwillinge" von Klinger und Leisewitz' „Julius von Tarent" suchen die feindlichen Brüder aus dem Gegensatz ihrer Naturen, welche von Jugend auf immer weiter aus einander gehen und endlich in instinktivem Haß entbrennen, zu motivieren: schon in den biblischen Dichtungen steht ja der mildere und sanftere Abel dem kühneren und trotzigeren Kain gegenüber. Beide Dramatiker lassen die Brüder in Liebe und Ehrgeiz als Rivalen auf einander treffen .... In allem übrigen wandeln sie getrennte Bahnen.

Leisewitz nimmt den angefeindeten, getöteten Bruder zum Helden, den passiven, weichen und empfindungsvollen Julius. Aber er sucht sich über die feindlichen Parteien zu stellen, indem er ihn zum Mitschuldigen macht: Julius weigert sich auf die Hand der Geliebten zu verzichten und reizt seinen jüngeren Bruder nur noch mehr, indem er die Braut aus dem Kloster entführt. Der Dichter hat wenigstens das Bestreben, objektiv zu sein; und er sucht auch Leidenschaft gegen Leidenschaft zu setzen, indem er Guidos Ehrgeiz gegen die Liebe des Julius aufbietet. Auch in Bezug auf die dargestellten Empfindungen und in der Ökonomie ist sein Stück maßvoll. Es hält die Mitte zwischen dem Drama Lessings und den Stücken des Sturmes und Dranges. Auch der Julius von Tarent enthält mehr tragischen Witz als echte Leidenschaft: die Empfindungen nehmen den Weg noch mittelbar durch den Verstand nnd kommen selten ungekünstelt und ohne Klügelei zum Ausdruck. Aber der Julius von Tarent ist wärmer als die Emilia Galotti. Er verrät nicht bloß den Einfluß der Lyrik Klopstocks und des Göttinger Haines: er enthält auch bereits lange Tiraden mit Rousseauscher Tendenz und polemisiert heftig gegen den Zwang der Regeln und der Ordensgelübde. An diese Kraftreden, in denen der weiche Julius von seinem heftigeren Bruder Guido sich kaum mehr unterscheidet, schließen sich die Bravaden des Karl Moor unmittelbar an.

Klinger dagegen macht den anfeindenden Bruder, den Mörder zum Helden. Und er nimmt so sehr für ihn Partei, daß wir den älteren Bruder überhaupt nur im Spiegel seiner Leidenschaft erblicken: neben

seinem Helden Guelfo verschwindet dem Dichter alles andere, und der Charakter seines Bruders Ferdinando ist nur aus skizzenhaften Umrissen zu erkennen. Sein Drama ist, bei aller Mäßigung in der Ökonomie, welche sich Klinger vielleicht nur mit Rücksicht auf den Wortlaut der Hamburger Preisausschreibung auferlegt hat, ein echtes Sturm- und Drangstück und ein Charakterdrama. Maßlose Empfindungen in Liebe und in Haß; rasch wechselnde Stimmungen; siedeheiße und wiederum (wenn Guelfo der Frage nach der Erstgeburt nachspürt) kalt klügelnde und rechnende Leidenschaften erfüllen das Stück, in welchem der Zuschauer immer nur mit den von der Leidenschaft getrübten Augen des Helden um sich sieht.

Jeder von beiden zeigt uns also das Stück von einer anderen, aber auch Leisewitz trotz guten Intentionen nur von Einer Seite. Erst Schiller kann, was Leisewitz nur will: er setzt Leidenschaft gegen Leidenschaft, „Riesen gegen Riesen." Erst ihm ist die großartige Kontrastierung der beiden Brüder ganz gelungen, welche sein erstes dichterisches Meisterstück war. Er hat von seinen Vorgängern viel gelernt und manchmal von ihnen sogar die Farben entlehnt: aber ihre Mischung ist sein Eigentum, und er erst hat den Pinsel kräftig zu führen verstanden. Sein Karl Moor ist nicht Julius und er ist nicht Guido, er hat Züge von beiden und ist dennoch ein anderer; und in den Klingerischen Guelfo müssen sich umgekehrt wiederum Karl und Franz Moor teilen.

Schiller nimmt wie Leisewitz und Schubart den unterdrückten Bruder zum Helden: zu dem, den die Welt ausstößt, hat auch er durch eine „unerklärliche Sympathie" das nähere und innigere Verhältnis. Aber für die weichere Stimmung und die zärtlicheren Töne des Julius von Tarent findet er nur selten Raum: etwa wenn Karl Moor der väterlichen Fluren gedenkt und von dem teuren Vaterhaus Abschied nimmt oder in den Scenen mit Amalia, in welchen er sich wie Julius von der Fortdauer ihrer unvertilgbaren Liebe überzeugt. Näher steht ihm schon der Rousseausche Freiheitsdrang im Julius von Tarent: „Muß denn", so ruft auch dieser aus, „das ganze menschliche Geschlecht durchaus in Staaten eingesperrt werden, wo jeder ein Knecht des andern, keiner frei ist; die Gesellschaft vergiftet die Menschheit, der Staat tötet die Freiheit". Mit demselben Ungestüm, mit welchem Karl Moor den treuen Schweizer an der Brust faßt, ruft auch Julius seinem

Freund Aspermonte entgegen, der sich seiner Flucht zu widersetzen wagt: „Unmensch, du willst mich verlassen!"; nur um ihn sogleich zärtlicher wieder an den Busen zu drücken. Aber Julius ist ohne Ehrgeiz und ohne Thatendrang; die Liebe füllt ihn ganz aus. Von dieser Seite ist sein Bruder Guido der Vorläufer des Karl Moor: wie Franz die Kindheit Karls, so schildert uns im „Julius von Tarent" der alte Fürst den gefährlichen Ehrgeiz seines jüngeren Sohnes, der schon als Knabe im Spiel immer König sein wollte und dem Vater den besorgten Ausruf erpreßte: „Hilf Himmel, wenn die Leidenschaften des Knaben erst aufwachen!" Sie sind nun aufgewacht; und ein unersättlicher Durst nach Ruhm und Größe, ein nicht zu bändigender Drang nach Thaten und Lorbeern erfüllt Guido wie Karl Moor. Er verachtet die Ruhe und jede friedliche Thätigkeit: „Wer ein Held sein kann, wird kein Geschichtskundiger". Ihm schweben die großen Helden des Altertums beständig vor Augen. Er stampft mit dem Fuße, daß Schlachten ohne ihn gewonnen werden, und giebt seinem leidenschaftlichen Unwillen oft denselben drastischen und karikierenden Ausdruck wie der auf das tintenklecksende Säculum fluchende Karl Moor. Bei diesem Punkte, dem wilden Drang nach Größe, der ungezügelten Kraft ohne Richtung und Ziel, setzt nun auch Klingers Guelfo ein, mit welchem Schillers Karl das Mark des Löwen teilt. Klinger führt uns seinen Helden, bereits vom Wein und von der Lektüre Plutarchs erhitzt, in solcher Erregung vor, daß eine Steigerung kaum mehr möglich scheint: so beginnt auch Karl Moor, dessen Dichter doch noch weiser mit seinen stärkeren Kräften schaltet, an dem Tisch der Weinstube mit einem kräftigen Pfui auf das elende Kastratenjahrhundert, über welches hinweg auch er nach den großen Helden der Vergangenheit blickt.

Aus dem liederlichen Studenten Schubarts wird auf diese Weise in Karl Moor ein echtes Genie der Sturm- und Drangzeit. An den Helden des Altertums hat er nach Anleitung Rousseaus seinen Enthusiasmus entzündet, seinen feurigen, für jede Größe und Schönheit empfindlichen Geist genährt. Wie für Rousseau und die Zöglinge der Militärakademie ist Plutarch auch für Karl Moor der Lieblingsautor, „sein Plutarch" schlechtweg. Wie alle die Jünger Rousseaus und Herders, auch der Schwabe Schubart, sieht er in Brutus, Cäsar und Hermann Männer einer besseren, kraftvolleren Zeit gegenüber der ohnmäch-

tigen Gegenwart. In dieser ist die Natur durch falsche Konvenienzen beirrt, die freie Entwicklung des Individuums durch Gesetze gehemmt. Er schwärmt für Republiken nach dem Muster von Sparta und Rom. Er hält mit Rousseau den Menschen zum Handeln geboren und schimpft trotz Rousseau und dem Leisewitzischen Guido auf seine Zeitgenossen, welche die Helden des Altertums mit Kommentationen schinden und mit Trauerspielen verhunzen. „Falsche Begriffe" von Thätigkeit und Einfluß, wie sich der Vorredner der Räuber mit dem Kunstwort der Aufklärung ausdrückt, lassen ihn auf die spekulative Richtung seines denkenden und dichtenden Zeitalters nur mit Verachtung herabsehen. Er spottet über die Ärzte, die Almanachschreiber, die Recensenten, welche bei dem Sturm und Drang in übler Geltung standen, und er verhöhnt die Obrigkeit der Musterstadt Leipzig. Seine überschäumende Kraft verlangt eine Richtung und ein Ziel: aber er findet sie nicht innerhalb der bestehenden Gesellschaft. Wenn er kein Brutus werden kann, lieber als ein bloßer Alltagsmensch will er ein Catilina werden. „Gleich fähig zum Engel wie zum Teufel" nennt sich Schubart und Schillers Ferdinand. Brutus oder Catilina! aut Caesar aut nihil! — ist die Losung aller folgenden Helden Schillers.

Dieser hochstrebende Geist leidet Unterdrückung. Er naht sich, wie der liederliche Student Schubarts, nach tollen Jugendstreichen reuig seinem Vater und wird zurückgewiesen. Was wird er thun? Er, der die Geschichte des bußfertigen Tobias neben den Erzählungen von antiker Heldengröße von Kindheit auf überhört hat, kann nicht wie Schubarts Held den verlorenen Sohn spielen und sich bei dem Pächter als Knecht verdingen. Er wird seinem Thatendrang genügen und sich selbst Hülfe schaffen; er wird das Gesetz unter seine Füße rollen und sich an der Menschheit rächen, die ihn von sich gestoßen hat.

Den Selbsthelfer in rauher anarchischer Zeit, welcher mit seinem Willen an die Stelle des Gesetzes tritt, hatte in derselben Zeit der Dichter des Götz von Berlichingen geschildert. Mit dem biederen Ritter des 16. Jahrhunderts, welcher den Nürnberger Kaufleuten als ein Raubritter erscheint, hat Schillers Karl Moor mehr als einen Zug gemein. Beide nehmen sich der Schwachen gegenüber den Starken, der Unterdrückten gegenüber den Unterdrückern an. Wie Götz als ein treuer Freund seiner Freunde sich mit ganzer Kraft für seinen Knappen einlegt, so

schlägt auch Karl Moor seinen Roller durch. Wie der Dichter des Götz uns seinen Helden in der Belagerungsscene auf Jaxthausen in der größten Not mutig und ungebeugt vor Augen stellt, so Schiller seinen Karl Moor in der Umzingelungsscene der Räuber, welche mit denselben Farben geschildert wird. In beiden Fällen ist es ein Kampf der Kraft gegen die Ohnmacht, des Rechtes gegen die feile irdische Gerechtigkeit. Wie Götz den Herold, so fertigt Karl Moor den Pater ab, welcher Ergebung verlangt. Wie Götz sich später den Gerichtsherrn zu Heilbronn allein zum Verhör stellt: in derselben Situation tritt Schillers Karl Moor, nur weniger schlicht und einsilbig, mehr ruhmrednerisch und prunkend hervor, um dem lächerlichen Abgesandten der hohen Obrigkeit Rede zu stehen. Den Haß gegen die rechtsverdrehenden Advokaten und gegen die Pfaffen, gegen die Federfuchser aller Art haben beide Helden gemein. Aber Schiller, von vaterländischen Erfahrungen gestachelt, geht den socialen Schäden weit schärfer zu Leibe: die Günstlinge, welche sich durch den Fall ihrer Nachbarn und die Thränen der Waisen emporarbeiten; die Verkäufer von Ämtern und Ehrenstellen; die kuppelnden Minister und die Fürsten, welche der Unschuld nachstellen; der falsche Pietismus und die Bigotterie des Muckertums, welches unter dem scheinheilig gewordenen Herzog von Württemberg die altschwäbische Frömmigkeit untergrub — alle diese Schäden, welche der Dolch des bürgerlichen Trauerspiels nur zum Teile gestreift hatte, sind seinen Räubern zur guten Beute freigegeben. Götz und Karl Moor maßen sich an, das Racheschwert eines oberen Tribunals zu führen; und indem sie Unrecht mit Unrecht vergelten, wähnen sie einer höheren Gerechtigkeit zu dienen. Wie aber Götz durch seine Teilnahme am Bauernkrieg, indem er das Beste des Ganzen zu befördern meint, nur der Anstifter unsäglicher Greuel wird, so sieht sich auch Karl Moor zuletzt an den Rand einer entsetzlichen Kluft geführt und schaudert über den thörichten Wahn, welcher die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu erhalten meint.

Die ganze Energie seines Talentes hat Schiller zusammengenommen, um diesen ehrwürdigen Missethäter, diesen erhabenen Verbrecher, diesen majestätischen Sünder zu zeichnen. Nicht bloß Amalia oder die ihm blind ergebenen Räuber, auch der Held selbst redet von sich als von dem „großen“ Räuber; er ist erfüllt und durchdrungen von dem Gedanken der eigenen Größe und tritt feierlich und majestätisch, immer mit großen

Schritten, unter seine Bande. Schiller konnte nicht anders, er mußte seinen Karl Moor auf der Höhe eines Plutarchischen Helden halten; und er läßt ihn wie einen Hannibal seine Heldenthaten an den eroberten Ringen herzählen. Er durfte es in einer Zeit, welche die Kraft in den Charakteren über alles schätzte und sich in der sentimentalsten Auffassung der Verbrecher gefiel. Nicht bloß die Original- und Kraftgenies, auch biedere theologische Pastoren stritten im Schwäbischen Magazin von Haug über die Frage, ob Cromwell ein ehrlicher Mann oder ein Betrüger gewesen sei; ob Alexander der Große ein Menschenmörder und Straßenräuber von der Art des Cartouche und seine Eroberungszüge bloße Raubzüge gewesen seien, oder ob man ihn für eine große Seele zu halten habe, welche immer auch großen Schwachheiten leichter zugänglich sei. Nicht bloß der schwäbische Dichter Gemmingen nennt Hannibal und Cartouche in einem Atem, sondern auch Schillers Lehrer Abel wies seine Zuhörer gern auf den württembergischen Raubgesellen Friedrich Schwan als auf eine irregeleitete erhabene Kraft hin und stellte ihm in seiner „Sammlung" dieselbe Alternative „Brutus oder Catilina", wie Schiller in der Vorrede zu den Räubern seinem Karl Moor. Der Schüler Abels lernte, daß das Laster kühne Geister an sich lockt allein durch die Größe die ihm eigen ist, durch die Kraft die es erfordert, durch die Gefahren welche es begleiten. Er sah gerade hierin eines der merkwürdigsten psychologischen Probleme und zeichnete seinen erhabenen Verbrecher so kräftig zugleich und so sentimental, wie es sein Jahrhundert verlangte. Schillers Karl Moor ist nicht bloß der Vertreter der höheren Gerechtigkeit auf Erden, er ist auch ein Vertreter der Humanität. Er verschmäht den Raub; er verwendet das Dritteil seiner Beute auf Waisenkinder; er läßt arme Jungen von Hoffnung studieren. Und wie in den gleichzeitigen Sturm- und Drangdramen sentimentale Episoden nirgends fehlen; wie etwa bei H. L. Wagner der rohe Kutscher Walz in der „Reue nach der That" einen Stallknecht aus dem Dienste jagt, weil er ein Kind überritten, oder der Fleischer Humbrecht in der „Kindsmörderin" sich an einem Polizisten vergreift, weil er ein Kind totgeprügelt hat: so weist auch der Räuber Moor den gemeinen Schufterle aus der Bande, welche er durch mutwilligen Kindesmord entehrt hat. So hebt der Dichter seinen Helden auf der einen Seite wieder empor, welchen er auf der andern Seite bis zum Räuber sinken läßt.

Denn Schillers Selbsthelfer ist ein Räuber! Mit unerhörter Kühnheit hat Schiller diesen Zug erdacht und sofort „zur Parole" des Stückes gemacht. Auch Goethes Götz wird von dem Augsburger Rat ein Räuber gescholten, und der Dichter hat ihn sein Handwerk der Selbsthülfe bis zu dem Punkt forttreiben lassen, wo sein getreuester Anhänger ausruft: „Götz, wir sind Räuber!" Aber wovor sich der Goethische Held mit Schauder abwendet, damit macht Schiller grausigen Ernst. Das Hinaustreten aus einer entarteten Gesellschaft, welches Rousseau bloß lehrte, wurde hier zur dichterischen That. Nicht wie Klopstock in die germanische Urzeit, nicht wie Goethe in das kraftvolle sechzehnte Jahrhundert versetzte Schiller seine Leser zurück: er führt seine Räuber einfach in die Wildnis der Wälder hinaus, um von da aus mit der verdorbenen Gesellschaft Krieg zu führen. Mitten in das Deutschland des 18. Jahrhunderts stellt er die Urzustände Rousseaus hinein; nicht wie Goethe in der Vergangenheit sondern in der unmittelbaren Gegenwart läßt er den Selbsthelfer erscheinen.

Wenn das Räubermotiv manches für unseren Geschmack zu Starke und Grelle, ja manches Widerwärtige in die Dichtung gebracht hat, so darf man nicht übersehen, daß Schiller unter ganz anderen Verhältnissen dichtete. Ein Galgen (schon der Name hat für uns etwas Apprehensives) gehörte in Württemberg damals zu den gewöhnlichsten Dingen: einer von Schillers frühesten Jugendeindrücken war eine solche Mausefalle, und in Stuttgart wurde man auf jedem Spaziergang an das dreibeinige Tier erinnert. Da stand die Galgenstiege, wo einst der Jud Süß im eisernen Käfig gehenkt worden war; dort ein Steinbild, welches ein mitleidiger Bürger zur Tröstung der armen Sünder auf dem letzten Wege hatte aufrichten lassen; eine der breitesten Straßen der Stadt, die Hauptstätterstraße, führte ihren Namen von der „Hauptstatt", auf welcher geköpft wurde, und an dem Schnappgalgen in der Nähe wurden die Namen der entwichenen Malefikanten öffentlich angeschlagen; auf der Gänshaide im sogenannten „Sünder" endlich stand der eigentliche Galgen, aus drei Steinpfeilern wie für die Ewigkeit erbaut. Wie im 17. Jahrhundert Landsknechte und entlassene Söldner marodierend durch Deutschland zogen, so machten im 18. Jahrhundert Räuberbanden und Diebe die Landstraßen des südlichen Deutschland unsicher, welche sich aus abgeschafften Schergen und Zolleinnehmern, aus entlassenen Beamten jeder Kategorie

aus Leuten die mit der Verzweiflung rangen, zusammensetzten. Die größte Verschärfung der Kriminalgesetze vermochte nichts gegen dieses Unwesen; und in dem Jahr, in welchem die Räuber erschienen, wurde eine Bande, angeblich von fast 1000 Mann, in Baiern unter Schloß und Riegel gebracht. Um die Opfer der irdischen Gerechtigkeit hatten Sage und Dichtung mit Pathos und Humor einen dichten Schleier gewoben, welcher das Gehässige ihrer Erscheinung den Blicken der empfindsamen Zeitgenossen entzog.

Wir Nachgeborene, die wir unter dem Banne der Schillerischen Dichtung und der durch sie hervorgerufenen Litteratur stehen, können uns einen Räuberhauptmann kaum mit anderen Zügen vorstellen als mit denen „Karls von Moor“. Aber die Räuberromantik ist uralt und war schon dem Altertum bekannt. Schon Dio Cassius berichtet von dem Räuber Bullas, genannt Felix, welcher unter Septimius Severus die Reisenden plünderte, aber großmütig nie bis auf die nackte Haut; welcher Künstler und Handwerker zu schätzen wußte und als Magistratsperson verkleidet einige gefangene Genossen befreite. Im achtzehnten Jahrhundert gab es bereits Räuber von europäischem Rufe: den Engländer Howards und besonders den französischen Banditen Cartouche, dessen Name und „feine Diebsstreich“ in französischen Dramen verherrlicht und auch in Schwaben sprichwörtlich waren; wie Schillers Roller hatte Cartouche auch auf der Folter seine Getreuen nicht verraten. In Deutschland selbst lasen die braven und ehrsamen Bewohner der sicheren Städte mit Neugier und mit geheimem Vergnügen die Geschichte des bairischen Hiesels, Mathias Klostermeyer, welcher im Jahre 1771 in dem kräftigen Alter von 36 Jahren dem Henker zum Opfer gefallen war. Aus einem Wilddieb war er ein Räuberhauptmann geworden und lieferte an der Spitze seiner 30 bis 40 Mann dem ausgeschickten Militär förmliche Treffen. Er gilt als kühner Stratege und hält gern feierliche Reden. Er ist furchtbar im Zorn und unersättlich in der Rache; aber selbstlos und großmütig bietet er den Schwachen seinen Schutz und Schirm, nimmt den Reichen und den Pfaffen die Beute ab, um sie heimlich den Armen zuzustecken, und rächt unschuldige Bauern an den Herren vom Augsburger Gericht. Sein Anhänger Andreas Meyer ist ihm mit derselben abgöttischen Liebe zugethan wie Schweizer seinem Hauptmann; einen gefangenen Kameraden zu befreien tobt der bairische Hiesel wie

der Räuber Moor, als es gilt seinen Roller durchzuschlagen. Durch einen entfernten Verwandten, einen Medizinalrat, läßt ihm der Kurfürst Straflosigkeit zusichern, falls er Gnade erbitten will: der Hiesel beruft die Genossen in den Wald nach Augsburg zusammen und teilt ihnen das Anerbieten der hohen Obrigkeit mit; aber ihr wilder Zuruf, daß er seine Kameraden nicht verlassen möge, bewegt ihn zu bleiben. Noch später jedoch wird er von Gewissensbissen und verzehrender Reue gequält, welche ihm bei seiner Bande den Vorwurf der Feigheit und Treulosigkeit eintragen. In solchen Erzählungen wetteiferten Druck und mündliche Tradition, den Mordbrenner zum Helden zu stempeln und mit dem großen Alexander zu vergleichen.

In die deutsche Dichtung ist die Räuberromantik zuerst im 17. Jahrhundert aus den sogenannten pikarischen Romanen der Spanier gedrungen, welche das abwechslungsreiche Leben eines Spitzbuben in auf- und absteigender Linie verfolgen. Die volkstümlichen Romane des 17. Jahrhunderts, selbst der berühmte Simplicissimus, stehen in Deutschland am Ausgangspunkt. Das Räuberleben, welches Simplicius mit seinem Freunde Olivier eine Zeit lang führt, hat Schiller gewiß mit Aufmerksamkeit gelesen: Olivier spottet über die Scheinheiligen und ihr eitles Treiben in der Kirche genau mit denselben Worten wie Schillers Karl Moor in seinen Eintrittstiraden. Aber auch in dem Don Quixote von Cervantes, welcher in Bodes Übersetzung eben damals ein viel gelesenes Buch wurde, fand Schiller das Bild eines „ehrwürdigen Räubers" romanhaft ausgemalt. Hier sieht der irrende Ritter, welcher mit seinem Begleiter Sancho Pansa auf Abenteuer auszieht, in der Nähe von Barcelona die Leiber von einigen Gehenkten in der Luft baumeln und bald darauf plündern vierzig Räuber sein Tier. Der Hauptmann Roque Guinart erscheint wie Karl Moor zu Pferde, vier Pistolen an der Seite: ein Mann von ungefähr 34 Jahren, von mehr als mittlerer Größe und kräftigem Körper, von ernstem Blick aus finsteren Brauen. Er herrscht unbedingt über seine Bande: keiner von den Unzufriedenen wagt einen offenen Widerspruch oder Ungehorsam, und einem Murrenden spaltet er mit einem Hieb den Kopf. Er verteilt die Beute gerecht und weise. Er ist großmütig gegen die Gefangenen, entläßt arme Pilger mit der bloßen Angst und nimmt auch den Reichen nur ein mäßiges Lösegeld zur Befriedigung seiner Bande ab. Er ist kein Dieb und macht gleichfalls eher den Eindruck

eines Alexander Magnus als eines Straßenräubers. Er ist von Natur aus eher sanft und mitleidig als hart: über dem grausamen Schicksal einer unglücklichen Geliebten, welche ihren Geliebten wegen vermeintlicher Treulosigkeit selbst getötet hat, gehen dem Räuber die Augen in Thränen über, die er sonst so wenig als Karl Moor vergießt. Wer Unrecht erlitten hat, sucht bei dem Räuber Roque Hülfe, wie Kosinsky bei Karl Moor. Wie dieser die Wiedervergeltung als sein Handwerk, die Rache als sein Gewerbe bezeichnet, so ist auch Roque nur Räuber aus Rachsucht und verbindet mit der eigenen die fremde Rache. Und er leidet auch wie Karl Moor: aber er hofft, daß Gott ihn noch werde einen Ausweg aus dem Labyrinth seines Elends finden lassen. Schillers Karl Moor selber verweist uns ferner auf das Vorbild des Räubers Robin Hood, welchen englische Balladen seit dem 12. Jahrhundert feierten, wenn er zu Kosinsky sagt: „Hat dir dein Hofmeister die Geschichte des Robin in die Hände gespielt, die deine kindische Phantasie erhitzte und dich mit der tollen Sucht zum großen Manne ansteckte?“ In den Balladen von Robin Hood ist der Sheriff, der Vertreter der hohen Obrigkeit, der beständige Gegner des Räubers, der ihm in Spaß und Ernst überall einen Possen zu spielen sucht; und in Shakespeares „Edlen von Verona“ schwört einer der Räuber bei der Glatze von Robin Hoods „dickwanstigem Mönch“. Die eine Ballade, in welcher Robin Hood seinen Liebling, den little John, mit Gefahr seines eigenen Lebens in Verkleidung befreit, wie Karl Moor seinen Roller in Kapuzinertracht besucht, war Schiller aus Percys Sammlung gewiß bekannt: auch Robin besteht einen heißen Kampf mit dem Guy of Warwick, welcher dem Sheriff versprochen hat, ihn tot oder lebendig zu liefern. Und nicht bloß in Roman und Erzählung, auch im Drama fand Schiller den Typus des Briganten bereits ausgebildet. Zwar das romanische Drama, welches denselben besonders bevorzugt, war ihm sicher unbekannt; aber in Shakespeares „Edlen von Verona“ nimmt Valentin, welcher durch seinen Jugendfreund Proteus bei der Geliebten ausgestochen worden ist, die Hauptmannschaft einer aus verbannten Edelleuten bestehenden Bande unter der Bedingung an, daß sie keinen Schimpf an schwachen Frauen und armen Reisenden üben. In den Dramen Möllers „Sophie“ und „Die Zigeuner“, von welchen das erstere auf dem Akademietheater gegeben wurde, finden wir den heldenhaften und großmütigen

Räuberhauptmann wieder. Und endlich ist ja auch in Goethes Klaudine von Villa Bella der eine der beiden feindlichen Brüder ein genialer Vagabund von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Auch Crugantino ist, wie dem Schillerischen Karl Moor, die bürgerliche Welt zu enge. „Wo habt ihr", so ruft er aus, „einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich. Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein, will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbweg was wert ist, lieber in die weite Welt gehen?" Auch diesem Goethischen Banditen wird das Leben unter seinen Vagabunden bald unerträglich; er findet kein Vergnügen mehr daran, „bei Pfaffen einzukehren" und dem Pfarrer ein Hirschkalb zu stehlen. Aber dem Pathos, mit welchem Schiller seinen Räuber ausstattet, steht die nachlässige Bonhommie, mit welcher ihn Goethe behandelt, schnurstracks entgegen, und man kann den Gegensatz beider Dichter ermessen, wenn man Crugantinos „Mit Mädeln sich vertragen, Mit Männern rumgeschlagen Und mehr Kredit als Geld, So kommt man durch die Welt" etwa mit Schillers Räuberlied vergleicht, dem wildesten Produkt des Sturmes und Dranges.

Schiller hat nicht bloß einen Räuber auf die Bühne gebracht sondern die ganze Bande: unbekümmert um das aufgeklärte und policierte Jahrhundert, welches die Möglichkeit derselben bestritt und durch die Verhältnisse im südlichen Deutschland einfach Lügen gestraft wurde. Den früheren Titel „Der verlorene Sohn" ließ Schiller fallen und machte nach dem Vorgang antiker Tragiker die Masse, den Chor zum Träger und Titelhelden des Stückes. Das war ein neues Wagnis. Lessing hat ein Lustspiel „Die Juden" geschrieben; aber es kommt bloß ein einziger Jude darin vor. In Goethes Götz treten Zigeuner auf; aber sie bilden eine bloße Episode, welche von Nachfolgern ausgenützt wurde. Wie diese stellen uns Schillers Räuber ein Naturvolk auf der Bühne vor: sie sind die Verwirklichung des Rousseauschen Naturideales; so gut wie die alten Deutschen in Klopstocks Hermannsschlacht, welche gleichfalls das Wasser aus dem Helme trinken. Sie sind weiter Helden: ihre Wagestücke werden wie die Thaten der antiken Helden Plutarchs erzählt; und sie selbst führen die rauhe Sprache der Spartaner in Lessings, gleichfalls aus Plutarch genährtem „Philotas" oder der alten Deutschen in Goethes Götz im Munde. Wunden sind

für sie Kleinigkeiten, und die Narben stehen ihnen schön. Sie sind die Vertreter der Kraft und der Einheit, der Treue und des Rechtes gegenüber der entnervten und kraftlosen, durch Untreue und Verrat zerrissenen, das Recht mit Füßen tretenden Gesellschaft: der in die Wälder ausgestoßene ist der wahre Mensch, und nur durch den Umsturz des Bestehenden kann dem natürlichen Rechte zum Sieg verholfen werden. Denn, wie das Motto aus Hippokrates sagt, sollte dem Jahrhundert hier ein Rezept verschrieben werden: Quæ medicamenta non sanant, ferrum sanat; quæ ferrum non sanat, ignis sanat. Sie sind ein entfesseltes Element; und das ganze Freiheitsgefühl, welches in der Seele unseres Dichters durch langen Druck sich angesammelt hatte, fand in ihnen einen elementaren Ausdruck. Schiller wußte, was er sagte, als er seinen Freunden die Losung gab: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß"; ein solches Buch, welches durch den Schinder zerrissen und verbrannt wurde, war Rousseaus Émile, dessen Verfasser es gewagt hatte, die Sorbonne zu verurteilen.

Aber das Räuberleben hat bei Schiller nicht bloß seine pathetische sondern auch seine humoristische Seite. Im Don Quixote fand Schiller dasselbe bereits lustig genug geschildert. „Hier waren sie am Morgen, dort aßen sie zu Mittag; einmal flohen sie, ohne zu wissen vor wem, dann wieder lauerten sie, ohne zu wissen auf wen. Sie schliefen stehend und unterbrachen der Sicherheit wegen oft den Schlaf, um den Ort zu wechseln. Immer haben sie Spione ausgesandt, Schildwachen aufgestellt und abgehört, die Büchsen fertig gehalten." Man findet diese Züge nicht bloß in dem wilden Räuberlied wieder, welches, an die burschikose Studentendichtung Bürgers und an das Volkslied vom bairischen Hiesel anklingend, dem Freiheitsdrang der Zeit und der Sehnsucht nach einem freien Naturleben den keckſten und regellosesten Ausdruck gegeben hat. Schiller hat das Thun und Treiben der Räuber auch in scenischen Vorgängen meisterhaft zu vergegenwärtigen verstanden, indem er als echter Jünger Shakespeares an der poetischen Vermischung des Komischen und des Tragischen, des Pathetischen und des Drastischen weiter keinen Anstoß nahm und auch vor Derbheiten und Geschmacklosigkeiten oft nicht zurückscheute, wo es ihm bloß auf kräftige und naturwahre Schilderung ankam. Von der humoristischen Seite war das freie Vagabundenleben ja gleichfalls in Goethes Klaudine geschildert; und für das joviale

Gaunertum fand er in dem Banditen Angelo bei Lessing einen Vorläufer, welcher in der „Galora von Venedig“ bereits in drei Exemplaren („lauter ehrlichen Kerls!“) vertreten war. Bei Lessing fand Schiller auch das erste Gaunerstückchen lustig erzählt; und es bedurfte nur einer geringen Aufmerksamkeit, so lieferten Dichtung und Leben dergleichen in Masse. Bei der Befreiung Rollers, welche in der Geschichte aller der genannten Bandenführer ähnlich zu finden ist, scheint Schiller zur weiteren Ausführung eine Schandthat von Trenck benützt zu haben, welcher einst aus Rache für einen getöteten Kameraden die Stadt Cham in Böhmen in Brand steckte und nach der Einnahme der Plünderung preisgab: der Pulverturm flog in die Luft; und wie Schillers Räuberhauptmann hat der Anstifter seine That so bitter bereut, daß er noch in seinem Testament ein wohlthätiges Legat für die Bewohner der Stadt aussetzte. Ist hier ein Stück aus dem Kriegsleben, welches Schiller wohl aus Erzählungen seines Vaters bekannt war, auf die Räuber übertragen: so führt die Schilderung des Überfalles im Nonnenkloster auf die vornehmsten litterarischen Ahnen zurück. Es liegt eine Episode aus der Pucelle Voltaires zu Grunde, welche deutsche Romane, Romanzen und Dramen des 18. Jahrhunderts auf Husaren übertragen hatten. Leisewitz hatte dasselbe Motiv gestreift, wenn er seinen Julius die Braut aus dem Kloster rauben ließ; und in Bergers „Galora von Venedig“ wurde dasselbe sofort aufgegriffen. Ein Bandit schildert hier die Klosterscene mit den Worten: „Das war ein Geschrei, ein Gebete im Kloster, daß es ein Gaudium war zuzuhören! da lief eine Nonne wider die andere, schrie Mord! Mord! Hilf uns Gott und seine Heiligen! Amen! Amen!“; und Kosmus droht das Kloster anzuzünden und die Nonnen zu verbrennen, weil sie Zeugen bei der Mißheirat des Prinzen Garsias mit der unebenbürtigen Venetianerin gewesen seien. Auch in Schillers Räubern befand sich ursprünglich eine maßlose Scene, in welcher die Räuber unter Anführung ihres Hauptmanns mit Waffengewalt in das Nonnenstift drangen, in das sich Amalia zurückgezogen hat: Karl Moor verlangte wie Julius die Geliebte als sein Eigentum zurück und drohte fürchterlich, im Falle der Weigerung die Kirche auf einen Wink zum Bordell umzuschaffen. Diese Scene, welche selbst den Akademisten zu stark war, wurde gestrichen, die gemeine That dem elendesten der Räuber aufgeheftet und als bloße Erzählung in den Mund gelegt, deren

spätere Entstehung die ganze Scene zu verraten scheint. Denn Spiegelbergs Werbegeschichten, welche voraussetzen daß er erst jetzt zum Räuber Moor stößt, stimmen nicht zu der späteren Drohung des Räuberhauptmanns: „Ich kenne dich, Spiegelberg!“ Offenbar hat es Schiller gereizt, bekannte Stücke der Gauner und Strauchritter aus der reichen Litteratur und Tradition in den Kniffen Spiegelbergs wiederzugeben, wie er ja auch die Gaunerliedchen „Geh' ich vorbei am Rabensteine“ und „Die Nürnberger hängen keinen“ nicht erdichtet sondern nur aufgegriffen hat.

Und so ist uns das Werk des Dichters mit einem Male wie von selbst in den Gesichtspunkt gerückt, von welchem aus man es von vornherein kaum geschickt beleuchten zu können erwarten möchte. Das Leben, so scheint es, hat ihm nur im allgemeinen den Stoff gegeben: ein kleiner Kreis von Menschen und Zuständen war seiner Beobachtung eingeräumt, und er wurde früh an eine gewisse schematische Beobachtung gewöhnt. Sein ganzer dichterischer Entwicklungsgang ist uns bisher, ähnlich wie der Lessings, als ein Sichfortschlingen von Muster zu Muster erschienen: den Vorbildern scheint er mehr als dem Leben zu verdanken und dieses selbst nur mit den Augen der bewunderten Dichter zu sehen. Aber dieser Schein ist Täuschung: wenn auch nicht in dem Grade und in dem Maße wie die Goethische, so wurzelt doch auch die Schillerische Dichtung dort, wo er die volle Energie des Talentes entfaltet, in besonderen Erlebnissen. Nicht bloß der allgemeine Freiheitsdrang, welcher die Söhne des Herzogs von Württemberg zu so begeisterten Anhängern Plutarchs und Rousseaus, später der französischen Revolution gemacht hat, lebt in ihnen. Das ästhetische Wagnis, eine Masse, einen ganzen Chor wie die Räuber zum Träger der Handlung zu machen, hätte Schiller nimmermehr ausgedacht oder ausgeführt, wenn er nicht selbst der Sprecher im Namen eines ganzen Chors gewesen wäre. Die akademischen Freunde Schillers haben sich später nicht bloß die Sprache der Schillerischen Räuber angewöhnt; sondern die Räuber sprechen auch umgekehrt die Sprache der Akademisten. Und so individuelle lebendige Gestalten, wie diese Räuber, auch einzeln für sich betrachtet, Mann für Mann sind, hätte er nicht darstellen können, wenn ihm nicht lebendige Muster vor Augen gestanden wären. Es bedarf keiner Konjektur, wir haben die Zeugnisse in den Händen. Obenan in betreff des Hauptmanns selber: und wer anders hätte das Urbild für ihn abgeben können als der Dichter des Karl

Moor selbst? In einer unschätzbaren Briefstelle schreibt sein Rivale Ständlin an den Schweizer Bodmer: „Sein Charakter ist wie seines Karl Moor. Ein wilder, stolzer Geist, der keinen neben sich dulden will — also auch mich nicht“. So betrachtet der größte Feind, den Schiller damals in Schwaben besaß, den schüchternen Jüngling, in welchem andere den Dichter der Räuber gar nicht wieder erkennen wollten. Aber es gab eine Seite, von welcher Schiller wirklich Karl Moor war. Seine Fahne, so berichtet einer seiner Mitarbeiter an der Anthologie, hatte etwas Unheimliches, Dämonisches. Das Fortreißende, die wilde Energie seiner jugendlichen Natur, die Gabe anzufeuern und zu entflammen, die Herrschaft über die Gemüter, welche ihm in begeisterten Augenblicken eigen war — das ist Schiller selbst in seinem Karl Moor; so riß er dichtend und zur Dichtung spornend seine Genossen mit sich fort. Das war sein leidenschaftlicher Haß gegen das Schlechte, Matte und Halbe, welches ihm in den Weg trat und die Bahn zu verlegen drohte. Will man die Probe anstellen, wie weit hier die lebendige Anschauung der Erfindung entgegen kam, so betrachte man nur einmal das Äußere seines großen Räubers. Cervantes schildert seinen Räuber Roque, welcher in Bezug auf das persönliche Auftreten und die edle romantische Haltung das nächste Vorbild unseres Helden ist, von starkem Körper und mehr als mittlerer Größe: wie wir uns etwa einen Räuber aus freien Stücken denken. Schiller stellt sich seinen Karl Moor nach eigener Angabe groß und hager vor, wie er selber war. Und das Zerrbild, welches Franz von ihm entwirft, mit dem langen Gänsehals und anderen entstellenden Prädikaten, entspricht so durchaus der kränkenden Schilderung von Schillers Person, welche uns Scharffenstein zweimal entworfen hat, daß es wie aus diesem verzerrenden Spiegel gewonnen scheint. Nicht anders wird es mit den Figuren der übrigen Räuber gewesen sein. Nach seinem eigenen Bekenntnis und den authentischen Berichten Abels und Schwans hat Schiller einige Charaktere in den Räubern seiner unmittelbaren Umgebung entlehnt und selbst von einigen Vorgesetzten und Aufsehern nicht bloß einzelne Züge sondern sogar die Namen abgenommen. In der That kommen auch die Namen der Räuber in den Annalen der Militärakademie fast auf jeder Seite vor: selbst der Name Mohr fehlt nicht in den Listen der Anstalt. Razmann soll ein unbeliebter Offizier geheißen haben; und bei dem treuen Schweizer, in

dessen Charakter sich schweizerische Biederkeit und Treue mit der schwäbischen Schwerfälligkeit verbindet, denkt man nicht bloß daran, daß sich in der Akademie zahlreiche Träger desselben Namens und unzählige Schweizer von Nation aufhielten, sondern man wird auch an den Schauspieler Schweizer erinnert, welcher in der Akademie ausgebildet wurde und vielleicht den Schweizer dereinst spielen sollte. Aber auch bestimmte Typen der Anstalt hat Schiller aufs Korn genommen, wie sich dies an der gelungenen Figur des Spiegelberg erkennen läßt. Im Don Quixote schläft der Räuber Roque des Nachts in einiger Entfernung von seinen Leuten: aus Mißtrauen daß sie ihn entweder umbringen oder ausliefern könnten, weil ein Befehl gegen sein Leben ergangen ist; auch in den englischen Balladen sind Preise auf den Kopf Robins ausgesetzt. Die Tendenz des Schillerischen Drama, nach welcher die Bande gerade zum Schutz des Rechtes und der Treue gegenüber der Gesellschaft berufen ist, hat es unmöglich gemacht, dieses Mißtrauen des Hauptmanns gegen seine Leute zum Ausdruck zu bringen, obwohl Spiegelbergs vorzeitige Drohung mit dem Gift auf ein erst später fallengelassenes Motiv deutet. Im Gegenteile weiß Schiller dem Versuche des Paters gegenüber, welcher die Bande abspenstig machen will und von dem Hauptmann selbst unterstützt wird, die Treue des Anhanges in ihrer wildesten Größe zu zeigen. Aber an einzelnen Unzufriedenen fehlt es auch in Moors Bande nicht; wie jener Mißvergnügte, an welchem der Räuber Roque Standrecht übt, weil ihn dessen Großmut gegenüber den Gefangenen zu der unwilligen Äußerung veranlaßt: der Hauptmann tauge besser zum Pater als zu einem Räuber und er solle sich von seinem Gelde, nicht von dem der ganzen Bande freigebig erweisen, so will es auch Spiegelberg besser gemacht haben und besser anzufangen wissen als Moor, welcher den reinen Kosinsky aus dem Bund der Verzweiflung fortschicken will. Und seine Drohung gegen Spiegelberg: „Ich kenne dich, Spiegelberg!", wie das Murren und Zögern der Räuber seinem Befehl zu gehorchen und die spätere Haltung Razmanns lassen auf tiefere Unzufriedenheit schließen, die sich zuletzt in Spiegelbergs Anschlag Luft macht. Aber dem Don Quixote ist Schiller hier noch weiter verpflichtet: Spiegelberg ist der direkte Gegenfüßler zu dem Charakter des Hauptmanns, er geht neben diesem her wie Sancho Pansa neben seinem

Herrn, er ist die Parodie auf die Großmannssucht des Karl Moor, er ist der feige Begleiter des excentrischen Helden, welchen Schiller selber einmal als Don Quixote bezeichnet. Der Projektenmacher war eine typische Figur im Lustspiel der Zeit; und der Julianische Gedanke, das Königreich der Juden wieder herzustellen, wurde im vorigen Jahrhundert in den Köpfen mancher irrenden Ritter wieder lebendig, so daß Jung Stilling am Anfang des unserigen sogar den Zug der Juden nach Jerusalem schon im Beginn sehen wollte. Aber ein ausdrückliches Zeugnis Abels belehrt uns, daß der Plan Spiegelbergs, nach dem heiligen Lande auszuwandern, wirklich zu den Prahlereien eines akademischen Genossen gehörte, welchen Schiller als schlecht denkenden Menschen tief verachtete. Wir dürfen dabei immer an jenen Karl Kempff denken, welchen Schiller im Jahre 1774 als den schlechtesten seiner Genossen bezeichnete und welchem er neben Hochmut und Eigensinn besonders die Falschheit gegenüber einem Freunde zum Vorwurf machte: „Wie leicht kann der, der in seiner Jugend falsch ist, im Alter ein Verräter werden". Aber auch Großsprecher und Maulhelden von der Art Spiegelbergs konnte er aus den militärischen Eleven mit den Händen herausgreifen. Ich erinnere an seine Charakteristiken der Genossen Kapff und Faber: „Von ihrer Neigung zum Soldatenwesen reden sie großsprecherisch und erzählen mit Ausführung große Heldenthaten, die sie begehen würden, wenn sie das Glück haben sollten, ihre Neigung bald befriedigen zu können". Noch ähnlicher schreibt Schiller über einen Leutenant Miller, von dem er gehört hat, daß er an einer elenden Frau hängen geblieben sei: „Der ehrgeizige, große Projekte schmiedende Miller, der im Geiste schon in Wien durch seine Figur und sein Maul paradierte und sich schon als Minister oder Feldmarschall sah — Gottlob so giebt es doch noch außer mir Narren und größere". Hier fehlt kein Zug zum Spiegelberg, welcher auch in die große Welt, nach Paris und London strebt; als General die Österreicher durch ein Knopfloch jagen, als Kameralist die Sullys übertreffen will. Es war ziemlich überflüssig, daß Schiller diese ohnedies scharf gezeichnete Figur noch in Worten und Geberden mauscheln läßt und auch den Schufterle mit jüdischem Namen und semitischen Accenten versah: nicht bloß die Abneigung, welche seit den Tagen des elenden Süß in Württemberg gegen die Juden herrschte, hat ihn dazu bewogen; sondern nach Abels Erzählung vom Sonnenwirt

gab es in Schwaben wirklich eine Räuberbande, welche von den Juden Löwen und Schmerle angeführt und besonders gefürchtet war. Nach dem herrschenden Vorurteil nahm man an, daß die Juden durch christliche Verfolgungen dem Betrug, Diebstahl und endlich auch der Raubsucht nur um so leichter in die Arme getrieben würden.

Wie meisterhaft aber hat Schiller die Charaktere der Räuber wiederum zu einem Ganzen zusammenzuschließen verstanden: von Moor bis herunter zu Spiegelberg, vom Helden bis zum Spitzbuben und gemeinen Dieb erscheinen sie schrittmäßig abgestuft, begegnen uns alle Schattierungen. Dem Hauptmann am nächsten, in treuer Hingabe unterwürfig, steht Roller, welcher Moor zum Anführer für die Bande gewonnen hat. Schwerfälliger und weniger vornehm gehalten, aber nicht weniger treu folgt dann der derbe, biedere Schweizer. Indifferent und am wenigsten individualisiert stehen dann zwischen den beiden Gruppen der Zuverlässigen und Unzuverlässigen Grimm und Schwarz, gewissermaßen als die Vertreter der gewöhnlichen Masse. Razmann, schielend und schwankend, neigt schon zu Spiegelberg; Schufterle ist die gemeine Seele, welche wehrlose Kinder und Kranke aus bloßem Mutwillen mordet; Spiegelberg der Schurke, welcher Männer von hinten her zu Schanden machen will. Während die Gruppe der treuen und anhänglichen Charaktere mehr pathetisch gehalten ist, hat Schiller die niedrigen und gemeinen mit glücklichem Humor behandelt und dadurch auch die Würde der Bande behauptet, welche durch eine ernstere Behandlung der gemeinen Seelen gelitten hätte und doch zu seinen dichterischen Absichten gehörte. Und so fest geschlossen ist dieser Ring, daß der gefallene Roller sogleich durch Kosinsky wieder ersetzt wird. In dieser Episode verwertet Schiller Motive des bürgerlichen Trauerspiels: die geraubte Braut, der Minister als Kuppler, der Fürst der sie zur Maitresse will, das sind geläufige Motive aus der Emilia Galotti, wie die Episode andererseits wiederum die Keime zu Kabale und Liebe enthält. Aber auch hier taucht Schiller den Pinsel kräftiger in Lokalfarbe, und Nachstellungen des Herzogs, dessen Kuppler in früheren Jahren Rieger war und der noch in der Zeit, während Schiller an den Räubern schrieb, eine Schülerin der École zur Flucht nach Paris zwang, gehörten zu den alltäglichen Geschichten. Aber in Kosinsky hat der Dichter auch zugleich eine wirksame Kontrastfigur gewonnen: eben da der Held moralisch immer tiefer

sinkt, stellt er ihm den reinen Jüngling gewissermaßen als sein besseres Selbst gegenüber.

Und ebenso meisterhaft, wie er die Charaktere anzulegen verstand, hat er ihre Schicksale durchgeführt. Roller fällt als Held in der offenen Schlacht. Schweizer, der Mann von Wort, welcher sein Wort nicht einlösen kann, stirbt durch die eigene Hand, ohne an dem Wortlaut zu deuteln und zu rühren. Razmann und Schufterle werden schmählich davongejagt: wir erfahren, daß der letztere in der Schweiz den Tod eines Diebes am Galgen gestorben ist. Und Spiegelberg, welcher als Urheber des Räubergedankens seinen Lohn finden mußte und doch nicht das Schicksal Karls von Moor teilen durfte; welcher als Rivale des Hauptmanns an Schuld ihm gleich, aber zu ehrlos für die gleiche Sühne war: Spiegelberg fällt durch die Hand des treuesten Mannes in der Bande, welcher nicht ansteht ihn von hinten zu packen, wie er es selber mit dem Hauptmann vor hatte. Der Gedanke einer höheren Fügung, welche selbst dem Räuber den gerechten Lohn nicht versagt, tritt im Verlauf des Stückes wiederholt hervor. Wie Karl Moor dem Schufterle prophezeit: „Er wird doch noch gehenkt", so weint er seinem Roller eine Thräne nach: „Mein Roller starb einen schönen Tod!"; und auch Schweizer vergißt nicht den niedrigen Tod Schufterles als Folge seiner gemeinen Thaten zu betrachten: „Der Schufterle hats auch so gemacht! dafür hängt er auch jetzt in der Schweiz". Nirgends aber tritt diese Absicht des Dichters schöner hervor, als in dem Untergang des Helden selbst. Freund Hoven hatte dem Dichter zugleich mit der Schubartischen Erzählung den Rat gegeben, in seiner Darstellung zu zeigen, wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke oft auch auf den schlimmsten Wegen führe. Schillers an biblischen Vorstellungen genährter Sinn hätte dieses Rates nicht bedurft: den unergründlichen Wegen der Vorsehung nachzuspüren, den Finger Gottes in dem Laufe der Weltbegebenheiten zu erblicken, hatte er im Vaterhause gelernt. Zur immer vollkommeneren Erkenntnis des Planes vorzudringen, welchen der Schöpfer der Welt vorgezeichnet hat, betrachtete er als die oberste Aufgabe seiner Philosophie. Wie hätte es nicht auch den Dichter verlocken sollen, an einem besonderen Falle zu zeigen, wie der Verlorene selbst zu einem Werkzeug in der Hand des Allerhöchsten wird, um die schändlichste Missethat hindan zu halten und

zu bestrafen? Sein Karl Moor war ja in noch viel höherem Sinn als der Held der Schubartischen Erzählung zum Werkzeug der göttlichen Gerechtigkeit bestimmt! Der Hinweis auf den Lenker der Dinge im Himmel, auf das obere Tribunal dessen Racheschwert der Räuber zu führen sich vermaß, auf den unbegreiflichen Finger der rachekundigen Nemesis u. s. w. durchzieht das ganze Stück. In lichtvollen Momenten erkennen die handelnden Personen, wie es nach Schillers Philosophie der Bestimmung des Menschen entspricht, die Absichten der leitenden Vorsehung: „Ich verstehe, Lenker im Himmel, ich verstehe!“ Und in der Bühnenbearbeitung, in welcher es galt dem Publikum vorzudenken, läßt Schiller seinen Helden „über einem großen Gedanken verweilen“, welchen er nach der Pflicht des Menschen wiederum „dem Schöpfer nachdenkt“ und mit den biblischen Worten ausspricht, deren sich kurz zuvor F. L. Stolberg in einem Augenbicke feierlicher Größe bedient hatte: „Wenn dieser Turm das Ziel wäre gewesen, zu dem du mich führtest auf blutvollen Wegen? Wenn ich darum das Haupt der Sünder bin worden? . . Planet und Sandkorn haben ihren gemessenen Platz in der Schöpfung — auch dein Sohn Karl hat seinen . . . Die Wege der Vorsehung sind seltsam und fürchterlich — aber Freudenthränen am Ziel!“ So geht Karl Moor in der Irre und erhebt sich erst am Schlusse zu der erhabensten Einsicht in den Lauf der Dinge.

Darauf beruht die tragische Größe seines Charakters; darin ist der Räuber Moor als tragischer Held dem Selbsthelfer Goethes überlegen. Götz ist ein nach außen wirkender Held, er scheitert an dem Widerstand der äußeren Welt, und ein elegischer Hauch liegt über seinen letzten Worten. Karl Moor ist nicht bloß mit der Gesellschaft, er ist auch mit sich selbst zerfallen. Er verzweifelt an seinem eigenen Thun, er empfindet die ganze Qual des nagenden Schuldbewußtseins, er ist mit einem Worte nicht bloß ein elegischer sondern ein tragischer Held.

Schon die Schubartische Erzählung betont das Schuldbewußtsein des Helden, welchen sie „als verlorenen Sohn“ betrachtet und darstellt. Auch dieses biblische Motiv war dem musikalischen und religiösen Drama der Zeit nicht fremd, und Schiller selbst wollte sein Drama „Der verlorene Sohn“ betiteln. Anspielungen auf die Parabel finden sich in dem Stücke noch genug. „Du willst doch nicht gar den verlorenen Sohn spielen?“ sagt Spiegelberg zu Karl Moor; und dieser selbst: „Ich wollte

umkehren und zu meinem Vater gehen, aber der im Himmel sprach, es soll nicht sein". In einer früheren, später umgedruckten Fassung hing das Bild des verlorenen Sohnes an der Wand und Karl Moor erklärte: „Die Schweine würd' ich nicht hüten, auch keine Träber fressen". Indem Schiller diese weichere Seite betonte, hat er seinen Karl Moor auch zum Vertreter des empfindsamen Jahrhunderts, wie des kraftgenialen gemacht: er ist Götz und Werther in einer Person. Jetzt finden in ihm alle die klagenden und elegischen Töne einen verstärkten und gesteigerten Wiederhall, welche die Dichtung des 18. Jahrhunderts erfüllten. Jetzt blickt er mit der Wehmut des sterbenden Adams, wie ihn Klopstock gemalt hat, auf die untergehende Sonne, in welcher er wiederum mit dem Psalmisten das Bild eines sterbenden Helden sieht; jetzt schlägt er trotz dem heulenden Teufel Klopstocks das Pathos der Reue an, daß es durch Mark und Bein dringt; jetzt fleht er recht als ein Kind der thränenreichen Zeit um die Seligkeit einer einzigen Thräne; jetzt vergleicht er wie Macbeth und Werther das Leben einem schalen Marionettenspiel und monologisiert in der Art Hamlets über Sein und Nichtsein, alle Zweifel und Fragen, alle widerstreitenden Empfindungen, welche der Gegensatz der Glückseligkeitslehre mit der materialistischen Weltanschauung des Mediziners in dem Dichter erregt hatte, in einem Selbstgespräch zusammenfassend, welches nach der Meinung der Zeitgenossen den britischen Dichter übertraf; jetzt wechselt recht wie in Goethes Werther selbst die äußere Natur ihre heiteren Farben, und eine Ossianische Herbstlandschaft umgiebt vorzeitig den Helden, in dessen Innerm es Herbst geworden ist so geschwind. Mehr noch mit dieser empfindsamen als mit der heroischen Seite seines Helden fühlte sich Schiller selbst verwandt. Auf Karl Moor an der Donau beruft er sich noch später in einem Brief an Körner als auf den getreuesten Dolmetsch seiner Gefühle. In derselben, an allem Glück des Lebens verzweifelnden Stimmung finden wir Schiller in seinen Briefen aus dem Sommer 1780. Mit einem Lottospiel, einem Schauspiel das zum Weinen zwingt wenn es lachen macht, vergleicht er das Leben auch in der Elegie auf Wekherlins Tod. Und zur selben Zeit hat er einen innerlich zerrissenen Menschen in jenem unglücklichen Grammont kennen gelernt: hier sah er die Qualen der Reue, die er bis dahin nur aus dem Klopstockischen Abbadonna kannte, an einem lebenden Wesen vor sich; er lernte das Gift der Melancholie kennen, welches so unglück-

liche Seelen selbst aus der Schönheit der Natur saugen. Grammont wurde für ihn, was der junge Jerusalem für den Verfasser des Werther war: den Ruf Werthers und Grammonts: „daß ich als Bettler geboren werden dürfte" hat er seinem Karl Moor in den Mund gelegt, welcher wie Goethes Werther aus einer Amalgamierung des Dichters mit dem Urbild entstanden ist.

Auf dieser Seite des Räubers Moor beruht die tragische Wirkung des Stückes. Die voll austönende Klage an der Donau; die gepreßten und zurückgehaltenen Gefühle in den Warnungen gegenüber Kosinsky, welchen der Räuberhauptmann in den ganzen Abgrund seiner Existenz blicken läßt; die losbrechende Verzweiflung, als ihn die Bilder unschuldiger Tage aus dem Vaterhause vertreiben — das sind Wirkungen, welchen die dramatische Litteratur nur wenige von gleicher Stärke an die Seite zu setzen hat. Und nun vollends die dichterische Absicht des Ausganges! Der zum Räuber Herabgesunkene, von den Qualen des Schuldbewußtseins Verfolgte, aber durch das Bewußtsein Gehobene: daß er nur Recht mit Recht vergelte und Unrecht mit Unrecht; er verliert zuletzt das Bewußtsein des Rechtes. Nicht durch die Verkehrtheit der Gesellschaft sondern durch die spitzbübischen Künste eines Bösewichts, welchen die Natur und die Menschheit ausgestoßen haben, ist er um sein Glück betrogen worden. Und als er es wiederfindet, als der Vater und die Geliebte ihm wiedergegeben sind, da kann er als Unreiner und Unwürdiger es nicht mehr ergreifen: ein verhängnisvoller Schwur, den er beim Tode seines treuen Roller erneuert hat, kettet ihn an die Räuber, welche jetzt als Masse hervortreten und ihn wie eine elementare Naturgewalt beherrschen, der er sich freiwillig ergeben hat. Jetzt erst erkennt er die Folgen seines Thuns, jetzt fällt ihm die Binde von den Augen, und er erhebt sich zur höchsten Einsicht in den Plan der göttlichen Führung. Thöricht zu glauben, daß man die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht erhalten könne! Gott eigen allein ist alle Rache, er bedarf nicht des Menschen Hand! „Hier steh' ich am Rande einer entsetzlichen Kluft und erfahre mit Heulen und Zähneknirschen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen sittlichen Bau der Welt zu Grunde richten würden!" Mit Grauen legt er den Stab von sich, unter welchem seine Bande gefrevelt hat, und bringt sich, die beleidigten Gesetze zu versöhnen und die mißhandelte Ordnung wiederum herzustellen, der Majestät des Gesetzes selbst zum Opfer dar,

indem er sich durch ein Werk der Menschenliebe der Justiz in die Arme liefert . . . Die Absicht dieses Schlusses ist eine große und bedeutende. Aber die künstlerische Kraft des jugendlichen Dichters ist derselben nicht völlig gewachsen. Zu abstrakt und zu theoretisch, mehr aus dem Munde des Dichters als aus dem des Helden, hören wir das Schuldbekenntnis des Räuberhauptmanns. Der Dichter führt in der mit rasch wechselnden und grell kontrastierenden Empfindungen überladenen Schlußscene seinen Helden durch innerliche Läuterung bis auf den höchsten Punkt. Karl Moor stirbt nicht den schönen Tod des Helden in der Schlacht und nicht den des Diebes: er stirbt wie der Weise der philosophischen Jugendschriften Schillers, indem er sich selbst dem Bestande des Ganzen aufopfert und noch im Tod das Glück seines Nebenmenschen befördert und mitgenießt: „Dem Manne kann geholfen werden!" Tröstlicher und feierlicher hätte eine Tragödie nicht enden können, welche von Greueln erfüllt ist. Galgen und Rad hat der Dichter weise vermieden, und ein rosiger Schimmer verbreitet sich über die Scene, welche uns nicht die Hinrichtung eines Mordbrenners sondern eine „sinkende Sonne" vor Augen führt: „So stirbt ein Held, anbetungswürdig!"

Diesem seinem Helden stellt Schiller nun den Rivalen, welchem er nicht den Namen seines Freundes Hoven lassen konnte, entgegen und er überträgt auf die beiden feindlichen Brüder die stärksten Kontraste, welche diese an gegensätzlichen und abwechselnden Empfindungen so reiche Zeit bewegten. Er stellt sie einander gegenüber wie Natur und Kultur, wie Empfindsamkeit und Aufklärung, wie die heiße und kalte Leidenschaft. Karl Moor ist von der Gesellschaft verstoßen, Franz von der Natur. Karl glaubt an die Bande der Natur und wird zum Räuber, weil die Blutliebe an ihm zur Verräterin geworden ist, welche Franz kalt verhöhnt. Karl flucht den Menschen, Franz ist gegen die Instinkte der Menschheit rebellisch. Karl ist ein Märtyrer seines Gewissens, welches Franz als eine bloße Schranke verspottet, um Pöbel und Narren im Zaume zu halten. Beide sind voll Kraft und Energie; und wie Karl Moor nichts mit den Dieben gemein haben will, so hat sich auch Franz niemals mit Kleinigkeiten abgegeben. Aber in Karl bäumt sich die physische und moralische, in Franz die intellektuelle Kraft gegen das

Bestehende auf. Franz ist konsequent aber feig; Karl voll wilden Mutes, aber widerstreitenden Empfindungen ausgesetzt. Karl ist schrankenlos, Franz bezeichnet die Schranken seiner Kraft als die Gesetze des Menschen. Franz leugnet die jenseitige Welt und will sie wegfluchen, weil er fürchten muß, dort zur Rechenschaft gezogen zu werden: Karl Moor glaubt an sie, weil er hier noch nicht glücklich gewesen ist.

Von diesen gewaltigen Kontrasten haben die Vorläufer Schillers in der Behandlung der feindlichen Brüder keine Ahnung, so nahe auch die einzelnen Züge für jeden der beiden Charaktere bei ihnen bereit gelegt waren. Auch der Kain der biblischen Dramen und Klingers Guelfo ist auf die Bevorzugung des Bruders eifersüchtig wie Franz Moor; er fühlt sich von Jugend auf hinter ihm zurückgesetzt. Ferdinando soll Herzog werden, er besitzt alle Schlösser und die ganze Herrschaft — Guelfo als der jüngere Zwilling bleibt Ritter und lebt von einer kleinen Appanage. Wenn Guelfo dem Doktor das Geständnis mit Gewalt herauspressen will, welcher von ihnen beiden der ältere Zwilling sei, oder wenn er bei Sturm und Nacht von Dämonen verfolgt mit dem Licht durch die Säle stürmt, um den schlafenden Grimaldi zu wecken: dann erinnert er uns ganz an Franz Moor, welcher dem Daniel zu Leibe geht oder schlaflos und von Geistern verfolgt durch die Gemächer lärmt. Aber Guelfo ist tapfer und kühn wie Karl, er flucht nur den Menschen und nicht der Natur. Nicht gegen die Erstgeburt (durch dieses biblische Motiv hat Klinger den Gegensatz der feindlichen Brüder verstärkt) lehnt er sich auf, sondern bloß gegen die unbewiesene Erstgeburt: Franz Moor setzt sich cynisch über die Erstgeburt selbst hinweg. Guelfo hat keinen Willen, er wird von wilden Leidenschaften herumgeworfen und schlägt nach allen Seiten aus: Franz Moor ist ganz Absicht, Plan und Wille, ein großer Verstand, ein Intriguenmacher, welchem die Energie des Willens Größe verleiht. In Leisewitz' Julius tritt der Kontrast der beiden Brüder stärker heraus: aber auch hier ist er bloß angedeutet und unvollkommen durchgeführt. Der sanfte Julius bramarbasiert wie sein heftiger Bruder Guido gegen die Knechtung der modernen Gesellschaft, und der kältere Guido ist zugleich voll Thatendrang und Mut. Julius ist auch hier der Liebling des Alten, wie Klingers Ferdinando und Schillers Karl; Guido sieht ihn eifersüchtig nach dem Tode des Alten schon als Fürsten von Tarent — „und ich bin nichts als ein Mann!“

Wie Franz Moor die Amalia nicht liebt sondern nur begehrt, so ist auch Guidos Liebe zu Blanca bloß ein Kind seines Ehrgeizes, welcher sich gegen die Liebe des Julius erhebt. Auch von der Energie des Franz Moor hat Guido schon einen Teil: „Mein eigentliches Selbst sind meine Entschließungen . . . Sie sollen es erfahren, was ein Entschluß ist". Es darf uns nicht wundern, wenn der erste Monolog Franzens recht deutlich an das Selbstgespräch Guidos anklingt, in welchem es heißt: „Ein Mädchen aus den Armen eines Weichlings reißen, dessen ganze Stärke meine Tugend und das brüderliche Band ist? Sie seien mir heilig, aber beim Himmel! meine verpfändete Ehre will ich einlösen".

Indessen die Ahnen des Franz Moor liegen viel höher als bei Leisewitz und Klinger: solche Bösewichter wie Franz fand Schiller vor allem bei Shakespeare ins Große gezeichnet. So cynisch, wie Schillers Franz über die Erstgeburt, setzt sich auch Edmund im Lear über die Echtgeburt hinaus; ihm verdankt Schiller wohl auch das Motiv des gefälschten Briefes, während Schubarts Erzählung nur von einem unterschlagenen weiß. Wie Jago spottet auch Franz über den ehrlichen Namen als ein bloßes Gespenst für den Pöbel. Die entscheidende Motivierung aber hat der Lotterbube von dem grandiosesten Schurken, Richard III., empfangen. Wie Richard sich entschließt, ein Bösewicht zu werden, weil ihn die Natur vernachlässigt und mißgestaltet hat, so rechtet auch der häßliche Franz Moor mit ihr: „Sie gab mir gar nichts mit; wozu ich mich machen will, das ist nun meine Sache". Mit Richard III. teilt Franz Moor ferner den seiner Umgebung überlegenen Verstand, welcher freilich mehr zu den Voraussetzungen gehört und sich mehr in spintisierenden Monologen als in seinen Anschlägen zeigt. Mit Richard teilt er die Herrschsucht, welche alles ausrottet, was ihr im Wege steht. Wie Richard wirbt er um das Weib, welchem er eben den Geliebten geraubt hat; nicht aus Liebe sondern aus Wollust und Ehrgeiz. Wie an Richard III. durfte Schiller selber an seinem Franz die Geschmeidigkeit rühmen, mit welcher er sich in jede Rolle zu finden weiß: den alten Moor schüchtert er mit Gebeten und Bibelsprüchen ein, ihm gegenüber spielt er den Frommen und Wohldenkenden, den rauhen Biedermann wie Richard gegenüber der Sippe seines Bruders Eduard; er schwärmt mit Amalia, er flucht mit Hermann; er verleumdet zuerst und heuchelt, wenns not thut.

Das Mittel, dessen sich Shakespeare bedient, um die Zuhörer in die Pläne seiner Intriguanten einzuweihen, ist der Monolog: Richard III., Edmund im Lear, Jago u. s. w. entwickeln ihr Programm in Monologen; sie jubeln und frohlocken in Selbstgesprächen über den guten Erfolg ihrer Anschläge. Die auffallenden Übereinstimmungen, welche die Monologe Franzens mit denselben darbieten, sind schon den Zeitgenossen fühlbar geworden. Edmund, nachdem er den Vater behorcht hat, und Franz Moor, welcher den Vater betrogen hat, stellen sich auf den ersten Blick als Parallelen dar. Nach gelungenem Anschlag ruft Franz Moor ähnlich wie Jago aus: „Wer wird mir nun kommen, um deswegen mich vor Gericht zu fordern? oder mir ins Angesicht zu sagen: Du bist ein Schurke". Aber es ist dennoch ein bedeutender Unterschied zwischen den Monologen Shakespeares und Schillers. Die Shakespearischen Bösewichter spekulieren frisch auf ihren Zweck los, welchen sie höchstens vor ihrem Gewissen beschönigen; Franz Moor raisonniert weit abstrakter, er ist ein Konsequenzenmacher, er zerfasert die Begriffe und Worte mit seinem spintisierenden Verstande, er „skelettisiert die richtende Empfindung". Darin ist er ganz der Sohn des philosophischen Zeitalters und der Wolfischen Distinktionen. Darin hat ihm nicht mehr Shakespeare vorgearbeitet sondern der kalte Zergliederer der Leidenschaften: Lessing. Das lange Rechnen und Kalkulieren; das immer neue Auffassen und Herumwenden derselben Begriffe und Worte; endlich das plötzliche Abbrechen der Gedankenreihe durch den Entschluß — das finden wir genau so im Philotas wieder. Aber auch Klopstock bietet Ähnliches; und wie Franz Moor einen Weg ausfindig zu machen sucht, auf welchem er von der Seele aus dem Vater ans Leben will, so überlegt der Teufel Adramelech im zweiten Gesange von Klopstocks Messias, wie er nicht bloß den Leib sondern auch die Seele des Erlösers vernichten könnte.

Shakespeare verleiht seinen Bösewichtern ferner einen gewissen Grad von Cynismus und Rohheit. Auch Schiller hat den feindlichen Bruder zum Schlemmer und Wollüstling herabgedrückt. Bei ihm wird die materialistische Denkungsart noch verstärkt durch das medizinische Element, welches sich in die Räuber Eingang verschafft hat. Ein Motto aus Hippokrates steht auf dem Titelblatt des Stückes. Wenn Karl Moor über die geschwundene Kraft des Zeitalters spottet, dann betont er wie

der Verfasser der „Kastraten und Männer“ geflissentlich die physische Manneskraft, welche in den Lenden sitzt; aber selbst dort, wo er in erhöhter Sprache über Sein oder Nichtsein reflektiert, liebt er es, die Ursachen seiner Morde in dem Temperament seines Vaters oder seiner Mutter zu suchen. In den Monologen Franz Moors herrscht dieses Element weit über Gebühr; und auch die französischen Brocken, welche Franz in dieselben so gern einflicht (C'est l'amour qui a fait ça), sollen ihn als einen Schüler der verhaßten französischen Materialisten, besonders Voltaires, kennzeichnen. In dem Monolog des zweiten Aktes, in welchem Franz Moor den Körper seines Vaters durch den Geist verderben will, bekommen wir nicht bloß die Stahlischen Lehren sondern § 14 der Dissertation des Jahres 1780 fast vollinhaltlich aus Franzens Munde zu hören; und so sehr trägt es hier der philosophische Mediziner über den Dramatiker davon, daß der letztere aus dem Stücke herausfällt und in einer Anmerkung sein Pfuy! über die Ärzte ruft. Die erlogene Schilderung, welche Schiller mit so wenig Takt und Geschmack dem heuchlerischen Franz von der entnervenden Krankheit Karls gegenüber der unschuldigen Amalia in den Mund legt, ist bis zum Ekelhaften medizinisch getreu; und als Franz frohlockend vor den ohnmächtigen Moor hintritt, da raisonniert er über die Zwillingsbrüder Schlaf und Tod, welche der Schüler Lessings auch in dem letzten Kapitel seiner Dissertation koordiniert hatte. Und man beachte nur, wie Franz, indem er sittlich immer tiefer sinkt, auch dem Materialismus und Cynismus immer stärker anheimfällt. Der erste Monolog, in welchem er gegen die Blutliebe räsonniert, ist in dieser Hinsicht zahm gegen den späteren im vierten Aufzug, nachdem er den alten Daniel gegen Karl gehetzt hat. In deutlichem Anschluß an die auch in Goethes Götz variierten Worte Hamlets: „An sich ist kein Ding weder gut noch schlecht, erst das Denken macht es dazu“, aber auch an uns bereits bekannte Ideengänge Garves wird hier das Leben jedes Menschen von einem bloßen Zufall, dem sinnlichen Kitzel des Vaters, abgeleitet — warum sollte ein gleicher Kitzel nicht auch schuld an seinem Tode sein? Bilder vom Strafgericht sind Ammenmärchen, welche (man denke an den Schluß des Hamletmonologes) nur unsere Thatkraft lähmen. „Der Mensch entsteht aus Morast, watet im Morast, macht Morast und gährt wieder zusammen in Morast, bis er zuletzt an den Schuhsohlen seines Urenkels unflätig anklebt“. In

diese brutale Formel verwandelt sich in Franz Moors Munde der viel citierte Kirchhofsgedanke Hamlets.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Charakteristik Franzens hinter der des Räubers Moor weit zurückbleibt. Er ist eine großartige Kontrastfigur; aber eben nur im Kontrast zu Karl gedacht, nicht aus der Seele geschöpft und gestaltet. Zu bedeutender künstlerischer Wirkung erhebt er sich erst wiederum an seinem Ende: hier ist der Seelenforscher dem Dichter glücklich zu Hülfe gekommen, und die ärztliche Beobachtung hat die Erfahrung des Dichters und Menschen ergänzt; freilich ist auch die Ausführung stark ins Pathologische übergegangen, und Schiller durfte mit Recht eine Stelle als Beleg in seiner Dissertation verwerten. An so grelle Effekte war man aber in jener Zeit schon gewöhnt, wenn es galt, den Tod eines Gottesleugners und Freigeistes auszumalen. Die Bibel lieferte in dem schrecklichen Ende Sauls das älteste Vorbild, welchem Schiller noch einen wichtigen Zug verdankt; mit Benützung der Nachrichten über den Ausgang Julians des Abtrünnigen hat Klopstock in seinem Messias (4. Gesang) eine effektvolle Schilderung entworfen, welche sich sonst sehr schwächliche Dramatiker nicht entgehen ließen, wenn sie den Tod eines Ungeheuers wie Richard III. darzustellen hatten. Endlich kommt aber auch Richard III. selbst, der echte Shakespearische nämlich, in Betracht: wie dieser so kann auch Franz Moor in seinem letzten Monologe die inneren Stimmen nicht mehr überschreien, welche gegen ihn schuldig rufen, und der Pastor Moser hält dem Frevler die Namen Richard und Nero ausdrücklich vor! Gern stellt man dem verzweifelnden Freigeist in der Dichtung des 18. Jahrhunderts einen Widerpart gegenüber, welcher die Sache des Christentums führt wie Pater Moser gegenüber Franz Moor. Die Philosophie der Verzweiflung, die Gründe welche Franz gegenüber dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit und jenseitige Vergeltung vorbringt, sind den Zweifeln entnommen, welche den Dichter selbst und auch seinen Karl Moor quälten: ob der hier zu kurz Gekommene, wie es die Lehre von der besten Welt verlangt, dort seinen Lohn zu hoffen hat? oder ob der Geist, wie die Betrachtung des Zusammenhanges zwischen Leib und Seele nahe legen konnte, mit der Materie zu Grunde geht? Die Qualen des Freigeistes auf dem Totenbette, welches man als die Probestätte der Freigeisterei betrachtete, fand Schiller bereits unzählige Male poetisch behandelt vor. Er hatte

auch von Seeleuten gelesen, welchen in der größten Not selbst das ungewohnte Gebet zum gewohnten Fluch wird. Aber er hat alles, was er vorfand, durch den Traum Franzens vom Weltgericht übertroffen, zu welchem ihm das biblische Buch Ezechiel (Kap. 37, V. 7 bis 10), vielleicht indirekt durch Vermittlung Klopstocks, doch nur die Anregung gegeben hat. Wir wissen, wie sehr Schiller das Bild vom letzten Gericht und den Wagschalen der göttlichen Gerechtigkeit aus Klopstock und der schwäbischen Pastorendichtung geläufig war: hier hat er dasselbe zu einer grandiosen Wirkung ausgenützt. Mit Recht sagt Schillers erster Recensent: man glaube in dieser Scene kein Drama sondern die Offenbarung Johannis zu lesen. Mit den ewigen Worten der Bibel, welche jedem von Kind auf ans Herz gewachsen sind und uns am mächtigsten erschüttern, spricht sich der Erzbösewicht selbst das Urteil und — auch hier bedarf die sittliche Weltordnung keines fremden Armes — er vollzieht an sich selbst das irdische Gericht. Wenn Schiller den sühnenden Tod Karls weise über den Rahmen des Stückes hinausgeschoben hat, so zieht er hier in einer großartigen Perspektive gleichsam die fernste Zukunft des Weltgerichts in das Schauspiel mit herein. Karl Moor giebt sein physisches Leben zum Sühnopfer hin: bei Franz Moor begnügt sich der Dichter nicht mit dem leiblichen Tode, er läßt an ihm das göttliche Gericht vollziehen, und die ewige Verdammnis ist sein würdiger Lohn.

Franz Moor ist noch weiter als Gegenspieler und Intriguant von technischer Bedeutung für das Stück: aber gerade hier zeigt er uns seine schwächste Seite und eine empfindliche Blöße. Schiller selbst mußte als Selbstrecensent zugeben, daß seine Intriguen plump, abenteuerlich, grob und romanhaft seien: sein Kopf verspreche mehr als er halte. Auch andere haben bemerkt, daß die Intrigue mit dem untergeschobenen Brief Edmunds im König Lear hier nicht eben passend und geschickt wiederholt wird: ein Brief noch dazu, in welchem der alte Moor, wenn ihn der Dichter nicht mit Blindheit und Schwachsinn geschlagen hätte, bei einem zufälligen Seitenblick die Handschrift Franzens erkennen müßte. Ebenso ungeschickt ist die Verkleidung Hermanns. Daß der verschmähte Liebhaber der Geliebten die falsche Nachricht vom Tode des glücklicheren Mitbewerbers überbringen läßt, fand Schiller in Maler Müllers Ballade von der Genovefa und ist später ein beliebtes Motiv des Ritterstücks

geworden. Auf die Ausgestaltung desselben hat wieder die Bibel eingewirkt: Hermann überbringt ein blutiges Schwert, wie die Brüder an der von Amalia dem alten Moor eben vorgelesenen Stelle dem Vater Jakob das blutige Hemd seines Josef zum Zeichen seines Todes zurückbringen. Aber daß diese theatralische Vermummung nicht durchschaut werden sollte, das ist ein Faktor, mit welchem ein so überlegener Verstand wie Franz wenigstens nicht rechnen durfte. Und noch schlimmer ist es, daß Franz sogleich nach Karls Rückkehr den Kopf verliert und seine Geheimnisse selbst an den alten Daniel verrät. In Wahrheit dupiert dieser grundschlaue Bösewicht allein den alten Moor, welchen der Dichter zum dupe erfunden hat. Aber weder die schwärmerische Amalia noch seine schlecht gewählten Werkzeuge Hermann und Daniel weiß er sich botmäßig und gefügig zu erhalten. Es wäre kleinlich, von hier aus der Kunst des Dichters zu Leibe zu rücken: die Schwächen sind so auffällig, daß nur bewußte Vernachlässigung sie erklären kann. Den Dichter der Räuber interessiert und fesselt ein für allemal bloß das, was Leidenschaft ist oder atmet: über die Operationen des kühlen Verstandes und über das Motivieren der Vorgänge setzt er sich mit Gleichgültigkeit hinaus. Das leidenschaftliche Kalkul und Raisonnement Franzens zu malen, das ist seine Passion — die Folgen müssen als eine selbstverständliche Thatsache hingenommen werden. Die geistige Überlegenheit Franzens gehört zu den Voraussetzungen; und der Dichter steht nicht an, seine Umgebung des Kopfes und der Sinne zu berauben, um diese Voraussetzung zu halten.

Und so ist denn vor allem der alte Moor, auch in künstlerischer Hinsicht, das Opfer des bösen Franz geworden. Schiller mußte ihn gerade so passiv, so schwachköpfig und so kindgeworden hinstellen, wie er es gethan hat: sonst hätte er den Erfindungen Franzens schwerlich erliegen können. Soll da die Kritik noch einmal ihre Hebel einsetzen, wo der Verfasser schärfer, als der bitterste Spötter thun könnte, sich selbst gerichtet hat? Nicht einmal den billigen Seitenblick auf das zähe Froschleben des Greises, welcher selbst diesen zweiten Akt überlebt und noch im vierten nicht zu Grunde geht, hat er uns übrig gelassen. Höchstens den entschuldigenden Hinweis, daß auch keiner von Schillers Vorgängern aus der Rolle des allzu nachsichtigen und verzärtelnden Vaters eine wirklich lebensvolle Figur zu schaffen verstanden hat, trotzdem bei Klinger

und Leisewitz der Vater zuletzt auch der Richter des bösen Bruders ist. Spielt doch selbst Shakespeares alter Gloster nur eine traurige Rolle, welche der Dichter freilich aus den Folgen einer lockeren Jugend motiviert.

Um so besser fand Schiller den Charakter des reuigen Werkzeuges (Hermann) bei den Vorgängern ausgebildet. Wir erinnern uns, daß in der Erzählung Schubarts der einzige am Leben gebliebene Mörder, welchen das Beil des rettenden Sohnes verschont hat, die Missethat reuig bekennt: das ist der äußere Anknüpfungspunkt. Wir haben aber eine ähnliche Gestalt auch bereits früher in dem verlorenen Jugendversuch eines Kosmus von Medicis vermuten dürfen: auch in Brandes' „Mediceern" hat Wilhelm Pazzi die Hand seiner bereits an einen Mediceer versagten Tochter einem gewissen Berentani betrügerisch versprochen, um ihn durch diesen Köder für sich zu gewinnen. Als ihm die Augen aufgehen, wird dieser Helfershelfer dann zum Verräter der Verschwörung; wie Hermann vor Amalia, so fällt er vor Lorenzo auf die Kniee: „Ich bin nur zur Hälfte Verbrecher; mich verführte die Liebe bis zum Vorsatz; allein die Reue kam der Ausführung zuvor". Aber Hermann steht in noch näherem Verhältnis zu seinem Gebieter: er ist nicht bloß das Werkzeug sondern auch der Vertraute des Junkers; den Helden Leisewitz' und Klingers steht je ein solcher Vertrauter zur Seite. Bei Klinger heißt er Grimaldi, und das Motiv, welches ihn an Guelfo fesselt, ist dasselbe wie bei Schillers Hermann: er hat sich um die Schwester der feindlichen Brüder beworben und ist als unebenbürtiger durch Ferdinandos Einfluß vom Vater abgewiesen worden. Selbstthätig greift er aber in die Handlung nicht ein; er schürt nur Guelfos Haß gegen den anderen Zwilling und verschwindet aus dem Stück, als ihm Guelfos Leidenschaft grausig über den Kopf wächst. Die Frage eines Züricher Recensenten, wie der Bastard es wagen durfte, sich um die Nichte des Grafen zu bewerben, wird sich am besten aus Klingers Zwillingen erklären lassen. Schiller verbindet den Vertrauten Grimaldi mit dem reuigen Helfershelfer Schubarts und Brandes' und fügt ein neues wichtiges Moment hinzu. Sein Hermann ist ein ehrlicher, aber beschränkter Landjunker und der Bastard eines Edelmannes: solche Leute — man denke wiederum an Shakespeares Edmund — streben hoch hinauf und sind für Zurücksetzung empfindlich. Solche Leute haben heißes Blut, Jähzorn und Rachsucht ist ihr Element; aber sie dauern nicht aus,

um mit Festigkeit und Zähigkeit etwas durchzusetzen. Darum schlägt der von Franz aufgehetzte und erbitterte, im Grunde aber treuherzige und gutwillige Bursche um, sobald er den Jammer sieht, welchen sein Betrug angerichtet hat. Auch in den Scenen mit Hermann ist Schiller dem britischen Dichter oft verpflichtet: sein Franz Moor dringt in Hermann wie König Johann in Hubert, den er zum Morde Arthurs dingen will. Die Mittel und Kunstgriffe beider sind ganz dieselben: beide bekennen im Eingange ihren Helfern viel Dank schuldig zu sein; sie wollen mit Wucher bezahlen; sie suchen durch Schmeicheleien und Versprechungen ihren Mann vertraulich zu machen — „Gieb mir deine Hand, ich habe dir was zu sagen, Hubert!" Auch Hubert bereut zuletzt wie Hermann.

Daß Schiller auch den treuen Diener Daniel in der ersten Bearbeitung eine mehr als untergeordnete Rolle spielen läßt, lag im Geschmack des bürgerlichen Trauerspiels der Zeit. Dort finden wir die Waitwell u. s. w., welche den freigeistigen Regungen ihrer Herren und ihren sittlichen Verirrungen nur mit stillem Kopfschütteln und in schwerer Gewissensangst folgen. Den beschränkten Pflichteifer hat Schiller in seinen Jugenddramen (Deutsche im Fiesco, Lerma) in verschiedenen Formen dargestellt: später ist Fridolin sein klassischer Ausdruck geworden. Lessings Klosterbruder ist ein entfernter Vorläufer des Hausknechtes der Grafen Moor, und einen entscheidenden Zug hat Schiller Goethes Bruder Martin entlehnt: wie dieser dem Götz, so kann auch Daniel nicht umhin, dem heimgekehrten Sohne des Grafen die Hand zu küssen. Aber auch Shakespearischer Humor kommt gut in ihm zur Geltung; es wundert uns nicht, daß ihn Karl Moor, als er so umständlich und breit wie die Wärterin der Julia von einem Fall aus Karls Kinderjahren erzählt, mit den Worten unterbricht: „Wollt ihr eine Komödienrolle an mir probieren?"

Völlig im Stiche gelassen wurde Schiller von seinen Vorgängern in Deutschland in Bezug auf den einzigen weiblichen Charakter des Stückes: interessante Frauengestalten fehlen der ernsten, pathetischen Dichtung vor Goethe fast ganz. Und hier versagte ihm auch zugleich das Leben den Dienst, welches ihm die Kenntnis des weiblichen Herzens bis zum Austritt aus der Akademie hartnäckig vorenthielt. Er kannte die Frauen und Mädchen nur aus den überspannten Liebesoden Klopstocks und etwa aus Leisewitz'

Julius von Tarent, in welchem die Geliebte gleichfalls die Nichte des regierenden Fürsten ist, der sie gern als die Braut des älteren Sohnes betrachten möchte. Was konnte Amalia, wenn Schiller nicht aus dem Eigenen sondern aus diesen Vorbildern schöpfte, anders werden als eine empfindsame Schwärmerei? Als solche wird sie von Franz bezeichnet, „schwärmend" ist die stehende Bühnenvorschrift des Dichters — sie schwärmt durch das ganze Stück. Liebe zu Karl Moor und daher Haß gegen Franz: zwischen diesen beiden Polen wird sie aus einem Extrem in das andere geworfen. Jetzt stößt sie den verhaßten Franz zurück, und im nächsten Augenblick, besinnungs- und urteilslos seiner Schmeichelei erliegend, hängt sie an seinem Halse. Ihr erstes Wort ist eine Exklamation; ihre erste Rede entfernt sich weit von der Sanfmut der weiblichen Natur: gegen die Wölfe und Ungeheuer, die Drachenseelen, die Schande der Menschheit ergießt sich ihr beleidigtes Herz. Sie hat keinen eigenen Willen sondern nur den Willen ihres Abgottes Karl Moor, dessen Heldensinn und dessen Starrsinn sie teilt. Sie ist, wie Schiller selber sie nennt, „das Weib neben dem Manne" und wie alle Frauen Schillers im Grunde eine männliche Natur voll heroischer Anwandlungen, für welche aber neben der Großmannssucht eines Karl Moor kein Spielraum frei bleibt.

Leider ist auch die Liebe Karls und Amaliens ohne Kenntnis ähnlicher Empfindungen und Situationen behandelt. Kein Gedanke an die Geliebte kommt diesem Libertiner, als ihn der Fluch des Vaters gegen die Menschheit rebellisch macht; sondern das ist für ihn zugleich mit dem andern abgethan: „Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr!" Wenn Karl von seiner Liebe redet, dann schildert er sie in allgemeinen schäferlichen Farben; wenn Amalia von ihr erzählt, ist es bloß empfindsame Schwärmerei. Das Lied, in welchem sie mit chaotischer Vermischung christlicher und heidnischer Vorstellungen ihren Geliebten als einen „Engel voll Walhallas Wonne" bezeichnet, ist ein weibliches Seitenstück zu den leidenschaftlichen Lauraoden und ein lehrreiches Gegenstück zu dem einfacheren und innigeren, welches Goethes Gretchen in ähnlicher Situation und mit verwandtem Inhalt an dem Spinnrad singt. Man erfährt auch hier nur so viel als aus den Lauraoden: daß die Liebenden als rechte Jünger Klopstocks Himmel und Erde über ihren wütenden Umarmungen vergessen haben; daß ihre Liebe die

Grenzen dieses Lebens überspringt und die Ewigkeit als ihr Ziel betrachtet. An einen brieflichen Verkehr dagegen denken diese Liebenden nicht einmal. Ein Seitenstück zu der „Reminiscenz an Laura“ bildet auch das Wiedersehen zwischen Karl Moor und Amalia: eine aufgelöste Ode Klopstocks, welcher das Wiederfinden zweier Seelen, die ohne es zu wissen schon einmal in andern Welten vereinigt waren, so gern zum Gegenstande nimmt. Wie sonderbar und gesucht, daß gerade die Treue die Geliebte zur vermeintlichen Untreue verleiten muß! Amalia liebt den Grafen Brand, als welchen sich Karl bei ihr eingeführt hat; aber noch wohnt ja Karl in ihrem Herzen, das nicht Raum für zwei Gottheiten hat; sie bekämpft und bezwingt ihre Empfindung für den Grafen so lange, bis zuletzt der Argwohn der Eifersucht, daß er eine andere lieben könnte, sie verrät.

Selbst für ein Mädchen der empfindsamen Zeit ist Amalia zu passiv. Sie handelt nicht, sie kann nicht einmal wollen. Den einzigen besonnenen und festen Entschluß, welchen sie zu fassen scheint und längst hätte fassen sollen, muß ihr Franz und diesem wieder der Dichter des Julius von Tarent in den Mund legen. In Kloster und Mauern will sie der Lotterbube verschließen, — jetzt weiß auch sie, was sie will: „Kloster und Mauern! jetzt hat die betrogene Liebe ihre Freistatt gefunden!“ Man muß sich dabei erinnern, daß dies die Zeit war, in welcher verlassene und betrogene Geliebten in Balladen und Romanen (unter den letzteren war die Klostergeschichte Siegwart der berühmteste) ihr Leben unter dem Nonnenschleier verseufzten and vertrauerten; daß nicht bloß Leisewitz seiner Blanca und Berger seiner Galora sondern auch der Dichter des Götz seiner Marie einen klösterlichen Anstrich gegeben hat; daß endlich im Julius von Tarent der Held seine Braut aus dem Kloster entführt, nachdem er sich in einer Unterredung ähnlich wie Karl Moor von der Fortdauer ihrer Liebe überzeugt hat. Wir wissen auch schon, daß Schiller eine ähnliche Scene auf die Bühne bringen wollte: seitdem er dieselbe ihrer überstarken Wirkung wegen aufgeopfert hat, ist dieses Motiv völlig fallen gelassen worden. Durch die Nachricht Hermanns, daß Karl noch lebt, wird Amalia von Kloster und Mauern zurückgehalten und erscheint erst im letzten Akte bei der Katastrophe im Walde wieder: mit aufgelösten Haaren, wie die Blanca im Julius von Tarent. Daß die Geliebte des Helden in seinen Untergang mit hineingezogen

werden mußte und nur von Karls Hand fallen durfte, hat Schiller später gegenüber Dalberg in einem weitläufigen Räsonnement zu rechtfertigen gesucht, welches aber nur ein Ausfluß seiner dichterischen Verlegenheit ist. Vereinigung ist unmöglich, Resignation unnatürlich und undramatisch zugleich, Selbstmord „ein alltäglicher Behelf der schlechten Dramatiker" — sie erbittet und empfängt also von Bräutigams Hand den Tod. Das geschieht nach einem maßlosen Taumel von Empfindungen, in welchem Karl Moor herumgeworfen wurde, auf eine mehr erstaunliche als rührende Weise: der Stolz des Hauptmanns, welcher sie nicht durch einen anderen sterben sehen kann, thut, was die Liebe versagt hat. Es war Schiller bei diesem Ende weniger um Amalia als um seinen Helden zu thun, welcher in dieser Situation seine ganze Größe entfalten sollte.

Episodenfiguren kommen in den Räubern zum Unterschiede von den übrigen Sturm- und Drangdramen, in welchen das ganze Stück oft bloß aus Episoden besteht, eigentlich nur zwei vor: denn Roller und Kosinsky, welche einander ablösen, gehören zum Körper des Stückes. Aber auch die beiden Nebenfiguren des Paters und des Pastors Moser stehen nicht ohne Symmetrie in dem Drama und sind mit einander konstrastiert. Bei Cervantes hält Don Quixote den Räubern in Abwesenheit des Hauptmanns eine lange Rede, worin er sie ermahnt, ihre dem Leibe wie der Seele schädliche Lebensweise doch aufzugeben; aber er findet bei den rohen und wilden Gaskoniern keinen Eingang. Als dann später Roque Guinart die Beute zusammenlegen läßt und höchst weise unter die einzelnen verteilt, da erstaunt Sancho Pansa, daß die Gerechtigkeit sogar unter Spitzbuben notwendig sei. Hier haben wir den Pater unter den Räubern handgreiflich vor uns und eine neuerliche Bestätigung der Beobachtung, daß Schiller die starke Anregung seiner humoristischen Ader, welche sich in den Räubern so ergiebig erweist und später fast ganz versiegt, der Lektüre des Don Quixote verdankt. Ist es doch ein Grundzug des Paters wie des irrenden Helden, daß er seine Umgebung nie versteht und die Rolle nicht begreift, welche er selbst in dieser spielt. Er verschwendet wie Don Quixote die kräftigsten Worte und die imposantesten Geberden am unrechten Orte. Freilich hat der Pater auch seine ernste Seite: er redet mit der Stimme der eifernden Zeloten und Pietisten, welche die Menschheit in Bausch und Bogen zu armen Sündern verurteilten und von trivialer Salbung triefend es als ihre oberste

Pflicht erachteten, den Christen Angst vor dem Teufel einzujagen und die Hölle recht heiß zu machen. Schiller kannte diese Stimme nicht bloß von der Kanzel in Ludwigsburg her, auf welcher der Special Zilling das Fleisch verurteilte; sondern auch aus vornehmerem Munde waren ihm diese Redewendungen geläufig: der Herzog von Württemberg und sein General Rieger verstanden sich noch besser darauf, die Menschen zum Kreuz kriechen zu machen und die Posaunen des jüngsten Gerichtes anzustimmen. Ein solcher Mann sucht den Frevler an der Gesellschaft zu bekehren: dem Frevler an der Natur tritt in Pastor Moser ein ehrwürdigerer Verkündiger des Gotteswortes gegenüber, in dessen ernstem und strengem Charakter Schiller seinem ersten Lehrer und zugleich dem altschwäbischen Priesterstand überhaupt ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Er verstärkt im Gespräche mit Franz die Stimme des anklagenden und richtenden Gewissens, während das wüste Geschrei des anderen die Selbstanklagen Karls übertäubt. Er hält Franz den Spiegel vor, in welchem er sich selbst erkennt und vor den größten Sünden entsetzt zurückbebt: „Vatermord heißt die eine, Brudermord heißt die andere“.

Schon die geringe Zahl der episodischen Figuren bei einem verhältnismäßig großen Personal deutet auf das energische Bestreben nach Konzentration, deren sich Schiller im Gegensatz zu den zerfahrenen Sturm- und Drangdramen beflissen hat. Nichts soll zufällig und vereinzelt für sich stehen, eines das andere fordern: der Dichter der Räuber hat an der Emilia Galotti von Lessing die geschlossene Form kennen und schätzen gelernt, welche ihn wenigstens vor den üblichen Ausschreitungen bewahrt. Der verlorene Sohn und sein Vater; der feindliche Bruder als Gegenspieler und Intriguant; die Geliebte, um welche sich die beiden als Rivalen bewerben: das sind die Hauptfiguren. Die Bande, welche sich sorgfältig gegliedert und genau abgestuft um Karl als ihren Mittelpunkt konzentriert, und auf der andern Seite die Helfershelfer, deren sich Franz bedient: das sind die Nebenfiguren. Dazu dann der Pater und der Pastor als Episoden, welche sich gegenseitig fordern und ergänzen. Ebenso geschlossen erscheint das Stück, wenn wir es von Seite der Handlung betrachten, aus einem Gesichtspunkt also, welcher sonst die schwächste Seite des Sturm- und Drangdrama hervortreten läßt.

Es ist wahr: die Handlung der Räuber leidet an auffallenden Ge-

brechen. Schon daß Schiller den Intriguanten nicht entbehren kann, welcher aus dem bürgerlichen Trauerspiel (man denke an Marinelli) in das kraftgeniale Drama übergegangen ist; schon daß die Handlung nicht völlig und allein aus den Charakteren hervorgeht, ist zum mindesten kein Vorzug eines shakespearisierenden Trauerspiels. Aber wenn es nur noch mit einer geschickt eingeleiteten Intrigue gethan wäre! Anstatt dessen werden aber bei jedem Akte neue Hebel, ja mitunter die alten Hebel zum zweiten Mal angesetzt. Denn was ist für ein anderer als ein gradueller Unterschied zwischen dem ersten Akt, in welchem Franz dem Alten durch einen Brief des Korrespondenten aus Leipzig, und zwischen dem zweiten Akt, in welchem er ihm durch den verkleideten Hermann und seine schrecklichen Botschaften ans Leben geht: dieselben Vorgänge wiederholen sich, nur mit gesteigerter Wirkung. Und dennoch erlahmt die Handlung, wie Schiller selbst richtig empfand, in der Mitte: ein Zufall wird neuerdings zum Motor. Kosinskys Braut heißt Amalia wie die Geliebte Karls; sie weint und vertrauert ihr Leben wie diese — nun heißt es: „Auf, hurtig, nach Franken!" Aber selbst jetzt, wo die feindlichen Brüder im Vaterhaus unter einem Dache zusammentreffen, vermeidet der Dichter, sie auf einander stoßen zu lassen und die Entscheidung durch den Konflikt der Charaktere herbeizuführen. Einer schleicht immer auf den Fersen des anderen einher, und Karl Moor verläßt das Schloß wieder, ohne daß die Handlung einen entscheidenden Schritt vorwärts gethan hätte: wieder muß der Zufall den Hauptmann, welcher bereits Ordre zum Abzug gegeben hat, an den Turm des alten Moor führen, dessen Wiederauferstehen alles enthüllt.

Und trotz allen diesen Hebeln und Behelfen, welche der Dichter in Anspruch nimmt, sind Unwahrscheinlichkeiten so wenig vermieden, daß selbst die Zeitgenossen daran Anstoß nahmen, welche doch durch die Lenz und Klinger an viel mehr oder eigentlich an alles gewöhnt waren. Sehen wir von der Durchsichtigkeit der Pläne des Intriguanten und von der Leichtgläubigkeit des alten Moor, welche nun einmal ein Postulat war, ganz ab. Lassen wir uns gefallen, daß Franz Moor, welcher in der ersten Scene des zweiten Aktes eben seinen Anschlag ausgedacht hat, in der folgenden sogleich ein willfähriges Werkzeug eintreten sieht und auch schon Paket und Dokumente zur Ausführung eines Anschlages in Bereitschaft hat, den er doch soeben erst vor unsern Augen ausgeheckt hat: hat

ja doch auch der Goethische Faust in der Katechisationsscene das Fläschchen schon in Bereitschaft, welches die Mutter des Nachts in Schlummer wiegen soll. Aber wie kommt Franz zu dem Bildnis Amaliens? Oder wie kann Karl dem Brief Franzens, welcher den väterlichen Fluch enthält, sofort Glauben schenken, nachdem er von Jugend auf dem jüngeren Bruder mit instinktivem Haß und Mißtrauen begegnet ist? Wie unbekümmert handelt der Dramatiker gegen seinen eigenen Vorteil, welcher in der ersten Scene vermuten läßt, was erst in der zweiten geschehen wird, und so gewissermaßen den Inhalt der folgenden Scene vorausnimmt: Franz Moor aber sieht in seinem Gespräche mit dem Vater ganz richtig voraus, daß man Karl noch einmal an der Spitze einer Räuberbande erblicken werde und zeigt sich darin eher als Prophet denn als Verleumder.

Aber trotz diesen Schäden giebt es kein Drama der Zeit, welches eine gleiche Fülle von äußerer Handlung in verhältnismäßig so eng gesteckten Grenzen bewältigte. Als einen Meister der dramatischen Komposition hat sich Schiller sogleich in seinem Erstlingswerke bewährt; auf die Kunst der Exposition, welche in Form eines ungezwungenen und lebendigen Dialoges die Voraussetzungen klar und deutlich enthüllt und dennoch zugleich einen energischen Fortschritt der Handlung bedeutet, durfte sich Schiller selbst noch später gegenüber Goethe berufen. Die Freiheiten, welche sich der Dichter in Bezug auf Zeit und Raum herausnimmt, sind keine größeren, als die perspektivische Behandlung dem Dramatiker gestattet. Das heißt: alles was auf der Scene vorgeht, hängt stetig zusammen; alles was hinter der Scene liegt und bloß im Dialog gelegentlich berührt wird, darf der Dichter leichter behandeln. Einen Widerspruch, wie daß Karl Moor in der Schenke an der sächsischen Grenze auf einmal von Stadtmauern redet, hat er sich sonst nicht zu Schulden kommen lassen. Den Ort hat Schiller, die Aufforderung Schubarts wörtlich befolgend, ganz im allgemeinen mit „Deutschland“ bezeichnet, aber die größere Freiheit nur bescheiden ausgenützt. Nur das Moorische Schloß in Franken, die Schenke an der Grenze von Sachsen, die böhmischen Wälder (mit welchen der Dichter allerdings in die weitesten Fernen zu schweifen glaubte) und die Gegend an der Donau werden uns vorgeführt: für ein shakespearisierendes Drama keine maßlose Freiheit, besonders wenn man bedenkt, daß der Schauplatz nur in den Räuberscenen wechselt und gern wieder an die alten Stätten zurückkehrt. In

Bezug auf die Zeitdauer werden ebenso allgemein zwei Jahre angesetzt: die Handlung beginnt Anfang Mai; der zweite Akt spielt elf Monate später, in der Zeit der Schlacht bei Prag (6. Mai 1757); zwischen den zweiten und dritten Akt fällt ein Zug der Räuber, welcher in die Schweiz führte, und der Zeitraum von drei Monaten, welche der alte Moor im Turm zugebracht hat; acht Tage später sollen die Räuber in Franken sein, wo sich der vierte und fünfte Akt unmittelbar hinter einander abspielen. Es braucht den Dichter nicht zu kümmern, daß der Schluß nur vierzehn Monate nach dem Anfang und nicht in den Herbst sondern in den August fallen müßte: er hat das Recht der perspektivischen Behandlung und fehlt nicht gegen die Stetigkeit, weil die übersprungenen Zeiträume immer in die Zwischenakte fallen. Ebenso gering sind seine Licenzen in Bezug auf den scenischen Aufbau: in den beiden ersten Akten je drei, in dem dritten und fünften je zwei, und nur einmal auf dem Höhepunkte fünf große Scenen: das ist eine Geschlossenheit der Komposition, welche in einem Drama mit Massenscenen damals schier unerhört war. Schiller hält eine glückliche Mitte zwischen der dramatisierten Historie im Stile des Götz und dem bürgerlichen Trauerspiel nach dem Muster der Emilia Galotti. Die Ökonomie der Akte ist in der Weise des ersteren: die Scene wechselt in jedem Akte je einmal zwischen dem väterlichen Schlosse und den Wäldern; die ersten Scenen jedes Aktes führen die Handlung weiter und lassen dem Gegenspiel den Vortritt; die Räuberscenen folgen darauf und retardieren in den mittleren Akten, bis Karl Moor am Ende als Rächer auftritt und die Führung der Handlung selbst in die Hand nimmt. Auch unter den auf einander folgenden Scenen herrscht meistens eine geschickte Verknüpfung: in der ersten Scene erhält Franz den Auftrag zu schreiben, in der zweiten hat Karl bereits den unterschobenen Fluch; in der ersten Scene des zweiten Aktes plant Franz den Betrug mit Hermann, in der zweiten führt ihn Hermann aus; am Schlusse des dritten Aktes der Aufbruch nach Franken, am Anfang des vierten sind die Räuber dort u. s. w. Die Scenen selbst, einzeln für sich betrachtet, sind wohl abgerundet, mit Eingang und effektvollem Abschluß versehen, der Auftritt und Abgang der Personen zwar nicht immer zureichend, aber dennoch motiviert. So kurze, zersplitterte Scenen wie in Klingers und Lenzens Dramen, welche bloß einen Moment der Handlung fixieren, dieselbe aber nicht fortführen,

findet man so wenig in den Räubern als die undramatische Art, mit welcher der Dichter des Götz die Personen mitten im Gespräch auftreten und wieder abtreten läßt: nur am Beginn des Stückes, wo es nicht auffallen kann, führt uns auch Schiller die Personen mitten im Gespräch vor. Und so haben auch Leisewitz' und Klingers Brudermorddramen, trotzdem ihnen die Hamburger Preisausschreibung die geschlossene Form des bürgerlichen Trauerspiels zur Pflicht machte, nichts von dem hinreißenden Strom der Handlung, welcher uns in den Räubern selbst über innere Bedenken fortträgt: bei Leisewitz schleicht und stockt sie; bei Klinger fehlt es ihr in demselben Maße an Fortschritt wie dem Willen des Helden an einer bestimmten Absicht und einem festen Ziel. Schiller ist auch der einzige unter den Stürmern und Drängern, welcher Massenscenen zu schreiben, ganze Gruppen in Bewegung zu setzen und zu erhalten versteht. Das Zusammenleben mit den Vierhundert in der Akademie, das gemeinsame Auftreten und Abtreten hat ihn dazu befähigt: auch dort wollten bei Spielen und auf Spaziergängen viele zu gleicher Zeit zum Wort kommen und keiner sich beiseite schieben lassen. Was für ein Leben und welche Bewegung in den Räuberscenen! Was für glückliche und lebendige Bilder sogleich in der ersten Ensemblescene der Libertiner! Spiegelberg hinten in der Ecke, gestikulierend und bramarbasierend, Moor im Vordergrund in den Brief starrend, die Aufmerksamkeit der übrigen zwischen den beiden geteilt, bis Moor den Brief fallen läßt und hinausrennt und nun alle auffahren und ihm nach wollen u. s. w.

Daß in den Räubern so viel durch äußere Aktion, durch Bewegung oder Mimik dargestellt wird, das liegt nicht weniger in dem Geiste des zeitgenössischen Drama als in dem Stoffe selbst. Innere Bewegung durch äußere zum Ausdruck zu bringen, ist auch den leidenschaftlichen Helden Shakespeares nicht fremd: Laertes faßt den Hamlet an der Gurgel, welcher über der Leiche der Ophelia mit ihm ringt, und Romeo wirft sich zu Boden, indem er sich die Haare ausrauft. Der Ahnherr der Sturm- und Dranghelden, Gerstenbergs Ugolino, läuft mit dem Kopf gegen die Wand wie Karl Moor gegen eine Eiche. In den Räubern nimmt das Spiel eine bedeutende Stelle ein, aber nur indem es die Worte des Dichters begleitet. Selten bloße Pantomime und nie so arge Excentricitäten wie bei Lenz und Klinger. In einer Zeit, wo diese Kraftdichter ihre bürgerlichen Helden von dem ersten Stock herab auf die

Bretter springen ließen, hätte man sich von einem Dichter, welcher Räuber auf die Bühne brachte, wohl des Ärgsten versehen dürfen. Ich kann nicht finden, daß Schiller hierin das Maß des Üblichen überschritten hätte; wohl aber haben wir Zeugnisse, daß er sich früh eine Mäßigung auferlegte. Die Scene, in welcher Moor das Nonnenkloster in Brand zu stecken drohte, ist gestrichen; die Stelle, in welcher er dem zögernden Schwarz den Brief mit dem Degen in der Hand abpreßte, wurde nach Unterdrückung des Bogens gemildert. Für unsern Geschmack ist freilich auch das Stehengebliebene noch mitunter zuviel: Franz Moor stampft mit dem Fuße; der Alte faßt ihn an der Gurgel und wird von ihm zurückgeschleudert; Amalia reißt sich, um Karls würdig zu sein, die Perlen vom Halse und giebt Franz eine Maulschelle; der Räuber Moor schlägt vor Ungeduld aus einem Steine Funken, er weckt seine Räuber durch einen Pistolenschuß aus dem Schlaf, er zerreißt in biblischer Weise das Kleid an Stelle des brüderlichen Bandes. Aber so wenig uns Schiller zahme Räuber vorführen konnte, denen die Hände eingewickelt sind, so sehr er sich bestrebt, die Dinge sichtbar und handgreiflich auf der Bühne selbst darzustellen, so ist er doch keineswegs ohne das Gefühl für das Undarstellbare. So hat er die kontrastierenden Charaktere des Franz und Karl aus einander gehalten: in der richtigen Erkenntnis, daß sie sich aufreiben müßten, wenn sie im Vollbesitz ihrer Kräfte auf einander träfen. So hat er die gräßlichen Vorgänge im Hause des alten Moor, welche sich zwischen dem zweiten und dritten Akte ereignen: die Grablegung des Alten, die Schandthat des Sohnes welcher den Wiedererwachenden in den Turm wirft u. s. w. von der Scene verwiesen und erst dort erzählen lassen, wo schon der Rächer vor uns steht. So bringt er andererseits ein anscheinend so wenig bedeutendes Moment wie die Reue Hermanns zu Beginn des dritten Aktes auf die Bühne: weil es die Enthüllung vorbereitet und die gefährliche Überraschung beim Wiederauferstehen des alten Moor verhindert.

Zur Technik des Sturm- und Drangdrama gehören auch die musikalischen Einlagen. Schon Ugolinos Sohn singt dem Vater auf Befehl zur Laute, und zahlreiche tragische Helden und Heldinnen der siebziger Jahre folgen ihm nach. Schiller besaß Gefühl für Musik, aber nicht Talent und Geschick: auch hier ergänzte die Karlsschule seine Begabung, indem Bruder Zumsteeg die musikalische Komposition in die Hand

nahm, welcher ursprünglich sogar ein größerer Raum bestimmt war, als sie später wirklich einnehmen durfte. Schiller hat in dem Räuberlied sogar noch einen Schritt weiter gemacht als seine Vorgänger. Bei diesen finden wir höchstens im Götz ein gesungenes Lied oder ein Chorlied auf offener Scene; sonst nur einfache Instrumentalmusik zur Besänftigung der aufgeregten Gemüter oder lyrische Gedichte unter Harfen- oder Klavierbegleitung recitierend vorgetragen. So stimmt Amalia im Garten ihre Ode „Schön wie ein Engel" zur Harfe an, das weibliche Seitenstück und gewissermaßen die Antwort auf die Lieder des Lauradichters, ganz im Sinne Klopstocks, mit Anklängen sogar an die eddische Mythologie. So begleitet sie zur Besänftigung des alten Moor „Hektors Abschied" auf dem Klavier. Die melancholische Laute begleitet aber nicht bloß Amalia in den Garten, sie ist auch dem Räuber Moor im rauhen Walde zur Hand; und vor seinem Hamletmonologe, da wo ihm und uns die größten äußeren und inneren Stürme bevorstehen, zieht er sie hervor und recitiert unter ihren begleitenden Tönen das Lied von Brutus und Cäsar: einen Wechselgesang, wie sie Klopstock in seinen Oden und in seinem Epos liebte; eingekleidet in die Form eines Totengespräches, welche nach dem Muster Lukians und der Franzosen in den Renaissancelitteraturen häufig ist. Dem Brutus, welcher nach der verlorenen Schlacht bei Philippi im Begriff ist in die Unterwelt einzugehen, tritt (man denkt an das Drama Shakespeares) der ermordete Cäsar mit dem Vorwurf entgegen, daß er ihn, seinen Vater, zur Unzeit getötet habe, der ihm noch einst die Erde als Erbe hinterlassen und den Ruhm des größten Römers hätte erwerben können. Brutus weist ihn zurück, er will nicht Erbe des Tyrannengutes sein; Cäser muß überall sterben, wo ein Brutus lebt: „Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn". Also zwei Rivalen von gleicher Kraft und Größe stehen sich als der ehrgeizige Eroberer und als der selbstlose Freiheitskämpfer gegenüber: wo sie sich auch treffen mögen, und wär es an den Ufern des Styx, reiben sie sich auf. Durch Klopstock, welcher das Petschaft mit dem Kopfe seines Abgottes Brutus und einem Dolche bei sich trug, und durch die Glückseligkeitslehre der schottischen Philosophen beeinflußt, entscheidet sich Schiller auch hier als Stoiker für den Freiheitshelden Brutus gegenüber dem Eroberer und dem Tyrannen Cäsar. Dieser Wechselgesang birgt die Keime zur letzten Scene des Fiesco und zu der Posascene im Carlos;

wie die Kosinskyepisode der Räuber den Keim zu Kabale und Liebe enthält.

Wenn dem Schillerischen Erstlingsdrama oft Maß und Geschmack fehlen, welche man indessen bei den Genies jener Tage überhaupt vergebens sucht, so glaube ich durch meine Analyse gezeigt zu haben, daß sie keineswegs ohne Kunstverstand, der bloße wilde Wurf eines kühnen Talentes sind. Sinn für kunstvolle Responsion und das Streben nach geschlossener Form sind dem Dichter nicht abzusprechen, und von dem Kunstmittel der Kontrastierung hat er sowohl bei der Gruppierung seiner Charaktere als bei der Durchführung ihrer Schicksale weisen Gebrauch gemacht. Schon den Dichter der Räuber hat die siegreiche Macht des Idealismus über seine Zeitgenossen erhoben, und die größten Wirkungen sind ihm gerade dadurch gelungen, daß er über den bloßen Naturalismus hinausstrebte. Nicht die angeborene Grazie und der an der Antike geschulte Sinn hat ihn wie Goethe vor den ärgsten Ausschreitungen der kraftgenialen Zeit abgehalten: sondern der scharfe Verstand, welcher an seinem Drama mitgearbeitet hat oder sich bald nach beendeter Arbeit den Maßlosigkeiten der überstürzten Empfindung entgegensetzte. Das gilt auch von dem Dialog und der Sprache des Stückes: nach genauer Untersuchung kann ich auch hier nicht zugeben, daß Schiller seine Vorgänger überboten habe. Wohl aber besitzt er Vorzüge, die kein anderer Dramatiker der Zeit auch nur annähernd erreicht.

Niemand hat die Fehler der Sprache und des Dialoges so scharf erkannt und verurteilt als der Selbstrecensent der Räuber, welcher auch hier mit kaltem Verstand hinter dem Dichter her ist. Er rügt namentlich die Ungleichheit des Ausdruckes, der einmal lyrisch und episch, dann wieder metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt sei. In Wahrheit hat auch Schiller seinen Stil an verschiedenen Mustern gebildet. Nur wenig, besonders gegenüber den späteren Jugenddramen, erinnert der Dialog in dem adeligen Hause an die feinere Umgangssprache in Lessings Emilia Galotti, mit welcher Schiller etwa die Vorliebe für den Hinweis auf das Theater im Theater teilt; und nur selten klingt in den wollüstigen Schilderungen Franzens die Sprache Wielands an. Desto öfter begegnen uns Stellen, welche an Ossian und den Werther gemahnen, und nicht bloß in den Liebesscenen oder in den Reden der Amalia vernehmen wir das exaltierte Pathos Klopstocks.

Am stärksten aber tritt der Einfluß der Bibelsprache hervor, durch die mannigfachen biblischen Motive des Stoffes begünstigt: das biblische Pathos, dem Dichter aus dem Vaterhause geläufig und in allen seinen Jugendschriften vernehmbar, ist hier zu den größten Wirkungen ausgenützt und verleiht den aufgeregten Empfindungen, welche sich wiederholt in feierlichen Schwüren, in formelhaftem Fluch oder Segen Luft machen, einen altsanktionierten und darum ergreifenderen Ausdruck. Überall, wo sich in den Räubern die Sprache über die bloße Konversation erhebt, da stellen sich biblische oder Klopstockische Wendungen ein. Wo sie unter die Umgangssprache herabsinkt, da kommen dem schwäbischen Dichter Provinzialismen und dialektische Wendungen aus der Vulgärsprache entgegen, und er gestattet sich alle Nachlässigkeiten des sogenannten coupierten Stiles, in welchem sich das Drama der Zeit gefiel. Auch dieses Gemisch von Litteratursprache und Vulgärsprache, von hohen und niedrigen Tonarten war nach dem Herzen des Sturmes und Dranges.

Denn nur in der leidenschaftlichsten Sprache dieser Zeit konnte ein Stück wie die Räuber geschrieben werden. Schiller ist so wenig der Erfinder dieses in Ungeheuerlichkeiten schwelgenden Stiles, daß er vielmehr auf Schritt und Tritt an seine Vorgänger erinnert. Wir werden nicht bloß durch kühne Personifikationen und gehäufte Bilder, durch die überreiche Verwendung der Beiwörter an das große Muster des zeitgenössischen Drama, an Shakespeare erinnert: sondern an manchen Stellen erteilt der Dichter der Räuber diesem geradezu das Wort. In Deutschland selbst hat ihm niemand so viel an die Hand gegeben als der Dichter des Ugolino: die ersten Jugendeindrücke hafteten am sichersten und stärksten in der Seele und lebten in den Räubern wiederum auf. Lenz und Klinger haben ihren Helden kaum stärkere Phrasen in den Mund gelegt als Gerstenberg. Die bei Klopstock bereits überschwängliche, durch Rousseau bis ins Maßlose gesteigerte Sprache der Empfindung sucht hier vergebens nach vollgenügenden Worten: sie nimmt die Worte auf und verwirft sie wiederum als zu schwach oder zu menschlich; sie stößt chaotisch wahre Wortungetüme nach einander heraus, ohne sich selbst genug zu thun; sie schwelgt in den maßlosesten Hyperbeln und Übertreibungen; sie verliert sich ins Stammeln und versagt endlich ganz. Auf dem Papier drückt sich dieses Stocken der Rede in den unzähligen Gedankenstrichen ab, welche den Text auch für das Auge entstellen. Auch dem bildlichen

Ausdruck genügt nur das Allerstärkste und Grellste, und selbst der ruhige Dialog ist durch geschmacklose Cynismen und Derbheiten, durch Schimpfworte und Flüche entstellt. Man hätte einen Dichter, welcher Räuber darzustellen unternahm, in dieser Zeit wohl alles erlaubt: gleichwohl hat Schiller gegenüber den Lenz und Klinger eher Maß gehalten, als das Übermaß überboten.

Hätte Schiller diesen Stil allein zur Charakteristik seiner Räuber verwendet, dann dürfte man ihm kaum einen Vorwurf daraus machen, daß er seine Bilder mit Vorliebe von den Tieren des wilden Waldes, den Bestien und Raubtieren, den Genossen seiner Räuber, entlehnt, und Flüche sowie Zoten geflissentlich einstreut. Aber der Fehler der Sprache und des Dialogs in den Räubern ist der, daß der Dichter die verschiedenen Stilarten nicht genug auseinanderzuhalten und in den Dienst der Charakteristik zu stellen verstanden hat: auch seine schwärmerische Amalia wirft recht unweiblich mit Wölfen und Drachenseelen um sich. Diesen Fehler zu vermeiden hätte nicht bloß eine größere dichterische Überlegenheit und Objektivität sondern auch einen größeren Grad der Reife verlangt: in einer Zeit, in welcher man sich selbst im Leben in solchen Excentricitäten gefiel, hat auch Goethe erst in der zweiten Bearbeitung seines Götz die Sprache der Höflinge von der der rauhen Ritter besser, nicht ganz aus einander zu halten verstanden. Wir werden billiger und gerechter urteilen, wenn wir bedenken, was Schiller mit der Sprache im Dienst der Charakteristik wirklich geleistet hat. Hermann verändert in seiner Vermummung nicht bloß äußerlich den Ton, er redet auch die Sprache eines Kriegsmannes. Aber dieses kleine Kunststück wird bei weitem überboten durch Franz Moor, welcher nicht bloß ein Meister in der Verstellungskunst sondern auch in der Redekunst ist. Schiller durfte sich mit Recht der Gewandtheit rühmen, mit welcher Franz Moor den verschiedenen Personen gegenüber und zu verschiedenen Zeiten immer eine fremde Sprache redet. Dem Alten naht er sich schmeichelnd mit biblischer Salbung und gewinnt sich als der Zurückgesetzte und Gekränkte seine Liebe und sein Vertrauen: um ihn dann mit Energie und mit Strenge zu seinen Absichten fortzuziehen. Mit Amalia schwärmt er, mit Hermann spaßt er im Tone junkerhafter Vertraulichkeit: zu beiden spricht er nach dem Tode des alten Moor herrisch und befehlend. In seinen Monologen herrscht neben dem rohesten Cynismus, welcher einmal den Vater als

einen zähen Klumpen Fleisch betrachtet, die spitzfindigste Dialektik; und wie er im Dialoge, wo er etwas an andere zu bestellen hat, gern ihre Anwesenheit zu vergessen scheint und halblaut vor sich hinredet, so werden umgekehrt seine Monologe gern zu Dialogen, in denen er sich wie der Lessingische Philotas mit sich selbst oder mit seinem lange verleugneten Gewissen unterredet. Der Schlemmer und Wüstling führt gern die Wielandischen Vergleiche mit einer Phryne und einem Seladon im Munde; und durch den Mund desjenigen, welcher die Bibel nur zum Hohn und aus Heuchelei genannt hat, redet sie zuletzt ihre feierlichste und erschütterndste Sprache. Wenn es Schiller auch nicht in jedem Augenblick gelungen ist, so disparate Elemente aus einander zu halten und richtig zu mischen, so bleibt doch Franz Moor für alle Zeiten ein Meisterstück der mimischen Sprache und nach dem Shakespearischen Hamlet der größte Dialektiker auf dem Theater.

Durch diese mimische Belebung des Dialoges unterscheidet sich die Sprache der Räuber hauptsächlich von den Dramen des Sturmes und Dranges. Mit dem Worte ist immer zugleich auch die Gebärde gegeben, und alles tritt als Aktion sichtbar und deutlich vor das Auge. Das ist zugleich auch der wesentliche Unterschied, welcher die Sprache des geborenen Dramatikers von der Litteratur- und Buchsprache unterscheidet. „Seht, Vater!", sagt Franz sogleich im Eingange, „den Finger meiner rechten Hand wollt' ich darum geben, dürft' ich sagen er ist ein Lügner!"; und man sieht ihn den rechten Zeigefinger vorstrecken. Die Erzählung Spiegelbergs von dem Sprung in der Not enthält in wenig Worten eine ganze Aktion. In der folgenden Ensemblescene der Libertiner erinnert uns des treuen Rollers beiläufiges und unbemerktes „Aber sag doch einer, wo Moor bleibt" immer an den Helden des Stückes; und als es sich dann um die Wahl eines Hauptmanns handelt, redet Roller noch immer, ohne den Namen zu nennen, aus seinen Gedanken an Moor heraus: „Wenn sich's hoffen ließe, träumen ließe — aber er wird's nicht thun" — und wie köstlich nun Spiegelberg seine Worte mißversteht und auf sich bezieht. Oder ein anderer solcher kleiner Nebenzüge, welche dazu dienen, dem Dialog natürliches Leben und Unmittelbarkeit zu verleihen. Karl Moor sieht in dem von Schweizer gemordeten Spiegelberg den Finger einer rachekundigen Nemesis, welche den Verführer zuerst ereilt hat, und er spricht zu seinem Getreuen: „Das hast du nicht gethan, Schweizer!"

Der Biedere aber, welcher diesem Gedankenflug nicht folgen kann, antwortet mißverstehend und verletzt, weil er durch Moor seine That wie die Bubenstücke eines Schufterle verurteilt glaubt: „Bei Gott, ich hab's gethan; und es ist nicht das Schlechteste, was ich in meinem Leben gethan habe!“ Solche kleine Wendungen des Dialoges, welche die Romantiker später wohl als Ausfluß der erhabensten Kunst der Ironie an Shakespeare bewundert haben, findet man nicht bei den Lenz und Klinger oder man merkt die Absicht; sie gelingen nur den Dramatikern von Gottes Gnaden, einem Shakespeare und einem Schiller.

Wie in der Komposition, so ist ferner auch in dem Dialog der Räuber eine stärkere Konzentration, ein einheitlicherer Zug bemerkbar als jemals in den Dramen der Lenz und Klinger. Freilich beginnt auch Schiller mit einem Forte oder auch wohl Fortissimo; aber er besitzt die Kraft und die Kunst, innerhalb der einzelnen Reden, Scenen und Akte, wie innerhalb des ganzen Stückes auch wiederum abzutönen und zu steigern. Wie das Stück selbst nicht bloß in einzelne Kraftscenen zerbröckelt, sondern ein fortreißender Zug durch das Ganze hindurchgeht und uns zu Scenen von immer gesteigerter Leidenschaft mit sich fortträgt: so schwillt auch die Kraft der einzelnen Reden immer gewaltiger an, während die Lenz und Klinger mit Kraftworten und Hyperbeln wie mit Felsblöcken herumwerfen. In vollem und breitem Strome rollt der Ausdruck der Leidenschaft bei Schiller dahin; die Rede gliedert sich von selbst in Absätzen, schwillt an und nimmt wieder ab, wächst bis ins Maßlose und tönt voll aus. Mit einem Worte: Schiller besitzt tragisches Pathos, seine Vorgänger besitzen es nicht. Man findet in ihren Dramen keine einzige so zusammenhängende Rede wie den Fluch des Karl Moor am Ende des vierten Aktes und seine ingrimmige Wutrede gegen die Menschen im ersten Akte. Gerade die letztere bietet trotz ihrer verrufenen Maßlosigkeit ein höchst lehrreiches Beispiel, neben welchem sich Stellen aus Lenz und Klinger zur scharfen Hervorhebung des Gegensatzes anführen ließen. Karl Moor beginnt im Fortissimo; aber bald dämpft er seine Wut durch die Erinnerung an seine rührende Bitte, an seine kindliche Liebe zum Vater; diese Erinnerung stachelt seinen Ingrimm neuerdings bis aufs Äußerste, und nun erst tobt er gleich den Helden der Lenz und Klinger gegen die „Otterbrut“, welche er nicht wie diese einfach „zusammenwettern“, sondern in dreifacher Steigerung „erzielen, zermalmen,

vernichten" möchte. Und wie glücklich nun vor dem entscheidenden Entschlusse das volle Austönen seiner Wut, welches den anderen ihre Einrede endlich so leicht macht: „Wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäb' . . . Er sei mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!"

Das ist das echte tragische Pathos, ohne welches es keinen Tragiker giebt. Man mag über diese Kraftstellen in Schillers Räubern spotten und die Achsel zucken so viel man will: sie sind doch die Klauen des Löwen. Preisgegeben alle die Tiraden, mit welchen Karl Moor sogleich bei seinem Eintritt in die Schenke so lärmend einsetzt: aber man rühre nicht an diesen Höhepunkten des Drama! Oder will man die Beispiele, wie ein großer und echter Tragiker seine Helden auf den Höhepunkten der Leidenschaft reden läßt, bei Shakespeare suchen, so halte man neben Karl Moors Berufung der Bestien die Worte Macbeths an den Geist Banquos: „Komm du in der Gestalt des rauhen Eisbärs auf mich zu, des lyb'schen Tigers, des geharnischten Rhinoceros, in welcher andern Schreckensgestalt du immer willst, nur nicht in dieser!" Oder stößt man sich an den großartigen Hyperbeln bei Schiller, dem maßlosen Schwelgen in unendlichen Räumen und Zeiten, dem Aufruhr in der ganzen Natur, so lese man, wie der eifersüchtige Othello auf der Folter der Leidenschaft redet: „Wie das pont'sche Meer niemals zurückfließt, sondern ewig fort die wilde Flut in den Propontis rollt, so soll mein blutig wild bewegter Sinn sich nie zurück zur sanften Liebe wenden, bis eine weite grenzenlose Rache ihn ganz verschlungen. Hier beim marmornen Gewölb des Himmels schwör ich und gelob ich, mit schuldiger Ehrfurcht vor dem heilgen Eide, mein Wort zu halten". Auf Anforderungen und Gesetze des Geschmackes und die Bedingungen der Wahrscheinlichkeit kommt es in diesen Augenblicken hoher Leidenschaft dem echten Dramatiker nicht an. Kann er uns in die Situation und in die Stimmung versetzen, daß wir diese beiden vergessen: kann er das, ist ihm das gegeben, dann ist der stärkste Ausdruck gerade der beste, und der größte Effekt auch die höchste Stufe seiner Kunst. Ausnützen, eher bis zum Übermaß als garnicht, muß der Dramatiker diese großen Augenblicke; den vollen Strom des Pathos über uns ergießen und die Leidenschaft austoben und ausrasen lassen, bis sie sich selbst verzehrt. Lenz und Klinger haben das nicht gekonnt; auch der Dichter des Clavigo hat besser gethan, den kannibalischen Wutausbruch seines Beaumarchais später zu streichen, weil er weder zu

dem besonnenen Charakter des Mannes noch zu der Welt stimmt, in welche uns der Dichter versetzt. Schiller aber hat es gethan und gekonnt. Zugegeben, daß sein Räuber Moor auf einem zu hohen Kothurn einherschreitet und auf Schrauben gesetzt ist: aber dort, wo ihn die Leidenschaft trägt, erreicht er die höchste tragische Größe, während die Helden der Lenz und Klinger im höchsten Affekt zu Fratzen und Karikaturen werden. Wenn Karl Moor in der Leidenschaft von den gesprengten Banden der Natur, von der entfesselten Zwietracht redet, so glauben wir ihm und fühlen mit ihm: weil der Dichter eine Welt zu zeichnen verstanden hat, welche seinen Worten entspricht. Eine Welt des sittlichen Aufruhrs wie die, in welche uns der Dichter des König Lear führt: Bruder gegen Bruder, der Sohn gegen den Vater, der Vater gegen das Kind, das verstoßene Kind als der Retter des mißhandelten Vaters. Nicht bloß, wie auch in den folgenden Dramen Schillers, die Bande der Familie gelockert, sondern alle rein menschlichen Verhältnisse im innersten erschüttert und zerstört; und wie Shakespeares Othello den Wiedereinbruch des alten Chaos fürchtet, so ruft auch Karl Moor aus, als er die ungeheure sittliche Verwirrung durchschaut: „O ewiges Chaos!" Darum ist es kein hohles und leeres Pathos, mit welchem die Räuber die deutschen Bühnen erfüllt haben und immer erfüllen werden, denn sie sind ewig. Darum, weil sie auf den natürlichsten und ältesten sittlichen Konflikten beruhen und diesen einen zwar lärmenden und maßlosen, aber auch einen unverfälschten und gewaltigen Ausdruck geben, geht von ihnen eine so unmittelbare und ungeheure Wirkung aus, wie sie außer ihnen kein deutsches Drama und nur Shakespeares König Lear erzielt, welcher wie sie das Thema des Vatermordes mit dem des Brudermordes vereinigt. Wohl mit Recht durfte der Schwabe Auerbach nach einer Aufführung des Stückes über den Dichter sagen: „Es ist eine Größe in ihm wie außer Shakespeare in keinem".

III. Im Fürstendienst.

1. Stuttgart.

Auf Grund der beiden im Jahre 1780 vorgelegten medizinischen Dissertationen und wie es scheint ohne Wiederholung der mündlichen Prüfungen erhielt Schiller endlich am Jahrestag der Akademie (14. Dezember) die ersehnte Entlassung aus der Militärakademie. Das Austrittszeugnis, welches er einen Tag später in Händen hatte, erkannte ihm ein „gutes Genie“ zu, und er besaß nun die zur Ausübung der medizinischen Praxis erforderlichen Kenntnisse d. h. er war Medicus. Alles hing davon ab, wie der Herzog seinen Fleiß belohnen und seine Talente nutzen wollte. Die Zöglinge, welche als die ersten die medizinische Abteilung der Militärakademie verließen, sahen ihren Fleiß nicht nach Erwartung belohnt. Einige, wie Elwert und Hölder, wandten sich sofort nach Tübingen, um sich durch Erwerbung des Doktorgrades eine bessere Qualifikation zu sichern. Wer bloß Medicus war, mußte vorlieb nehmen: Schillers Freund Hoven wurde als Regimentsmedicus mit 150 fl. jährlichem Gehalt bei dem Waisenhaus in Ludwigsburg angestellt, dessen Vorsteher inzwischen sein Vater geworden war; Plieninger hatte unter dem trügerischen Titel eines „Hofmedicus“ die Patienten auf der Krankenstube der Akademie zu überwachen. Nach dem Anteil, welchen der Herzog wiederholt an Schiller genommen hatte, durften er selbst und seine Angehörigen wohl ein Besseres erwarten. Der Herzog aber hatte auch für ihn bloß die Stelle eines Regimentsmedicus zu vergeben, welche ihn bei einem monatlichen Gehalt von 18 fl. Reichswährung mit ein und zwanzig Jahren wiederum von der väterlichen Unterstützung abhängig machte und um so mehr, als die Kosten der Equipierung, das teure Leben der Residenz und das standesgemäße Erscheinen mit der kargen Besoldung von vorn herein in

Widerspruch standen. Dazu kam, daß das Grenadierregiment Augé, zu welchem Schiller versetzt wurde, einen üblen Ruf hatte: bei dem sinkenden Interesse des Herzogs an dem Militär war auch dieses Regiment allmählich auf 240 Grenadiere zurückgekommen, welche man aus Invaliden ergänzte. „Zu dem Regiment Augé kommen" bedeutete in Württemberg sprichwörtlich so viel als herabkommen, zu nichts Besserem taugen: ein empfindlicher Stich für Schillers Ehrgefühl. Man hatte auch in Schillers Vaterhaus mehr für den Sohn erwartet und fühlte sich enttäuscht; aber keineswegs, wie Schillers Schwester später berichtete, war man erbittert. Man betrachtete die Anstellung als einen Anfang und meinte, daß ein lediger Mensch mit ihr wohl auslangen könnte, dessen Eltern ihm noch täglich eine Unterstützung zu teil werden ließen. Man scheint in der Familie anfangs auch auf eine ansehnliche Civilpraxis des Sohnes gerechnet zu haben. Da es üblich war, daß die Zöglinge unmittelbar nach ihrer Entlassung dem Herzog ihre Aufwartung machten und den Dank für ihre Erziehung aussprachen, so war auch der Vater Schillers sogleich auf die Nachricht von der Anstellung seines Sohnes, noch am Abend des 15. Dezember, von der Solitude in die Stadt geeilt, um ihn durch Besorgung zweier Civilanzüge sowohl zur Aufwartung bei dem Herzog als zur ärztlichen Praxis in stand zu setzen. Und schon waren seine Aufträge in die Arbeit genommen, als man bei der Parade erfuhr, daß Schiller auf Befehl des Herzogs die Uniform eines Regimentsfeldschers tragen sollte. Also nicht einmal die Uniform eines Offiziers: dazu hatte der Sohn 8 Jahre studiert, um endlich dasselbe Kleid zu tragen, welches der Vater, ohne auch nur die lateinische Schule absolviert zu haben, am Beginn seiner militärischen Carriere getragen hatte. Vergebens wandte sich der alte Schiller, indem er den gemachten Aufwand von 120 fl. und die kurze Zeit, in welcher keine Uniform mehr zu beschaffen wäre, in Anschlag brachte, mit der Bitte an den Herzog: er möge seinem Sohn außer dem militärischen Wirkungskreis, bei dem Bestreben sich in der Stadt und auf dem Lande eine Praxis zu gründen, das Tragen von Civilkleidern erlauben. Der Herzog entschied rund weg: „Sein Sohn soll Uniform tragen" und machte damit auch durch die Civilpraxis Schillers einen Strich, der nur Feldscher, nicht Arzt war. Wiederum wurde Schiller also in die Uniform gepreßt und dieses Mal in eine noch strammere nach dem alten preußi-

schen Schnitt, welche ihn ebenso wenig kleidete als die der Zöglinge in der Akademie und wie zum Hohn gerade bei den Feldscheren noch steifer und abgeschmackter war. Wiederum trug er weiße Unterkleider; aber an Stelle des lichten trug er jetzt einen dunkelblauen Rock mit roten Aufschlägen und den spitzen blechernen Hut der Grenadiere, den Degen ohne die Offiziersquaste. Wieder konnte er, als er zum ersten Mal auf der Parade sich präsentierte, das mühsam verhaltene Lachen auf allen Gesichtern lesen, selbst auf dem seines Freundes Scharffenstein, bei welchem die Stunde seines Wiedersehens mit Schiller ernste Erinnerungen weckte.

Auch von der neuen Freiheit, der so lang ersehnten, lernte Schiller nur nach und nach Gebrauch machen. Schüchternheit und Blödigkeit, Unkenntnis der Welt und der Menschen hemmten im gesellschaftlichen Leben die Schritte des lang Isolierten und Vereinsamten. Sein Umgang blieb anfangs ganz auf den Kreis der Akademie beschränkt. Seinen Freund Hoven, welcher zugleich mit ihm die Akademie verlassen hatte, besuchte er öfter in Ludwigsburg. In der Hauptstadt selbst fand er Petersen und Reichenbach wieder, welche beide seit 1779 als Unterbibliothekare fungierten; besonders aber seinen ehemaligen Busenfreund, den jetzigen Leutenant Scharffenstein, welchem er alles Vorgefallene bereits vergeben und vergessen hatte und dem er, ohne Vorwurf, mit einer Art Kultus von seinem neuen Freunde, dem in der Akademie zurückgebliebenen Lempp redete. Scharffenstein fand Schiller gesetzter, männlicher und reifer wieder. Er staunte über die Fortschritte, welche er in den zwei letzten Jahren nicht bloß in der Dichtung sondern auch in den Wissenschaften gemacht hatte. Er fühlte nun die Überlegenheit dessen, den er einstmals durch Zurücksetzung so schwer gekränkt hatte. Er gab sich nun willig seinem Einfluß hin; und die stoische Glückseligkeitsphilosophie wie den Grundsatz Abels, daß das Glück nur eine persönliche Eigenschaft sei, urgierte Schiller mit schwellender Brust und suchte sie auch in das Herz seines Freundes zu pflanzen.

Auch in seiner häuslichen Einrichtung hielt er die Traditionen der Akademie aufrecht, indem er schon nach anderthalb Monaten sein einsames Logis aufgab und mit einem Genossen zusammenzog, welcher gleichzeitig mit ihm aus der Akademie getreten war. Es war der Leutenant Kapff, welchen Schiller im Jahre 1774 wenig schmeichelhaft als kindisch und unverschämt im Betragen, unzufrieden mit seinem

Schicksal, aber sehr zufrieden mit sich selbst, als großsprecherischen, soldatischen Prahlhans von keiner guten Gemütsart geschildert hatte. Obwohl dieses jugendliche Urteil kaum fehltraf und Kapff bei den Stuttgartern später übel genug angeschrieben war, ehe er als Abenteurer in Ostindien endete, erwählte ihn Schiller doch zu seinem Zimmergenossen. Auf seinem ersten Schritt ins Leben scheinen ihm solche Leute imponiert zu haben; und mit deutlichem Vorwurf bezeichnet Schillers Vater noch später jenen Leutenant Miller, welcher uns als Maulheld von der Art Spiegelbergs bekannt ist, als einen ehemaligen Herzensfreund seines Sohnes. Das Haus gehörte seinem Gönner Haug, welcher es zwar nicht selbst bewohnte, aber in seiner Nachbarschaft angekauft hatte, um seine Vorlesungen, welche an der Akademie eingestellt waren, in einem Zimmer des zweiten Stockes auf eigenem Grund und Boden zu halten. Den unteren Teil hatte er an die Witwe des kürzlich verstorbenen Hauptmannes und Regimentsquartiermeisters Vischer verlassen; diese wieder nahm Schiller und Kapff auf ein kleines Parterrezimmer in Aftermiete. Wunderlich genug sah es in diesem aus. Ein großer Tisch und zwei Bänke waren die einzigen Möbeln, die Garderobe hing an der nackten Wand. In der einen Ecke des Zimmers lagen auf einem aufgeschichteten Kartoffelhaufen Teller und Flaschen durch einander; die andere Ecke sollten bald die Ballen der „Räuber“ anfüllen. Kalter Tabakqualm erschwerte das freie Atmen Hier hielt Schiller mit Scharffenstein und anderen Genossen gemeinsame Mahlzeiten ab, welche frugal genug bei Knackwurst und Kartoffelsalat verliefen: man brauchte nur in die Ecke zu greifen und präparierte die Kartoffel selbst. Wenn Schiller einmal Honorar verdiente, dann gab es auch Wein. Kam er bei verschlossener Thür nach Hause, so sprengte er sie, ohne weiter nach dem Schlüssel zu fragen, einfach mit einem Fußtritt ein. Zum Aufwärter aber hatte er sich aus seinen Grenadieren den Fourierschütz Kronenbitter ausgewählt: eine seltsame groteske Figur, welche allerlei Konfusionen anrichtete und welche Schiller wohl gelegentlich einmal in einem Brief als „mein Hundsf . . ., der Kerl“ bezeichnet, aber wegzuschicken doch nicht übers Herz brachte.

Noch studentischer und wüster ging es außer dem Hause her, wenn sich die Kameraden etwa bei dem Ochsenwirt in der Hauptstätterstraße oder im Adler zusammenfanden, im Winter um eine Partie Manille (Karten) zu spielen, im Sommer um eine Partie Kegel zu schieben.

Der aufgeknöpfte Ton, welcher hier herrschte, wird durch den folgenden Zettel illustriert, welchen Schiller einmal zurückließ als er keinen seiner Kameraden vorfand: „Seid mir schöne Kerls. Bin da gewesen und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller". Bei solcher Gelegenheit hat Schiller anstatt seines gewöhnlichen halben oder höchstens eines ganzen Maßes wohl auch ein paar Mal des Guten zuviel gethan; und seitdem man ihn von dem Bankett, welches der General Augé den Offizieren seines Regimentes gab, hatte nach Hause tragen sehen, war sein übler Ruf als Trunkenbold bei den philiströsen Stuttgartern entschieden. In Wahrheit schadete Schiller am meisten seiner Kasse, welche auch die kleinsten Dosen Landweins nicht vertrug. Er geriet zunächst in Finanzverlegenheiten, aus welchen er sich durch schriftstellerische Unternehmungen zu ziehen hoffte, oder indem er durch den Bibliothekar Petersen ein Schock Bücher um 4 bis 5 fl. verschleudern ließ. Dennoch aber sind einige rückständige Conti vorgefunden worden, in welchen der Ochsenwirt den Herren „Dr. Schiller" und Bibliothekar Petersen zahllose Portionen Schinken und Flaschen Weins aufrechnet und welche noch heute nicht bezahlt sind.

Daß Schiller seine Freiheit nicht auf eine edlere Art genoß, daran ist nicht nur die Zügellosigkeit schuld, in welcher sich der Dichter der Räuber nach dem langjährigen Zwange gefiel, sondern auch die Enge und Gebundenheit der Stuttgarter Gesellschaft. „Kommt man einmal in eine Gesellschaft," so wird dieselbe von einem Akademisten im Jahre 1783 geschildert, „so stehen die Chapeaux auf der einen Seite des Zimmers, die Frauenzimmer auf der andern. Alles geht dann so pünktlich, so abgemessen, so steif her, daß man nur froh wird, wenn man wieder fort kann. Kommt man unverhofft in eine Familie, so trifft man auf dem Tisch der jungen Frauenzimmer einen Siegwartischen Roman, benetzt von den goldenen Zährlein der empfindenden Schönen. Da ist von nichts die Rede als von herzigen Liedlein, da ist man so zuckersüß und so weinerlich." Das war freilich kein Ton für den Verfasser der Räuber, welcher als Militärist auf den Bezirk der Stadt eingeschränkt war und sich nicht ohne besondere Erlaubnis entfernen durfte. Das Schönste an dem damaligen Stuttgart war seine Lage: die Hügel und Berge, zwischen welchen es wie im Kessel mitten drin gelegen ist

und auf welchen schon damals die Äcker und Wiesen gegenüber den Weinpflanzungen nicht mehr aufkommen konnten, lachten von allen Seiten in die finstere Stadt herein und lockten aus den winkeligen Straßen in das Freie. Stuttgart, seit 400 Jahren die Residenz württembergischer Grafen und Herzoge, mit der schwarzen Stute im weißen Feld ihres Wappens, war damals eine Stadt von 15 400 Fuß im Umfange, 1270 Fuß Länge und 1400 Fuß Breite. Die Anzahl der Häuser betrug 1650; die Einwohnerzahl bezifferte sich, außer einer Garnison von 1200 Mann und den 400 Akademisten, auf ungefähr 17 530 Seelen, von welchen nur 2441 Bürger waren, und stellte ungefähr den 26. Teil der Bevölkerung des ganzen Herzogtums vor. Die Stadt litt am Anfange der 80er Jahre noch unter den Folgen der Vernachlässigung, welche ihr durch die lange Abwesenheit und die Mißgunst zweier Herzoge zu teil geworden war. Sie bestand aus der Altstadt als dem eigentlichen Kern, dessen Gassen, schon seit 300 Jahren als zu eng empfunden, meist in Winkelwerk oder in einen Sack verliefen und von schlecht gebauten, zum größten Teil hölzernen Häusern gebildet wurden. Ein Graben und eine Mauer mit vielen alten Thoren, welche die Handhabung der Sicherheitspolizei erleichtern sollten, trennten die Altstadt von den zwei Vorstädten ab: von diesen hatte die eine, die sogenannte Eßlinger Vorstadt, einen mehr ländlichen Charakter; während die andere, die sogenannte reiche oder Turnierackervorstadt, von luftigen, langen und breiten, nach Kreuz und Quer schnurgerade gezogenen Straßen mit bequemen aber wenig geschmackvollen Häusern durchschnitten wurde und als das elegante und moderne Viertel den wohlhabenden Leuten zur Wohnung diente. Schillers Behausung lag auf der entgegengesetzten Seite, am Ende der Altstadt nahe bei der Stadtmauer, welche damals bereits niedergerissen, aber noch an den Resten kenntlich war und durch ein Thor nach Eßlingen führte; an dem Hause zog sich der sogenannte kleine Graben hin, welcher im Jahre 1781 schon zum größten Teile zugeschüttet war und der Stuttgarter feinen Welt zur Abendpromenade diente, ohne daß Schiller darauf Rücksicht genommen hätte. Außer einem Dutzend Kirchen und Schulen enthielt die Stadt kaum etwas Sehenswürdiges. Die freundlichste Gegend war die um das Schloß herum: neben dem alten gotischen Schloß, welches den Zeitgenossen Schillers als „fürchterlich antik“ erschien, hatte der Herzog Karl in seiner ersten Periode das neue Schloß erbaut, dessen

rechter Flügel, noch ehe er bezogen wurde, einem Brande zum Opfer fiel. Erst nach Karls Rückkehr von Ludwigsburg wurde der Ausbau wieder aufgenommen, aber noch 1782 sah das „neue Schloß" recht traurig und ruinenhaft aus. Auf diesem Platze fiel auch das Opernhaus ins Auge, angeblich das größte in dem damaligen Deutschland, welches in den 50er Jahren aus dem früheren Lusthaus umgebaut und eingerichtet worden war. Für das Schauspiel war im Jahre 1779 ein kleines aber zierliches Haus durch den Hauptmann Fischer aufgerichtet worden.

Wenn Schiller aber dem engen Bezirk der Stadt sei es mit oder ohne Erlaubnis entfloh, dann galt sein erster Ausflug den „Elysiumsscenen der Kindheit" in Lorch; sein gewöhnlichstes und nächstes Ziel jedoch war die Solitude, auf welcher sein Vater wenige Tage nach dem Abzug der Karlsschule als Vorgesetzter der herzoglichen Hofgärtnerei mit seiner Familie und mit 4000 seiner geradgewachsenen Zöglinge am 5. Dezember 1775 seinen Einzug gehalten hatte. Wie das Beispiel des alten Hoven und des alten Schiller beweist, berücksichtigte der Herzog die Väter der Karlsschüler mehr als die Söhne selbst, und bei seinem abnehmenden Interesse an dem Militär trachtete er seine Offiziere außerhalb des nexus militaris praktisch und nützlich zu beschäftigen. Im Vaterhause fand Schiller manche Veränderung vor. Seine jüngste Schwester (Marie Charlotte) sah er nicht wieder; sie war 1774, sechs Jahre alt, gestorben. Ein im Mai 1773 geborenes Töchterchen (Beata Friederike) hat der Bruder schwerlich zu Gesicht bekommen, denn es hatte sich schon im Dezember wiederum hinweggestohlen. Dafür lief ihm jetzt zum ersten Mal ein dreijähriges Engelsköpfchen entgegen, Karoline Christiane getauft, aber Nanette gerufen; welches, auf der Solitude (am 4. September 1777) geboren, schon in frühen Jahren durch die äußere Bildung die Herzen gewann und bald nach Schillers Flucht aus der Heimat eine nicht gewöhnliche Begabung selbst für das Versemachen verriet. Die beiden andern Schwestern, zwischen denen Schiller dem Alter nach in der Mitte stand, waren nun 23 und 14 Jahre alt: und wie die Eltern waren auch sie mit Verstand, redlichem Sinn und gutem Geschmack begabt; alle erschienen dem Besucher der Solitude als Günstlinge der lieben Natur, und jedes besaß wiederum seine eigenen Neigungen und Talente. Namentlich hatte sich Christophine dem Bruder immer ähnlicher an Geist und Gemüt entwickelt, so daß selbst ihre Hand-

schrift von der seinigen oft kaum zu unterscheiden ist. Eine „kräftige Jungfrau“, wie sie sich selber nannte, und im Äußeren mehr dem Vater als der Mutter nachgeraten, besorgte sie nach außen die Korrespondenz der Familie und führte zugleich im Innern des Hauses die Wirtschaft, welcher die Mutter nicht mehr völlig gewachsen war. Denn die Gastfreundschaft des Vaters, welcher nicht ungern fremde Besucher der Solitude, wenn sie ihm zusagten, mit zu Tische brachte, vergrößerte die häuslichen Pflichten. Dabei blieb aber Christophinens Sinn immer auch für Höheres offen und empfänglich: nicht bloß religiöse Gefühle, alles was schön und gut war verfing bei ihr, und indem sie noch bis in das späte Alter jedem Ding die freundlichste Seite abzugewinnen wußte, verschönerte sie sich und andern das entbehrungsreiche Leben. An den Bruder schloß sie sich jetzt, seitdem die ersten Proben seiner hohen Begabung hervortraten, mit einer Wärme und Begeisterung an, welche ohne den Nährstoff persönlicher Berührung bis über Schillers Grab hinaus anhielt; und es ist unbeschreiblich rührend, in ihrem Nachlaß zu sehen, wie sie gewisse Gedanken oder Gedichte Schillers mit unermüdlicher Hand und mit nie erkaltendem Herzen immer wieder aufs neue abgeschrieben hat. Hausbackener und einfacher, und (während Christophine auch zeichnete und malte) mehr auf die häuslichen und frauenzimmerlichen Arbeiten beschränkt war die zweite Schwester Luise, obgleich es auch ihr nicht an Witz und an der Gabe eines guten Briefstils gebrach. Der Verkehr zwischen den Eltern und den Töchtern war herzlich und innig; der Vater war nicht ohne natürliche Zartheit und Galanterie gegenüber den Frauen, wie er denn niemals von einem für ihn allein bestimmten Gerichte zu essen vermochte, ohne es vorher seinen Töchtern anzubieten. Nur in einem Punkte verstand sich der nahezu 60jährige Mann mit den Frauen nicht immer: er machte der Mutter und den Töchtern das hochsinnige Trachten über ihren Stand hinaus und die Putz- und Modesucht zum Vorwurf. Was ihn aber völlig in Harnisch brachte, das waren die Huldigungen, welche die Offiziere eines auf der Solitude liegenden Husarenregiments seinen Töchtern entgegenbrachten und welchen kein Gehör zu schenken er immer wieder aufs neue empfahl. Recht im Tone des alten Miller wetterte er gegen die Soldatenliebschaften und wünschte seinen Töchtern lieber einen soliden bürgerlichen Mann: wie sich denn auch Christophine einen Leutenant (Miller?) aus dem Kopf

schlagen und zuletzt mit dem bürgerlichen und nüchternen Reinwald zufrieden geben mußte.

Wenn nun auch der Sohn wieder in dem Familienkreise auf der Solitude erschien, war das für beide Teile ein Festtag. Zum ersten Male seit acht Jahren konnte sich der Herangewachsene mit den Seinigen wieder aussprechen, während die scharf überwachte Korrespondenz aus der Akademie gewiß auch nur träge geführt wurde. Hier im Kreise der Lieben durfte sich Schiller unverhüllt über seine vereitelten Hoffnungen auslassen: seine Unzufriedenheit mit dem Lose, welches ihm der Herzog angewiesen hatte, mußte selbst der vorsichtige und gerechtere Vater billigen, welcher seinem Sohne sonst nicht die Stange zu halten pflegte. Vor allem aber war Christophine von da ab zeitlebens die geschworene Feindin des Herzogs von Württemberg, von welchem sie das Schlimmste und Schlechteste immer am bereitwilligsten glaubte und weiter erzählte. Nachdem sich der Regimentsmedicus weidlich Luft gemacht, kehrte er dann, durch den Zuspruch des Vaters gekräftigt und aufgerichtet, wieder mit mehr Mut in das verhaßte Joch zurück. Die Vertraute seiner Dichtung war auf der Solitude besonders Christophine, welche nicht bloß als sein Sekretär und Kopist fungierte, sondern auch jetzt noch wie in jenen Ludwigsburger Tagen kleine Scenen, etwa aus der Oper Semele, darstellend mit ihm aufführte. Am zärtlichsten aber hing der Sohn noch immer an der Mutter; und selbst, wenn er sie nach bloß kurzer Abwesenheit in größerer Gesellschaft wiedersah, flog er ihr mit so ungestümer Freude in die Arme, daß er sich kaum mehr losreißen konnte. Mütterchen hatte auch den ganzen Tag zu backen und zu braten, wenn sich Schiller etwa mit Scharffenstein auf der Solitude einen guten Tag machen wollte, und sie verstand wohl für einen guten Nachtisch zu sorgen. Aber schwer fiel ihr eine andere Sorge aufs Herz: sie wollte den Sohn nicht mehr so fromm wiedergefunden haben, als er einst aus dem Vaterhause gezogen war, und aus bangem Herzen katechisierte sie ihn über seinen Glauben. Der Mediziner war nicht ungestraft durch die Schule der Materialisten und Erfahrungsphilosophen gegangen.

Seinen Beruf als praktischer Arzt hat Schiller nach übereinstimmenden Zeugnissen anfangs ernstlich und nicht bloß nebensächlich betrieben, sondern vielmehr die Dichtung zunächst beiseite gelegt. Es fehlte ihm nicht an Geist und Scharfblick, und anfangs hatte er auch mit ver-

schiedenen Typhuskranken entschiedenes Glück. Aber bald machte sich wie in der Dichtung so auch hier das Gewaltsame und Fortreißende seiner Natur geltend: anstatt dem natürlichen Verlaufe nachzuhelfen, wollte er seine Patienten mit einem gewaltsamen Ruck und energisch herausreißen. Solche Kraftstücke mußten freilich einen üblen Ausgang nehmen, und über die beliebte Ordination starker Brechmittel in großen Dosen hat der Selbstrecensent der Räuber selber später gespottet. Ältere, systematisch gebildete Ärzte schüttelten über seine Kuren begreiflicher Weise den Kopf; und der Hofmedicus Elwert wußte, als Schiller auch auf eine Warnung des Herzogs hin nicht maßvoller verordnete, ohne dem Studiengenossen seines Sohnes zu schaden, keinen anderen Weg, als daß er sich in allen bedenklichen Fällen die Rezepte der ihm unterstehenden Ärzte vorlegen ließ, bloß um die Schillerischen nötigen Falles zu mildern. Durch das Mißlingen seiner guten Absichten und den Tadel seiner Vorgesetzten wurde Schiller disgustiert. Zu thun hatte er wenig, obwohl der größte Teil der Grenadiere aus Invaliden bestand, und zu interessanter Beobachtung bot ihm dieses Material noch weniger Gelegenheit. Das Einerlei der Lazarethbesuche, das tägliche und pünktliche Erscheinen auf der Wachparade, auf welcher er dem General über die Kranken Rapport zu erstatten hatte, war ihm bald noch mehr zuwider. Seine Gedanken wendeten sich allmählich von dem Beruf des praktischen Arztes ganz ab und auf die Theorie der medizinischen Wissenschaft: eine Professur der Physiologie war ihm nicht unerreichbar, wenn er erst wie sein Freund Elwert in Tübingen den Doktor gemacht hatte. Er ließ sich, wie es scheint, zu diesem Behufe die Dissertation des Jahres 1779 von seinem Vater zurückschicken. Zu einem energischen Studium freilich kam er nicht, und nur ein einziges medizinisches Buch (noch dazu ein schlechtes: den Apothekeralmanach auf 1781) soll er sich angeschafft haben. Denn bald drängte sich die Dichtung und die Schriftstellerei wieder in den Vordergrund, und auch die Not trieb ihn seiner Lieblingsbeschäftigung wieder in die Arme. Er machte sein Talent zuerst als schwäbischer Kasualdichter geltend. Bald nach seinem Austritt aus der Akademie und seinem Eintritt in das Regiment war unter den Augierschen Grenadieren der Hauptmann Wiltmeister gestorben (27. Dezember 1780): Schiller, welchem der Verstorbene vielleicht im Jahre 1774 als Vorsteher auf der Solitude bekannt geworden war, sang ihm das übliche Leichen-

carmen nach. Im Januar 1781 machte ihn ein ähnliches Produkt auf den Tod seines Genossen Weckherlin, das er auf Kosten seiner Freunde drucken ließ, so übel berüchtigt wie den, der den Tempel zu Ephesus verbrannt hatte. Ein Jahr später besang er den Tod des Generals Rieger (15. Mai 1782), welcher sich einstmals nachträglich als seinen Pathen ins Kirchenbuch hatte schreiben lassen. Auch andere lyrische Gedichte, wie die Lauraoden und die Kindsmörderin, entstanden, und bald muß Schiller auch die Redaktion des Jahrganges 1781 der „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" übernommen haben. Die letztere sicher bloß des materiellen Gewinnes halber: denn wenn sich seine Einnahmen auch nicht, wie er den Herzog glauben machen wollte, auf jährlich 550 fl. beliefen und gegen das Deficit der Räuber nicht aufkommen konnten, so durfte Schiller nach dem Erscheinen der Räuber doch wenigstens mit einiger Sicherheit auf ein ansehnliches Honorar rechnen.

Schiller dachte nun auch ernstlich daran, seine Räuber in die Öffentlichkeit zu bringen: mit seiner Entlassung aus der Akademie sah er nicht nur seine Person sondern auch seine Dichtung freigegeben. Er trachtete darnach, das Stück endlich in Ordnung zu bringen. Er holte zuerst nebenbei auf Spaziergängen die Urteile seiner Freunde ein, zu welchen jetzt auch sein früherer Lehrer Abel gehörte. Er forderte dann von Petersen eine völlige Zergliederung des Stückes, nicht unter sechs Bogen stark „wenn ich nicht das Maul krümmen soll" und ohne thörichte Schmeicheleien, damit er seine Bemerkungen auch nutzen könne. Manches, wie die maßlose Scene im Nonnenkloster und andere „zu grelle und sittenlose" Auswüchse, wurden auf die Kritik der Freunde hin beseitigt oder durch neue Zuthaten ersetzt. Die Gründe, welche den Dichter bewogen sein Stück in den Druck zu geben, hat er selbst, nur zum Teile aufrichtig, seinem Freunde Petersen eingestanden. Zunächst hoffte er in aller Unschuld auf Geld: jenen allgewaltigen Mammon, dem die Herberge unter seinem Dache gar nicht anstehe. Dann lockte es ihn, wie begreiflich, dem Urteile der Welt und des unbestochenen Richters, für welchen er das Publikum in seinem kindlichen Sinne hielt, ein Werk preiszugeben, welches er und seine Freunde vielleicht mit übertrieben günstigen Augen angesehen hätten: er will über sein Schicksal als Autor und Dramatiker Klarheit haben. An der Aufrichtigkeit des dritten Grundes

werden wir um so eher zweifeln dürfen, als er mit den vorhergehenden im Widerspruch steht und von dem Schreiber selbst mit einer gewissen Absichtlichkeit als „ganz echt" hervorgehoben wird: er habe einmal in der Welt keine andere Aussicht als „in einem Fache" zu arbeiten, er wolle deshalb sein Glück in einem Amte suchen, in welchem er seine Physiologie und Philosophie nutzen könne; Poesie, Tragödie u. s. w. sollten seinem Plane, Professor der Physiologie und Medizin zu werden, nicht hinderlich sein, und darum will er sie hier schon los werden. Wenn er künftighin „etwas dreuster" schreibe, soll es wiederum auf dem Gebiete der Philosophie der Physiologie sein. So belügt er mehr sich selbst als seinen Freund, welchen er durch denselben Brief überreden will, die Herausgabe der Räuber, für den Regimentsmedicus ein nicht zu wagender Schritt, auf sich zu nehmen und zu betreiben. Schon mündlich durch Hoven hatte er ihn „nach allen Künsten des überredenden Kanzlers angehen" lassen, und er dringt nun noch mächtiger schriftlich in ihn. Petersen, welcher als Bibliothekar Fühlung mit auswärtigen Buchhändlern hatte oder sich damals wirklich bei Verwandten in der Pfalz aufhielt, soll der größeren Sicherheit halber dort einen Verleger suchen: in einem zu Mannheim erschienenen Drama würde man die württembergischen Originale der Räuber nicht so leicht wiedererkennen. Daß es „herauskomme", war auf diesem Wege weniger zu fürchten; und wenn es doch geschehen sollte, so konnte Petersen dem Stücke die Ehre erweisen, einen seiner Brüder oder sich selbst als Autor zu nennen. Das Geschäftliche erscheint dem Unerfahrenen ziemlich einfach: sein Rivale Stäudlin hat für seine „Verse" von einem Tübinger Verleger einen Dukaten per Bogen erhalten; warum sollte der Verfasser der Räuber für sein Trauerspiel unter den günstigeren Verhältnissen des pfälzischen Buchhandels nicht eben so viel, nicht mehr erhalten? Was über 50 fl. abfalle, habe der Vermittler redlich verdient und sei sein. Der Brief schließt mit einer Nachschrift, welche die ganze Ungeduld des Schreibers enthüllt: „NB. Höre Kerl, wenns reussiert, ich will ein paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen". Aber Petersen scheint sich als herzoglicher Bibliothekar keineswegs sicher genug gefühlt zu haben, das Geschäft zu wagen; oder die Rechnung war ohne den Wirt gemacht, und sie erhielten von Mannheim einen abschlägigen Bescheid. Auch in Stuttgart selbst (man scheute jetzt diese Gefahr nicht mehr) wollte keiner der drei Buch-

händler den Druck auf eigene Kosten wagen und von einem Honorar konnte vollends gar nicht die Rede sein. Die Räuber mußten dennoch ans Licht; und Schiller entschloß sich endlich wie der Verfasser des Götz zum Selbstverlag, welcher seit den siebziger Jahren nicht selten war, aber fast niemals mit Gewinn endete. Es wurde zunächst Geld aufgenommen, für welches ein Freund Bürgschaft leistete; und es wurden so die ersten Schulden gemacht, welche sich auf Jahre hinaus an die bürgerliche Existenz Schillers hefteten und ihn auf keinen grünen Zweig kommen ließen. Die Herausgabe des Stückes wurde von den Genossen wie eine gemeinsame Angelegenheit von der größten Wichtigkeit betrieben, und kam nicht ohne heftige Debatten zu stande. Schiller akkordierte mit dem Buchhändler Metzler, einer keineswegs obskuren Firma, in deren Verlag vor dreißig Jahren auch die ersten Schriften des jungen Lessing erschienen waren. Der Druck begann; und während er rasch vorwärts schritt, arbeitete Schiller bereits an einer Vorrede zu den Räubern, welche er „in der Ostermesse 1781“ unterzeichnete.

Diese Vorrede ist eigentümlich genug und in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Erstlich weil sie deutlich zeigt, wie schnell nach der Debauche der Räuber sich bei dem jungen Dichter ästhetische Gewissensbisse fühlbar machten und wie er sich selber wiedergefunden hatte, noch ehe die öffentlichen Kritiken ihm seine Fehltritte vor Augen hielten. Seiner überfliegenden Leidenschaft und Phantasie hinkt der kühler richtende Verstand auf dem Fuße nach; und schon diese Vorrede wird uns keinen Zweifel darüber lassen, daß die strenge Selbstkritik, welche der Autor an dem eigenen Werke übt, aus der Schule des Hamburgischen Dramaturgen stammt. Zweitens aber macht uns die Vorrede staunen, indem sie nichts anderes sein will als ein Verzicht auf die theatralische Aufführung: sie stempelt die bühnenwirksamste aller Schillerischen und aller deutschen Tragödien überhaupt zum bloßen Buchdrama, sie verweist den größten deutschen Dramatiker mit seinem Erstlingsprodukte von der Bühne weg an das Lesepublikum und nennt sein Werk eine „Versündigung gegen den Schauplatz“.

Dieser zweite Punkt nimmt uns sofort gefangen. Wir fragen uns: ist das auch Schillers ernste und aufrichtige Meinung? Jede Scene nicht bloß, jede Zeile der Räuber straft den Vorredner Lügen. Das Mimische, die Aktion herrscht in diesem Drama auf eine Weise, welche

nur die beständige Vorstellung sichtbarer Verkörperung erklären kann. Aber wir dürfen den Dichter auch selber beim Wort nehmen. Wie uns jener Brief an Petersen verrät, wollte er durch den Druck der Räuber nicht bloß sein Schicksal als Autor sondern auch als Dramatiker erfahren: so konnte er unmöglich unterscheiden, wenn er nicht zugleich an das Lesepublikum und an das Theaterpublikum dachte. Umsonst hat er auch die Aushängebogen des Stückes nicht an den Sitz des neuesten Nationaltheaters, nach Mannheim, geschickt. Und endlich lenkt ja der Vorredner am Schlusse selbst wieder ein und verrät die wahren Absichten des Dichters nur zu deutlich, wenn er sagt: „Ich würde mich übrigens glücklich schätzen, wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius verdiente“. Gegen diese Erwägungen kann auch Schillers doppeldeutige Äußerung gegenüber Dalberg nicht aufkommen: daß er sich, als er „das Stück anfangs dachte und den Plan davon bei sich entwarf“ (also nicht mehr bei der Ausführung?), die theatralische Darstellung ganz hinweggedacht habe.

Was bewegt ihn überhaupt, sein Drama als bloßes Buchdrama zu geben? Nicht die äußere Form oder wie er es nennt „die körperliche Ausdehnung“; im Gegenteil fühlt er gerade darin seine Stärke vor den Dramen der Zeitgenossen, und er meint ausdrücklich die Ökonomie rechtfertigen zu können. Nur der Geist mache dasselbe auf der Bühne unmöglich. Er habe in Karl und Franz Moor Bösewichter geschildert, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Missethäter, Ungeheuer mit Majestät. Vor dem Leser glaubt er die glänzende Seite, welche er auch an dem Lasterhaften aufgezeigt habe, mit der Philosophie seiner Zeit entschuldigen zu können: die Garve und Mendelssohn hatten ihn gelehrt, daß auch der Lasterhafteste nicht durchaus unvollkommen und ohne richtige Ideen sei. Aber er fürchtet in einer Zeit, in welcher die Revolution bereits in der Luft lag, die Wirkung auf die großen Massen: der Pöbel würde darin nur eine Apologie des Lasters sehen. Und weiter schreckt ihn der Zustand des deutschen Theaters selbst ab: soll er die Majestät seines Räubers in der Stellung eines Stallknechtes erzwingen sehen? Und haben ihn nicht die „verhunzten“ Bearbeitungen der Gotter, Weiße, Stephanie, welchen Shakespeare in seiner wahren Gestalt, in seiner „rohen skythischen Kraft“ auf dem Schauplatz hatte weichen müssen, genugsam belehrt, daß der Erfolg auf dem Theater nicht der Maßstab für den Wert eines Drama ist?

Und wie rechtfertigt unser Vorredner nun das Buchdrama? Er leugnet, daß die theatralische Vorstellung ein unentbehrliches Requisit zu einem Drama sei. Historisch betrachtet möge die sinnliche Darstellung in den Anfängen der dramatischen Kunst (als solche gelten dem Schüler Nasts Sophokles und Menander) wohl der Ausgangspunkt und das Hauptaugenmerk gewesen sein: in der Folge aber hätte sich gefunden, daß allein die dramatische Methode vor den übrigen Dichtungsgattungen einen Vorzug habe, welcher in der unmittelbaren Gegenwart der Handlung bestehe. Daß der Dramatiker uns seine Welt gleichsam gegenwärtig hinstellt und uns die Leidenschaften in den eigenen Äußerungen der Personen schildert, hatte Schiller in der Akademie als wesentlichen Unterschied zwischen Epos und Drama festhalten gelernt: der Dramatiker wird daher gegenüber der „beschreibenden Dichtkunst“ (d. h. dem erzählenden Roman und der Epopöe) um so mächtiger wirken, als die lebendige Anschauung kräftiger ist denn die historische Erkenntnis. Darum ist auch Shakespeare sein Mann, dessen Macbeth er wiederum mit Bewunderung citiert; darum ist er andererseits ein Feind der Franzosen, welchen das große Vorrecht der dramatischen Manier durchaus verloren ist, die Seele gleichsam bei ihren verstohlensten Operationen zu ertappen.

Es bedarf kaum des Nachweises, daß hier der Wind aus der Hamburgischen Dramaturgie herüberweht. Den großen Vorzug der dramatischen Form vor der erzählenden, die Notwendigkeit derselben zur Erregung der tragischen Affekte hatte Lessing in seiner berühmten Interpretation des Aristoteles im 77. Stück der Dramaturgie auseinandergesetzt. Freilich dem Buchdrama damit das Wort zu reden, war so wenig seine Absicht, daß er vielmehr im 80. Stück zwischen der sauern Arbeit der dramatischen Technik und einem mechanischen Theaterbau gar keinen Unterschied macht. Der Begründer des Buchdrama in Deutschland und zugleich der erste, welcher die dramatische Form „für sich bequemer fand“, ohne an das Theater zu denken, war Klopstock in seinen biblischen Trauerspiel „Der Tod Adams“: auch er beruft sich im Vorbericht auf ein bloßes Vorurteil, welches den biblischen Stoff und heilige Charaktere auf unserem Theater unmöglich mache. Aus äußeren Gründen der Ökonomie haben sodann die Stürmer und Dränger mit ihren diffusen und kompositionslosen Dramen auf die Aufführung meistens verzichten müssen, welche selbst dem Götz nur selten zu teil wurde. Und wie sehr

auch ihr Beispiel unserem Vorredner vor Augen stand, trotzdem er von dieser Seite als Dichter der Überlegene war, das verrät er selbst, wenn er zwischen einem Drama und einer dramatisch abgehandelten Geschichte oder zwischen einem theatralischen Drama und einem dramatischen Roman unterscheidet. „Im ersten Falle darf ich mich nur den allgemeinen Gesetzen der Kunst, nicht aber den besonderen des theatralischen Geschmackes unterwerfen". So früh lernte Schiller auf den Unterschied zwischen den Anforderungen der Kunst im allgemeinen und der dramatischen Dichtungsgattung im besonderen achten; welchen er bald darauf den Verlockungen Dalbergs gegenüber, später bei seinem Don Carlos und (wie der Briefwechsel mit Goethe beweist) noch auf dem Höhepunkt seines Schaffens fest im Auge behalten hat.

Und eine Kundgebung in der bilderstürmerischen Art der Stürmer und Dränger, etwa nach dem Muster der Lenzischen Anmerkungen über das Theater, ist auch diese Vorrede. Namentlich dort, wo er gegen die Franzosen und besonders gegen den Cid von Corneille ausschlägt, hat ihn zwar der Verfasser des Laokoon mit seiner Bekämpfung des französischen Ideales der Anständigkeit und der stoischen Kälte der französischen Bühnenhelden angelernt; aber diese maßlose Sprache und diesen herausfordernden Ton hätte Lessing nimmermehr gebilligt. Historiographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbst, eiskalte Zuschauer ihrer Wut oder altkluge Professoren ihrer Leidenschaft schimpft sie der zukünftige Professor der Physiologie. Und wie so recht in der Art der Genies, von oben herab und doch wiederum cynisch und burschikos, fertigt er den Pöbel ab, „worunter ich nicht bloß die Mistpantscher, sondern auch manchen Federhut, Tressenrock und weißen Kragen verstehe". Wie ganz in dem Stil Lenzens führt er endlich zur Illustration ohne Übergang redende Personen aus jeder Klasse dieses Pöbels ein, welche sich durch ihre drastischen Äußerungen über eine Aufführung der Emilia Galotti selbst charakterisieren müssen.

Aber mit dieser Vorrede haben die Räuber nicht das Licht der Welt erblickt. In dem reinlichen Druck nahmen sich nicht bloß die Krafttiraden des Vorredners sondern auch manche Stellen des Textes noch maßloser als bei den erhitzten Vorträgen des Verfassers aus. Die Freunde rieten zu Milderungen, und Schillers eigenes Urteil kam ihnen entgegen: er hatte nicht ganz ohne Nutzen das Maßvolle an den

griechischen Tragikern durch Rast rühmen hören. Vielleicht aber hat auch der Censor ein Wort darein geredet und sein Imprimatur von einigen Änderungen abhängig gemacht. Die Kosten wurden nicht gescheut und außer der Vorrede auch einige von den schon ausgedruckten Bogen aufgeopfert. Von diesen (es sollen noch außerdem die zwei letzten darunter gewesen sein) ist bisher bloß der zweite Bogen wieder zum Vorschein gekommen, welcher die Libertinerscene enthält und uns einen Maßstab für die nachträgliche Selbstbesinnung des Verfassers geben kann. Karl Moor donnert hier noch viel wilder gegen die ungleiche Verteilung der Glücksgüter; er citiert mit Bewunderung Miltons Satan, der keinen über sich dulden wollte und deshalb selbst den Allmächtigen vor seine Klinge forderte. Spiegelberg aber preist den Sündenfall als das glückliche Ereignis, ohne welches wir mitsamt unseren Talenten und unserer Geisteskraft auf den Polstern des Müßigganges vermodert wären: eine Ketzerei, welche von der Leibnitzischen Lehre, daß ohne Freiheit des Willens auch keine Tugend möglich wäre, nicht fern lag und später von dem Historiker Schiller ernsthaft wiederholt wurde; während sich der Sänger der Lauraoden umgekehrt darin gefiel, die verschwundene Seligkeit eines Paradieses, in welchem er mit seiner Laura vereint war, von dem Sündenfall abzuleiten. Im ganzen ist der Ton dieser Scene zwar roher, cynischer und brutaler als in der späteren umgedruckten Fassung; ohne daß uns aber der unterdrückte Bogen gerade haarsträubende Überraschungen darböte.

Auch in der neuen Vorrede, durch welche der Verfasser die ausgelassene erste ersetzte, bemüht er sich zunächst, einen würdigeren und männlicheren Ton anzuschlagen. Die drastischen und cynischen Stellen sind zum Teil weggelassen zum Teil gemildert: der Ausfall gegen den vornehmen Pöbel ist auf die Bemerkung reduziert, daß er unter demselben nicht allein die „Gassenkehrer" wolle verstanden wissen. Während der Autor in der ersten Vorrede ganz im Stile seiner Räuber schrieb, ist er jetzt sichtlich bemüht, seine eigene Sprache von der seiner Banditen zu unterscheiden. Und auch sachlich sucht er hier seinen Standpunkt über den der Personen des Stückes zu erhöhen. Es war nicht klug gewesen, vor dem Censor und dem Publikum die Gefährlichkeit des eigenen Stückes zu betonen und sich dadurch selbst Anfechtungen zu bereiten. Das Stück ließ sich ja viel vorteilhafter aus dem entgegen-

gesetzten Standpunkt betrachten: und so arbeitet der Vorredner diesmal die moralisierende Tendenz desselben tüchtig heraus. Er habe das Laster nur deshalb so kühn ins Große gezeichnet, um es in seiner nackten Abscheulichkeit zu enthüllen; und er warnt ausdrücklich, sich nicht von seiner schönen Seite bestechen zu lassen. In einer ausführlichen Analyse sucht er diese Absicht an den beiden Hauptcharakteren zu erweisen und er redet hier von seinem „großen Räuber" mit einer so absichtlichen und affektierten Kälte, daß er ihn bloß als einen seltsamen Don Quixote d. h. als eine bloße Verirrung der Natur gelten lassen will; ein Vergleich, durch welchen er früher allein die Mediziner herabgesetzt hatte. Er geht so weit, seine „mutwilligsten Räuber" als eine bloße Persiflage gegen die neumodischen Schriftverächter auszugeben, an welchen er die Religion und die wahre Moral zu rächen unternommen habe. Ja, er verzichtet zuletzt für seine Person ganz auf den Ruhm des Dichters und nimmt, wie ehemals gegenüber den Vorwürfen Scharffensteins, nur die Hochschätzung des rechtschaffenen Mannes in Anspruch. Warum Schiller den Räubern hier sogar einen Platz unter den moralischen Büchern erobern will, erklärt sich leicht aus dieser Vorrede selbst. „Wenn jener Käfer, den wir alle kennen", heißt es, „auch den Mist aus den Perlen stört, wenn man Exempel hat, daß Feuer verbrannt und Wasser ersäuft habe, soll darum Perle — Feuer — und Wasser konfisciert werden!" Mit naiver Offenheit hat sich hier der schlaue Autor verraten: wer weiß, ob die Räuber jemals das Tageslicht erblickt hätten, wenn Schiller durch geflissentliche Betonung ihres moralischen Charakters und der Katastrophe dem Censor weniger zu Gefallen geredet hätte.

Im übrigen giebt Schiller sein Schauspiel wiederum bloß für eine dramatisierte Geschichte und mißrät selbst die Aufführung. In zweiter Linie aber berührt er diesmal unter den Ursachen auch die freiere Ökonomie, welche dasselbe von dem Theater ausschlösse: weder in die wirkliche Zeit einer dreistündigen theatralischen Vorstellung noch in die ideale von 24 Stunden habe er sein Stück einkeilen mögen; und er will die „allzuengen Pallisaden", für welche der Schüler Rasts nicht bloß den Franzosen Batteux sondern auch den Griechen Aristoteles verantwortlich macht, unmöglich „in der Natur der Dinge für gegründet" halten. Aber wenn auch das was er vorbringt oft unter Beibehaltung des Wortlautes aus der ersten Vorrede entlehnt ist, so ist doch die Begründung eine andere. Um die

glänzenden Farben zu entschuldigen, mit welchen er das Laster gemalt habe, beruft er sich nicht mehr auf Garve oder Sulzer, deren Gedanken er nur nebenbei erwähnt. Er macht vielmehr den in seiner zweiten Dissertation nur ganz leise angedeuteten Gesichtspunkt geltend, nach welchem die Kraft überhaupt über die Moralität entscheidet: in den Denkwürdigkeiten Rousseaus, welchen er den Hinweis auf den Fiesco verdankte, fand Schiller die Vorliebe Plutarchs für erhabene Verbrecher und hohe Tugendhafte gerühmt; und auf die Beurteilung der moralischen Kraft hat er noch später seinen Unterschied zwischen ästhetischer und moralischer Wertschätzung begründet. Nach dem Vorredner der Räuber hält die Moralität gleichen Schritt mit den Kräften, und der große Bösewicht steht dem großen Rechtschaffenen näher als der kleine. Klopstocks Adramelech, Miltons Satan, die Medea der alten Dramatiker und Shakespeares Richard III. werden als verabscheuenswürdige und zugleich bewundernswerte Vertreter des Bösen genannt. Wenn Schiller zuletzt auch das ästhetische Moment berücksichtigt und in einem Menschen, der ganz Bosheit ist, keinen Gegenstand der Kunst finden will: so werden wir damit wiederum auf die Dramaturgie Lessings, namentlich auf die Besprechung von Weiße's Richard III. im 74. und 79. Stück verwiesen. Daß der Vorredner hier seinem Werke vor dem Censor und Publikum besser zu nützen suchte als das erste Mal, das ist gerade hier deutlicher denn irgendwo: in der Selbstrecension der Räuber hat Schiller keinen Versuch mehr gemacht, Franz Moor gegen den Vorwurf der Teufelei zu verteidigen.

Und so konnte denn Schiller im Mai 1781 endlich die ersten fertigen Exemplare seiner Dichtung begrüßen, welche von ihm und den Freunden mit unbeschreiblicher Freude aufgenommen wurden. Sie präsentierten sich stattlich genug auf gutem Papier und mit weitem Druck. Nielson in Augsburg hatte zwei Vignetten geliefert, welche in idealem Kostüm die Turmscene und das Gespräch zwischen Cäsar und Brutus illustrierten. Der Name des Verfassers fehlte auf dem Titelblatte: das konnte nicht auffallen, denn die Anonymität war bei den Sturm- und Drangdramen das Übliche. Auch das „Frankfurt und Leipzig" diente schon lange dazu, das Publikum über den wahren Verlagsort im Unklaren zu lassen. In Stuttgart, wo man sich eben an den Leiden Siegwarts erweicht und an Hermes' Sittenroman noch nicht satt gelesen hatte, äußerte sich der Eindruck des „ersten und einzigen Drama,

auf württembergischen Boden gewachsen" zunächst in einer großen Verblüffung: man wartete das Urteil des Auslandes ab, ehe man sich zu einer, der Gattung und Eigenart nach so fremdartigen Erscheinung in ein bestimmtes Verhältnis setzte. Am 24. Julius widmete die Erfurtische gelehrte Zeitung, welche mit den Schwaben in Verbindung stand und in Haugs Magazin so oft ausgeschrieben war, dem Erstlingswerk eine besondere Aufmerksamkeit, indem es dasselbe als eine ausgezeichnete Erscheinung, die noch viele andere überleben werde, dem strengsten Maßstab unterwarf und den Dichter mit den prophetischen Worten begrüßte, welche damals freilich auch anderen und neben dem Verfasser des Götz selbst den Lenz und Klinger allzu freigebig erteilt wurden: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser". Erst nachdem sich das Ausland durch einen so vorsichtigen Kritiker für Schiller erklärt hatte, nahm nun auch die Fortsetzung des Schwäbischen Magazins von dem litterarischen Phänomen, das im Entstehen Aufsehen gemacht habe und noch größeres machen werde, und von dem jungen Manne Notiz, welcher mit dem ersten Griff schon Karawanen von Theaterschriftstellern hinter sich schleuderte. Der Verfasser dieser Anzeige, welcher mit einem Seitenblick auf Stäudlin verspricht, daß nächstens viele Kleinmeister wie Zwerge an dem neuen Produkte hinaufgaffen werden, ist mit Schillers Mannheimer Projekten vertraut und schreibt auch in dem Stil der Stuttgarter Genies, welche der Dichter der Räuber um sich versammelte: namentlich das „Epoche machen" war ein beliebtes Schlagwort, mit welchem der junge Schiller sein Auftreten in Schwaben gern im vorhinein kennzeichnete. In einer unmittelbar vorhergehenden Recension wurde dem bislang stets bewunderten Genie Stäudlins bereits am Zeuge geflickt: der Recensent, welcher von dem Götz und Ugolino so rühmend spricht, ist kein anderer, als der Verfasser der Räuber selbst; und wir sehen deutlich, wie der alte Haug sofort nach dem Erscheinen der Räuber dem Schillerischen Kreis in seinem Organ selbst gegenüber seinem Lieblingsschüler freie Hand ließ. Das Aufsehen, welches die Räuber erregten, war ein außerordentliches und noch größer im litterarisch gebildeten Deutschland als in Stuttgart, wo das Stück, wenn wir einem erbitterten Gegner des Dichters glauben dürfen, niemals allgemeinen Beifall gefunden hat. Schiller war mit einem Schlag ein berühmter Mann: um das neuaufgegangene Gestirn zu sehen, fuhren

nun die Beleſprits in ſchönen Equipagen vor, und der empfindſame Allerweltsfreund Leuchſenring, welcher den Dichter mit ſeinem Freunde Scharffenſtein in ganz verwahrloſtem Negligé überraſchte, ſah ſich mit komiſch verwunderten Augen in dem dürftigen Zimmer um. Auch Göckingk, der im Jahre 1781 Stuttgart und die Akademie beſuchte, wird an Schiller nicht vorübergegangen ſein, wie es ja ſelbſt der berühmte Aufklärer und Freund Leſſings, der Berliner Litterat und Buchhändler Nicolai, nicht unter ſeiner Würde hielt, als er auf ſeiner großen Inſpektionsreiſe durch das ſüdliche Deutſchland in den Tagen vom 20. bis 23. Juli in Stuttgart verweilte und Notizen über Menſchen und Zuſtände ſammelte, ſich an den Verfaſſer der Räuber zu wenden. Schon auf der Akademie hatten die Zöglinge von ihm einen ſehr hohen Begriff gefaßt, und mit einem in litterariſchen Dingen einflußreicheren Manne hatte Schiller in der That bisher niemals einen Händedruck gewechſelt als jetzt mit dem gönnerhaften Nicolai, welcher wohl von der Solitude her eine Empfehlung mitbrachte. Unter dem 20. Juli hat ſich der Dichter, mit der üblichen Erhöhung auf den Doktorrang, in das Stammbuch ſeines ſpäteren Gegners eingezeichnet: „Ein edles Herz und die Muſen verbrüdern auch die entlegenſten Geiſter. Dieſes erlaubt mir, mich Ihrer werteſten Freundſchaft zu empfehlen". Nicolai fand den Dichter der Räuber in Stuttgart noch ſehr „unterdrückt"; und nur wenige Leute, welche von ſeinem trefflichen Kopfe mehr für die Zukunft Erwartungen hegten als in der Gegenwart bereits erfüllt ſahen, wußten ihm denſelben „etwas zu rühmen". Aber ſchon der Beſuch Nicolais und der Wert, welchen er auf die eigenhändige Einzeichnung in ſein Stammbuch legte, waren geeignet, Schiller in der Achtung ſeiner Landsleute zu heben.

Dies war noch mehr der Fall, als ſich auch noch eine andere Leuchte der Aufklärung, der Hofkammerrat Schwan in Mannheim, auch dieſer Litterat und Buchhändler in einer Perſon, Schillers mit der Miene des Gönners annahm. Wenn man in Schwaben ſeine Blicke nach dem litterariſch gebildeten Ausland wandte, dann lag die Pfalz am nächſten, wo die Aufklärung ſeit einem Jahrzehnt einen ſo achtunggebietenden Aufſchwung genommen hatte, daß der Verfaſſer der Teutſchen Chronik den Satz ausſprach: „Wenn Apoll und die Muſen ſich in Deutſchland niederlaſſen wollten, ſo würden ſie zuerſt Mannheim wählen". Mit der Pfalz ſtand Württemberg damals im innigſten litterariſchen und buchhändleri=

schen Verkehre: Schwan vertrieb das Schwäbische Magazin in der Pfalz, und umgekehrt werden pfälzische Erzeugnisse in den württembergischen Zeitschriften wiederholt mit Lob angekündigt, ja sogar unter den einheimischen Produkten registriert. Schwan war einer von denen, welche sich um die pfälzische Aufklärung das meiste Verdienst erworben hatten, und er war überdies bei dem jungen Nationaltheater Pate gestanden, indem er sowohl die Verhandlungen mit Lessing leitete, dessen Berufung ins Auge gefaßt war, als auch selber durch Übersetzungen und durch den Verlag von dramatischen Arbeiten dem neuen Institut litterarisch unter die Arme zu greifen suchte. Schiller kannte den Mann, welcher auch Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in Mannheim war, bereits seit seinen akademischen Jahren als den Redacteur der „Schreibtafel" und eine in den Zeitungen viel genannte Persönlichkeit. Noch während des Druckes der Räuber wandte er sich an ihn, indem er sich durch Übersendung der Aushängebogen zugleich einen Gönner und vielleicht auch einen Verleger zu erwerben hoffte. Er bat deshalb um Schwans aufrichtiges Urteil und zugleich auch um Antwort, ob Schwan nicht vielleicht die ganze Auflage der Räuber (sie bestand aus 800 Exemplaren) käuflich in seinen Verlag nehmen wollte. Schwan erkannte, ohne das Stück noch zu Ende gelesen zu haben, besser als die öffentlichen Kritiker den eminent dramatischen Gehalt des Werkes. Als aufgeklärter Buchhändler war er um die Ehrbarkeit und Gesittung des lesenden Publikums viel zu sehr besorgt, als daß er nicht Anstand genommen hätte, ihm ein solches Buch in die Hand zu geben. Den Verlag lehnte er daher in seinem wohlmotivierten Gutachten ab, aus welchem Schiller zum ersten Male die Wirkung beobachten konnte, welche sein Stück auf einen ferner stehenden Leser machte. Es lautete ermunternd, aber abkühlend und ernüchternd; und indem es vor dem Zuviel warnte, traf es am Ende mit der Kritik der Feunde und Schillers eigenem Urteil zusammen. Dagegen eröffnete Schwan unserm Schiller sogleich die willkommene Aussicht auf die Bühne. Er brachte ihn mit Dalberg in Verbindung und machte auf alle Weise für die Aufführung Propaganda. Noch im Juli 1781 las er das Stück in Dieburg auf dem Landgute des Reichshofrates von Berberich vor, in Anwesenheit Dalbergs und des Freiherrn von Gemmingen, welcher sich als Dichter des Deutschen Hausvaters eben damals einen Namen gemacht hatte und ein paar Monate später (im Dezember)

durch Vorlesung der Räuber das Interesse einer größeren Gesellschaft in Mannheim für die nahe bevorstehende Aufführung schärfte. Kurz, Schiller hatte allen Grund, sich seinem Mannheimer Gönner erkenntlich zu erweisen; und das hat er noch im Jahre 1786 mit den Worten gethan: „Schwan ist der erste Ausländer der mir sagte ich wäre etwas, der erste überhaupt der meine Schriftstellerei angeworben und der keinen geringen Anteil an der Fortdauer meiner Autorschaft hat. Von meinen eigenen Landsleuten ignoriert, empfing ich von ihm die erste Opferung, und die erste ist so süß, so unvergeßlich".

Jetzt nachdem Schiller in Mannheim obenauf und der Held des Tages war, fing er auch an in Stuttgart in die Mode zu kommen. Es ist nur ein Wiederhall der Stimmen, welche sich im Auslande für Schiller erklärten, wenn der Recensent im Schwäbischen Zustand mit einer dem Dichter selbst geläufigen Hyperbel nun sagen durfte: „Wenn der nicht epoque macht für unsere Nationalschaubühne! Nun was ist's denn? Weiter? — Innhalt? — Genug wenn ich vorerst sage: daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, wer's nun verlegen, wer's zuerst aufführen soll". Die Nachrichten über den gelungenen Erfolg der ersten Aufführung wirkten noch stärker in der Heimat nach, und zuletzt gab Wieland sein entscheidendes Votum ab, dessen Stimme unter seinen Landsleuten um so mehr galt, als er im Ausland groß geworden war. Bald nach der ersten Aufführung des Stückes ließ sich Schiller durch Schwan, den er um seine Vermittlung angelegentlich bat, an den berühmten Mann zunächst empfehlen, welchen er unaussprechlich liebe und dessen Bekanntschaft ihm unersetzlich wäre. Er wandte sich bald darauf selbst in einem Brief an Wieland und erhielt von dem geschmeichelten und leicht zugänglichen Mann eine freundliche Antwort, welche das Außergewöhnliche und Seltene in Schillers erstem Auftreten anerkannte und den Tadel hinter der doppeldeutigen Wendung verbarg, daß Schiller mit den Räubern nicht hätte anfangen sondern endigen sollen . . . Mit Jubel wurden diese Zeilen des Dichters der Musarion in Schillers Freundeskreise aufgenommen, immer aufs neue wiederum gelesen; und man bewunderte nicht bloß den fließenden Stil, sondern man fand auch die zierlichen Buchstaben schön, welche Schiller zum großen Manne stempelten. Der Landgraf Friedrich II. von Hessen schickte bald darauf seinen Kabinettsmaler Tischbein nach Stuttgart, welchem wir das erste Porträt Schillers verdanken. Der

Dichter der Räuber ist hier etwas absichtlich betont, die Züge sind stark ins Katilinarische hinübergespielt, und der grelle Eindruck des Ganzen wird durch die rote Draperie vermehrt. Aber die Energie in dem Blick und die Adlersform der Nase, welche sich Schiller durch fortwährendes Zupfen beim Lesen und Schreiben selbst verschafft haben wollte, stimmen zu den Schilderungen der Zeitgenossen, nach welchen Schiller um diese Zeit in den Zügen auffallend schöner wurde, während die Leberflecken und Sommersprossen auf der Haut immer mehr zurücktraten.

Erst nachdem Schiller sich im Ausland Anerkennung verschafft hatte, fielen ihm nun auch seine Landsleute, wenigstens die begeisterungsfähige Jugend in Schwaben zu. „Alle jungen Schwaben von seinem Alter und drüber", schreibt Reinwald im Jahre 1784, „wenn sie helle Köpfe sind, schwören zu seiner Sekte". Oft hörte Schwester Christophine auf der Redoute oder in größeren Gesellschaften leise hinter sich sagen: „Seht, da kommt Schiller!"; und unwillkürlich machte man ihm Platz. Die Räuber haben Schiller manchen neuen Freund zugeführt: neben vielen, mit welchen er noch später in seinem Leben wiederholt einen Händedruck gewechselt hat, auch zwei andere, welche seine Helfer in der bittersten Not wurden. Schon jetzt offenbart sich die Eigentümlichkeit seiner Dichtung, welche namentlich auf einfache und schlichte Naturen wirkte und sie dem Dichter zeitlebens zu eigen machte. So näherte sich jetzt wiederum, als das Morgenrot des Ruhmes Schillers Haupt umglänzte, schüchtern und bescheiden, wie es in seiner Natur lag, sein um drei Jahre jüngerer Lorcher Gespiele Karl Philipp Conz. Er war inzwischen durch das Tübinger Stift gegangen: aber dort hatte er sich weit mehr mit der Philologie als mit der Theologie beschäftigt; und wie er später noch bei seinen Konfirmanden fast eben so sehr auf den Stil als auf den religiösen Inhalt der schriftlichen Arbeiten zu achten pflegte, so war er besonders damals noch viel mehr ein Anbeter der Götter Griechenlands als des einzigen christlichen Gottes. In der Lektüre der klassischen Dichter wurzelten auch seine korrekten, aber wenig kräftigen dichterischen Versuche, Übersetzungen des Tyrtäus u. dgl., welche er seit 1781 in Stäudlins Almanach zu veröffentlichen begann und welchen Schiller im Wirtembergischen Repertorium seinen Beifall nicht versagte. Auch als Conz in den Herbstferien 1781 sich von Tübingen aus auf den Weg machte, um Schiller persönlich aufzusuchen, war die etwas ver-

blaßte Jugendfreundschaft bald wieder herzlich aufgefrischt. Conz war ein kindliches Gemüt, die Güte und Naivität selbst; daher aber auch leicht betrogen in dem Verkehr mit den Menschen, bei welchen er, nur in Büchern lebend, oft zu seinem Schaden dieselbe harmlose Gesinnung voraussetzte. Wenn ihn nun Schiller so vor sich sah und durch ihn an seine Lorcher Kindheit zurückerinnert wurde; wenn er in Conz das verwirklicht sah, was er einst selbst hatte werden wollen: da bereute er es nicht mehr, der Theologie entsagt zu haben. „Ich bin nun fertig, ausgerüstet für die Welt! — Was wär' ich jetzt? ein tübingisches Magisterlein". Dem Verehrer der Alten schrieb Schiller einen Satz aus seinem Lieblingsschriftsteller Sallust, aus dem Eingang des Catilina, ins Stammbuch, welcher bezeugt wie sehr der Erfolg der Räuber das Trachten des Dichters nach ewigem Nachruhm gesteigert hatte. Auch manche Anregung auf dem Gebiete der Dichtung hatte Conz seinem neugewonnenen Freunde zu verdanken, wie er denn schon im folgenden Jahre 1782 ein Drama Konradin erscheinen ließ. Noch ein anderer Tübinger Theologe, der zwei Jahre jüngere und Schiller im Äußeren auffallend ähnliche K. F. Reinhard wurde auf dieser Fußreise im Herbst 1781 durch seinen Begleiter Conz mit Schiller bekannt. Auch Reinhard, ein Pastorssohn aus Schorndorf, war ein Verehrer der Alten und veröffentlichte damals bereits, gleichfalls in Stäudlins Almanach, Proben seines übersetzten Tibull und eigene Elegien. Er hatte aber in Tübingen unter der Leitung des Orientalisten Schnurrer aus den damals zugänglichen Anthologien auch Liebeslieder der Araber zu übersetzen begonnen, von welchen er einige Proben vorlas. Conz erinnerte sich später noch, wie Schillers Antlitz glutrot wurde, als er sich in diese neue Welt versetzt fühlte: mit Lebhaftigkeit redete er Reinhard zu, in diesem Tone weiter fortzufahren. Aber er sollte dem Mann auf einem ganz anderen Gebiete wiederbegegnen, nachdem auch ihm ein zu freies Wort über das Tübinger Stift wie dem Verfasser der Räuber das schwäbische Vaterland gekostet hatte.

Mit Conz ist Schiller auch später noch gelegentlich zusammengetroffen: unentbehrlich aber schon in der allernächsten Zeit wurde ihm die Bekanntschaft mit einem um zwei Jahre jüngeren Stuttgarter, Namens Andreas Streicher, welcher sich der Musik zu widmen vorhatte und sich durch einen Zögling der musikalischen Abteilung der Akademie (Zumsteeg?) dem ihm persönlich unbekannten Dichter der Räuber vorstellen ließ. Streicher war

jener Augenzeuge gewesen, auf welchen Schiller bei den Prüfungen des Jahres 1779 einen so tiefen Eindruck gemacht hatte: und er war sehr erstaunt, in dem Zögling des Herzogs Karl, der auch ihm jetzt reifer und männlicher erschien, den Dichter der Räuber kennen zu lernen. Diesen hatte er sich viel ungestümer und maßloser gedacht: anstatt dessen fand er einen zarten, eher schwächlichen Jüngling, dessen krankhafte Augen und blasse Wangen sich erst im Verlauf des Gespräches, welches ihn gern erhitzte, leicht zu röten begannen, und dessen weißer, außerhalb der Uniform am liebsten frei getragener Hals mit den dunkelroten, kunstlos zurückgeworfenen Haaren seltsam kontrastierten. Auch in seinem Betragen war nichts Schroffes und Abstoßendes; sondern mit Freundlichkeit und Teilnahme kam er dem Jüngeren entgegen, die Schmeicheleien bescheiden ablehnend oder höflich erwidernd. Bald fanden sich im Gespräch über ihre beiden Künste, die Musik und die Poesie, nähere Berührungspunkte heraus: dieser Jugendfreund war der erste, welcher die Geschicklichkeit Schillers in der kunstvollen Führung des Gespräches bewunderte, das er immer so zwanglos zu lenken wußte, daß sich eines aus dem andern notwendig zu entwickeln schien. Schillers Ansichten schienen ihm immer neu und doch stets überzeugend; seine Urteile treffend, aber dennoch schonend und nie aus bloßer Willkür ohne Beweis abgegeben. Bald bildete Streicher den vertrautesten Umgang des Dichters der Räuber: von Schillers Einladung ihn zu besuchen machte er einen ausgiebigen Gebrauch, und es verging ein Jahr hindurch fast nicht ein Tag, an welchem sie sich nicht besuchten oder wenigstens sahen. Schiller hatte sich einen warm empfindenden Freund gewonnen, welcher als angehender Künstler auch die Augenblicke der Begeisterung nachzufühlen vermochte und sich dennoch bescheiden unterzuordnen wußte. In dem Augenblick, wo er schweren Stunden entgegenging, stellt sich ihm wie ein hilfreicher Engel der Freund an die Seite, welcher ihn selbst und seinen Glauben an die Menschheit aufrecht zu erhalten bestimmt war.

Hier zum ersten Male greift auch die Teilnahme der Frauen in Schillers Leben ein. Nicht bloß die Gespielin seiner Ludwigsburger Kindheit, Ludovike Reichenbach, sah er jetzt herangewachsen in Stuttgart wieder, wo sie im Hause ihres Oheims, des Leibmedicus, für die Malerei ausgebildet wurde. Auch neue Verbindungen knüpfte er an, die später gleichfalls für ihn hilfreich werden sollten. Als Schillers Räuber erschienen waren,

nahten sich ihm die Freiherrn von Wolzogen, welche noch an der Akademie studierten und Schiller nur von zufälligen Begegnungen her bekannt waren. Der älteste, Wilhelm, führte den Dichter der Räuber mit seiner Mutter zusammen. Die Freifrau Henriette von Wolzogen war damals eine Witwe in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre; sie stammte aus demselben fränkischen Geschlecht der Marschalk von Ostheim, welchem auch Charlotte von Kalb angehörte. Das Geschlecht ihres Gatten war ein altadliges und ursprünglich wie die Schiller in Tirol und Niederösterreich begütert: im 17. Jahrhundert, in der Zeit der Gegenreformation, wanderten auch die Wolzogen aus und erwarben sich unter dem Schutze der brandenburgischen Fürsten in der Grafschaft Henneberg Besitztümer und die freie Reichsritterschaft. Ernst Ludwig von Wolzogen, der jüngere Sohn des unter zwei Herzogen allmächtigen meiningischen Ministers Hans Christoph von Wolzogen, hatte bei der Erbteilung in den sechziger Jahren das Gut Bauerbach erhalten. Als er 1774 im blühendsten Mannesalter als meiningischer Geheimrat starb, befand sich die dreißigjährige Witwe mit vier Söhnen und einer Tochter in einer mehr als eingeschränkten Lage; aber sie verlor weder den Mut noch die Laune und sie wußte sich zu helfen. Sie kaufte in Bauerbach ein kleines Häuschen, welches ihr an Stelle des verwitterten Schlosses zum Absteigequartier genügte; und durch Vermittelung ihres Bruders, der als Kammerherr und Oberforstmeister zu Urach in württembergischen Diensten stand, gelang es ihr alle Söhne in der Akademie unterzubringen, wo sich die Gräfin Hohenheim aus Mitgefühl ihrer auf das wärmste annahm. Die Mutter aber, welcher die Erziehung und das Schicksal ihrer Söhne sehr am Herzen lag, hielt sich nun abwechselnd in Franken und in Stuttgart auf. Sie war eine wenig gebildete und keineswegs eine belesene Frau. Sie konnte kaum leserlich, geschweige denn orthographisch schreiben, aber sie hatte das Herz auf dem rechten Fleck; sie verstand sich selbst zu helfen und wußte auch andern hilfreich und werkthätig unter die Arme zu greifen. Ihr Bild, im äbtissinnenhaften Witwenkleid, zeigt uns keine feinen, aber gescheite und resolute Züge. Und eine Dichtung, welche so unmittelbar zu Herzen ging wie die Räuber, konnte auf ihre unverfälschte Natur die Wirkung nicht verfehlen. Schiller, sonst bei Frauen spröde, wurde bald warm und zutraulich mit ihr und war ihr in kindlicher Ergebenheit zugethan; er brachte sie auch auf die Solitude, und es entspann sich ein reger Verkehr zwischen den

Frauen, welche sich gegenseitig besuchten, so oft die Frau von Wolzogen in Stuttgart weilte.

Ganz anders gestalteten sich Schillers Beziehungen dagegen zu der jungen Witwe, bei welcher er als Afterpartei zur Miete wohnte. Luise Dorothea Vischer, eine geborene Andreä aus Stuttgart, war um acht Jahre älter als Schiller, damals aber immer erst eine Witwe von 30 Jahren. Gerade in den heißen Jahren hatte sie 1779 ihren Mann verloren, welcher als Hauptmann und Regimentsquartiermeister dem alten Schiller sicher wohl bekannt war. Mit zwei kleinen Kindern verschiedenen Geschlechts stand sie jetzt allein in der Welt. Sie war, wie Christophine sie einmal nennt, ein gutes Weib, welches eben auch seine Schwächen hatte: Schiller selbst hatte sich später über ihre Indiskretion und Plaudersucht zu beklagen. Und noch deutlicher verriet sich ihre Schwäche in einem andern Punkt. Die magere Blondine mit den verschwimmenden blauen Augen war zum entbehrungsreichen Witwenstand weder alt noch wunschlos genug; ohne schön und geistreich zu sein, war sie doch pikant genug um anzuziehen, und wenn aus ihrem späteren Verhalten ein Rückschluß erlaubt ist, so machte sie von ihrer Anziehungskraft gegenüber jüngeren Männern, die in ihrem Hause wohnten, nicht ungern Gebrauch. Sie wurde im Jahre 1785 angehalten, als sie eben im Begriffe war, mit einem jungen Akademiker aus Wien durchzugehen. Im Jahre 1781 kann ihr Ruf noch kein schlechter gewesen sein, denn sie verkehrte jetzt und später mit den Eltern Schillers und der Frau von Wolzogen. Auch an Schillers Beziehungen zu ihr nahm nach dem Zeugnis Abels damals niemand Anstoß. Als Schiller seine Mutter und Schwester in der Zeit der Flucht an der schwäbischen Grenze wiedersehen wollte, sollte die Vischer sie begleiten. Mit Wissen der Frau von Wolzogen, um deren Tochter sich Schiller damals deutlich bewarb, sandte er ihr seine Silhouette nach Stuttgart. Und den über eine Indiskretion der Freundin erzürnten Bruder sucht Christophine mit dem Hinweis auf die viele Freundschaft zu besänftigen, welche sie ihm erwiesen habe. Das sind Umstände und Zeugnisse, welche ein intimeres Verhältnis zwischen Schiller und der jungen Witwe völlig unmöglich erscheinen lassen. Aber ganz so harmlos, wie es nach außen erschien, war es deshalb doch nicht; und dabei, daß Schiller mit dem Söhnchen und Töchterchen seine Spiele trieb, wenn er abends nach Hause kam, wird es nicht immer

geblieben sein. Noch später hat sich Schiller mit vollem Bewußtsein vor den Verlockungen jeder Kokette unsicher gefühlt. Sinnliche Reizbarkeit gehörte zu seiner Organisation; Petersen giebt eine richtige Beobachtung verzerrt wieder, wenn er sagt, daß Schiller im Sinnlichen ohne Feingefühl gewesen sei: „Kratzende Weine, garstige Weiber, schlechter Schnupftabak; und hatte er bisweilen gerade keinen Tabak, so kitzelte er seine Geruchsnerven mit Staub.“ Die Frage nach der Berechtigung der sinnlichen Natur im Menschen hat er nicht bloß theoretisch aufgeworfen sondern aus seiner innersten Natur heraus: es waren Kämpfe, in welchen er erst nach schwerem Ringen Sieger geblieben ist. In einigen seiner Jugendgedichte spricht sich eine glühende Sinnlichkeit aus, und den Venuswagen hat er eben so sehr zur eigenen als zur fremden Warnung geschrieben. Nimmt man dazu, daß Schiller durch die Gesetze der Akademie bis in die Jahre der Mannbarkeit von der Berührung mit Frauen ganz abgeschnitten war, dann findet man es nicht unbegreiflich, daß er hier Feuer fing. Und wenn kein Zweifel sein kann, daß Schiller die Witwe Vischer als Laura in übersinnlichen sinnlichen Versen besungen hat, dann ist auch gewiß, daß seine Leidenschaft hier eine gefährliche Probe bestanden hat.

Aber es fehlt auch keineswegs an ausdrücklichen Zeugnissen, daß Schiller, freilich mit geringerem Glück, seine Augen auf junge Mädchen geworfen hat. Schon Haller giebt unter allen Schwäbinnen, deren gutherziges und naives, aber etwas unbeholfenes Wesen dem superklugen Nicolai wohl als Dummheit und Niaiserie erscheinen konnte, den Stuttgarterinnen den ihnen gebührenden Preis. Es gefällt ihm, daß sie sich im Hause gut gebrauchen lassen und nicht so geistbegierig sind wie die Universitätsfrauenzimmer in Tübingen. Er findet die bürgerlichen Mädchen wohlgebildeter als die Fräuleins: sie seien nicht spröde und leicht zu sehen, sie nähmen auch Musik und Collation ohne Verzögerung an. Seit den zwanziger Jahren hatte sich hier freilich manches verändert: Wolzogen hat uns die Steifheit, mit welcher sich die Geschlechter in den besseren Stuttgarter Gesellschaftskreisen stumm gegenüberstanden, drastisch geschildert. Das war höfische Sitte, die sich auf die Fräuleins übertrug und allmählich auch auf die Bürgerstöchter fortpflanzte. Auch aus der höllischen Küche der Belletristen, über welche der alte Miller so kräftig schimpft, hatten die Bürgerstöchter be=

reits zu naschen begonnen, und Siegwarts rührende Geschichte fehlte nicht auf ihren Tischen. So war es in den Kreisen der Adeligen und der Bürgerlichen, welche mit dem Hofe Fühlung hatten: Schiller verkehrte gewiß auch in niedrigeren und einfacheren, nicht schlechteren Regionen. Wie sehr er seine Augen auf die Mädchen zu werfen gewohnt war, das beweist noch besser als der von Petersen mit der bekannten Trivialität überlieferte und jedesfalls harmlose Zug, daß er auf der Reise nach Mannheim über dem Schäkern mit einer hübschen Kellnerin in Schwetzingen bald die erste Aufführung der Räuber versäumt hätte, die Nachschrift eines Briefes an Schwan, welcher ihm das Manuskript der durch Dalberg umgearbeiteten Räuber überschickt hatte. Schiller hatte in Mannheim die Tochter seines Gönners gesehen und wollte in dem zugeschickten Manuskript die Handschrift eines Frauenzimmers erkennen; und er rückt sofort mit der Bitte um Gewißheit heraus: „Ich bitte Sie, schreiben Sie mir es doch; es ist eine sonderbare Neugierde, doch möchte ich befriedigt sein“. Zwar der Erzählung Charlottens von Kalb, nach welcher Schiller damals bereits mit der Tochter der Frau von Wolzogen eine üble Erfahrung gemacht und die Thränen auf sich bezogen hätte, die sie beim Abschied seinem Rivalen Winkelmann nachweinte, dürfen wir keinen Glauben schenken, da Charlotte von Wolzogen nachweislich im Jahre 1783 das erste Mal nach Stuttgart kam. Aber uns stehen unverächtliche andere Zeugnisse zu Gebote, welche beachtenswert mit einander übereinstimmen und sogar einen Namen zu verraten scheinen. Der Sohn von Schillers Jugendfreund Zumsteeg hat auf eine Nichte der Witwe Vischer aufmerksam gemacht. Wilhelmine Andreä stammte wie diese aus dem Geschlecht des berühmten Valentin Andreä und war die zweite von sieben Töchtern des im Jahre 1779 verstorbenen Stuttgarter Arztes Jakob Eberhard Andreä: sie war früh von Anbetern umringt und wurde von den schwäbischen Genies Stäudlin, Conz, Reinhard u. a. in zahlreichen gedruckten oder ungedruckt gebliebenen Gedichten besungen. Ein Jahr nach Schillers Flucht heiratete sie einen höheren Beamten in Stuttgart, Herrn von B.; ihre ältere Schwester Luise wurde die Gattin von Schillers Freund Zumsteeg, und als dieser ihm seine Heirat meldet, zeigt sich Schiller mit der Braut und ihrer Familie wohl bekannt. Halten wir daneben eine briefliche Nachricht, welche Schiller ausdrücklich auch in der Liebe als den Rivalen des jungen Stäudlin bezeichnet; denken

wir an Schillers Gedicht „An Minna", welchem in Stäudlins Gedichten ein Seitenstück entspricht und in welchem die flatterhafte Geliebte am Arm eines Gecken ohne einen Blick an dem Dichter vorübergeht; und beachten wir ferner jene drastischen Verse am Schluß der Anthologie, welche seine ganze bisherige Lebensgeschichte enthalten und in welcher der Dichter gleichfalls gegen eine Ungetreue loszieht, die sich jetzt als die Frau eines andern spreizt: dann werden wir dieser Übereinstimmung der Zeugnisse mit den Dichtungen wohl einen Zug für Schillers Jugend entnehmen dürfen, welche uns gerade in dieser Hinsicht arm und leer scheint. Schillers Bild verliert nicht sondern gewinnt, wenn wir an Fleisch und Blut zusetzen können. Daß er in der Liebe nicht mit der beneidenswerten Offenheit und Naivität des jungen Goethe zu Werke ging, ist eine Folge seiner akademischen Erziehung gewesen; und ohne Heimlichkeit und Verstohlenheit ist es auch später bei seinen Liebschaften nie abgegangen. Kaum eines seiner Herzensverhältnisse liegt für uns klar und offen da: in den Beziehungen zu Margarete Schwan und zu Charlotte von Kalb stoßen wir auf die seltsamsten Widersprüche, welche zum Teil nur durch Schiller selber in die Akten gebracht worden sind.

Aber auch außerhalb der Stadt und außerhalb der Gesellschaft der Menschen wurden die Räuber im Schwabenlande mit Begeisterung begrüßt. Der Kommandant des Asperg, General Rieger, merkte nicht, daß er seinem Paten durch ehemals verübtes Unrecht selber manchen Zug zu den Räubern und insbesondre zu den berüchtigten Geschichten des Karl Moor von den drei Ringen und des Kosinsky beigesteuert hatte: er fühlte, als er die befreiende Dichtung las, nur mehr die Unbill, die auch er von dem herzoglichen Peiniger erlitten hatte, und so nahm auch er das Stück wie einen Rächer auf. An seinem Geburtstag (1. Oktober) fand alljährlich unter Schubarts Leitung eine Festvorstellung auf dem Asperg statt; im Jahre 1781 machte sich bei dieser Gelegenheit der junge Hoven durch den wütenden Beifall angenehm bemerkbar, welchen er als Gast allen auf den Kommandanten gewürzten Tiraden spendete. Rieger zog seinen Verehrer ins Gespräch und forderte ihn auf, seine Besuche öfter zu wiederholen: auch den Dichter der Räuber, Riegers Patenkind, sollte er mitbringen, von welchem der Kommandant wußte, daß er mit Hoven in Verbindung stand. Unterdessen aber gab er selbst die Räuber dem gefangenen Mann zur Lektüre und zur Beurteilung in die Hände. Als

Schiller mit Hoven dann auf dem Asperg erschien, mußte ihm Schubart als einem angeblichen Dr. Fischer und Freund des Verfassers der Räuber seine begeisterte Kritik vorlesen, welche in dem sehnsüchtigen Wunsche nach der persönlichen Bekanntschaft des Dichters culminierte. Das war für Rieger der rechte Augenblick der Überraschung, und bald lag Schubart seinem jüngeren Landsmann an dem Hals und netzte seine Wangen mit Thränen der Freude und Rührung. Das war der schönste Lohn und der grünste Lorbeer, welchen das Schwabenland dem Dichter der Räuber zu bieten hatte! Leicht und gehoben stieg Schiller den Asperg hinunter und behielt den Augenblick in treuer und fester Erinnerung. Er nahm auch eine Warnung mit auf seinen künftigen Lebensweg und erwog sicher in ernsten Augenblicken oft genug die äußeren und inneren Gründe, aus welchen ein Talent wie Schubart doch nichts anderes als ein „verdorbener guter Kopf" geworden war. Noch ein paarmal kam er wieder; und wenn auch der Kommandant selbst oder ein steifer Sergeant unberufen daneben stand, diese beiden verstanden sich auch ohne Worte durch einen bloßen Händedruck.

2. Die Räuber auf dem Theater und in der Litteratur.

Schiller hatte sein Erstlingswerk als Buchdrama in die Welt geschickt, und doch eroberte es die Welt erst von der Bühne aus. Ehe sich noch jemand in der Litteratur um dasselbe kümmerte, waren schon alle Hände geschäftig, es auf die Bretter zu stellen. Der erste Leser, dessen Kritik der junge Autor das noch im Druck befindliche Buch unterwarf, erkannte sogleich auch seinen dramatischen Gehalt: Schwan lief nach Empfang der ersten sieben Aushängebogen, also nachdem er nur die beiden ersten Akte gelesen hatte, sofort zu dem Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters, welchem er sie frischweg vorlas. Er holte das Urteil der Schauspieler Böck und Iffland ein und las das Stück dem Dichter des Deutschen Hausvaters vor. Auch mit der Vorlesung in Dieburg verfolgte er die gleiche Absicht, denn der Wirt des Hauses, der Reichshofrat von Berberich, war der Intendant des Theaters in Regensburg; und die ganze Gesellschaft vereinigte sich auch hier in dem Wunsche, das Stück auf dem Theater zu sehen. Schwan selber

konnte als der erste dem Dichter die ersehnte Hoffnung der Aufführung in Aussicht stellen, falls er sich zur Abänderung etlicher für unsauber befundener Stellen entschlösse: Schiller erklärte sich sofort bereit und erbat sich nur das überschickte Exemplar der Räuber mit Bezeichnung der beanstandeten Stellen zurück. Noch vor dem 11. August 1781 ging dann wirklich das mit Strichen versehene und mit Anmerkungen durchschossene Exemplar an Schiller zurück, der es bei der Umarbeitung benützen wollte. Auf Schillers bereitwilliges Entgegenkommen hin hielt es nun auch der Intendant von Dalberg nicht unter seiner Würde, in einem für den Empfänger höchst schmeichelhaften Schreiben nicht bloß die Umarbeitung des vorliegenden Erstlingswerkes sondern zugleich auch alle in Zukunft zu verfertigenden Werke von dem Verfasser der Räuber zu erbitten. Der junge Edelmann stand erst seit wenigen Monaten (seit Ostern 1781) an der Spitze der artistischen Leitung des Mannheimer Hoftheaters, welches unter der Führuug eines erfahrenen Theatermannes soeben eine erfolgreiche Saison hinter sich hatte: im Winter 1780 auf 1781 hatten zwei Novitäten, der Deutsche Hausvater von Gemmingen und Agnes Bernauer von Törring, entschieden durchgeschlagen; und es war nur begreiflich, daß der neue Direktor begierig darauf aus war, das Theater durch Vorführung des Neuesten und Besten auf der Höhe zu erhalten. Er griff leider nicht bloß nach dem Besten und setzte in demselben Jahr, welches er mit den Räubern so ruhmreich begann, noch weitere 30 Novitäten durch, welche seine Begeisterung für das Erstlingswerk Schillers als bloßen Sanguinismus eines unerfahrenen, aber keck zugreifenden Kavaliers erscheinen lassen. Natürlich aber daß er mit diesem Sanguinismus die größten Hoffnungen bei dem jungen Dichter erweckte. Dieser kam ihm denn auch sogleich weiter entgegen als die Meinung war. Er wollte in seinem Antwortschreiben es einst Dalberg verdanken, wenn seine Kräfte einmal an ein Meisterwerk klettern könnten. Er ließ seine Sehnsucht durchblicken, das Mannheimer Theater, die Schauspieler und selbst das „non plus ultra der Theatermechanik“ kennen zu lernen, wozu er in Stuttgart bei der Minderjährigkeit des Theaters nicht die Gelegenheit habe. Er bedauert, daß ihm seine ökonomischen Verhältnisse eine Reise unmöglich machen und redet sogleich auch von einem „alten Lieblingswunsch“, sich in „Mannheim, dem Paradies der dramatischen Muse“, zu etablieren. Während er den jungen Intendanten

durch beiläufige Erwähnung einiger „fruchtbarer Ideen", welche er ihm für das Mannheimer Theater gern mitteilen möchte, zu ködern sucht, bedauert er zugleich, daß dieser Lieblingswunsch durch seine „nähere Verbindung mit Württemberg" d. h. durch den Revers, welchen sein Vater unterzeichnet hatte, erschwert werden dürfte. Das war freilich Annäherung genug für das erste Mal! In jedem Worte verrät sich, welche Hoffnungen und Erwartungen Schiller an das Schreiben des Intendanten knüpfte: dauernde Verbindung mit der mannheimischen Bühne und Erlösung von dem württembergischen und medizinischen Joche. Er stellte auf schlaue Weise das als seinen längst gehegten Wunsch hin, was dem Freiherrn als günstige Gelegenheit erscheinen mußte, den Dichter der Räuber für sein Institut zu gewinnen.

Wirklich trat auch Dalberg wiederum einen Schritt näher, indem er dem Dichter für den Verlag der verlangten Bühnenbearbeitung einen Antrag machte: auf Vorschlag des Professors Klein sollten nämlich die für die Mannheimer Bühne bearbeiteten Schauspiele zum Nutzen der Theaterkasse im Selbstverlag herausgegeben werden, und diesem Zwecke sollte auch Schiller seine Arbeit widmen. Er war schon früher mit Schwan über den Druck in Unterhandlung getreten und erbat sich jetzt den uneigennützigen Rat dieses Gönners, welcher hier den Kaufmann beiseite setzen mußte und bloß im Namen des Freundes reden durfte. Seine Wohlmeinung ging dahin, die Vorschläge Dalbergs ohne bindende Zusage vorerst anzuhören und sich dann für Dalberg oder Schwan zu entscheiden. Er warnte zugleich vor den üblen Ratgebern Dalbergs und bot Schiller strenge auf, sich mit niemand anderem als mit Dalberg selbst in Unterhandlungen einzulassen. Er ließ ferner einen warnenden Wink vor dem Nachdruck einfließen, welchem ein selbstverlegtes Werk immer als freie Beute erscheine. Diese Ratschläge, in denen es zuletzt der Kaufmann doch über den Freund davontrug, waren wenig geeignet, bei dem Dichter Zutrauen zu dem Theaterverlag zu erwecken. Schiller antwortete denn auch unter dem 17. August in diesem Sinn, indem er zugleich, ohne Schwans Vorwissen oder Erlaubnis, die ihm von seinem Gönner erteilten Ratschläge beilegte: er behielt sich freie Hand, bis er die Gewißheit habe, ob er „mit dem Freiherrn selber zu traktiren die Ehre haben werde" und ob auch alle seine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, sie seien dramatisch oder nicht, unter den gleichen Bedingungen angenommen

würden. Diese Antwort war nur eine schlecht verkappte Ablehnung: denn was sollte denn der Theaterverlag mit seinen nichtdramatischen Sachen anfangen? Für diese hoffte er sich nämlich in Schwan vermittelst des Trauerspiels einen Verleger zu sichern. Der Intendant durfte vorläufig eine Antwort um so eher ausstehen lassen, als Schiller schon in diesem zweiten Schreiben einen persönlichen Besuch in Mannheim nach der Umarbeitung der Räuber, mit welcher er in 14 Tagen zustande zu kommen hoffte, ziemlich deutlich in Aussicht stellte.

Mitte August 1781 ging Schiller an die Umarbeitung seiner Räuber. In einer Zeit, in welcher die technischen Ungeheuerlichkeiten und die ästhetischen Maßlosigkeiten des Sturmes und Dranges mit einer noch unentwickelten und engen Theaterpraxis sich begegneten, war dieses Geschäft etwas ganz Gewöhnliches und Eile um so mehr geboten, als nicht bloß der dramatische Gehalt des Stückes sondern auch der Autor selbst durch seine Vorrede die deutschen Roscius' geradezu herausforderte. Schon im Juli 1781 hatte sich nach jener Vorlesung in Dieburg der Direktor Schopf aus Regensburg an die Bearbeitung der Räuber gemacht, welche er erst aus den Händen legte, als ihm die Kunde von Schillers eigener Absicht Einhalt gebot. Schiller unterschätzte die ihm bevorstehende Mühe und Arbeit, und eine Ruhrepidemie in seinem Regimentslazareth zog ihn noch obendrein von derselben ab. Erst nach zwei Monaten, am 6. Oktober, konnte er die umgeschmolzenen Räuber, für welche er den älteren Titel „Der verlorene Sohn“ wieder aufnehmen wollte, an Dalberg abschicken. Er hatte es eilig genug mit ihnen: nicht nur daß er sich zum Kopieren einer fremden Hand, offenbar der Christophinens, bediente; er nahm sich nicht einmal die Zeit, das Manuskript vor der Absendung noch einmal durchzusehen und die von dem Abschreiber oft erbärmlich mißhandelte Orthographie zu korrigieren.

Bei dieser Umarbeitung, welche ihn mehr Anstrengung gekostet habe als ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück, verfolgte Schiller zwei ganz entgegengesetzte Absichten, die er mit bewußter Sicherheit aus einander hielt. Die erste ging dahin, das Stück in der Ökonomie und in dem Geiste den Anforderungen der Bühnentechnik und einer öffentlichen Darstellung näher zu bringen und den verschiedenartigen Geschmack eines gemischten Publikums gebührend zu berücksichtigen. Nur wenig hatte er in Bezug auf die Ökonomie zu verändern. Einige Male wurde durch

Zusammenziehung mehrerer Scenen der Wechsel des Schauplatzes entbehrlich: die erste Scene zwischen Franz Moor und Amalia schleppt sich nun nicht mehr am Schlusse des ersten Aktes hinterher nach, sondern sie schließt sich unmittelbar an den Monolog Franzens an. Das Schauspiel hat 15, das Trauerspiel noch immer 12 Scenen: für die Bühnentechnik des vorigen Jahrhunderts, an welche das bürgerliche Schauspiel von der Art der Emilia Galotti so geringe Anforderungen stellte, immer noch eine außergewöhnliche Aufgabe. Dem Theaterinspicienten zu Liebe sind die Akte nicht in Scenen sondern in Auftritte eingeteilt; die Anweisungen für den Schauspieler sind vermehrt und manche scenische Vorgänge besser arrangiert. Um das Stück den Grenzen eines Theaterabends wenigstens einigermaßen conform zu machen, wurden energische Striche notwendig, zu welchen Schiller außer einigen entbehrlichen Auftritten im 4. und 5. Akt besonders solche Scenen und Stellen bestimmt, welche sein erster Kritiker gern vermißt hätte. Rücksichten auf den katholischen Hof der Pfalz geboten, den Pater in eine Magistratsperson zu verwandeln; und die Libertinerscene mußte mit Rücksicht auf die Censur behandelt werden, wobei Schiller indessen etliche Male sogar auf die allererste Fassung des unterdrückten zweiten Bogens zurückgegriffen hat. Karl Moor wird uns nun wie Goethes Götz in einem kurzen Monolog voll unruhiger Erwartung seiner Genossen vorgeführt und seine Flüche richten sich nicht mehr gegen das Gesetz sondern gegen das Friedensedikt, von dessen Verkündigung Spiegelberg bei seinem Eintritt erzählt. Zu Krasses und zu Grelles wird auch sonst gemildert.

Der Bearbeiter hat ferner die Fäden der Handlung und die Linien der Charaktere schärfer zu ziehen gesucht. Alles wird stärker und sinnfälliger herausgearbeitet und das beseitigt, was nur bei dem feineren Sinn und dem nachdenkenden Leser auf Verständnis rechnen konnte oder auch bloß gedacht war. Die Motivierung ist verstärkt, und die Handlung an vielen Stellen von dem überwuchernden Räsonnement befreit. Wenn das Schauspiel über Amaliens Entschluß, in das Kloster zu gehen, keine weitere Aufklärung gab: so wird jetzt der Zuschauer durch Karl Moor an das Nonnengewand erinnert, welches in der Galeriescene der Räuber nach der Bühnenvorschrift auf dem Tische liegt. Wenn der Gedanke der leitenden Vorsehung in dem Schauspiel sich bloß dem denkenden Leser verriet: so denkt ihn der Dichter hier seinen Zuschauern

gleichsam selber vor und spricht ihn mit biblischen Worten aus. So ist er auch mehr bemüht, in dem verwickelten und durch Heuchelei verstellten Charakter des Erzbösewichts keine Unklarheit oder Undeutlichkeit bestehen zu lassen. Franz Moor muß sich, um den Kontrast mit dem Bruder auch dem blödesten Auge fühlbar zu machen, in seinem ersten Monolog ebenso feierlich gegen die Natur verschwören, wie Karl in der folgenden Scene gegen die Menschheit. Die Liebe Franzens zur Amalia verriet sich früher erst im dritten Akt als bloße Heuchelei und Sinnlichkeit; jetzt wird auch über diesen Punkt, freilich ziemlich ungeschickt und geklügelt, sofort Aufklärung gegeben, indem Franz Moor bei Amaliens Auftreten zu sich selber sagt: „Ich liebe sie nicht, aber ich will nicht haben, daß ein anderer durch so viel Reize glücklich werde; in meinem Arm soll sie ihr Grab finden und niemand geblüht haben". Von den philosophierenden und räsonnierenden Monologen Franzens versprach sich Schiller mit Recht wenig Erfolg bei dem Zuschauer, welcher Handlungen und nicht Räsonnements verlange: sie wurden bedeutend verkürzt und umgearbeitet; den Monolog des vierten Aktes, welcher sich auf den Brettern als bloße Wiederholung des ersten ausgenommen hätte, hat Schiller geschickt in Handlung umzusetzen verstanden.

Aber nicht bloß das Theater und das Theaterpublikum hatte Schiller bei dieser Umarbeitung im Auge. Mündlich und schriftlich hatte er sich neuerdings Urteile über das gedruckte Stück eingeholt; Schwan hat ihm das mit seinen Anmerkungen durchschossene Exemplar zurückschicken müssen. Und wenigstens eine öffentliche Beurteilung der Räuber lag dem Bearbeiter bereits vor. Die Erfurter Gelehrte Zeitung hatte die Dichtung am 24. Juli 1781 durch den Romanschriftsteller und Komödienschreiber Timme begrüßen lassen, einen Recensenten, welcher in dem Dichter der Räuber zwar einen zukünftigen Shakespeare prophezeite, aber, wie gerade seine eigene Recension zeigte, von dem Verständnis Shakespeares und der Räuber weit entfernt war. Timme steht vielmehr ganz auf dem Standpunkte Lessings; und es ist von Bedeutung gewesen, daß die Räuber gerade einem Manne das erste Lob und den ersten Tadel verdankten, welcher die Traditionen des unmittelbar vor ihrem Erscheinen verstorbenen Hamburger Dramaturgen hochhielt. Ihm steht Lessings Emilia Galotti höher als jede dramatisierte Geschichte nach dem Muster Shakespeares; er erklärt sich gelegentlich der Ausfälle der Vorrede auf Aristoteles und Batteur

gegen das bei den Kraftgenies, zu denen er den Verfasser der Räuber noch nicht zählen will, beliebte Schimpfen auf die Regeln, welches uns bald in das Zeitalter der Goten zurückführen werde. Ein Meisterstück mit Shakespeares Vorzügen aber ohne seine Fehler ist das Ideal, welches ihm vor Augen steht. So zeigt er sich auch dem Dichter der Räuber gegenüber in seinem Urteil oft erstaunlich beschränkt: die köstlichen Räuberscenen sind ihm langweilig und widrig; und nach französischem Muster wünscht er an Stelle des ganzen Chores bloß einzelne Vertreter desselben, als Vertrauten etwa den Schweizer und als Intriguanten den Spiegelberg, eingeführt zu sehen. Spiegelbergs prächtige Erzählung der Leipziger Studentenstreiche erschien ihm ebenso läppisch wie die Geschichte vom gestürmten Nonnenkloster beleidigend: beide wünscht er gekürzt, das wilde Räuberlied aber ganz weggelassen zu sehen. Für alles, was die Charaktere und die Motivierung betrifft, hat er ein glückliches Auge. Er empfiehlt schließlich dem Dichter, mehr die Lessingischen Dramen als Shakespeare und den Götz zu studieren, da sein Feuer mehr eines Zügels als eines Spornes bedürfe.

Mit diesem Urteil und vor allem mit dem Hinweis auf Lessing stimmte das eigene Gewissen des Dichters in so wichtigen Punkten überein, daß er übersah, was sie trennte und sich seinem ersten Recensenten in allem und jedem fügte. Nur die Räuberbande abzudanken, welche die „Parole“ des Stückes bildete, konnte er sich nicht entschließen; bloß eine der beiden indifferenten Figuren (Schwarz) ließ er zur Reduzierung des Personals fallen. Aber die Erzählungen Spiegelbergs sind gestrichen; das Räuberlied und mit ihm alle übrigen musikalischen Einlagen sind ausgefallen, zum Teil auch mit Rücksicht auf das nicht singende Personal des Schauspiels; auch die Scene mit Pastor Moser, welche der Erfurter gleichfalls für überflüssig erklärt hatte, weil sie nichts bewirke, brachte Schiller zum Opfer. Und nicht minder zeigen auch die umgearbeiteten Stellen und Scenen den Einfluß des Recensenten, welcher im Namen Lessings mit dem Anfänger zu reden schien.

Dieser hatte zunächst mit dem Vorredner der Räuber bezweifelt, daß die Natur ein Ungeheuer wie Franz hervorbringen könne: Richardsons vielgetadelter Lovelace sei ein Heiliger dagegen. Franz mußte der Menschlichkeit einen Schritt genähert werden. Er verschwört sich in seinem ersten Monologe gegen die Natur — aber nur weil sich die

Natur bereits in der ersten Stunde seines Werdens gegen ihn verschworen hat. Es wird ihm nach dem Abgang Hermanns im zweiten Akt ein längerer Monolog in den Mund gelegt, welcher seine Verachtung des Menschen, dieses „Unterkönigs der Schöpfung", motivieren soll: Hermann betrügt andere und ahnt doch nicht, daß er selbst der Betrogene sein könnte! Mit der Achtung vor dem Menschen aber ist ihm auch das Bewußtsein geschwunden, daß sich jemandes Bosheit an ihm versündigen könnte. Und der Bearbeiter sucht ihn endlich in dem umgeschaffenen Monolog des vierten Aktes menschlicher empfinden zu lassen. Hier, wo er den Brudermord nicht bloß anstiften sondern selber vollziehen will, entsinkt ihm der Dolch vor den Gespenstern seines eigenen Gewissens: er ist nicht ganz Ungeheuer; er redet sich wenigstens ein, etwas zu empfinden, was der Liebe gleicht.

Der Erfurter Recensent hatte ferner an dem Charakter Hermanns getadelt, er lasse sich einmal von Franz zu den abscheulichsten Schandthaten gebrauchen und sei sogleich darauf wieder ganz ohne Grund der gutherzige Retter der Leidenden. Und in der That lag hier ein Fehler der ersten Bearbeitung. Hermanns Verhältnis zu Franz und sein späteres Eingreifen in die Handlung war nicht genügend motiviert und ausgeführt. Franz hört doch die Worte, welche Hermann sogleich, nachdem er seine Betrügerrolle ausgespielt hat, ihm zuruft („Warum mußtet ihr auch das thun, Junker!"): und doch kümmert sich der schlaue Bösewicht nicht weiter um seinen Mitwisser; ja der Dichter läßt den reuigen Hermann noch bei der Einkerkerung des alten Moor den dienstwilligen Helfer spielen. Hermann ist um seinen Lohn, die versprochene Amalia, geprellt worden: und doch meldet er sich nicht gegenüber dem Spitzbuben, den er in der Hand hat. Er steht in der Turmscene daneben, als der alte Moor die Geschichte seines Betruges wiederholt: und doch macht sich sein Gewissen nirgends in einem Bekenntnis seiner Schuld Luft. Das waren Inkongruenzen, welche auf dem Theater noch deutlicher zu Tage getreten wären als bei der Lektüre. Ihnen mußte abgeholfen werden; und den Weg zur Abhülfe hatte der Erfurter Recensent selbst gewiesen, indem er den einfältigen Daniel als ein ungeschicktes Werkzeug für Franzens Mordsucht erklärte und den Rat gab, daß an seiner Stelle Hermann den Auftrag zur Ermordung Karls erhalten sollte. Was aber sein Kritiker bloß empfohlen hatte, um den Charakter Hermanns deutlicher zu motivieren und den ungeschickten Daniel

abzuschaffen, das fiel wie ein zündender Funke in die Seele des Dichters und bewirkte eine völlige Umgestaltung das ganzen vierten Aktes, durch welche nicht bloß alle diese Übelstände mit einem Schlage gutgemacht, sondern auch eine ganze Folge neuer Scenen gewonnen wurde, welche an Größe und Kühnheit den besten des ersten Wurfes nichts nachgeben.

Zunächst die Scene zwischen Franz und Hermann selbst. Hermann, der Reuige, wird von Franz berufen und soll den Grafen ermorden. Aber er steht ihm nun nicht mehr als ein gefügiges Werkzeug zu Gebote. Er giebt ihm höhnend sein Versprechen „Du sollst Amalia haben" zurück. Er hat den Schurken in seiner Hand, denn er füttert den alten Moor zu Franzens Gericht: er redet als Herr zu ihm ... Er spielt die Rolle des Beaumarchais gegenüber dem Clavigo, an welcher sich Schiller nach dem Bericht eines Jugendfreundes weidete. Wie Beaumarchais hat er es darauf angelegt, den Kerl an einem langsamen Feuer zu braten; wie Clavigo wälzt sich Franz verzweifelnd auf dem Sessel.

Aber wie meisterhaft versteht nun Schiller sogleich wieder diese Scene für die weitere Entwicklung des Charakters des Bösewichts auszunützen! Hermann ist jetzt der Überlegene; Franz der Übertrumpfte und Überlistete, welcher sich selbst zum ersten Male sagen muß, daß er dumm gehandelt hat. In der Vorrede glaubte sich Schiller rechtfertigen zu müssen, daß er dem Laster eine solche Überlegenheit des Verstandes gegeben habe, die uns dasselbe bewundernswert erscheinen lasse: eben deshalb hatte er auch diesen Charakter für die Bühne untauglich und gefährlich gefunden. Indem er Franz durch seinen Helfershelfer übertölpelt werden ließ, raubte er ihm diese gefährliche Größe wieder; Franz fällt aus seiner Rolle und muß sich selbst bekennen: „So ist es doch wahr und abermal wahr! Kein Faden ist so fein gesponnen unter der Sonnen, der so schnell risse als die Bande des Bubenstückes". Und weiter! Der im Trauerspiel auf die erste Scene mit Hermann (im zweiten Akt) folgende Monolog Franzens gründete seine Verachtung des Menschen auf die Thorheit, daß der Betrogene sich für den Betrüger halte: nun ist Franz selber der betrogene Betrüger, und mit der Verachtung seiner selbst stellt sich die Achtung vor der Menschheit furchtbar in ihm wieder her. Nachdem ihm sein Witz Hermann gegenüber untreu geworden ist, vermag er auch nicht mehr die natürlichen Empfindungen vor sich selbst hinwegzuräsonnieren: mit einem Rest von Menschlichkeit erwacht in ihm zugleich

das Gewissen und läßt ihn Gespenster am hellen Tage sehen. Und so bildet auch dieser Monolog einen weit besseren Übergang zu dem letzten Akt, in welchem wir Franz von Geistern verfolgt wiederfinden, als das kalt räsonnierende Selbstgespräch des Schauspiels, dessen gesteigerter Cynismus die Verzweiflung Franzens im letzten Akt unerwartet und überraschend erscheinen ließ.

Dadurch, daß Daniel, welcher im Trauerspiel aus dem „Hausknecht" zum „alten Diener der Grafen von Moor" wird, zurückgeschoben ist und Hermann mehr aktiv in die Handlung eingreift, hat auch die Turmscene entschieden gewonnen. Hermann, welcher früher bloß flehend vor Karl stand, ficht nun mannhaft mit ihm; und erst durch sein reumütiges Bekenntnis kommt während der Erzählung des alten Moor die volle Wahrheit an den Tag. Nicht der Räuber Moor muß es sich selbst auskalkulieren, daß Franz die Briefe unterschlagen und gefälscht hat: Hermann, der sein Helfershelfer war, bekennt ausdrücklich seine Schuld. Und erst in der Turmscene, auf dem Höhepunkte, wo alle Enthüllungen Schlag auf Schlag auf ihn einstürmen und seinen Racheдurst maßlos entflammen, erhält er die Kunde von dem Betrug des Bruders: die frühere Scene mit Daniel ist ausgefallen, und der verzweifelte Aufschrei des durch den Bruder zum Räuber Gewordenen wird hierher versetzt, wo sich auf diese Weise wie in dem Brennpunkte des Stückes alle Effekte sammeln.

Den Charakter Amaliens, wie es der Erfurter Recensent wünschte, etwas mehr auszuzeichnen, war Schiller unfähig: nur an einer Stelle hat er den Versuch gemacht, wo Amalia den Tag schildert, an welchem sie Karls Bild gemalt hat; aber auch dieser eine Zug ist ganz im Stile der Lauraoden geraten. Dagegen half Schiller in den Liebesscenen zwischen Amalia und Karl nach, welche für die Bühne entschieden zu dunkel und verworren waren. Die ganze Situation, die im Herzen der handelnden Personen wechselnden Empfindungen waren mehr angedeutet und dem Erraten überlassen als herausgesagt, mehr Reminiscenz aus Klopstocks Oden als dramatisch; endlich die Situationen selbst nicht genug ausgebeutet und ausgekostet. Hier bringt nun Schiller sofort eine größere Bewegung hinein, indem er den reuigen Hermann im Voraus verkündigen läßt, daß Karl noch lebe: dieser früher auf die Gartenscene mit Franz folgende Auftritt wird aus dem dritten Akte

hierher verlegt und zugleich durch die vorhergehende Begegnung zwischen Hermann und Franz motiviert, durch welche der Bastard zum offenen Feind seines Gebieters geworden ist und weiter nichts mehr zu verschweigen hat. So erfährt nun Amalia, daß Karl noch lebt, in demselben Augenblick, in welchem sie sich der verräterischen Neigung zum Grafen Brand anklagen muß. Die Situation wird dadurch gespannter, dramatischer; Amalia ist um einen Grad weniger Engel und mehr schwaches Weib. Bald liegt sie in den Armen des Grafen und an seinem Munde: der Räuber Moor ist für einen Augenblick der Glückliche, Amalia die getreue Ungetreue. Sie wechseln die Ringe, Amalia erkennt ihren Karl wieder, der Räuber entflieht . . . Das ist alles recht verständlich und dramatisch wirksamer als früher; die Scene macht eher einen romanhaften als einen Klopstockischen Eindruck. Der Dichter war mit sich selbst höchlich zufrieden; die zeitgenössischen Kritiker aber wollten von einer Untreue Amaliens nichts wissen und zeigten eben dadurch, wie sehr ihnen Schiller mit dieser mißlungenen Figur zu Dank gearbeitet hatte.

Auch in der Katastrophe des Stückes hat Schiller ein paar wichtige Veränderungen vorgenommen. Sie enthält jetzt mehr äußere Handlung und ist doch kürzer zusammengedrängt: das Interesse bleibt ohne die schnell wechselnden Extreme der ersten Fassung bis zum Schlusse wach. Schiller hatte es in dem Schauspiel nicht gewagt, die beiden feindlichen Brüder auf einander treffen zu lassen; sie gingen selbst in den Sälen des Moorischen Schlosses nur hinter einander her. Jetzt läßt er sich den Effekt nicht mehr entgehen, sie vor den Augen des Zuschauers einander gegenüber zu stellen; aber nicht kämpfend und ringend, sondern der vernichtete und niedergeschmetterte Franz wir dem zum Gericht ausgeliefert, welchen er selber zum Räuber gemacht hat. Nicht der Bruder selbst, welcher für und gegen Franz parteiisch ist, richtet über ihn, sondern er tritt das Gericht an die Bande ab. Hier offenbart sich Schillers Absicht mit dieser am deutlichsten: wie ein höheres Tribunal sitzen die Unreinen, die Räuber, über den ärgsten Missethäter zu Gericht und reinigen sich selbst von Schuld, indem sie den großen Frevler demselben Turm überantworten, an dem er gefrevelt hat. So werden Schweizer und Kosinsky frei von Schuld und würdig, als die Erben der Grafschaft Moor dem Staate so treu zu dienen, wie sie einst ihrem ruchlosen Haupt-

mann gedient haben. Die Besten aus der Bande sind entsühnt, wie Karl Moor durch seinen freiwilligen Tod. Das versöhnende Ende tritt in diesem Schlusse noch freundlicher hervor: aber das sentimentale Abschiednehmen bringt eine weichliche Rührung herein, welche den großen Zug der ersten Fassung vermissen läßt.

Wenn sich ein Dichter wie Schiller zum zweiten Male mit einem und demselben Werke dichterisch beschäftigt, dann werden sich ihm auch neue dichterische Absichten aufdrängen, deren Ausführung ihm ein Bedürfnis ist. Diese Absichten als solche zu erkennen und zu würdigen, ist die Aufgabe dessen, der sich über Wert und Unwert der Umarbeitung ein Urteil bilden will. Erst in zweiter Linie kommt in Betracht, in wie fern diese späteren Absichten mit den früheren zusammenstimmen: finden wir doch selbst in der einzigen und endgültigen Fassung solcher Dichtungen, deren Entstehung sich über verschiedene Entwicklungsstufen derselben dichterischen Individualität hingezogen hat, Spuren wechselnder und selbst widersprechender künstlerischer Absichten. Der Umarbeiter vollends steht erfahrungsgemäß niemals so tief in der eigenen Arbeit wie der Dichter; das Umarbeiten ist weit weniger organische Produktion als das Dichten selbst. Begreiflich also daß auch Schillers Zusätze und Änderungen nicht völlig mit dem alten Stamm verwachsen sind. Ich lege dabei ein geringes Gewicht auf die Widersprüche, welche andere mit so viel Behagen hier leicht ausfindig gemacht haben. Daß Hermann die Briefe Franzens gefälscht haben soll, widerspricht dem ersten Akt, in welchem Franz selber sich als Fälscher bekannt hat. Daß die Bande nach ihrer unnatürlichen Abdankung durch Karl Moor Eintritt in geordnete Zustände finden werde, darf billig bezweifelt werden. Aber weit wichtiger ist es noch zu beobachten, wie sich Schillers eigene Absichten in dieser Fassung der Räuber widerstreiten. Durch die Scene mit Hermann erfährt Franz Moor zugleich, daß sein Vater noch am Leben ist: er ist also noch gar nicht Vatermörder und, um den verzweifelten Gedanken und den quälenden Träumen zu entgehen, braucht er bloß den Alten freizugeben. Die Absicht der ersten Fassung war deutlich, ihn vor einem höheren Gericht zur Verdammnis verurteilt zu sehen: es ist eine Abschwächung gegenüber dem Traum vom jüngsten Gericht, wenn es dann doch noch eines weltlichen Tribunals bedarf. Nach der ursprünglichen Fassung sollte Karl am Schlusse des Stückes zur

Erkenntnis seiner Verirrung gelangen und einsehen, daß die Rache allein dem Obern zukommt, der nicht des Menschen Arm bedarf: hier steht er nun dennoch als Bevollmächtigter des Weltgerichtes da; und seine Selbstaufopferung hat Schiller hier mit deutlichen Remiscenzen an den Opfertod Christi ausgestattet, gleich welchem auch Karl Moor den Mittler zwischen Gott Vater und den sündigen Räubern macht. Hätte Schiller einen Ausgleich zwischen diesen divergierenden Absichten für möglich gehalten und ihren Widerspruch nicht selbst gefühlt, so hätte er gewiß an eine Verschmelung der beiden Fassungen in späteren Auflagen des Druckes gedacht. Das Stück hatte in der Umarbeitung von seiner stärksten Seite, der dramatischen, nur gewonnen; von Seite der Motivierung, welche ohnedies seine schwächste war, hatte es allerdings noch mehr verloren. Namentlich aber war der vierte Akt hier erst zu einer tragischen Wucht und Größe herangewachsen, welche in der dramatischen Litteratur Deutschlands bis dahin nicht ihres Gleichen hatte.

Aber mit dieser Umarbeitung war Schillers Aufgabe noch keineswegs erfüllt; und es traten noch manche lästige Anforderungen aus Mannheim an ihn heran. Zunächst wartete er freilich in Ungeduld nahezu einen Monat lang vergebens auf die Nachricht, wie Dalberg seine Arbeit aufgenommen habe. Erst Anfangs November traf sie ein, die Verzögerung zwar höflich mit Krankheit entschuldigend, aber im ganzen kühl und tadelnd. Der Edelmann hielt es bereits für geboten, den jungen Dichter, welcher ihm nur zu rasch entgegengekommen war, einigermaßen kürzer zu halten. Jetzt, wo Schiller begreiflicher Weise die theatralische Wirkung ins Auge faßte, war es ihm auf einmal um die poetische Seite des Stückes zu thun, welche er in der Umarbeitung ungern vermißte, während ihm früher nur die Bühnentauglichkeit zu wünschen übrig blieb. Schiller war gereizt und zeigte sich über das Lob, welches Dalberg einzelnen Änderungen erteilt hatte, ebenso erstaunt als über den Tadel. Nach der Weise dilettierender Kavaliere konnte es der Reichsfreiherr auch nicht unterlassen, die eigene Erfindung spielen zu sehen: und der Dichter ist nachgiebig und ironisch genug, es für eine ungemein glückliche Veränderung (die er aber später so bald als möglich wieder abgeschafft hat) zu erklären, daß Karl Moor seine Braut lieber erschießen als erstechen soll. Diese Unterhandlungen mit Dalberg, bei welchen der klüger gewordene Dichter immer zugleich seinen Standpunkt

mit großer Geschicklichkeit zu wahren und doch wiederum dem Urteil des „vornehmsten der Kenner“ die letzte Entscheidung zu überlassen versteht, ziehen sich bis kurz vor die erste Aufführung hin.

Bewundernswert bleibt in denselben nur eines: mit welcher Sicherheit der vor kurzem entlassene Zögling der Militärakademie, welcher die größte Zeit seines Lebens ohne den Genuß eines Theaters zugebracht und niemals eine mehr als mittelmäßige theatralische Aufführung gesehen hatte, seine Aufgabe als Theaterdichter ergreift. Er weiß genau, was das Theater ihm als Dichter nützen kann; und er weiß ebenso genau, was es seinem Talente schaden kann. Seine Umsicht könnte einen Fachmann beschämen. Sogleich in seinem ersten Brief an Dalberg behauptet er mit der völligsten Entschiedenheit, um in Zukunft für das Mannheimer Theater schreiben zu können, sei ihm „eine genauere Kenntnis der Partikularökonomie von Euer Excellenz Theater wie der Herren Schauspieler und dem non plus ultra der Theatermechanik, mit einem Worte ein baldiger Augenschein“ nötig. Er ahnt, daß er nur an dem „Paradies der dramatischen Muse“ sich entwickeln könne. Er sorgt, trotz dem besten Regisseur, selbst für das Kostüm seines Räuberhauptmanns und vergißt auch den Federbusch nicht, welchen er im letzten Akt von dem Hute nehmen soll. Er läßt durch einen „vortrefflichen jungen Komponisten“ (Zumsteeg) eine Symphonie ausarbeiten und gesteht der Direktion wohl das Recht einmaliger Kürzung zu, aber die zweite Beschneidung behält er sich selber vor, bis er einer Probe oder der ersten Aufführung beigewohnt hat. Mit einem Worte: das Stück soll erst auf den Brettern, beim Probieren oder gar erst nach der ersten Aufführung fertiggestellt werden, nicht auf dem Papiere. So haben es die neueren französischen Dramatiker alle mit großem Erfolge gemacht; so haben wir es auch seit Jahrzehnten von unsern Dramatikern verlangt. Bei einem Dichter des achtzehnten Jahrhunderts ist mir eine so lebendige Erfassung des dramatischen Berufes nicht bekannt: die eigentlichen Theaterdichter wie Michaelis und Klinger verstanden von dem Theaterwesen so gut wie nichts; auch Lessing hat sich mit dem Theater doch nur theoretisch eingelassen, und seine in Bezug auf das gesprochene Wort immer bedeutenden, in der Bewegung aber auch immer steifen und hölzernen Charaktere beweisen zur Genüge, wie wenig Rücksicht er auf die Schauspieler nahm und daß er es verschmähte seine Dichtung an den Schauspielern gleich=

sam zu probieren; auch auf dem Liebhabertheater zu Weimar mußte sich die darstellende Kunst den Anforderungen der Poesie völlig unterordnen, und eine befruchtende Wechselwirkung beider fand nicht statt. Und trotzdem wird Schiller nicht einen Augenblick von dem Bewußtsein verlassen, daß es zwischen den Anforderungen des Theaters und denen der Poesie eine Grenze gebe. Er protestiert ausdrücklich, daß die von der Direktion gestrichenen Stellen auch im Druck wegbleiben sollten: „Denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ; und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele"; und als der Freiherr von Dalberg an seinem für das Theater bearbeiteten Stücke nun wiederum die poetische Seite vermißt, da antwortet er ihm rundweg, daß diese nach seinem Bedünken von einem Theaterstück jederzeit mit Vorteil wegbleiben könnte.

Zwei Punkte waren es namentlich, in welchen der adelige Intendant dem Gelüste eigenmächtiger Änderung nur schwer widerstehen konnte. Der erste betraf das Ende Amaliens, welches Schiller, gerade um die schwache Motivierung zu verbergen, in der Umarbeitung mit Benützung einer Plutarchischen Erzählung zu einer Großthat des Räuberfürsten herausgearbeitet hatte: wie der Redner Hyperides die Richter der Buhlerin Phryne entwaffnete, indem er ihren Busen entblößte, so versucht auch Karl Moor erst seine Räuber zu rühren, um dann die Größe seines Opfers noch überwältigender ins Licht zu setzen. Aber auch Dalberg glaubte, nachdem er zuerst das Erschießen an Stelle des Erstechens empfohlen hatte, mit seinem Talente nachhelfen zu können und er erdichtete einen trivialen Selbstmord: auf die Frage, wohin sie geleitet sein wolle, gab Amalia die Antwort: „Zur Ewigkeit!" und erstach sich mit dem einem Räuber entrissenen Dolche. Dalberg war viel zu eitel, um die bittere Ironie zu merken, welche in den Worten lag, mit denen Schiller diese Stelle für vortrefflich erklärte: „Oh, ich würde stolz sein, sie gemacht zu haben". Dennoch aber wehrte er sich mit Händen und Füßen gegen diese Vergewaltigung einer Stelle, in welcher er mit vieler Mühe einen Hauptmoment erreicht zu haben glaubte, weil hier der Konflikt zwischen dem Liebhaber und dem Räuberhauptmann auf die Spitze getrieben und zum Austrag gebracht war. Gleichwohl scheint Dalberg sein Recht behauptet oder vielmehr seinen Machtwillen durch-

gesetzt zu haben: denn noch der Selbstrecensent der Räuber zeigt sich gegen diesen „alltäglichen Behelf der schlechten Dramatiker“ in hohem Grad erbittert.

Mehr Beachtung verdiente und fand ein anderer Vorschlag Dalbergs, die Handlung in das sechzehnte Jahrhundert zu verlegen. Auch hierüber und noch mehr über diesen Punkt als über den vorigen, wurde zwischen dem Intendanten und dem Dichter hin und her debattiert, von welchen der letztere, ohne es zu wissen, auch den Ausschuß der Mannheimer Schauspieler auf seiner Seite hatte. Dalberg, mit dem ganzen Stolze des policierten Jahrhunderts und zugleich als echter Rationalist, kam über die Unwahrscheinlichkeit nicht hinaus, daß in den aufgeklärten Zeiten eine solche Räuberbande möglich sein sollte. Schiller hätte den pfälzischen Adeligen aus den Zuständen in Württemberg und Baiern wohl eines Besseren belehren können: er entschuldigte sich indessen, vielleicht nur um sein Vaterland nicht bloßzustellen, mit der Freiheit der Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen. Er gab den Fehler zu, erklärte ihn aber für einen unheilbaren und notwendigen, wie der Hamburger Dramaturg den „Buckel“ seiner Miß Sara Sampson. Der Verlegung in das 16. Jahrhundert setzte er, wohl eingedenk der Warnung Schubarts, den hartnäckigsten Widerstand entgegen: die Personen seines Stückes redeten zu aufgeklärt; ihre Sprache sei zu weit von der Simplicität entfernt, an welche uns der Verfasser des Götz gewöhnt habe. Auch die Charaktere mit ihren großen und kleinen Zügen stammten zu sehr aus der gegenwärtigen Welt, als daß sie in das Zeitalter Maximilians zurückversetzt werden könnten. Besonders widerspreche der spekulative Bösewicht Franz, der spitzfindige, metaphysische Schurke jener Zeit; und Amalia vermochte er sich eben so wenig als Ritterfräulein, wie ihre Liebe zu Karl als ein Verhältnis ritterlicher Courtoisie zu denken. Erst als der Freiherr seine Gründe völlig widerlegte und auch den Charakter Franzens mit Berufung auf die scholastische Philosophie des 16. Jahrhunderts zu rechtfertigen vermochte, gab Schiller zu seinem Glücke nach. Denn der Erfolg hat Dalbergs Räsonnement bestätigt; und Schiller selbst hat ihm Recht gegeben, indem er diese Veränderung in der Druckausgabe des Trauerspiels beibehielt, obwohl er noch im Repertorium über die Ver-

änderungen spottet, welche „das Ding so buntfarbig wie die Hosen des Harlekins“ gemacht hätten. Wie um Schubarts Zorn von sich abzuwehren, fügte er in der zweiten Auflage des Schauspiels zu gleicher Zeit (1782) unter dem Personenverzeichnis die Worte hinzu: „Die Zeit der Geschichte um die Mitte des achtzehenden Jahrhunderts“. Nach der Theaterbearbeitung dagegen spielt das Stück in der Zeit, „als der ewige Landfriede in Deutschland errichtet ward“. Der Landfriede Maximilians tritt an die Stelle des von den Libertinern des Schauspiels mit Füßen getretenen Gesetzes: alle Fehden sind zu ihrem Ärger verboten, das Faustrecht abgeschafft. An die Stelle des siebenjährigen Krieges zwischen den Preußen und den Österreichern tritt der Krieg zwischen den Polen und den Türken. Spiegelberg will nicht mehr die Österreicher sondern die Türken durch das Knopfloch jagen. Karl Moor folgt in der fingierten Erzählung Hermanns, anstatt Friedrich dem Großen, nunmehr der siegreichen Trommel des Königs Matthias von Ungarn. Schiller kümmerte sich übrigens um diese Abänderungen so wenig, daß er bei Abschluß des Druckmanuskriptes die entsprechenden Namen und Daten aus dem 16. Jahrhundert gar nicht mehr im Gedächtnis hatte und sie einfach durch Schwan so einsetzen ließ, wie man sie bei der Vorstellung in Mannheim gebraucht hatte. Das hat nicht nur den Schnitzer im Gefolge gehabt, daß der Marschall von Sachsen stehen geblieben ist und nun etliche hundert Jahre vor seiner Geburt in den Räubern eine Rolle spielt; sondern es hat auch den Übelstand verursacht, daß der unveränderte moderne Ton und Stil nicht zu dem Jahrhundert der Handlung stimmt.

Die Frage hatte aber eine wichtige praktische Seite: sie entschied über das Kostüm, in welchem die Räuber aufgeführt werden sollten. Man muß sich erinnern, daß die damaligen Bühnen ein historisches Kostüm nicht kannten, und daß selbst Dramen aus der griechischen Geschichte oder Mythologie meistens im konventionellen Rokkoko gespielt wurden. Erst neuerdings war das Ritterkostüm in die Ritterschauspiele nach dem Muster des Götz eingeführt worden: wie ja auch Goethes Götz das charakteristische Kostüm, Zeit- und Lokalfarbe, zuerst in die dramatische Dichtung eingeführt hat. Wie viel Gewicht diesen Experimenten des Theaterschneiders schon damals in Bezug auf Beifall und Durchfall zugestanden wurde, das hatte in den siebziger Jahren gerade auf dem Mannheimer Theater die erste Aufführung von Brandes' Mediceern be-

wiesen: sie fielen durch, weil man sie bei der ersten Aufführung im italienischen Originalkostüm spielen wollte; und sie gefielen, als man dieses wiederum beiseite legte. Es handelte sich also in Betreff der Räuber einfach darum, ob man sie als bürgerliches Trauerspiel im Rokokkokostüm oder aber wegen der Räuberscenen im Kostüm des Ritter- und Spektakelstückes geben sollte. Dalberg, welcher am Anfang des Jahres (1781) den großen Erfolg der Agnes Bernauer von Törring miterlebt hatte, entschied sich mit Recht für das letztere. Den Schauspielern aber kamen Stimmen aus dem Publikum (dem Kreise Schwans?) zu Ohren, welche sich einstimmig gegen das altdeutsche Kostüm aussprachen, das ihnen auch selbst zur Charakteristik der Räuber nicht ganz passend erschien. Der Ausschuß hielt es um so mehr für seine Pflicht, den Intendanten hierauf aufmerksam zu machen, als der Erfolg des Stückes schwer zu bestimmen und der Vorwurf zu fürchten war, daß das geänderte Kostüm denselben vereitelt habe. Dalberg aber erklärte die Urteile, welche das Publikum vor der Vorstellung abgab, am Rande dieser Eingabe als schiefe Vorurteile einiger mit Schauspielwirkung wenig vertrauter Köpfe und entschied resolut, daß die Räuber nach allem Begriff von Theatereffekt nicht anders als mit idealischem Anstrich und im älteren Kostüm gegeben werden könnten. In unseren Zeiten, behauptete er auch hier, ist das Stück unmöglich; in unserer Tracht wird es Fabel und unwahr. Für die passende romantische Tracht versprach er bestens zu sorgen.

Dalberg und die Regie des Mannheimer Theaters haben sich bemüht, dem Stücke den Charakter eines Ritterschauspiels noch fester aufzudrücken. Es ist nach dem Mannheimer Bühnenmanuskript in der Libertinerscene noch etwas mehr von Kaiser Maximilian, der Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerei, von der Entdeckung Amerikas und von Maxens Felsenstieg die Rede: recht als wenn ein Schulknabe herzusagen hat, was er aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts weiß. Dazu kommt in derselben Libertinerscene noch ein Theatercoup, den wir nur Dalberg zutrauen dürfen. Die Libertiner winden einem Grafen die Unschuld aus den Händen, welche er seinem Pachter gestohlen hat: das Motiv der durch den Gutsherrn gefährdeten ländlichen Unschuld, welches den Libertinern etwas zu früh die Gelegenheit giebt, die höhere Gerechtigkeit auf Erden zu vertreten, ist in den Operetten der Zeit beliebt und

eine offenbare Konzession an den Geschmack des Publikums. Nachdem noch die beiden letzten Akte gespalten und das Stück, anstatt in fünf Akte, in sieben Abteilungen zerlegt war, hatte Schiller auf Dalbergs Aufforderung ein Avertissement für das Publikum abzufassen, welches in Form einer kurzen Charakteristik der Hauptpersonen die Größe der dargestellten Laster kräftig betont und doch zugleich auch, wie die zweite Vorrede, der moralischen Tendenz des Stückes nichts vergiebt: die Schilderung des Helden Karl Moor nimmt sich wie ein prosaisches Seitenstück zum „Denkmal Moors des Räubers“ aus.

Man kann sich die hochgespannten Erwartungen des Dichters vorstellen, als er sich auf Einladung Dalbergs und Schwans in Gesellschaft seines Freundes Petersen auf den Weg nach Mannheim machte, um der ersten Aufführung beizuwohnen, welche auf Schillers Bitte von dem Geburtstag der Gräfin Hohenheim auf den 13. Januar 1782 verschoben worden war. Er freute sich wie ein Kind: „Ich glaube meine ganze dramatische Welt wird dabei aufwachen und mir im Ganzen einen größeren Schwung geben; denn es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges höre“. Aber auch bei dem Mannheimer Publikum und in der Umgebung war die Propaganda seiner Gönner nicht ohne Erfolg geblieben. Scharenweise, zu Roß und zu Wagen strömten sie am 13. Januar 1782 aus der Umgebung zusammen: aus Heidelberg, Worms, Speier, wie auch aus den entfernteren Städten Darmstadt, Frankfurt, Mainz kamen die Leute herüber. Wer keine Loge erhielt, mußte von Mittag ab auf seinem Sitze den Beginn der Vorstellung (um 5 Uhr) erwarten. Noch, nachdem das Haus bereits übervoll war, wurde eine große Menge abgewiesen. Als einer der letzten erschien mit seinem Freunde der Dichter selbst, welcher sich in Schwetzingen im Gespräch mit einer hübschen Kellnerin versäumt hatte. Den Platz, welcher ihm in der Parterreloge reserviert worden war und von welchem aus er, nur wenigen bekannt, gespannten Auges den Vorgängen auf der Bühne folgte, hat noch 30 Jahre später der Mannheimer Klein der trauernden Gattin Schillers gezeigt.

Die Aufführung, welche vier bis fünf Stunden dauerte, war eine vorzügliche. Von der untersetzten Figur und dem empfindlichen Mangel an Steigerung abgesehen, war Boeck ein Karl Moor nach Schillers Herzen, welcher namentlich den Stellen gerecht wurde, die Gefühl und

Leidenschaft verlangten. Was er vor seiner Umgebung als langjähriger Schauspieler an Routine voraus hatte, das ersetzten die andern durch jugendliches Temperament. Iffland, erst 26 Jahre alt, damals noch bloß und schlank, fern von den kleinen Kunstgriffen und Mitteln mit welchen er später zu wirken verstand, gab den Franz mit jugendlicher Leidenschaft und in großen Zügen, so daß er die Erwartung des Dichters übertraf, der sich von dieser Rolle nur wenig Erfolg versprach. Gerade in den letzten Akten, trotzdem er sich wiederholt überstürzte und die Worte verschlang, entfaltete sich sein Talent am größten: Iffland hat an Franz Moor sein erstes Meisterstück geleistet. Am nächsten kamen ihm seine Freunde Beil und Beck als Schweizer und Kosinsky: beide junge Männer von 23 und 17 Jahren, der erste frisch und derb, der andere feurig und enthusiastisch. Der Regisseur Meyer als Hermann und Pöschel als Spiegelberg thaten, was in ihren bescheidenen Kräften stand, der letztere eher ein wenig zu viel. Die Amalia, für welche der Dichter nicht ohne Grund böse Befürchtungen hegte, wurde von Frau Toscani mit weicher und ausdrucksvoller Empfindung gespielt, vielleicht etwas zu weinerlich und monoton, mit zu viel Theateraffektation. Endlich trugen auch die neuen Kostüme und Dekorationen, unter welchen ein wandernder Theatermond damals noch Aufsehen zu erregen im stande war, sowie auch die neue Zwischenaktsmusik das ihrige zum Gelingen des Ganzen bei. Die bedeutenden Unkosten von 100 Dukaten oder 200 fl., welche die Intendanz nicht gescheut hatte, wurden durch das Erträgnis der ersten Einnahme (223 fl.) sofort wieder hereingebracht.

Der Erfolg des Abends war erst vom vierten Akt an gesichert: die drei ersten Akte gingen still vorüber, in der Galeriescene ließ sich zum ersten Mal brausender Beifall vernehmen, welcher in der Turmscene zum Donner anwuchs und bis ans Ende anhielt. Von so aufregenden und krassen Wirkungen, wie sie einem angeblichen Zeitgenossen in den Mund gelegt worden sind, wissen die gleichzeitigen Berichte nichts zu melden: obwohl die übermäßigen Tadler, welche das Stück neben zahlreicheren und ebenso überschwänglichen Lobern fand, gewiß nicht unterlassen hätten, sich derselben zum Schaden zu bedienen. Die Räuber wurden am 29. wiederholt und im Lauf des Jahres noch dreimal gegeben. Sie erhielten sich auch später auf dem Mannheimer Repertoire: bis zum 15. Januar 1786 fanden zehn Aufführungen statt.

Erst das Aufsehen, welches das Erstlingswerk des jungen Dramatikers auf der Mannheimer Nationalschaubühne machte, hat auch im Buchhandel und in der Litteratur den Erfolg der Dichtung entschieden. An dem Selbstverlag der ersten Auflage verlor der Dichter der Räuber, so gut wie der des Götz, sein Geld. Schon daß er den Absatz derselben nicht offen betreiben durfte, war ihm hinderlich; und er fing an, den Haufen von Exemplaren, welche noch immer seine Stube füllten, mit bedenklichen Augen anzusehen. Bei der herrschenden Geldverlegenheit soll er sich desselben mit einem Mal entäußert haben, indem er den Rest der 800 Exemplare an den Antiquar Betulius verschleuderte. Erst als von der bevorstehenden Aufführung in Mannheim die Rede war, scheint Nachfrage nach dem Stücke entstanden zu sein. Jetzt fand Schiller außerhalb Württembergs, in Mannheim, einen Verleger für eine zweite verbesserte Auflage in Tobias Löffler, welcher ihm aber die Kosten des ersten Druckes nicht ersetzt hat. In einem kurzen Vorwort (datiert vom 5. Januar 1782) meldet „D. Schiller", die 800 Exemplare der ersten Auflage seien „bälder zerstreuet" worden, als alle Liebhaber des Stückes befriedigt werden konnten. Indem er eine Umarbeitung nach den Wünschen seiner Kritiker hier ablehnt, empfiehlt er die neue Auflage wegen der Reinigkeit des Druckes und wegen Vermeidung der Zweideutigkeiten, welche in der ersten Auflage dem feineren Teile des Publikums anstößig gewesen seien. Aber nur selten hat Schiller einen rauhen Ausdruck gebessert oder an einzelnen Stellen gekürzt, während die schlimmsten gerade unberührt geblieben sind. Auch für die Kompositionen des „Meisters" Zumsteeg wird ein wenig Reklame gemacht. Unter diesem Vorwort hat sich Schiller zuerst öffentlich als Verfasser der Räuber bekannt. Auf dem Titelblatt finden wir den nach links aufsteigenden Löwen mit der gefährlichen Überschrift In tyrannos: das Motto, unter welchem einst Ulrich von Hutten gegen den bösen Herzog Ulrich von Württemberg aufgetreten war. Schiller selber scheint an diesem Titelkupfer und Motto schuldlos zu sein, welche der Verleger ohne sein Wissen der Auflage vorgesetzt hat. Denn in dem dritten, am 28. Februar 1782 ausgegebenen Hefte des Schwäbischen Zustandes, welcher damals über Schiller und seine Unternehmungen stets gut unterrichtet war, wird gegen diesen „wörtlichen Nachdruck der allerersten Ausgabe", welcher sich eine „verbesserte Auflage" nenne und nicht bloß durch neue Druckfehler

sondern auch durch „ein höchst elendes Kupfer“ entstellt sei, Verwahrung eingelegt: „Der Verfasser ist durch diese Stümperarbeit im höchsten Grade beleidigt“.

Bald darauf erschien auch die Bühnenbearbeitung im Druck. Aus dem Theaterverlag, welchen Dalberg dem Dichter in Vorschlag gebracht hatte, wurde nichts: sei es daß man sich von dem Unternehmen überhaupt keinen Nutzen versprach oder daß Schillers reservierte Haltung auch den Intendanten zurückhaltend machte. Schon im Dezember 1781 nimmt Schiller, sichtlich befriedigt, die von Dalberg in Bezug auf den Verlag getroffene Veränderung zur Kenntnis und betrachtet von da ab Schwan als seinen Verleger. Er wünscht, daß das Stück „nach der ersten Anlage“ d. h. ohne die Veränderungen Dalbergs gedruckt werde; erst nach dem Erfolg der ersten Aufführung entschloß er sich dann, die Verlegung in die Zeiten des Faustrechtes beizubehalten. Am 2. Februar 1782 sendet er das Manuskript an Schwan, nachdem er vorher die letzte Hand daran gelegt. Für sorgfältige Korrektur hatte der Verleger zu sorgen. Und so erschien denn im Jahre 1782 in zwei Ausgaben: „Die Räuber, ein Trauerspiel von Friedrich Schiller; neue, für die Mannheimer Bühne bearbeitete Auflage, Mannheim in der Schwanischen Buchhandlung“. Den Titel „Der verlorene Sohn“ hatte Schiller schon vor der Aufführung wieder fallen gelassen: offenbar um dem Buche und dem Stücke nicht die Zugkraft eines rasch populär gewordenen Titels zu entziehen. Die erste Fassung hatte er als ein „Schauspiel“ ausgehen lassen: als „Schauspiel“ (im Sinne des Gattungsnamens „Drama“) bezeichnete Herder das Shakespearische Drama zum Unterschiede von dem griechischen, dessen Unterabteilungen Komödie, Tragödie u. s. w. auf das moderne Drama keine Anwendung finden; und Goethe hatte seinen Götz als Nachahmung des Shakespearischen Drama gleichfalls einfach als „Schauspiel“ geboten. Als „Schauspiel“ im engeren Sinne bezeichneten aber auch die Stürmer und Dränger ihre bürgerlichen Trauerspiele nach dem Muster Diderots, des Begründers des Familiendrama oder des drame serieux. Schiller hatte seine Räuber ursprünglich wie der Dichter des Götz einfach als Schauspiel d. h. als dramatische Dichtung gegeben: jetzt, wo es ihm mehr auf die specifisch dramatische als auf die allgemein poetische Wirkung ankommt, weist er ihnen ihren Platz gegenüber dem Schauspiel Diderots bei dem hohen Trauerspiel an.

Die Räuber, welche der Verfasser noch in seinem Bericht über die erste Aufführung „kein Theaterstück“ nannte, haben bald ihren Weg über die deutschen Bühnen gemacht. Schröder, der größte Schauspieler und Bühnenleiter jener Zeit, damals in Wien wirksam, zweifelte vor der Mannheimer Aufführung in einem Brief an Dalberg, daß eine Bearbeitung dieses „großen Romanes in dramatischer Form“ auf dem Theater Glück machen werde. „Man wird sagen herrlich! — aber es nicht zum zweiten Male sehen wollen. Doch wünsch' ich mich zu irren“. Nach dem Erfolg der ersten Aufführung zeigte er sich äußerst begierig auf die Umarbeitung und fürchtete nur, das Stück werde „so viel Schreckliches behalten, daß es nicht allgemein werde gefallen können“. In Wien hätte Schröder an eine Aufführung der Räuber nicht denken können, auch wenn er ein weniger entschiedener Gegner ihrer Richtung gewesen wäre, als er bei aller Bewunderung des Schillerischen Talentes wirklich war. Aber schon am 20. und 22. September 1782 wurden die Räuber, deren Verfasser damals eben aus Württemberg floh, unter Beifall und nicht geringem Aufsehen in Leipzig gegeben: dies war die erste Aufführung in modernem Kostüm. Auf den 21. September fällt die erste Aufführung in Hamburg hinein, wo sich die Räuber indessen niemals ein Publikum erobert haben, trotzdem Fleck und Unzelmann in den Hauptrollen ihr Bestes gaben: schon nach zwei weiteren Vorstellungen (am 25. und 27.) nahm der Zulauf ab; und weder im Jahre 1784 (27. November) noch im Jahre 1797 (20. und 21. Dezember, diesmal im Nationaltheater zu Altona) haben sie bei den Hamburgern Beifall gefunden. Dagegen wurden sie in Berlin seit dem Neujahrstage 1783 im Laufe desselben Jahres noch zwanzig Mal in Plümickes Überarbeitung gegeben: der erste Darsteller des Karl Moor (Scholz) wurde hier von Fleck abgelöst, dem berühmtesten Darsteller des Räubers Moor im 18. Jahrhundert. Noch im Jahre 1787 wurde das Stück in Berlin fünf Mal gegeben, am 25. November 1793 wiederholt und im Jahre 1804 zu Ehren der Anwesenheit Schillers mit Mattausch als Karl wieder aufgenommen. Am 30. Januar 1783 fand die erste Vorstellung der Räuber in Mainz statt; und im Frühjahr 1783 gab die Tillysche Gesellschaft das Stück in einer Bearbeitung von Thomas zu Stralsund und Rostock. Der Schuchischen Gesellschaft, bei welcher Ackermann und Engelhard die Hauptrollen spielten, wurde im Jahre 1784 die Aufführung

verboten. Unter den Hoftheatern, welche begreiflicher Weise hinter den Stadttheatern zurückblieben, folgt auf Berlin sogleich Stuttgart, wo die Aufführung schon im Jahre 1783 vorbereitet war und im folgenden Jahre gelegentlich eines Gastspieles von Iffland durch die Exakademisten zu stande kam: unter den Augen des Herzogs Karl und ohne seinen Widerspruch; er ließ das Stück gewähren, welches den Verfasser sein Vaterland gekostet hatte. In demselben Jahre 1784 wurden die Räuber (30. November) zum ersten Male von der Bellomoschen Gesellschaft in Weimar nach der Bearbeitung Plümickes gegeben und bis 1790 sieben Mal wiederholt; bei der ersten Vorstellung spielte der durch Schillers Vermittlung von Mannheim nach Weimar empfohlene Schauspieler Neumann den Karl Moor. Erst Goethe führte (9. Juni 1792) den Schillerischen Originaltext wieder ein, in welchem später Iffland 1796 gastierte; in ihrer klassischen Periode ließen beide Dichter das Stück liegen. 1788 (5. April) folgt Frankfurt a. M. mit Unzelmann als Franz Moor; 1791 Königsberg, wo die Schuchische Truppe das Stück gleichfalls in altdeutscher Tracht gab, während die Libertiner im modernen Studentenkostüm erschienen. Nachdem die Räuber 1798 sogar schon auf einem Londoner Privattheater in englischer Übersetzung gegeben waren, kam erst 1808 Wien an die Reihe: hier mußten sie, von wandernden Virtuosen wie Kunst u. a. angeführt, lange in der Vorstadt campieren, bis ihnen Laube nach den Märztagen (1850) die Pforten des Burgtheaters eröffnete, an welchem neben Josef Wagner die berühmtesten Darsteller des Franz Moor, Dawison und der junge Lewinsky, sich ablösten. 1811 waren die Räuber bereits in Temesvar; und im Jahre 1817 (12. April) haben sie, freilich mit geringem Erfolge, zum ersten Male in New York den Boden der neuen Welt betreten. Sie sind als das populärste Drama unserer klassischen Litteratur auf die Volksbühne und das Puppentheater gebracht worden, für welches sie von Konstantin u. a. bearbeitet wurden. Sie sind nie ohne Erfolg selbst zu Dilettantenvorstellungen hervorgezogen worden; und wenn Meister Strakosch, unter den Lebenden der einzige Karl Moor von Temperament und Leidenschaft, dahinter stand, haben sie hier am Ende noch besser als auf manchem Hoftheater gewirkt. Das deutsche Theater besitzt kein Repertoirestück, welches sich an dauernder Zugkraft und gewaltiger Wirkung auf die breiten Massen des Volkes mit ihnen vergleichen könnte.

Während in dem halben Jahre von dem Erscheinen der Räuber bis zur ersten Aufführung nur zwei öffentliche Kritiken bekannt geworden sind, war nach dieser in allen Zeitschriften von ihnen die Rede. Die Recensenten stimmen in der Anerkennung des „Genies“ des Verfassers ausnahmslos überein. Selbst die Allgemeine Deutsche Bibliothek (Knigge), deren Sache sonst das Temperamentvolle am wenigsten ist, nennt ihn einen „nicht gemeinen Kopf“ und weiß, einsichtiger als manche neuere Beurteiler, nicht bloß die Stärke und Kraft sondern auch die feine Ausarbeitung der Schilderungen zu rühmen. Übereinstimmend geht ferner durch die zeitgenössischen Beurteilungen der Nachweis der Unmöglichkeit und ästhetischen Verwerflichkeit eines Charakters wie Franz Moor; die Aufmutzung der augenfälligen Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche; und endlich, was bei der fortdauernden Autorität des Batteux nicht Wunder nehmen kann, der Vorwurf der übertretenen Regeln. Die Recensenten wissen dem kühnen Verfasser gemeiniglich zu raten, er möge nicht bloß die Menschen Shakespeares sondern auch die, mit denen er lebe, studieren; und nicht bloß den Götz von Berlichingen sondern auch die Emilia Galotti und den Aristoteles lesen. Recht bezeichnend aber für die dramatische Kurzsichtigkeit der Zeit, in welcher die großen deutschen Schauspieler lebten, ist die Hartnäckigkeit, mit welcher sie trotz dem beispiellosen Bühnenerfolg immer wieder darauf zurückkommen: das Stück sei auf der Bühne unmöglich! Darauf wird ein für allemal bestanden, trotzdem die richtigere Empfindung gelegentlich dem Recensenten die Worte aus der Feder lockt: „In jeder Scene des Stückes lebt und webt alles“. Die „Gebrechen gegen die Schaubühne“, von welchen der Verfasser selbst zu voreilig und zu wenig aufrichtig gesprochen hatte, scheinen der Kritik unüberwindbar. Durch die geschlossene Form des französierenden Drama waren die Bühnenleiter verwöhnt und scheuten vor den geringsten Anforderungen an Ökonomie und Technik zurück: auch Schröder erweist sich darin beschränkt; und Lessing, in der Theorie kühn und unerschrocken, wagte als producierender Dichter sich nur die geringsten Freiheiten herauszunehmen. Während dann die Ritterstücke und die Historien nach dem Muster des Götz alle Fesseln sprengten und von einer hülflosen Bühnenkunst alles Mögliche und Unmögliche verlangten, stellte sich die Kritik als zahme Schülerin des Batteux auf die Seite der Theaterleute und that kläglich und jammernd, wenn der

Dichter der Räuber in jedem Akt eine oder zwei Verwandlungen forderte.

Die erste Wirkung, welche die Räuber im öffentlichen Leben hervorbrachten, bewies zur Genüge, daß die Befürchtungen nicht grundlos waren, welchen der Verfasser durch seine Vorrede vorzubeugen suchte. Wie man früher den Goethischen Werther zu realisieren suchte, indem man sich auch eine Kugel in den leeren Schädel jagte; so begann jetzt die Räuberromantik in unmündigen Köpfen zu rumoren. In Leipzig verbot ein weiser Magistrat die weiteren Aufführungen des Stückes, weil eine Menge im Theater und in der Stadt verübter Diebstähle schon nach der zweiten Aufführung die Befürchtung erregte, als ob die Leipziger Studenten Lust hätten, gleichfalls eine Räuberbande vorzustellen. Aus Schwaben und aus Baiern liefen Berichte von Schuljungen ein, die eine Verschwörung anstiften und als Räuber zu Fuß durch die Welt streichen wollten; ein mildherziger und unbärtiger Karl Moor, welcher von seiner Mutter allzu zärtlichen Abschied nahm, verriet die Sache noch rechtzeitig. Mit dem ganzen Schauder einer schönen Seele berichtete die Frau von La Roche ihrem Jacobi von einem Baron im Badischen, welcher sich zum Oberhaupte einer jungen Räuberbande machen wollte: als die ersten Heldenthaten hatten die Verbrüderten die Entführung eines Fräuleins von Goldberg, das Anzünden eines Hauses und das erbarmungslose Totschießen ihrer Verfolger in Aussicht genommen. Ernster war schon das Ärgernis, welches der Abbé Frick gab: ein junger und schöner Mann, aus geachteter Familie, welcher in der Nähe von Straßburg das Räuberhandwerk trieb und am 3. Oktober 1783 gerädert wurde. Als sich dieser in einem Brief aus seiner Armensünderzelle auf das Lesen schlechter Bücher berief, war es für die Zeitgenossen weiter kein Zweifel, daß unter diesen schlechten Büchern nur die Schillerischen Räuber verstanden sein könnten.

Zu den litterarischen Wirkungen der Räuber dürfen nur in weitausgedehntem Sinne die Bearbeitungen gezählt werden, welche trotz dem Schillerischen Trauerspiel von unberufenen Händen veranstaltet wurden. Manche von ihnen sind ganz ohne litterarische Prätensionen; wie denn jener Thomas, welcher das Stück für die Tillysche Gesellschaft in Stralsund bearbeitete, das Urteil der Kritiker von Profession dahingestellt sein ließ und mit seinem Produkt in der Litteratur gar nicht hervortrat.

Außer dem unmenschlichen Franz rettete dieser Bearbeiter allen Personen das Leben: die Räuber kehrten um und gingen in die weite Welt; der alte Moor zog sich in ein Kloster zurück, und Karl genoß ein spätes Glück in den Armen seiner Amalia. C. M. Plümicke dagegen trug kein Bedenken, das Schillerische Stück in seiner oft gespielten Bearbeitung drucken zu lassen und dem Lesepublikum in einer „rechtmäßigen“ Ausgabe vorzulegen, welche sogar eine zweite Auflage erlebte und im „Theater der Deutschen“ wieder abgedruckt wurde. Er arbeitete für die Bretter- und Kassenkonvenienz des Berliner Theaters, auf welchem solche Umarbeitungen der Sturm- und Drangdramen üblich wären. Hier wurden, zum Beispiel, Goethes Stella und Wagners Kindermörderin (die letztere von dem jüngeren Lessing überarbeitet) mit Veränderungen gegeben, welche der befürchteten Nachahmung des bösen Beispiels der Bigamie oder des Kindesmordes vorbeugen sollten. So schien dem Berliner Theaterdichter jetzt auch Schiller in seiner Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen der Bühne nicht weit genug gegangen zu sein; und er machte sich nun im Auftrag seines Prinzipals selbst an die Arbeit, indem er den Mittelweg zwischen dem Schauspiel und Trauerspiel einzuschlagen suchte. Aus dem letzteren behielt er die höchst dramatische Scene zwischen Franz und Hermann im vierten Akte bei; aus jenem wollte er die Rührscene zwischen Karl und Daniel nicht missen, wie er auch selbst sentimentale Zuthaten im Geschmack der empfindsamen Zeit hinzugedichtet hat und zum Beispiel den Räuber Moor auf der verlangten Laute nur zersprungene und vertönte Saiten finden läßt. Außer dem umgestalteten Eingang und Schluß kürzt und streicht Plümicke einzelne Scenen und recht ungeschickt anstatt einer der beiden indifferenten Räuberfiguren auch den köstlichen Schufterle. Eben so unglücklich stellt er auch innerhalb der Akte die Scenen um: aus bloßer Rücksicht auf den Requisitenmeister muß die Scene an der Donau der Gartenscene vorhergehen, wodurch der dritte Akt nicht nur seinen effektvollen Abschluß einbüßt, sondern auch die symmetrische Gliederung und der feste Zusammenschluß des dritten und vierten Aktes geschädigt wird. Noch übler aber folgt im vierten Akt auf die Gartenscene zwischen Moor und Amalia die mit Hermann: denn wenn Amalia ihren Karl doch schon an dem Ring erkannt hat, was will denn jetzt Hermann mit seiner Meldung, daß Karl lebe? Der Bearbeiter sucht ferner wiederholt das Auftreten der Personen

zu motivieren. Der alte Moor sitzt an einem Tische, und Franz tritt zu ihm, indem er einen guten Morgen wünscht und sich nach seinem Befinden erkundigt. Amalia sitzt in der Galerie, Karl wird als ein mecklenburgischer Graf und Freund des alten Moor durch den Diener angemeldet: er will auf die Kunde von dem Tode des Grafen seinen Anblick wenigstens im Bilde genießen; Amalia murmelt vor sich hin: „Die Ähnlichkeit dieser Gesichtszüge!", dann erst setzt Schillers „Ein vortrefflicher Mann" ein. Wie äußerlich und roh auch hier der Bearbeiter zu Werke geht, zeigt seine Motivierung des Auftrittes zwischen Franz und Hermann, welchen der abgeschickte Daniel „durch ein Ohngefähr" in der Nähe des Schlosses gefunden hat: der Bearbeiter hat hier auf einen unfühlbaren Mangel nur aufmerksam gemacht, ohne ihn zu verbessern; denn „ein Ohngefähr" kann sich der Zuschauer, welcher die Motivierung des raschen Auftretens vermissen sollte, auch selbst hinzudenken. Plümicke sucht ferner Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten zu beheben. Daß Hermann, welcher doch Amalia für sich begehrt, harmlos genug sein soll, ihr Bild im angeblichen Auftrag Karls an Franz zu übergeben, fällt ihm auf; und er fügt den Worten Schillers „Dies Bild soll meinem Bruder Franz" den Nachsatz hinzu: „um es dem Glücklichen —". Aber er vertauscht nur die kleinere Unwahrscheinlichkeit mit einer größeren, wenn er die Verkleidung Hermanns durch das Einschiebsel zu motivieren sucht: „Die Edelreich hat dich nur einmal, mein Vater noch nie gesehen!" Endlich schreibt Plümicke den Dialog und die Sprache Schillers, in der Meinung, sie präciser und richtiger zu machen, in die hausbackenste Prosa um und giebt in einer Reihe von Bühnenanweisungen dem Darsteller des Franz eine Auswahl von Mätzchen an die Hand, an welchen es die Charakterspieler ohnedies bald nicht mehr fehlen ließen.

Unglücklicher ist er noch am Anfang und am Schluß, wo er selbständig in den Organismus des Stückes einzugreifen versucht. Seine Exposition führt uns Franz im Gespräche mit Hermann vor, welcher nach seiner widersprechenden Behauptung in der Mannheimer Ausgabe den von ihm gefälschten Brief des angeblichen Leipziger Korrespondenten überbringt. Hermann schildert den Seelenkampf, den es ihn gekostet hat, jenen Brief zu schreiben; und da er sich hier schon schwach und schwankend erweist, ruft ihm Franz ein gebieterisches „Feiler Sklav' und

Bastard!" entgegen. Hermann zahlt ihm diesen Schimpf sofort wiederum heim: aus seinen Enthüllungen ergiebt sich, daß nach dem Tode der Gräfin Moor, als Franz und Hermann wie gemeine Diebe die Barschaft und die Kostbarkeiten derselben an sich gerissen haben, ein Paket versiegelter Papiere in Hermanns Hände gefallen ist, nach welchen Franz Moor (wie der böse Edmund im Lear) ein Bastard ist. So hat nun der Bastard Gleiches mit Gleichem vergolten; und er steht seinem Gebieter von vornherein so entschieden gegenüber, wie bei Schiller erst im vierten Akt des Trauerspiels. Franz zeigt sich anfangs wütend und flucht — aber bald besinnt er sich: „Ich bin vaterlos! bruderlos! — (einige Augenblicke nachdenkend) Triumph, mein Plan ist fertig!" Da der alte Moor nicht sein Vater und Karl nicht mehr sein Bruder ist, hält den schwächlichen Bösewicht Plümickes keine menschliche Rücksicht mehr zurück; und der Verfasser vermeidet vor den Augen weichherziger Leser die gräßlichen Verbrechen des Vater- und Brudermordes, welchen Franzens Thaten auf der andern Seite doch wieder verzweifelt ähnlich sehen . . . An diese Voraussetzungen, welche das Stück Schillers vollständig aufheben, wird nun auf die keckste Weise der Text unseres Dichters angeflickt, wobei der Bearbeiter an einzelnen Stellen die notwendigen Änderungen vornimmt, aber die Unmöglichkeit ganzer Situationen und Scenen nicht beanstandet. An das Schlagwort Franzens: „Der Plan ist fertig!" schließt sich die Scene mit Hermann aus dem zweiten Akt an. Daß Franz bei dem vollkommen veränderten Verhältnis fast unmöglich in dem vertraulichen Ton reden kann, welchen er bei Schiller anschlägt, kümmert ihn so wenig als daß Franz den Brief erst in der Hand hält, durch welchen Karl enterbt sein soll. An Stelle des Schillerischen „Ich wollt' ihr wärt der ältere Sohn" sagt nun Hermann ganz unpassend von dem Bastard: „Aus Rache wollt' ich" u. s. w. Kurz die ganze Scene, in welcher zum Schlusse Hermann die Briefe von Franzens Mutter gegen die Anwartschaft auf Amaliens Hand und auf die halbe Grafschaft auszuliefern verspricht, paßt weder zu den Voraussetzungen Plümickes noch zu denen Schillers und am allerwenigsten an den Anfang des Stückes. Die nüchterne, bildlose Theatersprache des Bearbeiters steht von der Schillerischen Diktion wie der Nordpol vom Südpol ab; und diese Naht mußte jedem Zuhörer sofort fühlbar sein. Nachdem dann Franz in einem kurzen Schlußmonologe den schwankenden Thoren ver-

lacht hat, dem er eine Stallmagd an Stelle der Amalia und einen Dolch anstatt der halben Grafschaft zudenkt, setzt auf der verwandelten Scene der Anfang des Schillerischen Stückes ein, von welchem sich die Bearbeitung erst am Beginn des zweiten Aktes entfernt. Hier mußte ein neuer Eingang an Stelle des in der Exposition benützten hergestellt werden: Franz erzählt seinem Helfershelfer, wie Amalia immer fester an Karl hänge und macht ihn dadurch neuerdings gefügig. Die dumme, landjunkerhafte Haltung Hermanns paßt aber jetzt wenig zu der schlauen und entschiedenen Haltung, welche Plümickes Hermann im ersten Akt eingenommen hat. Dann geht es wieder weiter mit Schiller bis an den Schluß, in welchem sich der Bearbeiter mit einigen höchst unglücklichen Abänderungen an das Trauerspiel anschließt. Franz erdrosselt sich; erwacht aber, als Schweizer eben im Begriffe steht, sich zu erschießen, neuerdings zum Leben und wird in den Turm geworfen, wobei sich Hermann durch sein höhnisches „Fahre wohl" sehr unedel rächt und die schwächliche Aufforderung Karls, daß Hermann nun auch Franzens Rabe werden möge, die Kraft der Sühne wiederum aufhebt. Aus Jammer über die Leiden des alten Mannes, welche nur der Tod enden könne, versetzt Hermann dem Vater Moor endlich den Todesstoß durch die Nachricht, daß Franz ein Bastard sei: aber er schwächt damit nicht bloß die entsetzliche Enthüllung Karls ab, welcher den alten Moor bei Schiller tötet indem er sich als Räuberhauptmann bekennt, sondern die Nachricht selbst scheint uns eher geeignet, den Alten aufleben als ableben zu machen. Nach den Worten, mit welchen Schiller sein Trauerspiel schließt, schickt bei dem Überarbeiter der treue Schweizer, welcher es nicht ertragen kann, daß sein Hauptmann unter den Händen des Henkers fallen soll, den reinen Kosinsky fort; und als Karl Moor, trotzdem ihm Schweizer die Schillerischen Worte in Erinnerung ruft: „Frei lebt Moor — frei muß Moor sterben", auf seinem Entschlusse beharrt, tötet Schweizer zuerst ihn und dann sich selbst. Die großartige Sühne, auf welche Schiller gerade den Hauptaccent legt, geht verloren. Der feste und treue Schweizer, welcher sich bei Schiller nie zur Erkenntnis der göttlichen Weltordnung erhebt und auch bei Plümicke die höhere Absicht seines Hauptmanns so wenig als der Bearbeiter selbst zu fassen vermag, bleibt zuletzt der Held des ganzen Stückes . . . Gebessert ist also an der Schillerischen Dichtung nichts: die wenigen beseitigten Widersprüche werden durch viel größere

aufgewogen, welche erst der Überarbeiter hineingebracht hat und die das Stück von Grund aus aufheben; und der Versuch, den Bösewicht Franz der Menschheit zu nähern, zu welchem die Vorrede der Räuber einladen mußte, ist kläglich gescheitert. Trotzdem sogar die Nicolaische Bibliothek dem Bearbeiter den Rat gab, das Verbessern bleiben zu lassen, und das Recht der Überarbeitung allein dem Verfasser zuerkannte, ist Plümickes Verballhornung doch in den ersten Jahren öfter als das Schillerische Original auf die Bretter gebracht worden.

Schlimmer als mit den Bearbeitungen erging es noch mit den Fortsetzungen der Räuber. Schiller selbst trug sich später lange Zeit mit der verfehlten Absicht eines zweiten Teiles der Räuber herum, aus welcher auch die Braut von Messina hervorgegangen ist. Ungefähr gleichzeitig mit dieser (im Jahre 1801) lieferte Frau von Wallenrodt eine Weiterdichtung unter dem Titel: „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsscene beim alten Turm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini.“ Auch sie versteht, so wenig wie Plümicke, die Absicht des Schillerischen Schlusses: sie findet das Ende durch den Henker für den Räuber Moor zu niedrig und in dem Augenblick verletzend, wo er eben zur Tugend zurückgekehrt ist. Für den feineren Teil des Lesepublikums hat sie deshalb ihre Fortsetzung bestimmt, welche auf dem Titelblatt zwar als Schauspiel in sechs Akten bezeichnet ist, aber einmal auch geradezu Roman genannt und in Einsicht des mangelnden Talentes einem Iffland zur Bearbeitung für die Bühne empfohlen wird. Zwischen dem Entschluß des Räubers, sich der Gerechtigkeit selbst zu stellen und zwischen das Urteil wird hier noch ein ganzes Stück eingeschoben: während Schiller das Kriminelle absichtlich vermieden hat, sehen wir hier die großen Räuber in den Händen einer kleinen Justiz. Karl Moor hat sich, nachdem der arme Tagelöhner sein Opfer verschmäht hat, selbst dem Gericht ausgeliefert. Er wird, wie Goethes Götz, in Augsburg gefangen gehalten, wo er im Kerker mit Grimm zusammentrifft. Der alte Moor und Amalia eilen auf die Zeitungsnachricht von seiner Gefangennehmung herbei, suchen ihn im Kerker auf und erwirken beim Kaiser seine Begnadigung, worauf Karl Moor, wie in der Bearbeitung von Thomas, seine Amalia heiratet und auch die übrigen Räuber in einem redlichen bürgerlichen Wandel alte Sünden tilgen. Die Verfasserin benützt alle Voraussetzungeu des Schillerischen Stückes

und rekapituliert dasselbe schülerhaft fast in allen seinen Scenen: ein lästiges Wiederkäuen des von Schiller so lebendig Vergegenwärtigten in nüchterner erzählender Prosa. Neue Züge werden dabei höchst albern angebracht: das erste, was Karl Moor mit der Beute der Räuber angefangen hat, war die Bezahlung seiner Leipziger Schulden; dann erst hat er Werke der Großmut zu üben begonnen. Später faßt Grimm sogar die Schicksale Moors d. h. den ganzen Inhalt der Räuber in einem schriftlichen Aufsatz zusammen, auf welchen sich die Personen überall dort berufen, wo die Verfasserin an Schiller anknüpft. Kurz es ist, als ob die Schauspieler in dem Kostüm der Räuber auf eigene Kosten weiter spielten. Und wie ungeschickt werden von den Charakteren Schillers gerade diejenigen weiter fortgeführt, welchen es schon im Original an rechtem Leben fehlt: Amalia und der alte Moor werden von den Toten erweckt, indem die eine vor dem Turm bloß verwundet, der andere bloß ohnmächtig geworden ist. Der alte Moor befindet sich hier wiederum wie der Fisch im Wasser und trinkt, die Ankunft seines Karl erwartend, mit Kosinsky und Schweizer Ungarwein; und Amalia, die sich einmal vorlaut schelten lassen muß, hat nicht übel Lust mitzutrinken. Von den Räubern wird Grimm hier die Hauptperson; einige neue Räuberfiguren sind der Verfasserin nach ihrer Absicht recht hausbacken großmütig gelungen und mehr im Sinn Ifflands als in dem Schillers zu rein materiellen Wohlthätern der Menschen geworden. Nur Brander, der von Spiegelbergs Werbung und wie dieser zwar bei jeder Dieberei zu haben ist, aber auf die Nachricht von der Gefangennehmung Moors sich sofort davonstiehlt, ist eine schlechte Kopie des Schillerischen Moriz. Als Kontrastfigur zu den tugendhaften Räubern dient der habsüchtige Senator Maasmer, welcher den gefangenen Hauptmann gegen Bestechung als einen Narren erklären und freilassen will. Das Ganze klingt, wiederum recht im Sinn Ifflands, aber gar nicht in dem Schillers, in einem Hoch auf die Fürsten aus, deren Gnade ihre unwürdigen Diener beschäme: eine wahre Parodie auf die Schillerische Tendenz in tyrannos.

Wie auf den Goethischen Götz die verwilderten Epigonen des Ritterdrama und des Ritterromans folgten, so rief das Schillerische Erstlingsdrama die Räuberromane und Räuberdramen der Spieß, Cramer, Vulpius u. a. hervor. Cramer behandelt in seinem „Saalfeld“ noch im Jahre 1782 die Geschichte eines relegierten Studenten. Zschokkes „Abäl-

lino der große Bandit" verlegt die Räuberromantik nach Italien, wo Heinses Ardinghello seine Liebesabenteuer und Bravourstücke bestanden hatte. Er ist zuerst im Jahre 1794 als Roman erschienen, aber schon im folgenden Jahr von dem Verfasser selbst in ein Drama verwandelt worden. Zu dem Roman und zu dem Drama (beide erfreuten sich der gleichen Beliebtheit) erschienen Seitenstücke: „Der weibliche Abällino oder die Heldin der Vendée". Der berühmteste Roman dieser Richtung ist „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann, eine romantische Geschichte". (1797) von Christian August Vulpius, dessen Schwager Goethe man böswillig Anteil an dem Werke zuschreiben wollte. Rinaldini ist wie Karl Moor ein geborener Graf und ebenso wie dieser mit den Standesvorurteilen und den gesellschaftlichen Einrichtungen zerfallen. Aber seine Räuberlaufbahn liegt hinter ihm: was uns der Dichter vorführt, ist eine Reihe von Liebschaften, die ihn in immer neue Gefahren bringen, aus welchen der Held immer wieder durch das Eingreifen seiner weitverzweigten Räuberbande befreit wird. Ebenso und vielleicht noch mehr als Schillers Drama, mit welchem der Roman nur die Räuberromantik gemein hat, haben Ardinghellos und Wilhelm Meisters galante Abenteuer auf den Rinaldini gewirkt; und wie in Goethes Roman finden wir auch hier eingestreute Lyrik, darunter das zum Volkslied gewordene „In des Waldes düstern Gründen". Vulpius giebt seinem Roman in dem korsischen Freiheitskampf einen politischen Hintergrund und führt uns, wie der Wilhelm Meister und so viele andere Romane der Zeit, das Wirken eines Geheimbundes vor. Der geheimnisvolle Kapitän ist ein Seitenstück zu dem Armenier in Schillers Geisterseher und der Tempel der Zufriedenheit der Schikanederischen Zauberflöte nachgebildet. So bettelt sich der Verfasser die in jener Zeit beliebten Motive von allen Seiten zusammen und hat mit ihnen in der Einkleidung eines Räuberromans die gewünschte Wirkung erzielt. Auch Frau von Wallenrodt hat ihre Fortsetzung der Räuber als Seitenstück zum Rinaldini bezeichnet, welcher selber bald auf die Bretter gebracht wurde. Und wie man so die Räuberromane in Dramen umschrieb, so wurden umgekehrt nun auch Schillers Räuber in gräßliche und breitspurige Romane verarbeitet: 1802 erschien ein Familiengemälde „Die Grafen von Moor" in zwei Bänden; und noch 1837 hat F. Th. Wangenheim einen Roman nach Schillers Drama bearbeitet. Ja selbst als pseudonymer Autorenname

begegnet uns der Räuberhauptmann Schillers: im Jahre 1802 erschien „Otto und Adelheid, ein Gemälde der Vorwelt, von Karl Moor." Die Räuberromantik aber lebt im 19. Jahrhundert im Drama und in der Oper fort: ihre typische Ausbildung verdankt sie Schiller, und man konnte sich bald keinen Spitzbuben oder Banditen mehr denken als mit den Zügen des großen Räubers Moor. Die Geschichten der berüchtigsten Straßenräuber werden mit Motiven aus dem Schillerischen Drama aufgestutzt: der bairische Hiesel muß nun seine Bande als heillose Diebe von oben herab zusammenschimpfen wie der Held des Schillerischen Trauerspiels, und die köstliche Figur des Spiegelberg dringt selbst in das Volksbuch vom bairischen Hiesel ein. Grillparzers Jaromir trägt entscheidende Züge von Karl Moor an sich. Aber auch die französischen Boulevarddramen, welche um 1827 gerne die Cartouche oder Mandrin behandelten, zeigen sich durch Schiller beeinflußt; und selbst A. Dumas der ältere hat es nicht verschmäht, in seinem Gentilhomme de la Montagne die Scene mit dem Pater auszunützen und in seinem Comte Hermann ein Seitenstück mehr zu Franz Moor als zu Karl Moor zu liefern. Auch direkt wurden Schillers Räuber im Auslande benützt: in einer zweiaktigen Opéra vaudeville aus dem Jahre 1828 Les brigands de Schiller und in der von Verdi für die Jenny Lind komponierten Oper I Masnadieri. In der Oper und Operette ist der Brigantentypus im 19. Jahrhundert besonders beliebt: Freischütz, Fra Diavolo, Gasparone, Die Piraten.

Im Ausland fanden Schillers Räuber, allerdings durch eine fast unkenntliche Bearbeitung, zuerst bei den Franzosen Eingang. La Martellière bearbeitete sie im Jahre 1793 unter dem Titel Robert, Chef des Brigands auf Veranlassung und wie es heißt unter Mithülfe Beaumarchais', dessen Figaro man mit Recht als den komischen Zwillingsbruder zu Karl Moor bezeichnet hat und auf dessen Theater du Marais diese Bearbeitung mit umgeheurem Erfolg in Scene ging. Schon früher war eine freie Übersetzung im 12. Bande des Deutschen Theaters von Friedel und Brenneville (1785) erschienen; im Jahre 1795 folgte eine andere von Creuzé de Lesser. In unserem Jahrhundert haben Barante, H. Meyer, X. Marmier, Regnier und Th. Braun in ihren Übersetzungen der dramatischen Werke Schillers auch getreuere Übertragungen der Räuber geliefert. In England erschien die erste Übersetzung, getreu und das

Original nur selten mißverstehend, im Jahre 1792, ohne den Weg auf die Bühne zu finden. Erst die Arbeit von Render wurde am 1. und 7. Juni 1798 auf dem Privattheater der Lady Craven, verehelichten Markgräfin von Anspach, welche selbst die Amalia spielte während ihr Bruder den Karl Moor gab, mit solchem Beifall aufgeführt, daß noch im Laufe des Sommers der Fiesco nachfolgen sollte. Im nächsten Jahre 1799 wurde ein Seitenstück zu den Räubern von Holmann (The Red Cross Knights) auf dem Haymarkettheater gegeben, dessen Inhalt sich auf Schillers Räuber gründete; und wieder ein Jahr später folgte die Übersetzung von Thompson (1800). Die englische Romantik verdankt dem Einflusse des Schillerischen Erstlingsdrama entscheidende Anregungen, und Byron hat in seinem Korsaren einen ähnlichen Stoff behandelt.

In die Zeit des Erscheinens der Räuber zurückkehrend, darf ich auf die äußere Ähnlichkeit aufmerksam machen, welche zwischen dem ersten Auftreten Goethes und dem Schillers besteht. Beide geben ihre Erstlingswerke auf eigene Kosten mit Unterstützung von Freunden in den Druck. Beide lassen auf den kühnen ersten Wurf eine gemäßigtere und gemilderte zweite Fassung folgen. Beiden wird direkt oder indirekt in der Überarbeitung Lessing zum Führer. Beide arbeiten die Kontraste erst in dieser zweiten Fassung kräftig heraus: wie Schiller erst in dieser Karl und Franz zusammentreffen läßt, so ist auch erst in dem zweiten Götz Weislingen überall auf den Fersen des Helden. Und wie Goethe die üblen Folgen der ersten Auflage seines Werther vor der zweiten durch die Verse zu paralysieren trachtete: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach", so dichtet auch Schiller zur Abwehr sein „Monument Moors des Räubers". Nachdem er sich schier unerschöpflich an Titeln gezeigt hat, welche die Majestät des erhabenen Sünders ausdrücken sollen, der durch die Schande zur Ewigkeit ging, erhebt auch er den warnenden Mahnruf: „Jünglinge, Jünglinge! Mit des Genies gefährlichem Ätherstrahl lernet behutsamer spielen."

3. Die Anthologie.

Der Selbstrecensent der Räuber tadelt die poetische Verklärung der Sprache und des Dialoges und schließt mit den Worten: „Im nächsten Drama erwartet man Besserung oder man wird ihn zu der Ode ver-

weisen." Die Lyrik steht also bei Schiller noch immer neben oder hinter dem Drama und wird nur dadurch verdeckt, daß die Räuber die Aufmerksamkeit ganz allein für sich in Anspruch nehmen. Aber schon hier sieht er, wie in einem späteren Brief an Körner, das „lyrische Fach" eher für ein Exil als für eine eroberte Provinz an. Nicht eine Begleiterin durchs Leben hat er wie Goethe in der Lyrik gefunden: sie tritt bei Schiller nur ab und zu hervor; und füllt gleichsam die Pausen zwischen den größeren dramatischen Arbeiten aus. So ergiebig, wie in dieser württembergischen Periode, ist diese Ader später überhaupt nicht mehr für Schiller gewesen.

Es war die Zeit der Musenalmanache, welche in den siebziger Jahren wie die Pilze aus der Erde schossen. Die entferntesten Gegenden in Deutschland, selbst die Schweiz und Österreich, besaßen bereits ihren Almanach: auch Schwaben durfte nicht zurückbleiben, und derjenige, welcher auch auf diesem Gebiete die Ehre seines Vaterlandes retten wollte, war wiederum der ehemals preisgekrönte Gymnasiast Gotthold Friedrich Stäudlin, welcher es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, unserem Schiller überall vor den Füßen zu laufen. Nach seinem Abgang vom Gymnasium (1779) war dieser hoffnungsreiche Jüngling, anstatt in die niedrigen Klosterschulen, sofort auf das theologische Stift in Tübingen befördert worden, wo es indessen dem verzogenen Genie, welches sich rasch auf der faulen Haut zu liegen gewöhnte, so wenig gefiel, daß er bald darauf an die Universität übertrat, angeblich um die Rechte zu studieren, in Wahrheit aber, um im väterlichen Hause zu Stuttgart die Feder in Thätigkeit zu setzen und sein Glück als Schriftsteller zu versuchen. Stäudlin tritt jetzt bei allen Gelegenheiten öffentlich hervor und erhält überall Preis und Ruhm: er verfaßt Prologe für wandernde Schauspielergesellschaften, welche in Stuttgart Halt machen; und er war es gewiß auch, welcher unter der Schillerischen Chiffre (S.) im Schwäbischen Magazin „noch ungesehen", aber eben deshalb um so exaltierter die Stadt Berlin besang. Er suchte auch im Ausland litterarische Verbindungen anzuknüpfen, und da wiesen ihn denn sowohl die alten Beziehungen der schwäbischen Litteratur zu der schweizerischen als auch seine persönliche Abhängigkeit von Klopstock und den Barden an den alten Bodmer, welchen er bald als den größten lebenden Dichter und neben Rousseau als den bedeutendsten Mann der Zeit verehrte. Mit diesem alten Patriarchen stand Stäudlin

in einem regelmäßigen Briefwechsel: ihm legte er von seinem ganzen litterarischen Thun und Lassen Rechenschaft ab, wofür ihm der Greis seine „Apollinarien“ und andere Gedichte zuschickte, welche der Jünger nach seinem baldigen Tod in Druck gegeben hat. Wie ehemals der junge Wieland wurde nun auch dieser junge Schwabe, welcher sein Bestes später gerade in launigen und burlesken Gedichten geleistet hat, durch den Anschluß an Bodmer immer mehr in der Klopstockischen Richtung bestärkt; und während der Dichter der Räuber zwar gleichfalls von Klopstock ausgegangen war, aber mit den neueren Richtungen der damaligen Litteratur Fühlung gesucht hatte, schimpfte der brave Stäudlin in seinen Briefen recht nach dem Herzen des alten Bodmer auf die Stürmer und Dränger, besonders auf Herder und Goethe, von welchen er den letzteren ein paar Jahre früher in der „Schreibtafel“ als den Stolz der Deutschen gefeiert hatte. Zufällig stieß er auch in seinen ersten selbständigen Publikationen wiederholt mit Schiller zusammen, so daß es wirklich den Anschein hatte, als ob er diesem überall bei seinen Landsleuten im Lichte stehen wollte. Am Beginn desselben Jahres 1780, an dessen Ende Schiller seine zweite Dissertation geschrieben hat, erschien sein Gedicht auf den Tod Albrechts von Haller, seinen Anschluß an die Schweiz schon im Thema bekundend und den Helden in drei Gesängen als Gelehrten, als Dichter, als Verteidiger der Republik Bern und als Widersacher Voltaires feiernd. Im ersten Gesange wurden Hallers Verdienste um die Wissenschaft nicht bloß im allgemeinen sondern mit Bezugnahme auf die einzelnen Disciplinen, welche Haller bearbeitet hatte, ja sogar mit Berücksichtigung der einzelnen Werke des Gelehrten zum Himmel erhoben: Schillers keck absprechende Urteile in einer wissenschaftlichen Arbeit standen dieser ernsten Würdigung des Gelehrten Haller in einer schwäbischen Dichtung schnurstracks entgegen. Und im folgenden Jahre 1781 stieß er mit seinen „Proben einer deutschen Aeneis“, welche gleichzeitig mit Vossens Odyssee im Druck erschienen, aber sich viel mehr Bodmers hexametrische Proben einer Homerübersetzung zum Vorbild nahmen, wiederum mit Schiller zusammen, welcher kurz vorher im Schwäbischen Magazin einen ähnlichen Versuch veröffentlicht hatte. Und wiederum waren die schwäbischen Kritiker seines Preises voll: während der Rat von Bern den Sänger Hallers fürstlich beschenkte, windet Haug in seinem Magazin dem feurigen Jüngling, von dem sein Lehrer

noch so viel erwartet, wenn er erst Natur und heilige Schrift, Welt und Menschen studiert haben werde, bei seinem ersten öffentlichen Auftreten den Lorbeer um die Schläfe und räumt ihm bald darauf selbst gegenüber dem Ausland einen Platz unter den württembergischen Lyrikern ein. Jetzt trat der Dichter der Räuber in Schwaben auf, welcher, wie wir erfahren haben, an Stäudlin seine Honoraransprüche abmaß. In einer Recension dieser „Proben", welche sehr bezeichnend der Anzeige der Schillerischen Räuber unmittelbar vorhergeht und welche Stäudlin selber später Schiller zugeschrieben hat, wird nun auf einmal in dem schwäbischen Provinzialorgan diesem „alles versprechenden Dichter" etwas näher auf die Finger gesehen. Nicht bloß die oberflächliche Behandlung und das Mißverstehen des Originals wird dem wenig gebildeten Übersetzer, welcher das Lateinische nur eben zur Not und von den modernen Sprachen keine einzige verstand, zum Vorwurf gemacht; nicht bloß seine undeutschen Hexameter werden als eine Versündigung gegen das deutsche Ohr und den Genius unserer Sprache getadelt; sondern auch den lyrischen Gedichten, welche Stäudlin in einem Appendix hatte folgen lassen, wird bei aller Anerkennung des Genies der Vorwurf ewiger Eintönigkeit und unwahrer Empfindung nicht länger erspart.

Dieser junge Mann nun unternahm es im Jahre 1781, die schwäbischen Lyriker an einem Musenalmanach zu vereinigen, welcher im Cottaschen Verlag in Tübingen erscheinen sollte. Im September 1781 unterzeichnete er die Vorrede des ersten Jahrganges: „Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782". Von damals bereits berühmten Schwaben enthält dieser Jahrgang freilich nur wenig: Schubart ist bloß mit einem Stück vertreten, aus dem Nachlaß Thills dagegen wird fleißig geschöpft. Aber das Zeugnis darf man dem Herausgeber nicht versagen, daß er es wohl verstanden hat, junge Talente um seine Fahne zu scharen. Schon im ersten Jahrgang begegnen uns Armbruster, Bührer, Conz, Duttenhofer, Reinhard, Weisser: damals lauter unbekannte junge Leute, später aber bei ihren Landsleuten in gutem Ansehen. Für die folgenden Jahrgänge hat Stäudlin unter andern Hölderlins und Neuffers Erstlinge gewonnen. Sein Kunstgriff war eine völlig unparteiische Haltung: auch der Kreis, welcher sich um den Dichter der Räuber sammelte, fand hier Zutritt. Heideloff lieferte Stäudlin das Kupfer; Zumsteeg steuerte eine Komposition bei; Haug ist mit Epigrammen, Hoven mit Oden,

Petersen und Schubart der Sohn sind mit Kleinigkeiten vertreten. Auffallend ist nur, daß keiner von Schillers Freunden, außer Heideloff, seinen vollen Namen in die Stäudlinische Anthologie zu setzen wagte: sie zeichnen mit Chiffren (den Anfangs- oder Endbuchstaben), obwohl der Dichter der Räuber selbst seine „Entzückung. An Laura" beigesteuert und zum ersten Male mit seinem vollen Namen unterzeichnet hatte. Er vertrug sich mit dem Herausgeber der Schwäbischen Blumenlese nicht lange. Vielleicht daß ihn eine wohlgemeinte Ode aus dem März 1781 verstimmte, in welcher noch vor dem Erscheinen der Räuber der harmlose Conz seinen Freund S(chiller) aufforderte, mit ihm und R(einhard) zugleich nach dem Ziel der Unsterblichkeit zu fliegen, wohin ihnen St(äudlin) vorausgeeilt sei. Vielleicht auch daß Stäudlin von mehreren eingeschickten Gedichten Schillers, in denen es ihm „zu sehr wirbelte, strudelte, donnerte und brauste", nur dieses eine auswählte und abdruckte und dadurch das Selbstgefühl des Dichters der Räuber verletzte. Noch wahrscheinlicher daß die Varianten, welche die „Entzückung. An Laura" im Stäudlinischen Almanach gegenüber den „Seligen Augenblicken. An Laura" in der Schillerischen Anthologie aufweist, eigenmächtige Änderungen des Herausgebers sind, welchen Schiller seinen eigenen Text demonstrativ gegenüberstellte. Gewiß ist, daß Stäudlin bald in Schiller einen Mitarbeiter verloren hatte und in ihm nur mehr den gehässigen Rivalen sah: einen wilden und stolzen Geist von der Art seines Karl Moor, welcher keinen neben sich dulden wolle, also auch ihn nicht. Sie sollen nicht bloß in der Dichtung sondern auch in der Liebe Nebenbuhler gewesen sein. Und im Vollgefühl seiner Kraft und Überlegenheit beschloß Schiller den Almanach seines Gegners durch einen eigenen zu zermalmen, nachdem er schon im August 1781 die Absicht, seine „nichtdramatischen Sachen" zu veröffentlichen, kundgegeben hatte. So erschien, bis in die Mitte des Februar 1782 verspätet, wiederum anonym und wieder nicht ohne materielle Zubuße Schillers, bei demselben Verleger welcher einst die Räuber unter seinen Schutz genommen hatte (Joh. Benedikt Metzler), nicht in dem üblichen Duodezformat der Taschenbücher sondern in einem schwerfälligeren Oktav, den Apollokopf auf dem Titelblatt: die „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko".

Schon die ganze Vermummung, unter welcher der Almanach und

sein Herausgeber vor den Leser traten, ist ein Hieb auf Stäudlin. Dieser hatte als echter Schüler Haugs bei seinem Abgang vom Gymnasium eine Rede von der Notwendigkeit und Art die Köpfe zu prüfen gehalten und wiederholte in der Vorrede zu seinem Musenalmanach die ehemalige Frage seines Lehrers an die Deutschen am Rhein und an der Elbe: „ob wir armen Schwaben denn unter einem so sehr böotischen Himmel wohnen, daß die herrliche Pflanze des Genies nicht gedeihen kann?". Schiller selbst war ja gewohnt, Schwaben als einen Norden des Geschmacks zu betrachten und von einem griechischen Klima seine Erwärmung zum wahren Dichter zu erwarten. Aber Stäudlin hatte zugleich auch in einem von Schillers Genossen Heideloff gezeichneten Kupfer die allegorische Gestalt der Poesie, die Harfe in der Hand haltend und Sonnenstrahlen nach allen Seiten versendend, mitten unter den barbarischen Gestalten zweier ungekämmter und unbekleideter Wilden dargestellt, welche nur die Schwaben vor dem Erscheinen des Almanachs vorstellen konnten. Das war ein bißchen groß gethan, und der Recensent im Wirtembergischen Repertorium spottete bald darauf: „Wenn diese Erscheinung nicht zum Unstern ein Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständigen behaupten, Kälte prophezeit —". Und so kalt kam es ihm trotz der eben aufgegangenen Sonne im Schwabenlande vor, daß er das Vaterland mit dem allen Schwaben seit Gmelins berühmter Reise geläufigen Sibirien vertauschte und an Stelle eines vaterländischen Verlagsortes „Tobolsko" auf das Titelblatt setzte. Dieser Einkleidung entsprechend wird auch der Tod, welchem als seinem Prinzipal der Schüler Äskulaps nach dem Vorgang des Wandsbecker Boten die Anthologie zuschreibt, in der parodierten Form der üblichen Widmungen an einen großen Herrn als „großmächtigster Czar alles Fleisches" angeredet. Wenn seine Vorgänger ihre Dichtungen durch die Herausgabe dem Tode entziehen und auf die Ewigkeit bringen wollten, wodurch dem unergründlichen Nimmersatt das Maul erst recht wässerig geworden sei: so widmet umgekehrt unser Dichter, welcher als Angehöriger des äskulapischen Ordens ihn besser als nur vom Hörensagen kennt, sein Buch lieber gleich dem Tod, in der gewissen Hoffnung, daß er es dann weit weglegen werde. Die ganze Vorrede gefällt sich in den medizinischen Witzeleien, welche sein Berufskreis dem Dichter eine Zeit lang nahe legte, und in dem cynischen Tone, welcher in manchen Stellen der Räuber ans Ohr dringt.

Man sieht auch, wie der Dichter diese Anthologie gern als ein zweites ebenso kühnes Wagestück wie die Räuber ausspielen möchte. Denn für alles, was er als Arzt dem Tod in die Hände gearbeitet hat, soll dieser ihm einen Talisman auswirken, der ihn mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rad vorübergeleite, daß es ihm nicht gehe wie seinen tollkühnen Kollegen und Vettern, den Giftmischern und Meuchelmördern, den Damiens und Ravaillac. Die Gefährlichkeit der Anthologie ist hier jedesfalls weit überschätzt, so viel auch die intolerante theologische Censur an diesen verschnörkelten Wendungen der Vorrede verschuldet haben mag. Indem er dem garstigen Schwager zu den Generalkollegien auf den Leipziger und Frankfurter Messen guten Appetit wünscht und zugleich vor dem Übereſſen warnt, tritt er als Zueigner ab, aber unter der Chiffre Y. sofort wieder als Vorredner hervor. Diese Vorrede mit ihren wiederholten „Spaß bei Seite —", „Aber im Ernste —" ist wie die Widmung ganz in dem übermütigen, aufgeknöpften und herkulischen Stil der Geniemänner geschrieben und nicht ungeschickt durch ein Zwiegespräch zwischen dem sibirischen Autor und dem erstaunten europäischen Leser eingeleitet. Das Motto aus Ovid Tum primum radiis gelidi incaluere Triones zeigt, daß der Herausgeber der Anthologie selbst nicht ohne den Ehrgeiz ist, welchen er an Stäudlin so bitter verspottet. Er will (so umschreibt er den Titel Anthologie) ein Körbchen Blumen in Sibirien zusammenlesen und den Söhnen eines milderen Himmels zur freundlichen Aufnahme zuschicken. Zwar ist er nicht wie Stäudlin, der auch hier einen Seitenhieb erhält, der kindlichen Meinung, daß der Enthusiasmus einiger weniger oder die Anstrengung von zwei oder drei Patrioten das Vorurteil des Auslandes gegenüber den Sibiriern beseitigen werde. Er lüftet hier sogar die Maske des Tobolskianers ein wenig, indem er weder dieser Anthologie noch unserem Musenalmanach — „den wir, wenn ich ja den Fall setzen wollte, hätten können geschrieben haben" — die Macht zuschreibt, das Ausland mit uns „Schneemännern" zu versöhnen. Nur das eine Verdienst will er seiner Anthologie erwerben, „Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weitentlegenen Deutschland dem ausröchelnden Geschmack den G'nickfang zu geben" — in diesem Provinzialismus verrät sich absichtlich wiederum der „Tobolskianer". Und endlich, wenn es selbst in Deutschland an dichterischen Falschmünzern nicht fehlt, welche ihr Brustbild auf elendes Messing prägen, warum soll

nicht auch der „Tobolskianer" bei den teuren Zeiten anstatt der Rubel Papiergeld an Mann bringen dürfen? Mit einem ironischen Blick auf die bekannten, viel bespöttelten Schicksale, welche den Almanachen auf den Nachttischen der Schönen, in den Assembleen und bei Stadtvisiten, in der Küche der Kritiker — hier hüllt sich der Sibirier vor Schauder in seinen Zobel — bevorstanden, schickt er seinen Blumenkorb in die europäische Welt.

Die Feindschaft gegen den Stäudlinischen Almanach ist der Anthologie indessen nicht bloß auf die Stirne geschrieben, sie tritt auch im Innern allenthalben deutlich hervor. Schiller läßt seine „Entzückung. An Laura" unter verändertem Titel („Die seligen Augenblicke. An Laura") noch einmal, wie in rechtmäßiger Gestalt und am rechtmäßigen Ort, abdrucken und sucht absichtlich Gegenstücke und Seitenstücke zu dem Schwäbischen Musenalmanach zu bieten. Stäudlin besingt in einer pathetischen Ode den „Eifersüchtigen": Schiller spricht kräftiger und derber den „Fluch des Eifersüchtigen" aus. Stäudlin besingt „Seltha, die Kindesmörderin": Schiller behandelt wiederum auf eine ganz verschiedene Weise denselben Stoff. Vergleicht Stäudlin in seinen gleichzeitig erschienenen Gedichten den alten Bodmer zu Schillers größtem Ärger mit Rousseau, so verkündigte die Anthologie in ganz anderm Ton das Lob des Weisen, der aus Christen Menschen wirbt. Stäudlin verherrlicht Fulda und Lavater in Oden; Schiller widmet ihnen witzige und beißende Epigramme. Conzens Verse „Auf Klopstocks Bild" werden durch ein Epigramm der Anthologie direkt widerlegt und finden hier noch außerdem ein Gegenstück in einer Inschrift auf Klopstocks und Wielands nebeneinander hängende Bildnisse. In dem Verhältnis zu Klopstock liegt überhaupt der Trennungspunkt zwischen dem Almanach und der Anthologie. In dem ersten überwiegt nicht bloß die direkte Nachahmung Klopstops und des Bardentones: Klopstock selber ist, während Wieland nur einmal als Schwabe genannt wird, der Gegenstand beständiger und feierlicher Huldigungen. Höchstens daß sich einmal ein Epigrammatiker mit seinem Namen einen harmlosen, zuletzt doch wieder in ein Lob auslaufenden Scherz erlaubt: sonst wird er nur mit Ehrfurcht, wiederholt sogar in einem Atem mit der Gottheit genannt. Stäudlin, welcher sich darin gefällt, die Schwermut eines Klopstock oder Young zu affektieren, redet von ihm als von „meinem Klopstock", wie Werther von seinem Homer

oder Karl Moor von seinem Plutarch. Gott selber, sagt ein anderer, hat Abbadonas Reuegebet gelesen und erhört; und (Hau)g sieht im Traume, wie der Herr dem Sänger des Messias segnend die Krone überreicht. In Schillers Anthologie überwiegen derbe, realistische Töne, und in der keckſten Bürgerischen Manier wurde hier gerade der Heerführer der schwäbischen Dichter durchgelassen: die „Rache der Musen, eine Anekdote vom Helikon“ ist die Rache Schillers an Stäudlin. Die neun Musen beklagen sich bei Apoll über die Tintenlecker, welche sich Sänger und Barden nennen, den Pegasus zur Tränke reiten und die Musen notzüchtigen wollen. Einer, der mit seinen Fäusten und Ballen besonders wütig umherschlägt, stellt sich an ihre Spitze und ruft: „Ich führe das Heer!“ Aber niemand folgt seinem Ruf. Apoll befiehlt der Melpomene, mit einer Furie die Kleider zu wechseln, und auf diese stürzen sich die wilden Gesellen sogleich: „Die Göttin abortiert' hernach, kam 'raus ein neuer Almanach“. Daß hier der Heerführer der schwäbischen Musen, Stäudlin, gemeint ist, war damals nicht zu verkennen. Seine und seiner Freunde Beteiligung an dieser Mißgeburt der Furie entschuldigt der Dichter mit dem achselzuckenden Bedauern, daß auch hübsche Jungens darunter gewesen — „Wie gerieten sie in diese Compagnie?“

Wiederum verließ sich Schiller ganz auf die eigene Kraft. Denn schwächere Talente, wie sie Stäudlin wohl anzuziehen verstand, stieß seine unheimliche Energie eher ab; und höchstens als Lückenbüßern konnte er, wenn er wirklich über Stäudlin siegen wollte, den Dichtungen seiner akademischen Genossen Zutritt gewähren. Schiller betrachtete sich als die hohe Ziffer, unter deren Vortritt auch bloße Nullen eine große Zahl geben. In der That gewahren wir, die Schillerischen ausgenommen, hinter den 24 Chiffren, welche die geringe Zahl der Mitarbeiter nur verdecken sollten, nirgends eine bedeutende oder nur eine deutlich ausgesprochene, kräftige Physiognomie. Manchmal kann man hinter kleineren Gedichten mit gleicher Chiffre auch denselben Verfasser an seinen Lieblingswendungen oder am Stil wiedererkennen, ohne daß man sich der erneuten Bekanntschaft sonderlich zu freuen Ursache hätte. Glücklicherweise treten die Mitarbeiter nur sporadisch als Lückenbüßer auf: sie accompagnieren bloß, sie liefern die Abwechslung zu dem die Leser leicht ermüdenden Gedankenflug Schillers. Auf den ersten zwei Bogen führt

Schiller ganz allein das Wort. Auf den drei folgenden werden größere Dichtungen Schillers durch je ein Epigramm unterbrochen, welches die Freunde herbeizuschaffen hatten. Erst in der Mitte des sechsten Bogens findet sich ein größeres launiges Gedicht, welches möglicherweise nicht Schiller selbst zum Verfasser hat; und einen ganzen Bogen hindurch wechseln nun wirklich größere Gedichte der Freunde mit denen Schillers ab. Dann führt er wiederum die ganze lange Strecke hindurch bis an den Schluß, nur etliche Male durch größere Stücke unterbrochen, fast allein das Wort. Er selbst war sein bester Mitarbeiter, und er verbarg die verschiedenen Seiten seiner lyrischen Begabung unter ganz bestimmten Chiffren: unter den hohen Oden fand man das Y. des Herausgebers und Vorredners wieder; die volkstümlichen Dichtungen unterzeichnete er mit W. D. Tiefer und bedeutender ist Schillers Lyrik erst später geworden: aber so reich an Tonarten ist sie nie wieder zu Tage getreten als in den schwäbischen Heimatjahren. Er beherrscht hier beide Seiten der schwäbischen Lyrik: die sinnlich naive im Tone der Schubart und Miller, welche später bei Kerner, Uhland, Schwab, Mörike fortlebt; und die Reflexionsdichtung, in welcher er an Klopstock und Schubart anknüpft und später von Hölderlin fortgesetzt wird.

Freilich beruht der Eindruck der Buntheit in der Schillerischen Anthologie zum guten Teil auch auf der schlechten Auswahl und auf der ungeschickten Anordnung. Schiller wollte den schmächtigen Almanach Stäudlins zugleich auch durch die Masse und den Reichtum schwäbischer Originalgedichte erdrücken: er allein brachte anderthalb Dutzend Oktavbogen zu stande, während sich Stäudlin und Konsorten, diesmal viel weiser, mit einem Dutzend von Bogen des kleinsten Formates begnügten. Eine strengere Auswahl wäre der Anthologie, welche sich als ein stattliches Buch nicht für den Nachttisch der Schönen eignete, wohl zu wünschen gewesen, und der scharfsichtige Selbstrecensent sah selber ein, daß er neben Narcissen und Nelken hie und da eine Stinkrose und Gänseblumen zugelassen habe. Auch auf die Kunst, einen Kranz zu winden oder auch nur einen Blumenkorb zu ordnen, versteht sich der Tobolskianer schlecht. Er nahm die Sachen wohl so auf, wie er sie bekam: als er Hoven zu Beiträgen aufforderte, waren vier Bogen bereits gedruckt. Die einzige Absicht, welche der Herausgeber mit peinlicher Sorgfalt durchzuführen beflissen ist, besteht in der Verteilung der kleineren

Stücke zwischen den größeren und in der Abwechslung zwischen schwererer und leichterer Ware. Freilich ist ein nacktes Epigramm zwischen zwei vielstrophigen Gedichten schwerlich geeignet zum Ruhepunkt oder um einen Übergang herzustellen. Künstlerische Absicht macht sich in dem Ganzen der Sammlung eben so wenig bemerkbar: nicht einmal die Lauraoden treten als Gruppe für sich auf; höchstens an einigen Stellen wird Abwechslung zwischen dem heitern und ernsten Ton angestrebt, aber dafür wiederum ein anderes Mal auch an dem jähsten Umschlag der Stimmung kein Anstoß genommen. Mit der Satire auf die Journalisten setzt die Sammlung launig ein; dann wechseln eine Zeit lang ernste und heitere Töne; es folgt eine Reihe ernster, aber dem Gegenstand nach ganz verschiedenartiger Dichtungen, worauf die kleine und leichtere Ware die Oberhand erhält. Dann bereitet die Cantate „Elysium", welche (Schiller hat sich diesen Kontrast später in den Gedichten nicht entgehen lassen) ein so schönes Gegenstück zu der „Gruppe aus dem Tartarus" hätte abgeben können, falls sie nicht etwa erst hinterher gedichtet wurde, auf die lyrische Operette „Semele" vor; welche die Anthologie knapp vor dem Schluß so ungeschickt in zwei ungleiche Hälften teilt, daß man das Gefühl nicht los werden kann, als habe der Dichter ursprünglich mit diesem dramatischen Gedicht schließen wollen. Hinter demselben folgen noch, diesmal deutlich kontrastiert, „Die schlimmen Monarchen" und „Eberhard der Greiner" nach; worauf uns lustige Stücke bis ans Ende geleiten und sich so die launige Stimmung des Anfangs wiederum herstellt. Den Schluß („Die Winternacht") bildet ein humoristischer Rückblick des Dichters über sein eigenes Leben, der in dem ernsten Wunsche ausläuft: „Und bleibt mir nur — errungen mit Gesängen — zum Lohn ein deutscher Dichterkranz". Also wie in jenem ältesten gedruckten Gedichte: „Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!"

Es war freilich auch schwer, eine Sammlung zu einer einheitlichen zu gestalten, welche so verschiedenartige und verschiedenwertige Elemente enthielt. Schiller selber betrachtete sicherlich manches schon mit recht scheelen Augen; denn wir haben Zeugnisse, daß vieles bereits in den Zeiten der Akademie entstanden ist, in welchen Schiller noch ganz „ein Sklave Klopstocks" war. Und wenn er auch später noch ab und zu aus innerm Drange eine Klopstockische Ode dichtete: die eigentliche Zeit der

Klopstockischen Odendichtung lag damals bereits hinter ihm; daran läßt der Bericht Conzens nicht einen leisen Zweifel. Trotz dem Lob, das ihm einst so gut wie seinem Rivalen der wohlwollende Haug gespendet hatte, finden wir weder den „Abend“ noch den „Eroberer“ in der Anthologie wieder. Nur den ältesten Hymnus „An die Sonne“ hat er, aber in überarbeiteter Form, aufgenommen. Allerdings läßt sich aus der Anthologie eine ganze Gruppe Klopstockischer Oden zusammenstellen; aber diese unterscheiden sich schon in einem wesentlichen Zuge von dem Vorbilde. Sie geben die Nachbildung antiker Strophenformen gänzlich auf und sie behalten den volkstümlichen Reim bei. Sie stehen deshalb auch dem Dichter Haller ebenso nahe als Klopstock.

So variiert Schiller das unerschöpfliche Thema der Hallerischen und Klopstockischen Muse, welches auch der schwäbischen Dichtung und Predigt so geläufig war, in einer Reihe von Gedichten, welche das Lob des Schöpfers in der Natur besingen. Der spätere Dichter der Götter Griechenlands, an welchen uns die Theosophie des Julius bereits gemahnt hat, sucht hier noch als ein Hauptvertreter der christlichen Naturdichtung die Größe und Macht des biblischen Jehova aus der Natur zu erkennen. Nur in einer einzigen dieser Oden („An Gott“) fällt er, anstatt vor dem Gott der Bibel, vor dem „großen Ding“ anbetend in die Kniee, vor welchem sich auch Goethe als Dichter des Satyros und des Werther beugte. Aus dem Gewittersturm („Hymne an den Unendlichen“) und aus der darauf folgenden Ruhe der erquickten Schöpfung („Die Herrlichkeit der Schöpfung“), aber auch aus den verheerenden Wirkungen der „Pest“ erkennt er die Kraft und die Größe des Schöpfers, dessen Güte und Milde fast ganz außer seinen Gesichtskreis fällt. Feierliche und große Naturbilder in Hallers und Klopstocks Stil; auch hier die Vorliebe für das Kolossale und das Monströse. Von der Pest entwirft die in den Bildern des Todes und der Verwesung schwelgende Phantasie des medizinischen Dichters eine Schilderung, welche alles weit hinter sich läßt, was ein anderer Jünger Klopstocks (Zachariä) je gewagt hat, der es sich zur Hauptaufgabe gemacht hatte, den Preis Gottes aus seinen Schrecknissen und Strafen zu singen. Wie Hallers Muse so gern die Unendlichkeit und die Ewigkeit auf schnellen Schwingen der Gedanken durchmißt, so liebt auch Schiller kühne Phantasiebilder, in denen unendliche Räume und Zeiten durchsegelt werden. Den Dichter

dieser Oden duldet es nicht innerhalb der beengenden Fesseln von Raum und Zeit. Wir finden ihn das eine Mal während des Gewitters hoch über die Welt getragen, auf einem Zackenfels zwischen Himmel und Erde in der Wiege des Sturmes ruhend; dann wiederum fährt er, nachdem der Sturm sich entladen hat, von heiligen Lüften gehoben wie auf einem Wolkenwagen über die Welt schwebend dahin, zu der Harfe den Preis des Herrn singend. Oder, wie etwa die Phantasie eines dritten Klopstock-jüngers, des jungen Wieland, einen Flug durch die Welt unternimmt, um die Gottheit zu suchen, so fliegt unser Dichter ein drittes Mal des Windes Flug durch die Schöpfung, um ihre Größe zu ermessen („Größe der Welt"). Dabei ist es ihm bloß darum zu thun, die Größe des schaffenden Geistes, welcher diese unermeßliche Welt aus dem Chaos geschlagen hat, recht ins Licht zu setzen und zu feiern. An vermessenes Wagen über die menschliche Erkenntniskraft hinaus zu erinnern oder die Selbstbescheidung zu lehren, wie Schiller später nicht unterlassen hätte, liegt ihm hier noch völlig fern. War doch auch seine Jugend-philosophie voll davon, daß es die Bestimmung des Menschen sei, den Gedanken der Schöpfung dem Schöpfer nachzudenken.

Wenn es allen diesen Oden an Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit gar sehr gebricht, so ist es Schiller dagegen mit Anlehnung an antike Vorstellungen, welche ihm das sechste Buch der Aeneide an die Hand gab, trefflich gelungen, den Gedanken der Ewigkeit in zwei kontrastierenden Bildern zu fixieren, welche als Meisterstücke der Stimmungsdichtung gelten dürfen. Schubart hatte als christlicher Dichter „Das neue Jerusalem" und „Die Hölle" einander entgegengestellt: Schiller kontrastierte „Die Gruppe aus dem Tartarus" mit dem „Elysium". Dort in drei knappen Strophen, von welchen die erste den hörbaren Laut, die zweite mit deutlicher Beziehung auf die Laokoongruppe das sichtbare Bild, die dritte endlich den Gedanken giebt, die ewige Verzweiflung; hier das Bild eines erhöhten Lebens, eines von Schmerzen und Sorgen, von den Schranken der Endlichkeit befreiten Daseins, wie Wieland in seiner ersten Periode die seligen Welten und paradiesischen Fluren so gern besingt und Schiller auch später solchen idyllischen Anwandlungen oft gehorcht hat. Beide Dichtungen klingen in dem Gedanken der Ewigkeit aus: dort ewige Qual, hier ewige Freude! Beide sind von musikalischem Charakter: während „Elysium" direkt als Cantate von der Art der

Ramlerischen gedacht und auf einen Chor und fünf Stimmen verteilt ist, wird die musikalische Wirkung der „Gruppe aus dem Tartarus“ durch Schubarts Chorlied bezeugt.

Auch in seiner Liebeslyrik hat sich Schiller von dem Einfluß Klopstocks nicht völlig befreit. Wie sich Klopstocks Dichtung überhaupt von schwankenden und unbestimmten Empfindungen nährt und mehr im Gefühle der Sehnsucht nach einem entfernten und zukünftigen Glück als im Genusse der Gegenwart lebt, so gipfelt besonders seine Liebesdichtung in den Oden an eine dem Dichter bestimmte, aber noch unbekannte zukünftige Geliebte. Die suchende Sehnsucht zweier Herzen, welche sich gegenseitig angehören, aber einander noch nicht gefunden haben, ist ihr Lieblingsmotiv und ihre Krone. Auch Schillers Anthologie führt uns den Geliebten in seiner verzehrenden Sehnsucht nach der zukünftigen Geliebten vor, welcher er den durch Klopstock berühmt gewordenen Mädchennamen läßt („An Fanny“). Anklingend an den Wechselgesang von Lorenzo und Jessica in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“, bringt uns der Liebende die Sehnsucht erweckenden Namen berühmter Liebespaare in Erinnerung, welche er aber nicht wie Lorenzo der Mythologie sondern der modernen Dichtung entlehnt: so wie sich Julia nach ihrem Romeo, Stella nach Fernando, die schmachtende Nonne im „Julius von Tarent“ oder in einer der unzähligen Klostergeschichten der Zeit nach ihrem Geliebten sehnt, so schlägt in einsamer Nacht auch das Herz des Dichters seiner zukünftigen Geliebten unerkannt entgegen. „Ein Engel lisple . . . dir meinen Namen Und mir Ruhelosen den deinen zu“.

Bald tritt in Schillers Liebeslyrik an die Stelle der zukünftigen Geliebten eine gegenwärtige: an diese sind die Lauraoden gerichtet, sechs an der Zahl, welchen sich noch drei Gedichte von verschiedenem Charakter, aber mit Beziehung auf denselben Namen anreihen. Die Frage, ob wir in Laura eine wirkliche Geliebte des Dichters zu erkennen haben, wird von den Zeugen verschieden beantwortet. Der harmlose Conz bezweifelt, daß eine wirkliche Leidenschaft zu Grunde liegt; aber Scharffenstein und selbst Schillers Schwägerin bejahen sie entschieden und weisen übereinstimmend auf die Witwe Vischer als das Urbild der Laura hin. In dieser, welche er später noch unter seine „liebsten Personen“ zählte, fand Schiller das erste Weib, welches ihn anzog und sich ihm vielleicht auch entgegenkommend zeigte. Was Wun-

der daß er auf sie alle die einzelnen Züge übertrug, welche in jener Zeit Klopstockischer Schwärmerei zu einem Idealbilde der zukünftigen Geliebten so lang in seinem Busen schlummerten; daß er alles, was er über die Liebe so lang abstrakt gedacht und einsam empfunden hatte, nun auch dichterisch in ein weibliches Herz gießen wollte. Diese „Laura“ war am Ende doch noch etwas Besseres als die wesenlose „zukünftige Geliebte“, welche Klopstock und seine Jünger in Göttingen besangen. Wie wenig sie auch mit dem Phantasiebilde des Dichters übereinstimmte und so wenig sie auch von dem Inhalt der Oden verstand: sie war doch ein wirkliches und gegenwärtiges Weib, und die Liebesschwüre des Dichters wurden nicht mehr bloß in die leere Luft gehaucht.

Wirklich hat auch die Witwe Vischer mit der Laura recht wenig gemein, und aus einem individuellen Herzensverhältnis sind die Lauraoden nicht hervorgegangen. Es ist für jene Zeit zwar ohne Bedeutung, daß Schiller, wie einstmals Klopstock seine Sophie in den Tagen der beginnenden Anglomanie in Fanny umtaufte, für seine Geliebte den gefeierten Namen der Geliebten des Petrarka wählte, welcher nicht bloß durch Klopstocks früheste Oden sondern neuerdings noch mehr durch die Lauradichtungen des Halberstädters Klamer Schmidt und durch häufige Anspielungen in Zimmermanns vielgelesenem Buch über die Einsamkeit so populär geworden war, daß auch Schillers schwäbischer Landsmann Miller seine „Elegie an Laura“ und „An Laura im Kloster“ dichtete. Belangreicher ist schon, daß diese verwitwete Laura als Mädchen angeredet und vorgestellt wird: daß also der Dichter gerade das betont, was sein Gedicht von der wirklichen Situation unterscheidet. Und suchen wir nach realen Zügen in den Lauraoden selbst, so finden wir keine andere Übereinstimmung mit der Hauptmännin Vischer als die blauen Augen, welche einmal ganz nebenbei erwähnt werden und ohne welche man sich im vorigen Jahrhundert ohnedies keine Laura oder Charlotte oder Luise denken konnte. Von der Vischer berichten die Zeugen, daß sie „auch etwas“ Klavier gespielt habe: Laura reißt den Dichter durch ihr Klavierspiel bis zur wildesten Entzückung fort, und sie „meistert“ durch die Saiten. Bezauberndes Klavierspiel gehört gleichfalls zu den typischen Eigenschaften des geliebten Mädchens in der Wertherzeit, und auch bei dem Schwaben Miller finden wir den „Lobgesang eines Mädchens am

Klavier“ oder den Titel „Als Marianne am Klaviere sang“. So nehmen wir nirgends an dieser Laura individuelle Züge wahr; die ungetreue Minna ist in den Gedichten der Anthologie wesenhafter als die schemenhafte Laura. Sie spielt auf dem Klavier, sie singt, sie tanzt: das ist alles, was wir erfahren; und auch in diesen typischen Situationen giebt sie nirgends ein greifbares Bild ab. Leierklang aus Paradieses Fernen hört der Dichter, wenn sie singt; Amoretten sieht er die Flügel schlagen, wenn sie tanzt; beim Blick in ihre Augen wähnt er über diese Welt zu flüchten, sich im Himmelmaienglanz zu lichten. Und wie es den Bildern an Anschaulichkeit und Deutlichkeit gebricht, so vermissen wir auch in den Oden selbst bestimmte und deutliche Situationen. Alles ist fingiert und erdichtet; nirgends genießt der Liebende die Gegenwart, immer hat er es mit „Wenn“ und „Dann“ zu thun, recht nach dem Muster des Klopstockischen Odeneinganges: „Wenn ich einst tot bin“. Begreiflich daß der Dichter diese künstlich ersonnenen Situationen, welche nicht den Eindruck des Wahren und Erlebten machen, selten festzuhalten und durchzuführen vermag.

Immer in diesen Lauraoden wendet sich der Dichter an die schweigende und regungslose Geliebte, welche kein Zeichen der Erwiderung von sich giebt; und nie ist die Geliebte selbst, immer sind herausgewühlte Gedanken über die Liebe der Gegenstand seiner Dichtung. In der „Phantasie an Laura“ trägt er ihr in dichterischer Form, aber in oft wörtlicher Übereinstimmung mit der Rede über die Folgen der Tugend das Liebestheorem der Schotten und unseres Theosophen vor; schon Wieland hatte denselben Gedanken und namentlich der Parallele zwischen der Schwerkraft und der Liebe dichterischen Ausdruck verliehen. Die Liebe erscheint auch hier als das bewegende Prinzip in der physischen und in der moralischen Welt. Sie wird wieder mit dem Gravitationsgesetz identifiziert: ohne sie würde die körperliche Welt in ein Chaos zerstieben; sie lenkt die Sphären, und die Weltsysteme dauern nur durch sie. In der Geisterwelt zieht sie nicht bloß die Herzen der Liebenden zu einander: geheimnisvolle Sympathie waltet auch in der moralischen Welt zwischen den guten und zwischen den bösen Empfindungen und Zuständen. Ja selbst Zukunft und Vergangenheit, Zeit und Ewigkeit (dies hatte jene Akademierede deutlicher ausgeführt) fließen durch die Liebe in einander. Wiederum und mehr als je ist hier der

Begriff der Liebe in den eines allgemeinen Geister- und Körper-Zusammenhanges verflüchtigt, und das Wort „Sympathie“ wird zuletzt im Sinne jenes Abelischen Aufsatzes sogar auf den Zusammenhang widerstreitender Empfindungen angewendet; das Materiellste und das Geistigste soll in ihm enthalten sein. Und überall, wo die Lauraoden auch sonst die Wirkung der Liebe schildern, wird neben dem geistigen auch das körperliche Moment geflissentlich betont. Laurens Klavierspiel entgeistert den Dichter zur Statue, dann wieder entkörpert es ihn völlig. In der „Entzückung an Laura“ wachsen Körper in Körper, die Seelen begegnen sich wie des Leibes entbunden. Und wenn der Dichter seiner Laura den „Vorwurf“ macht, daß sie ihn durch die Liebe dem Ruhm und jedem hohen Streben entfremdet habe, so besänftigt er sich zuletzt damit, daß ihn die Liebe in den Grenzen der Menschheit festgehalten habe: sonst hätte er sich vielleicht über die Menschheit hinausgeschwungen, jetzt liebe er sie. So erscheint die Liebe das eine Mal als eine Vergeistigung des Materiellen, dann wieder als ein sinnliches Gegengewicht gegen den über die Grenzen der Menschheit hinausstrebenden Geist: und bei dem raschen Wechsel dieser Gedanken taumeln auch die Lauraoden zwischen der sublimsten Vergeistigung der Liebe und der nacktesten Sinnlichkeit hin und her. Von der ersten Seite ist das „Geheimnis der Reminiscenz“, die längste der Lauraoden, auch die bedeutendste. Das Verlangen der Seelen in einander zu fließen, welches sich in der Liebe verrät, wird als Rätsel aufgegeben und vom „Wahnsinn“ des Dichters gelöst. Dieses Sichfinden ist ein bloßes Wiederfinden der Seelen, welchen eine dunkle Erinnerung geblieben ist aus einem früheren glücklicheren Leben, in dem sie bereits vor der Geburt mit einander vereinigt waren; seit ihrer Trennung suchen sie sich nun, bis sie sich in der Liebe wiederfinden. Die platonische Lehre war Schiller wohl nur indirekt bekannt: aber der Gedanke, daß die Seelen der Liebenden für einander bestimmt und geschaffen seien, liegt auch dem Motiv der zukünftigen Geliebten zu Grunde; Schiller traf ihn bei Klopstock angedeutet, bei Wieland mit Vorliebe ausgebildet an. Der Dichter des „Anti-Ovid“ erklärt ganz wie Schiller die dunkle Sehnsucht der Liebenden, ehe sie sich gefunden haben, aus der früheren Vereinigung ihrer Seelen im Jenseits. In den „Sympathien“ preist Wieland die Seelen glücklich, welche sich vielleicht schon unter einem andern Himmel liebten und bei der Begegnung in

diesem Leben ihrer früheren Gemeinschaft sich nur zu erinnern scheinen. Wieland war es, welcher für solche zusammengehörige Seelen den Ausdruck sympathetische oder Schwesterseelen zwar nicht erfunden aber in Umlauf gebracht hatte. Auf Wielands Schilderungen paradiesischer Welten weist uns auch das hellfarbige Seitenstück zu der Cantate Elysium, welches unser Dichter hier von dem Leben der Seligen in dem verlornen Paradies entwirft, in welchem die jetzt getrennten Seelen der Liebenden eins waren und zusammen eine Gottheit ausmachten. Der Dichter lenkt nur in die Gedanken der Theosophie des Julius ein, wenn er das Wiederfinden der getrennten Seelen weiter als eine Annäherung an die Gottheit betrachtet; denn dort hieß es: die Anziehung der Geister, ins Unendliche fortgesetzt, müßte zuletzt Gott hervorbringen. Die materiellste und sinnlichste Seite der Liebe kehrt dagegen die „Melancholie an Laura" hervor. Schiller stellt sich hier auf den extremsten Standpunkt derer, welche in dem Körper eine bloße Last und Fessel des Geistes und das Glück des Menschen allein von der rohen Materie abhängig sehen. Es ist derselbe materialistische und pessimistische Standpunkt, welchen er in der Dissertation ausdrücklich bekämpft hatte und aus welchem Karl Moor in seinem Hamletmonologe die Welt betrachtet: in der Leichenode auf Weckerlin kehrt derselbe Gedanke mit demselben Vergleiche zwischen dem Leben und einem frühzeitig abgebrochenen Schauspiel wieder, und später vertritt Wolmar im Dialog unter den Linden die gleiche Weltanschauung. Todesgedanken, Blicke über das Diesseits hinaus ins Jenseits und die Vorstellung „Wenn ich einst tot bin" sind in Klopstocks Oden gewöhnlich. Aber schon Günther redet die Geliebte mit den Worten an: „Mädchen, deine Wangen werden verblühen"; und ganz ähnlich wie Schiller stellt auch Wieland, der Dichter der „Sympathien", seiner Glycere die Vergänglichkeit alles Irdischen unter dem Bilde von Staub und Würmern vor Augen. Schillers Melancholie wurzelt tiefer als die Wielandische. Er hat nicht bloß den Goethischen Werther gelesen: die Gedanken von Leben und Tod, Kraft und Verwesung sind ihm im Sommer 1780 in Fleisch und Blut übergegangen. Als Freund und als Arzt ist er wiederholt an dem Bette des Todes gestanden, und als Mediziner und Philosoph hat er über das Geheimnis des Verfalles nachgedacht. Wenn der Philosoph und der Dichter die Liebe als die Anziehungskraft der Geister und der Elemente pries, so sah der Mediziner umgekehrt in

der Trennung derselben den Tod. In dem Schlußparagraph seiner Dissertation hatte er nachzuweisen gesucht, wie nicht bloß jeder Schmerz sondern selbst jede Lust auf die Auflösung des Menschen zielt; wie selbst die Freiheit des Menschen, der freie Gebrauch seiner Kräfte den Organismus mißbraucht und sich so der Tod aus dem Leben wie aus seinem Keim entwickelt. Wörtlich kehrt dieser letzte Satz, wörtlich fast die Gedanken des ganzen Abschnittes in der Melancholie an Laura wieder. Von den Reizen seiner Geliebten geht der Dichter aus: sie erinnern ihn an Tod und Verwesung. Im Erdball und in der ganzen Natur sieht er nur das verhüllte, überdeckte Bild des Todes. Selbst die Räder an Planetenuhren laufen nur dem Ende entgegen, selbst die Sonne muß untergehn: und du glaubst, daß diese Reize ewig blühen werden? Deine Blicke — winken nur dem Tode; deine Pulse — schlagen nur dem Tode zu; dein Lächeln — bläst der Tod auseinander: dann wird Laura nicht mehr lieben, nicht mehr liebenswürdig sein. Aber auch die jugendliche Manneskraft des Dichters ist nur ein Kelch des Todes: indem er aus ihm trinkt, trinkt er sich dem Tode näher. Und wie in jenem Gespräch unter den Linden dem Pessimisten der genußfrohe Edwin entgegengesetzt wird, so rafft sich der Dichter auch hier am Schlusse wieder auf. Soll er einem gelähmten Alter den Genuß der Jugend opfern? Nein! Er will durch den freien Gebrauch der Kräfte sein Los erfüllen: „Brich die Blume in der schönsten Schöne!“

Schon die Verfolgung der Motive hat gezeigt, daß Schiller in den Lauraoden nicht mehr direkt sondern indirekt unter dem Einflusse Klopstocks steht. Ungesucht und ungezwungen drängt sich uns überall Wieland zwischen beide. Und auch in dem Stil neigen sich die Lauraoden weit mehr zu Wieland als zu Klopstock: so wenig anschaulich sie immer noch sind, so sinnlich sind sie. Wie der Schwabe Wieland die Klopstockische Dichtung in ihrer ersten Periode sinnlich herabgestimmt hat, so auch der junge Schwabe Schiller. Schon die Auffassung, welche in den Lauraoden von der Macht der Liebe herrscht, bekräftigt dies. Die Liebe erscheint hier als ein Trieb; als ein Wutverlangen; als ein Wirbel, der Seele zu Seele, aber auch Körper zu Körper zieht; als ein Zauber des Blutes und der Seelen. Etwas Elementares und ein Zug von der packenden Naturgewalt, welche in den Räubern auf uns wirkt, läßt sich auch diesen Lauraoden nicht abstreiten. Blut, Nerven, selbst die zuckenden Muskeln

spielen in ihnen eine große Rolle. Körper will in Körper wachsen oder überstürzen, Seelen lodern in vereinter Glut. Aber es ist eine Sinnlichkeit, welche sich selbst verzehrt und zuletzt doch bloß mit dem Geiste genossen wird. Wenn Körner später noch (1788) an Schiller beobachten wollte, daß alle seine Freuden mit einer gewissen Anstrengung verbunden seien, so ist die Liebe für den Lauradichter geradezu ein Zwang. Unbefriedigt und unbefriedigend, für den Dichter wie für den Leser, ist daher auch jede dieser Oden: wir fühlen uns im Wirbelwind übersinnlicher sinnlicher Leidenschaft so lange herumgedreht, bis uns die Sinne vergehen, der Atem schwindet und bis uns der Schluß endlich ganz unverhofft und unerwünscht in jenseitige Regionen hinaufreißt. Dieses Finale mit dem unentbehrlichen Ausblick auf Ewigkeit und Unendlichkeit hat Schiller allenthalben recht grell und lärmend herausgearbeitet. Die „Fantasie“ führt uns bis an den Punkt, wo Zeit und Ewigkeit sich gatten, der Weltenbrand als Hochzeitsfackel leuchtet und auch der Liebe des Dichters eine neue Aurora bevorsteht. Auch die Verzückung, in welche den Dichter Lauras Klavierspiel versetzt, führt ihn über Zeit und Raum der Weltlichkeit hinaus und läßt ihn wiederum Morgenrot jenseits des Grabes erblicken. In den „Seligen Augenblicken“ verschwindet die Welt für die Liebenden im Genuß, und sie wünschen, daß die Zeit nun stille stände. Das „Geheimnis der Reminiscenz“ weist auf Göttersitze durch des Grabes Ritze. Und so trifft der Vorwurf, den Schiller nachmals gegen Klopstock erhoben hat, auch den Dichter der Lauraoden: er führt uns wie dieser immer über die Grenzen der Sinnlichkeit hinaus. Aber die enge Welt der seraphischen Empfindungen Klopstocks hat Schiller in diesen Dichtungen weit überschritten, und besser könnte man auch seine Lauraoden nicht charakterisieren als mit den Worten, welche Lessing einmal von den Jugenddichtungen Wielands gebraucht hat: „Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen?“ Wie viel kühner jedoch erhebt sich wiederum die Phantasie des jungen Schiller über die seines berühmten Landsmannes! Sie schwelgt in der chaotischen Natur; sie holt ihre Bilder nicht bloß aus allen Zonen und Welträumen sondern noch lieber vom Weltenbrand und Weltenumsturz. Um den „goldnen Saitenguß“ von Lauras Klavierspiel zu versinnlichen, müssen die Sonnen, aufgejagt durch den Schöpfungssturm, funkend aus der Finsternis fahren. Zur Verdeutlichung des

Gegenstandes können solche Gleichnisse so wenig als die Klopstockischen dienen: sie erleichtern nicht, sondern sie ermüden die Thätigkeit der Phantasie. Neben Ossianischen Vorstellungen läuft manches Bild und manches Wort mit unter, welches direkt aus der schwülstigen Schule Lohensteins stammt. Die bildlichen Vorstellungen sind so maßlos gehäuft, daß sie einander verdrängen und verdunkeln. Ein ungeheurer mythologischer Apparat wird aufgeboten, um das Einfachste zu sagen. Chaotisch mengen sich die verschiedenartigsten Elemente: platonische Vorstellungen mit der Lehre vom Sündenfall; die christliche Vorstellung der Ewigkeit mit der Schillerischen von der Unendlichkeit der Liebe. Und so ist auch der sprachliche Ausdruck dieser Lieder eine rohe cyklopische Aneinanderreihung von Kraftworten und Wortungetümen, von welchen indessen nicht wenige sprichwörtliche Verbreitung gefunden haben. Das Simplex genügt nicht, auch das zweiteilige Compositum nicht: erst grammatikalische Riesengeburten wie Schauernachtgeflüster, Sonnenaufgangsglut, Körperweltgewühle, Himmelmaienglanz u. s. w. sprechen die Vorstellung des Dichters mit genügender Kraft aus. Für den Taumel übersinnlicher sinnlicher Empfindungen eignen sich Oxymora wie Qualentzücken, Paradiesesschmerzen. Immer aber liegt, wie noch bei Klopstock, die Kraft des poetischen Ausdrucks im Substantiv: erst Herder und Goethe haben den Nachdruck in das Verbum zu legen verstanden. Die Sätze ohne Verbum und selbst ohne die Kopula, die bloßen Exklamationen und Interjektionen sind fast das Gewöhnliche. Wie Zeit und Ewigkeit, Gegenwart und Zukunft in diesen Ergüssen in einander rinnen, so auch die Tempora des Verbums. Gewaltsam, wie diese Lieder aus dem Innern des Dichters sich die Bahn reißen müssen, ist auch die sprachliche Fügung, durch Licenzen und Regellosigkeiten aller Art entstellt. Auch der Vers bindet sich an kein Gesetz, sondern der Dichter vertauscht nach Bedürfnis längere Verse und Versfüße mit kürzeren, oder auch wohl gar bei dem Wechsel der Empfindung das ganze Metrum mit einem willkommeneren; von den schwäbischen Reimen gar nicht zu reden, welche oft bloß auf dialektischer Aussprache beruhen und deren überwiegende Zahl völligen Mangel an Gehör für die Euphonie bei demselben Dichter verrät, welcher durch die Eurhythmie oft die größten Wirkungen zu erzielen weiß. Wie der Lauradichter endlich das Pointierte im Ausdruck geflissentlich sucht, so soll auch jede Strophe mit

einem Kraftgedanken und womöglich mit einem Kraftwort schließen. Daher die zahlreichen Gedankenstriche vor dem letzten oder vorletzten Wort der Strophen, welche die Erwartung aufs höchste spannen sollen. Daher auch die Sucht nach frappanten, außerordentlichen Abschlüssen, wie: „Und die Welt ist — Nichts". Daher aber auch oft ein jämmerliches Einknicken und Zusammenbrechen der ganzen Strophe, welche auf einen Effekt losarbeitet, der dann doch versagt: „Daß die blinde Metze Glück in eure Taschen eine — Welt gesteckt!" Man darf diese Abschlüsse, welche Schiller später zum großen Teil abgeschafft hat, mit den Aktschlüssen und mit den epigrammatischen Schlußworten seiner Dramen vergleichen.

In größerem oder geringerem Grade participieren alle Gedichte der Anthologie, welche der hohen Lyrik angehören, an den Fehlern der Lauraoden, welche auf den ersten Blick den Eindruck ganz kunstloser Ergüsse machen. Aber so gering man ihren lyrischen Wert anschlagen wird, so sind sie zum Teil unverächtliche Kunststücke einer leidenschaftlich bewegten Rhetorik. Die wenig zahlreichen Situationen und Gedanken, mit welchen der Verfasser operiert, weiß er in immer neuen Klangfarben, Bildern und Wendungen vorzutragen. Er ahmt mit onomatopoetischer Kunst die wechselnden Tonarten, Tempi und Takte des Klavierspiels seiner Laura nach. Und selbst die Gliederung ist nicht immer ohne geheime Absicht: wie geschickt wiederholen sich z. B. im „Geheimnis der Reminiscenz" die eingangs aufgeworfenen Fragen in der gleichen Reihenfolge wieder, nachdem der Dichter im holden Wahnsinn ihre Lösung gefunden hat.

Dieselbe Sprache, welche in den Lauraoden die Liebe redet, spricht auch die Freundschaft in der Schillerischen Anthologie. Schiller hat nicht wie Klopstock bestimmten und namentlich bezeichneten Freunden zum Abschied gesungen: er wendet sich, wie er in den Lauraoden vor der Geliebten über die Liebe redet, an den Freund und trägt ihm seine Philosophie der Liebe vor. Wir kennen die Gedanken des einzigen Gedichtes dieser Art („Die Freundschaft, aus den Briefen Julius' an Raphael, einem noch ungedruckten Roman") bereits aus der „Theosophie", in welche einige Strophen desselben zur dichterischen Ausführung der philosophischen Lehren eingeschaltet sind. Liebe und Freundschaft beruhen ja nach dem Theosophen auf demselben Prinzip, und so kehren denn hier

so gut wie in der „Fantasie an Laura“ die wörtlichen Anklänge an die Rede über die Folgen der Tugend wieder. Eines Rades Schwung, heißt es mit Anspielung auf die Lehre Newtons, welchen auch Ferguson und Haller gern citieren, bewegt das Geisterreich und die Körperwelt; wie dort die Liebe, so führt uns hier nach Leibnitzischer und Hallerischer Anschauung die Freundschaft durch die Kette der Geister bis zur Gottheit hinauf; und wie dort so bildet auch hier der Ausblick auf die Ewigkeit und Unendlichkeit den effektvollen Schluß. Auch die Freundschaft sucht hier nicht den innigen und sinnigen, bei aller Kraft und Tiefe der Empfindung immer knapp bemessenen Ausdruck Klopstocks: sie ergießt sich gleichfalls in rhetorischer Überfülle, sie schwärmt wie später noch Don Carlos und Marquis von Posa. Aus Millionen hat auch unser Lyriker den Freund gefunden, aus Millionen ist er sein! sich selbst und die Welt findet er schöner in dem Freunde wieder u. s. w. Aber es ist nicht allein individueller Überschwang des Dichters des Don Carlos sondern der geläufige Ausdruck des Freundschaftsenthusiasmus überhaupt, welcher in diesem empfindsamen Jahrhundert immer die Sprache der Liebe redet. Selbst Goethe hat sich solchen Anwandlungen nicht verschlossen. Fühlt sich bei Schiller der Schöpfer nach Leibnitzischer Anschauung vereinsamt und um des Genusses der Liebe willen bewogen mindere Geister zu erschaffen, so schreibt auch Goethe ähnlich an sein Gustchen: „Mußte Er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichnis, uns selbst verdoppelt“. Auch für ihn liegt Gottähnlichkeit in der Liebe; und indem er wie Schiller unter diesem Einen Worte alle sympathetischen Empfindungen begreift, führt er den Wahlspruch: „Alles um Liebe!“

Wenn uns in den Lauraoden allenthalben der Schwabe Wieland zwischen Klopstock und Schiller getreten ist, so bildet in Bezug auf das zweite Thema der Klopstockischen Dichtung, das patriotische, der Schwabe Schubart das Bindeglied zwischen beiden. Die patriotische und politische Dichtung Deutschlands reicht mit ihren Wurzeln bis ins 17. Jahrhundert zurück. Schon bei dem Schwaben Weckhrlin, und später bei Günther und B. Mencke findet man in allgemeinen Wendungen eifernden Haß gegen die Erdengötter ausgesprochen, vor welchen gerade diese Dichter am devotesten ihren Rücken beugten. Später erging sich die bürgerliche

und moralisierende Dichtung des freien England mit Vorliebe in Invectiven gegen die Erorberer der Weltgeschichte und die Vernichter friedlichen Bürgerglückes, welche Young als gekrönte Würger verdammte. Mit Benutzung ähnlicher biblischer Motive gaben dann auch die Bremer Beiträger, ihnen allen voran Klopstock, diesem abstrakten Haß einen wortreichen und pathetischen Ausdruck. Wir wissen, daß Schiller in einem Jugendgedicht dieser Art der direkte Nachfolger Klopstocks wurde und daß er sich dieser sklavischen Nachahmung in der Zeit der Anthologie bald geschämt hätte. Dem blutigen Eroberer, als welcher ihm selbst Friedrich der Große erschien, stellte Klopstock nicht ohne persönliche Beweggründe in König Friedrich dem V. von Dänemark den weltbeglückenden Fürsten entgegen: auch Schiller hat in jener Ode an Kaiser Josef ein freundlicheres Seitenstück zu dem wilden Eroberer ausgemalt. Nach Klopstock aber war in Deutschland in Prosa und in Versen eine reiche Litteratur entstanden, welche es sich, wie später Schillers Posa, zur Pflicht gemacht hatte, den Fürsten und Herren ihre Pflicht einzureden und über ihre Fehler zu Gericht zu sitzen. Klopstock selbst hielt im 18. Gesang des Messias ein feierliches Gericht über die bösen Könige, und in dem freien, damals englischen Göttingen donnerte die grüne Jugend gegen die Tyrannen. Zu den Göttingern gehörte auch der Schwabe Miller; und nirgends fanden diese Töne, durch die politischen Verhältnisse begünstigt, einen stärkeren Wiederhall als in Württemberg. Hier bestand ja, wenigstens dem Namen nach, eine Verfassung; und so wenig sich auch Herzog Karl um dieselbe gekümmert hat, so bildete sie doch immer wieder den Titel, auf Grund dessen standhafte und charaktervolle Männer gegen fürstliche Willkür Einsprache erhoben. Moser und Huber haben dafür den Hohenasperg bezogen. Begreiflich daß Männerstolz vor Fürstenthronen hier mehr als irgendwo in Ansehen stand, wo man nicht bloß die Menschenwürde sondern auch verbriefte Rechte vertrat. Begreiflich auch daß die politische Dichtung hier einen weniger abstrakten und theoretischen Charakter annahm als in Dänemark oder in Göttingen. Ausdrücklich bezeichnete es der Märtyrer Huber als Aufgabe der Dichtung, die Justiz zu ergänzen und selbst den Herrschern ihre Pflichten vorzuhalten: Schiller ist dieser Aufforderung nicht erst mit dem Don Carlos nachgekommen sondern schon damals, als er die Räuber schrieb. Wirklich durfte sich in Württemberg selbst der zahme Haug, als Nachfolger

des Hofdichters Weckhrlin, mit einer poetischen Predigt ungescheut gegen die Erdengötter wenden oder das Verdienst der Wissenschaften um die Regenten in einer öffentlichen Rede dahin fixieren, daß das Studium der Philosophie und der Geschichte die Fürsten vor frevler Selbstüberhebung bewahre. Das Schwäbische Magazin brachte auch die Übersetzung einer Ode, welche der Engländer Lowth in lateinischer Sprache nach Esaias XIV 4—27 gedichtet hatte: ein wildes Triumphlied der Israeliten über den Untergang des babylonischen Eroberers und seines Reiches. Die Juden höhnen die Leiche des Königs, welcher einst auf seidenen Polstern geruht hat und dessen Eingeweide nun die Motten zerwühlen; sie fluchen der Furcht des Vaterlandes, dem frechen Menschenwürger. Derlei zündete in Schwaben; denn nicht nur der Inhalt der politischen Poesie wurde hier greifbarer und deutlicher, auch ihre Form wurde hier sinnlicher und kräftiger. Klopstock, von Gryphs Kirchhofsgedanken oder der Grayschen Kirchhofselegie beeinflußt, hatte seine Leser in einer schönen Ode in die Gruft der dänischen Könige geführt: „Rotschilds Gräber“. Sein Jünger Schubart rief in Schwaben die Erdengötter vor die Leiche eines guten Fürsten, bloß um ihnen ihre Sünden vorzuhalten und sie an ihre Sterblichkeit zu erinnern. Schon in der Fürstengruft zu München entstand während eines Requiems in ihm der Gedanke, die sterblichen Überreste tyrannischer Fürsten zu besingen, aber erst der Ingrimm der eigenen Gefangenschaft hat dem Dichter die „Fürstengruft“ erpreßt: eine wilde aber effektvolle Dichtung, in welcher nicht bloß das rhetorische Pathos flüssiger hinströmt als bei Klopstock, sondern dem elegischen Ernst auch ein scharfes satirisches Element beigemischt ist, welches sich mit den drastischen und cynischen Zügen der Volksdichtung äußert. Neben einer pathetischen Tirade, in welcher der böse Fürst als Nationenrute bezeichnet wird, steht hier der grausame Hohn auf das „durchlauchtige Gerippe“ und die wirksame Kontrastierung der ehemaligen Größe und Macht mit der jetzigen Verwesung und Ohnmacht. Am Schlusse dann der Hinweis auf das jüngste Gericht: wobei Schubart wie dem Dichter von Kabale und Liebe Klopstocks großartiges Bild des Weltgerichts vor Augen steht.

Wir wissen aus Zeugnissen, daß Schiller schon als Zögling der Militärakademie hinter Schubart hergegangen ist, in welcher er einem Genossen die einen Klopstockischen Erguß auf die Freiheit paro-

dierenden Worte ins Stammbuch geschrieben hat: „O Knechtschaft! Donnerton dem Ohre, dem Herzen quälendes Gefühl!“ In der Anthologie findet sich, gewiß von anderer Hand und mit T. gezeichnet, ein Epigramm: „Aufschrift einer Fürstengruft“, in welchem gleichfalls der Hinweis auf das jüngste Gericht die Pointe bildet. Aber unter der Aufschrift „Die schlimmen Monarchen“ hat Schiller auch selbst ein Seitenstück zu Schubarts Fürstengruft geliefert und Schubart noch überboten, welcher ohnedies hart an der Grenze des Übertriebenen stand. An Gewalt der pathetischen Diktion, an dem Talent die Gegensätze mit schneidendem Hohn in den grellsten Gegensatz zu rücken, kommt Schubart seinem Nachfolger entfernt nicht gleich. Wie Richard in Shakespeares Heinrich VI. den toten Clifford oder wie Schweizer in den Räubern den toten Franz zu neuen Missethaten aufstachelt, so höhnt hier der Dichter die Leichen der „Theaterminotaure“, welche, dem Tod unterworfen gleich den übrigen Menschen, für ein Geschenk des blinden Glücks Anbetung fordern. Wie er das Leben überhaupt mit Shakespeare, Lessing und dem Dichter des Werther gern einem Schauspiel vergleicht, so erscheinen ihm die schlimmen Monarchen als Gaukler auf der Opernbühne, welchen die Pöbelteufel Beifall klatschen, die Engel aber mit Zischen zuschauen. Grell und auf die Spitze getrieben wie dieser Vergleich ist alles in dem Gedichte: hatte er schon in der Elegie auf Weckerlin den Übergang vom Thron in das Grab als einen „leichten Kleiderwechsel“ bezeichnet, so wühlt er hier förmlich in den Blößen der Leichen. Auch er verweist uns wie Schubart auf den großen Tag des Gerichtes, an welchem die Wage rollt: wir kennen diese Lieblingsvorstellung des jungen Schiller. Aber er hat auch eine irdische Drohung in Bereitschaft: „Bübelt immer!“, ruft er den Fürsten zu; „aber zittert vor des Liedes Sprache, Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache Fürstenherzen kalt“. Zum ersten Male hat hier Schiller die revolutionäre Bedeutung der Dichtung überhaupt und seiner eigenen rächerischen Muse ausgesprochen.

Klopstock hatte in der Fürstengruft nur die guten Könige aufgesucht. Für ihn gehörte die Vorstellung eines Vaters von so vielen Kindern, die durch ihn glücklich werden, wie später für den Marquis von Posa zu den größten Gedanken der Menschlichkeit und der Freude, die man haben kann. Er wagte den Frieden Rotschilds

kaum durch einen leisen Seitenblick auf die Eroberer zu unterbrechen. Schubart in seiner „Fürstengruft" warf wenigstens in vier später hinzugefügten Strophen einen segnenden Blick auf die Särge der guten Fürsten, um auch ihnen ihr Recht werden zu lassen. Schiller hat in den „Schlimmen Monarchen" nur einen Fluch auf die Bösen. Aber er läßt unmittelbar darauf in der Anthologie ein anderes Gedicht folgen, welches im fühlbaren Gegensatz zu den Eroberern und Tyrannen des Tages einen volkbeliebten Fürsten der Vergangenheit feiert: das Kriegslied „Graf Eberhard der Greiner von Württemberg", welches Schiller infolge eines Wettkampfes mit Haug gedichtet haben soll. Auch hier führt uns die litterarische Tradition bis auf Klopstock zurück, welcher in der volkstümlichen Chevy chase-Strophe das Lob Friedrichs des Großen gesungen hatte, an dessen Stelle er später einen Fürsten der Vergangenheit, Heinrich den Vogler, setzte. In derselben Strophe, mit Beibehaltung des Reimes, hatte dann Gleim seine Kriegslieder eines preußischen Grenadiers gesungen, welche unter den Württembergern um so mehr Beifall fanden, als ihre Söhne gezwungen wurden, gegen den protestantischen Friedrich zu fechten. Nicht bloß der Übersetzer eines Kriegsliedes des Tyrtäus im Schwäbischen Magazin übertrug nach dem Vorgang Weißes den Ton des preußischen Grenadiers auf den griechischen Sänger: noch für den Stäudlinischen Almanach auf 1782 lieferte Conz das Kriegslied eines Korsen. Vorher aber hatte auch hier Schubart mit seinem „Freiheitslied eines Kolonisten" (1775) die Schwaben mit sich fortgerissen. Wie schon der Zusatz unter dem Titel („Kriegslied") und die leicht variierte Strophenform anzeigt, schließt sich Schiller dem Vorbilde Gleims an, nicht bloß im Stil und Ton sondern auch in der Einkleidung: indem er sein Lied, wie Gleim dem Grenadier Friedrichs, den Kriegsleuten des Helden in den Mund legt, also unmittelbaren Augenzeugen und begeisterten Teilnehmern an dem Kampf. Aber sein Lied, welches die Ereignisse mit weitgehender balladenmäßiger Freiheit zusammendrängt und bloß sprunghaft behandelt, trifft mit seinen dialektischen und provinziellen Wendungen den volkstümlichen Ton weit besser als die Gleimischen Kriegslieder. Auch hier freut sich der Sohn des alten Schiller aufs Getümmel und er ist mit Leib und Seele bei den Thaten seines Helden, welche er stark in dem Stil und Ton der Räuber erzählt. Sein Lied ist ferner nicht das Lied eines einzelnen

Kriegers sondern wiederum ein Chorlied: dadurch wird das Individuelle noch mehr zurückgedrängt, und die Stammeseigentümlichkeit, auf welcher ja alles Volkstümliche beruht, tritt stärker hervor. Die Schwaben im Chorus fordern nach dem kecken und munteren Einsatz des Dichters das übrige Deutschland heraus, welches hochmütig auf sie herabsieht: sie spielen ihren Eberhard und Ulrich gegenüber den Helden der übrigen Stämme aus. Graf Eberhard, dessen Verdienste Schott in seinen Vorlesungen über Württembergische Geschichte an der Militärakademie tüchtig herauszustreichen wußte und über welchen er 1770 in Tübingen eine Rede in Druck gegeben hatte, war recht ein Fürst nach dem Herzen Schillers und seiner Zeit: kein Eroberer und Menschenfeind sondern ein Held zu Schutz und Trutz; und keiner von den stoischen Helden, welche die Menschheit in sich unterdrückt haben, sondern weich und menschlicher Rührung unterworfen — nach der Schlacht! Zum ersten Male widmet hier Schiller seine Feder der Verherrlichung des Schwabentums und tritt in die Reihe der vielen schwäbischen Nationaldichter, welche nach Haugs Vorgang sich mit eben so großem Eifer als geringem Erfolg bemühten, ihrem Stamm zum verdienten Ruhm zu verhelfen.

Auf diesen Weg hat ihn nicht bloß schwäbisches Selbstgefühl, provinzielle Sonderliebe und der Traum eines „schwäbischen Gemeinwesens" geführt, der damals so viele Erfahrenere erhitzte. Er kam vielmehr einem Bedürfnis seiner Natur und Dichtung entgegen. Unsere Betrachtung hat uns gezeigt, wie sich zwischen Schiller und sein ehemals einziges Vorbild, Klopstock, nach und nach überall als Mittelsmann ein Schwabe einschiebt, heiße er nun Wieland oder Schubart oder Miller. Aber es giebt weite Gebiete der Lyrik, in welchen die schwäbischen Dichter seine einzigen Vorbilder waren und welche Schiller überhaupt bloß angebaut hat, so lange er sich als Schwabe unter den Schwaben fühlte. Die Lyrik der Schwaben ist sinnlicher und kräftiger als die der nordischen Dichter; sie ist keine so vornehme, vom Volke abgetrennte Kunstübung wie in Norddeutschland unter den Händen der Klopstock und Ramler. Sie unterhält Beziehungen zu der Volksdichtung: Hochzeits- und Leichengesänge, Casualgedichte aller Art waren ein Bedürfnis. Schubart mußte sie in Geißlingen und Ludwigsburg berufsmäßig dichten, und selbst der Regimentsmedicus Schiller konnte sich ihnen nicht entziehen. Das Herablassen zum populären Volkston war durch die Forde-

rung allgemeiner Verständlichkeit geboten; und die stärkere sinnliche Organisation der Schwaben brachte es mit sich, daß selbst dort, wo sie in Klopstocks Spuren wandelten, der Ton etwas herabgestimmt wurde oder aus freien Stücken sinnlicher und weltlicher geriet. Sie hielten es überhaupt in den unsinnlichen, engbegrenzten Regionen Klopstocks nicht lange aus: sie fühlten sich zu der volkstümlicheren Richtung gezogen, welche seit Herders Volksliedern die deutsche Lyrik befruchtete. Den volkstümlichen Reim gab Schubart selbst in seinen klopstockisierenden Oden fast niemals auf. Und so finden wir, daß auch Schiller, ausgesprochenermaßen weil er kein Klopstockischer Geist sondern ein Mensch sein will, sich zu der schwäbischen Volksdichtung bekennt. Die Fortsetzung des Schwäbischen Magazins forderte nicht bloß vaterländische Gedichte, zu welchen die schwäbische Geschichte Stoff genug darbiete: sie fordert auch geradezu „ländliche Gedichte" d. h. Volkspoesie. Diese seien allein unter allen lyrischen Gedichten von Dauer; andere hätten ausgedient, sobald sie gelesen sind.

Wir können natürlich nicht ziffernmäßig feststellen, wann die einzelnen Gedichte der Anthologie entstanden sind. Im allgemeinen aber dürfen wir behaupten, daß diejenigen, in welchen der Einfluß Klopstocks den entscheidenden Impuls gab, vor den Abschluß der Anthologie fallen: die Oden also, welche das Lob Gottes aus der Natur singen, stehen für uns im allgemeinen als Zeugen einer früheren dichterischen Entwicklungsstufe da, mögen auch immer im einzelnen Rückfälle stattgefunden haben. Der Herausgeber der Anthologie ist von dem einseitigen Einfluß Klopstocks so weit emancipiert, daß er bedenklich auf die entgegengesetzte Seite umzuschlagen droht: wir wissen, wie er damals auch persönlich sich Wieland zu nähern suchte. Einst hatte er, ganz nach der Empfehlung des Herausgebers Schubart, die Klopstockische Dichtung und die Religion völlig identifiziert; recht wie Conz, welcher im Stäudlinischen Almanach das Bild Klopstocks zu dem Betrachter folgendermaßen sprechen läßt: „Daß Religion mit Wärme und Ehrfurcht dich erfüllt, Das macht der Geist, der aus mir quillt." Der Bruch mit Scharffenstein hatte ihn auf das Gefährliche dieser nahen Verbindung aufmerksam gemacht; und der Vorwurf des älteren Freundes, daß auch seine Religion ein bloßes Spiel der dichterischen Einbildungskraft sei, scheint in dem Epigramm nachzuklingen, mit welchem die „Messiade" in der Anthologie bedacht wird:

„Religion beschenkte dies Gedicht; Auch umgekehrt? das fragt mich nicht." Das war nur die Antwort auf Conzens Epigramm bei Stäudlin. Und ist es schon an sich kein gutes Zeichen, daß Klopstock in der Anthologie so oft mit Epigrammen bedacht wird, so läßt auch der Inhalt derselben über das Verhältnis des Dichters zu seinem ersten Muster schlechterdings keinen Zweifel bestehen. In einem dialektischen Gevatterspruch von der Art des biederen Wandsbecker Boten will sich ein „einfältiger Bauer" an den Dichter des Messias, welcher über alle Dinge im Himmel und auf der Erde Bescheid wisse, mit der Frage wenden, wie Flachs und Weizen wachse: „als ob der sich um Sachen kümmerte, welche bloß die Menschen angehen", giebt ihm ein anderer zur Antwort. Rührt dieses Epigramm eher von dem nüchternen Petersen als von Schiller her, so ist an der Autorschaft unseres Dichters bei einem dritten kein Zweifel, welches (als Gegenstück zu dem Conzischen „Auf Klopstocks Bildnis") geradezu eine Lossagung von Klopstock enthält und Wieland die Heeresfolge ankündigt: „Klopstock und Wieland, als ihre Silhouetten neben einander hingen". Klopstock (heißt es hier) sei für die andere Welt, Wieland schreibe für die Menschen: „Ihn darf auch unser einer lieben, Komm, linker Mann! ich küsse dich." Diese Zusage war schwerlich ohne Nebenabsicht, da die Anthologie gewiß nach Weimar zu Wieland wanderte! Mit Klopstock aber war Schiller so weit entfernt Verbindung zu suchen, daß er ihn in der Recension des Stäudlinischen Almanaches geradezu als einen alten Grenadier bezeichnet, welcher noch ab und zu in den Musenalmanachen an Rekruten seine abnehmende Kraft versuche. Wie sehr er sich dagegen des rechten Weges bewußt war, als er mit Wieland Fühlung suchte, das beweist ein anderes Stück der Anthologie: „An einen Moralisten". Dieses Fragment, das so genau mit der späteren Epistel „Poesie des Lebens" übereinstimmt, führt einen greinenden Alten ab, welcher, nachdem er selbst die Freuden des Lebens vollauf genossen, nunmehr gegen die leeren Tändeleien der Jugend und der Liebe eifert. Es ist die finstre Lebensauffassung, welche den Menschen bloß als einen Geist betrachten will und das Recht der sinnlichen Natur verleugnet; dieselbe, welche Schiller schon in der Einleitung zu seiner zweiten Dissertation bekämpft und zurückgewiesen hatte. Dem Moralisten giebt er zu, daß der „tierische Gefährte" bloß der Kerker des Geistes sei: aber gerade darum, weil er ihn hindert Engel zu werden, will er ihm folgen Mensch

zu sein. Mit der Lossagung von Klopstock und der Hinwendung zu Wieland geht hier die Verabschiedung einer finsteren Moral und eine freiere, menschlichere Lebensauffassung Hand in Hand. Mensch sein, nicht bloß im Sinne Rousseaus sondern auch in dem Wielands, ist hier seine Losung; einen Dichter für die Menschen verlangte er sich in jenem Epigramm anstatt des Sängers der Messiade. Ohne den Einfluß Wielands wäre diese Umwandlung seines Lebensideals so wenig zu stande gekommen wie ohne die medizinischen Studien. Im ganzen und im einzelnen steht dieses Fragment so deutlich unter dem Einfluß der Wielandischen Dichtungen der zweiten Periode, wie die Lauraoden unter dem von Wielands erster klopstockisierender Zeit. Man halte nur eine beliebige Dichtung Wielands daneben, etwa das 7. Kapitel des IX. Buches im Agathon. „Der begehrt von uns zu viel", sagt der Dichter des Antiovid, „der bei lebend'gem Leibe uns zu Intelligenzen erheben will; der schlanken Glieder Pracht ist nicht gemacht, daß wir sie stoisch fliehen". Und Schiller: „Laß den Bewohnern eines bessern Landes, was nie dem Erdensohn gelingt; zu Göttern schaffst du Menschen nie". Und wie genau stimmt, dem Gedanken nach, Schillers Hohn auf die Philosophie, die umschlägt sobald unsere Pulse anders schlagen, zu der feinen Ironie, mit welcher der Dichter der Musarion die lüsternen Philosophen behandelt. Aber auch die dichterische Ausführung des Einzelnen weist uns auf Schritt und Tritt in die Schule Wielands. Hier wird uns die von Schiller einstmals im Wettstreit mit seinen Kollegen entworfene Badescene wirklich vorgeführt und ganz in der frivolen Manier Wielands: Entkleidung bis auf den Strumpf; dann zwei Zeilen mit Gedankenstrichen, welche den Leser verlocken, die Situation nach eigenem Belieben auszumalen und auszukosten; endlich der Triumphgesang der lüsternen Najaden, welche der Dichter nach dem Muster Wielands als Zeugen dessen einführt, was er dem Leser selbst entzieht. Und solche Badescenen wiederholen sich nicht selten in der Anthologie: in einem Epigramm („Actäon") flucht eine Frau dem keuschen Josef, der sie im Bad überrascht hat und entflohen ist; in „Kastraten und Männer" wird dasselbe Lieblingsmotiv zweimal berührt, und das Mädchen muß um Gnade schreien, wenn der Mann sie im Bad ertappt.

Aber Schillers sinnliche Schilderungen sind weit kräftiger und derber als die Wielandischen: kein leises Regen, kein verstohlenes Haschen;

jede Sehne zuckt und jede Muskel pocht vor Lust. Auch der Mediziner meldet sich hier wiederum; und so steht Schillers Darstellung in der Gruppe von Gedichten, in welchen er die Berechtigung der sinnlichen Natur im Menschen zum Thema nimmt, oft dem Dichter Bürger näher als Wieland. In dem Zwiespalt, in welchem sich der Jüngling Schiller abmühte, wurde Bürger noch als reifer Mann herumgeworfen. Verherrlichung der kraftvollen Sinnlichkeit auf der einen, Verdammung der entnervten auf der anderen Seite: das sind zwei Pole der Bürgerischen Dichtung. Schiller hat sie beide berührt und immer im Anschluß an ganz bestimmte Gedichte Bürgers. Dieser hatte die „Männerkeuschheit" gepriesen und alle moralischen Eigenschaften, welche den Mann ausmachen, aus der physischen Bedingung des Geschlechtes abgeleitet: „Wem Wollust nie den Nacken bog Und der Gesundheit Mark entsog, Dem steht ein stolzes Wort wohl an, Das Heldenwort: ich bin ein Mann." „Ich bin ein Mann, wer ist es mehr" — so beginnt Schiller in ähnlichem, an die volkstümliche Strophe der Grenadierlieder gemahnendem Versmaß sein Seitenstück „Kastraten und Männer", das er später in den Gedichten stark gekürzt unter dem Titel „Männerwürde" so seltsam mit der „Würde der Frauen" kontrastiert hat. Nicht um Verherrlichung der Manneskraft sondern um Verdammung der Impotenz handelt es sich ihm: er stellt den freien Männern die scheuen Kastraten gegenüber. Wie schon Karl Moor gegen das Kastratenjahrhundert eifert, in welchem der hohe Lichtfunke Prometheus ausgebrannt ist und Bierhefe das Menschengeschlecht fortpflanzen muß; so klagt hier der Dichter im eigenen Namen: „Zum Teufel ist der Spiritus, Das Flegma ist geblieben". Die Kastraten stehen den Männern wie das kraftvolle dem kraftlosen Geschlecht gegenüber; wobei wiederum, wie in den Räubern, die alten Deutschen und die alten Römer (wie dort wird auch hier ein Lieblingsheld Klopstocks, Marius auf den Ruinen von Karthago, citiert) die Vertreter der Kraft und der Stärke, die späten Enkel die Vertreter der Ohnmacht und der Feigheit sind. Von der Manneskraft sind die moralischen Eigenschaften unzertrennlich: männlicher Mut, Freiheitsliebe und Tyrannenhaß, ja selbst der Genius erscheint als Folge physischen Wohlstandes. Weiter als hier, wo die Befolgung der Triebe gar im Licht einer Tugend erscheint, recht wie Wielands Psammis seinem Volke nicht aus Schwachheit der Natur sondern aus Gehorsam gegen

ihre Gesetze die Ergötzung der Sinne empfiehlt; weiter hat sich Schiller in Ausmalung schlüpfriger Scenen niemals vorgewagt. Wiederum verdankt er entscheidende Züge der Anregung Wielands: wie oft kehrt die Scene der Versuchung des Combabus bei diesem wieder! wie oft die überraschte Schöne im Bade, welche uns hier zweimal vor Augen gestellt wird! und die „Halbkugeln einer besseren Welt" hat zuerst Wieland als „halbe Sphären" bezeichnet. Aber nirgends fällt auch der Unterschied so deutlich in die Augen: denn gerade Wieland hatte in einer kleinen Dichtung, welche ihn mehr als jede andere charakterisiert, in dem Combabus, der sich selbst entmannt, den Sieg der Tugend verherrlicht, welcher bei ihm nicht in der Kraft sondern in der Ohnmacht besteht. Dieser kraftlosen Tugend gegenüber, welche die Gefahren der Sinne durch einen Schnitt ein für allemal beseitigt, um sich den äußeren Sieg zu sichern, schlägt sich Schiller als Verherrlicher der Kraft, nicht der Ohnmacht, lieber zu Bürger: er sah dort keinen Sieg, wo der Kampf aufgegeben ist und mit der Mannheit zugleich die Menschheit unterdrückt wird; sein Heldenwort „Ich bin ein Mann" ist nur die nähere Bestimmung des anderen, welches er dem Moralisten zugerufen hatte: „Ich bin ein Mensch". Darum, während Wieland gern Versuchungsscenen schildert, in welchen der Held durch moralische Erwägungen und Zweifel abgehalten wird der Natur zu folgen, parodiert Schiller die fruchtlosen Regungen, denen der Kastrat ausgesetzt ist. Er überbietet Bürgers kecke, aber frische Verherrlichung der sinnlichen Kraft. Sein Gedicht erscheint durch einen starken medizinischen Beisatz weit cynischer und derber als das Bürgers: der Feuergeist hat seinen Sitz im Rückenmark; demselben Schöpferfluß, welchem der Mensch entstammt, entquillt auch Götterkraft und Genius. Bürger schlägt absichtlich einen ernsten und feierlichen Ton an; Schillers Gedicht gefällt sich darin, die Sachen rundweg und derb herauszusagen, so daß ihn jeder verstehen muß: „Wer keinen Menschen machen kann, Der kann auch keinen lieben". Er bringt in der Mitte eine glückliche Abwechslung an, indem er bei der Schilderung des Marius auf den Ruinen von Karthago in den Ton der erzählenden Ballade übergeht. Er bedient sich gegenüber den Kastraten der Mittel der Travestie und Parodie, während Bürger solche Ausfälle nicht kennt. Wiederum, wie gegenüber den schlimmen Monarchen, ist Schiller maßloser und schonungsloser in den Invektiven als seine Vorgänger.

Nur in einem gewissen Sinne bildet zu dem eben besprochenen Gedicht ein anderes den Gegensatz, welches zwar nicht in der Anthologie enthalten, aber gleichzeitig mit ihr unter dem Titel „Der Venuswagen" im Einzeldruck (o. O. u. o. J.) erschienen ist. Wiederum führt uns der Dichter eine große Gerichtsscene vor, wie uns in biblischer oder Klopstockischer Ausführung schon so viele bei ihm bekannt geworden sind. Aber diesmal ist die Darstellung eine derbe volkstümliche und diesmal ist Bürger das Muster. Dieser hatte in einer seiner Dichtungen, zu welcher die unsrige in Erfindung und Form das genaue Seitenstück abgiebt, in ganz ähnlicher Weise Fortuna an den Pranger gestellt, wie Schiller hier der Venus von allen durch sie Betrogenen das Sündenregister vorlesen und Schimpfworte zurufen läßt. Das war eine beliebte Einkleidung der volkstümlichen Dichtung des vorigen Jahrhunderts: ganz ebenso hat Schubart in seiner „Palinodie an Bacchus" dem Gott des Weines seine Sünden vorgehalten; und Schiller selber hat ein humoristisches Stück ähnlicher Art („Bacchus im Triller") in die Anthologie aufgenommen, in welchem Bacchus wie ein Toller so lange im Drehhäuschen herumgedreht wird, bis sein Sündenregister zu Ende gelesen ist. Indem als die Beschädigten Vertreter der verschiedenen Geschlechter, Lebensalter und Stände vorgeführt werden, verbindet sich mit dieser Einkleidung wie von selbst die seit dem Mittelalter beliebte und volkstümliche Form der Satire auf alle Stände, welche eine Reihe von Narrentypen um einen lokalen Mittelpunkt zu gruppieren sucht. Sebastian Brant vereinigte sie auf dem Narrenschiff, das nach Narragonien segelt; Thomas Murner wählte die „Gauchmatt" u. s. w. So versammelte die volkstümliche Phantasie schon im 17. Jahrhundert auch alle diejenigen, welche der Venus anhingen, um den Venuswagen; Schiller griff diese Vorstellung wohl aus Aegidius Albertinus auf. Er trommelt alle Kinder des Prometheus, welche durch die Liebe betrogen wurden, auf einen Fleck zusammen; er läßt die Sünderin auf ihrem Wagen herbeifahren und mit Schimpfworten begrüßen. In der Verlesung des Protokolles, in welchem sie selbst ihre Sünden eingestanden hat, folgt dann der satirische Ausblick auf die verschiedenen Geschlechter, Stände und Alter, in welchem der Dichter wiederum, nichts verhüllend und den stärksten Ausdruck geflissentlich wählend, verschwenderisch auch im Gebrauch der aufregendsten poetischen Mittel, in medizinischer Bloßlegung

und in derber realistischer Darstellung der Sünden der Wollust schwelgt; mit dem ärztlichen Verfasser des Buches „Über die Einsamkeit“ kein Bedenken trägt, die Nymphomanie bei ihrem Namen zu nennen; und erst bei den Sünden abbricht, in welchen Venus selbst über die Schranken des Geschlechtes siegt. Solche pathetische Ergüsse gegen die sechste Todsünde waren bei den jungen Schwaben an der Tagesordnung: Stäudlin hat im Anhang zu seiner Deutschen Aeneis ein Gedicht „An die Wollust“ gerichtet, und in seinem Musenalmanach wenden sich die Freunde Reinhard und Conz der eine gegen den Wollüstigen, der andere gegen den Sänger der Wollust, von welchen sie um die Wette die schrecklichsten Schilderungen entwerfen. Zuletzt wird das Todesurteil über Venus vom Dichter ausgesprochen, — aber nicht vollzogen! In der Schlußstrophe wendet er sich vielmehr an den Leser mit der Frage: wie der Richter hieß, welcher es wagte, Venus so hart zu verdammen? Dieser aber muß ihn auf ein einsames Eiland verweisen, welches, seit dem Sündenfall von der Welt abgetrennt und auch keinem Schiffer zugänglich, im atlantischen Meere schwimmt: es heißt das Vorgebirge des Wunsches oder auch das verlorene Paradies. Indem er so die Freiheit von allen Gefahren der Sinnlichkeit für einen frommen Wunsch erklärt und den biblischen Satz gelten läßt „Wer frei von Sünden ist, werfe den ersten Stein auf sie“, nimmt dieser Schluß die harten Anklagen des Gedichtes eigentlich wieder zurück, wie sie der Dichter auch mit absichtlich übertriebener Entrüstung und in einem mit der cynischen Bloßstellung des Lasters seltsam kontrastierenden, pathetisch gehobenen Ton vorgetragen hat. So ist auch hier das letzte Wort: Wir sind nur Menschen! Aber das Gedicht schließt elegisch mit einem Ausblick auf ein verlorenes Paradies, in welchem Sinnenglück und Seelenfrieden noch nicht unvereinbar waren: und dieser Seufzer ist ein Zeugnis für die heißen Kämpfe, welche der Jüngling in sich selber durchzukämpfen hatte. Er verlegt das Ideal über diese Welt und über dieses Leben hinaus: das glückliche Eiland, auf welchem der „weise Venusrichter“ wohnt, ist ein Seitenstück zu seinen Schilderungen des Elysiums in jener Cantate und in den Lauraoden; wie ja auch der Verfasser des Émile, Diderot, Wieland und so viele andere damals von Inseln der Seligen und einem glücklichen Lampeduse träumten. Wie hier so hat er noch später oft nach diesem Reich des Ideales geforscht und gefragt: „Sagt wo find' ich eine Brücke? Wo das Land

der Seligen?" Hoffen und Sehnen, nicht der Besitz, ist der eigentliche Inhalt; der elegische Ton, in welchen der Venuswagen ausklingt, der eigentliche Charakter der Schillerischen Lyrik, welche von dem Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit lebt. Ungelöst besteht am Schlusse dieses Gedichtes der Zwiespalt zwischen Pflicht und Sinnlichkeit fort, wie er noch ein Jahrzehnt hinaus ungelöst in der Brust des Dichters bestand. Wie sehr ihn damals diese Gedanken in Anspruch nahmen, das beweist am besten der Umstand, daß Schiller noch in Stuttgart ein Seitenstück zu dem Venuswagen unter dem Titel „Teufel Amor" gedichtet haben muß. Ich lasse dahingestellt, ob sich zwischen der Reichardtischen Bearbeitung der Cazottischen Novelle Le diable amoureux, oder dem „Liebesteufel" von Le Grand und dem „Dämon Amor" in Musäus' Volksmärchen Beziehungen mit dem verschollenen Gedicht Schillers aufzeigen ließen. Aber an den „Verklagten Amor" Wielands muß erinnert werden; und die zwei einzigen Verse, welche uns der treue Streicher aufbewahrt hat („Süßer Amor verweile In melodischem Flug!"), scheinen darauf hinzudeuten, daß auch der Stil sich der Art Wielands näherte. Kein Zweifel aber bleibt uns über das Thema der Dichtung: wie im Venuswagen die Göttin der Liebe als Verführerin verurteilt wird, so stand hier der Gott der Liebe als versuchender Teufel vor Gericht.

Immer wogt es in dem Innern des Dichters auf und ab, und seine Dichtung spiegelt diesen Kampf getreulich wieder: bald ist er für bald gegen, oft zugleich für und wider die Sinnlichkeit. Die ganze Anthologie zerfällt in zwei große Gruppen von Gedichten: in der einen überwiegt der Gedanke, in der andern die Sinnlichkeit. Und selbst innerhalb der Gruppen wiederholt sich der Zwiespalt: die Lauraoden haben uns das heiße Ringen beider Elemente gezeigt. Aber, wie Schiller später selbst formuliert hat, lieber ein versöhnter als ein niedergeworfener Feind! Klopstock kommt nur mehr einer Seite des Dichters entgegen, welche augenblicklich die unterliegende ist; aber auch Wieland und Bürger dienen ihm nur zur Verstärkung der anderen Seite, welche durch den Drang jugendlicher Leidenschaft, durch die medizinischen Studien u. s. w. augenblicklich die Oberhand hat. Wenn die beiden eben besprochenen Dichtungen Schillers sein Vorbild Bürger zu überbieten suchten, so werden wir im folgenden sofort wieder einer Einschränkung begegnen. Bürger hatte nach einem lateinischen Vorbild in einer „Nachtfeier" die

Venus verherrlicht; Schiller dichtete ein Seitenstück dazu in seiner Hymne „Der Triumph der Liebe“. Er hat sich äußerlich manches von der Form und Einkleidung zu eigen gemacht: die Gliederung und das Versmaß ist ähnlich wie bei Bürger, der Refrain zur Trennung der Abschnitte auf gleiche Weise verwendet; wie Bürger häuft auch Schiller massenhafte Beispiele nicht bloß aus der Mythologie sondern auch aus der Natur. Aber Bürgers Begriff der Liebe ist unrein und bloß sinnlich: er feiert, wie sein lateinisches Vorbild, die Venus Genetrix, welche im Zeugen und Gebären, im Paaren und Gatten ihren Beruf erfüllt. Bei Schiller dagegen liegt jener höhere Begriff der Liebe zu Grunde, welchen er in der Theosophie des Julius entwickelt und dort bereits mit reichen Citaten aus unserem Gedicht belebt hat. Ihn leitet die Liebe aufwärts zu dem Vater der Natur, seine Liebe macht die Menschen Göttern gleich — wiederum ein empfindlicher Widerspruch zu dem „Ich will nur Mensch sein!“ Bürgers dreiteiliges Lied läßt auf die mythologischen Beispiele von der Macht der Liebe den Weihgesang und den Lobgesang folgen: Schillers vierteiliges Gedicht führt uns durch das ganze Universum, wie die Theosophie des Julius. Im ersten Teile schildert der Dichter mit Zuhülfenahme mythologischer Vorstellungen in abwechselnden Rhythmen zuerst die lieblose, harte, dann die durch die Ankunft der Liebe erweichte Menschheit: für solche Darstellungen boten Wielands „Grazien“ und sein „Lobgesang auf die Liebe“ die nächsten Vorbilder, in welchen die Liebe gleichfalls als die Macht gefeiert wurde, welche das Chaos umgestaltet und Ordnung in die Welt gebracht hat. Der zweite Teil schildert (wiederum eine Elysiumsscene!) die Wirkung der Liebe auf alle Götter außer der Juno, welche weint, daß es ihr versagt ist, Herzen zu gewinnen; — sie ist jene Eine freudlose Seele, welche sich auch im „Lied an die Freude“ weinend aus dem Bund stehlen muß. Der dritte Teil schildert die Wirkung der Liebe in der Unterwelt, der vierte in der ganzen Natur. Am Schlusse läßt der Dichter die Liebe der Weisheit auf dem Wege zur Gottheit vorangehen, wie später in den „Künstlern“ die Schönheit zur Wahrheit emporführt: Liebe zeigt uns, so wird aus einer Lauraode wiederholt, Elysium durch des Grabes Ritze . . . In Nachahmung eines Bürgerischen Gedichtes hat Schiller auf diese Weise etwas zu stande gebracht, was den Lauraoden weit näher steht als dem Göttinger Muster.

Wenn nun Schiller die Liebe als Philosoph und Dichter aus dem doppelten Gesichtspunkt betrachtete, welchen die Gegensätze Klopstock und Wieland (oder Bürger) in der Poesie bezeichnen, so drängt sich die Frage auf: ob er nicht auch in den Gedichten dieser sinnlicheren Richtung nach einer Verkörperung jenes Ideales strebte, wie er in Laura seinen über die Grenzen der Welt hinausstrebenden Liebesdrang zu verkörpern wenigstens versucht hat. Und in der That kehrt in den Gedichten dieser anderen Art ebenso ein bestimmter Name wieder, wie dort der Name Laura. Der Name Minna an und für sich deutet so wenig auf eine bestimmte Person wie die Namen Fanny oder Laura: er war im Gegenteil seit Lessings Minna und seit Klamer Schmidts Elegien auch in der deutschen Lyrik für die muntere Geliebte typisch geworden und wurde von Bürger, Maler Müller u. a. gern gebraucht. Aber auffallen muß, daß die äußere Situation in diesen Gedichten eine viel bestimmtere ist als in den Lauraoden und daß zugleich mit dem Namen auch dieselben Voraussetzungen wiederkehren welche sich obendrein auch in den Minnaliedern Stäudlins wiederholen. Das erste der Schillerischen („An mein Täubchen") ist von so tändelnder und spielender Art, ein so echtes anakreontisches Lied, daß man die Autorschaft Schillers bezweifeln würde, wenn wir auf innere Gründe bauen dürften und nicht umgekehrt aus dem zweifellos Schillerischen Eigentum den Rückschluß auf die Ausdehnung seiner lyrischen Begabung zu machen hätten. Waren doch auch die ernstesten Dichter jener Zeit anakreontischen Spielen nicht abhold: direkt nach einem griechischen Vorbild betrachtet Klopstock in einem zärtlichen Brief an Fanny das Schreiben der Geliebten als eine anakreontische Taube, deren Anfragen er im Zwiegespräch beantwortet. So hat es weiter nichts Auffallendes an sich, wenn auch in der Anthologie eine Ode an Fanny und ein Lied an ein Täubchen einem und demselben Verfasser zugeschrieben werden, dessen Vielseitigkeit ich jedesfalls eher Schiller als einem seiner wenig oder einseitig begabten Mitarbeiter zutraue. Schiller schickt ein Täubchen als Liebesbotin zur Geliebten: es soll ihr das Glück der Liebe schildern und „geheimer Liebe Lust" in ihrem bangen Busen erregen. Der Dichter ist der Schmachtende, welcher um Erhörung fleht, und von der Geliebten wird ein viel deutlicheres Bild entworfen als jemals von Laura: zwei Augen himmelblau, von Sehnsucht glühend; zwei Wangen blühend gleich dem Rosenthau; lachende

Mienen und Blicke. Und Minna, offenbar dieselbe Minna auf deren Treue auch der glücklichere Rivale niemals fest zu bauen wagte, muß der Dichter eines anderen Liedes („An Minna“) an dem Arme seichter Laffen vorüberziehen sehen, ohne daß sie dem Betrogenen einen Blick schenkt, dessen Liebesgaben noch immer ihre Schönheit schmücken. Nur Verachtung hat er für sie! und diese spricht sich mit derselben Stärke und Heftigkeit aus, mit welcher der junge Schiller einst seinem ungetreuen Scharffenstein den Rücken kehrte und welche sich nicht scheut, selbst durch ein Schimpfwort mit der Geliebten zu brechen. Das Brechen in der Freundschaft, in der Liebe, wie in geschäftlichen Verbindungen ist der Natur Schillers ebenso Bedürfnis, wie Goethe und Wieland sich vor dem Bruche scheuten: aber nur wo innerlicher Zwiespalt ihn forderte, ist ihm der Bruch, und nie ohne Schmerz, gelungen. So hält hier der Dichter seiner Minna, wie dort seiner Laura, die Vergänglichkeit der Schönheit vor Augen und wie sie dann von ihrem Buhlen einsam und allein gelassen wird: dann ist der verschmähte Freund gerächt, dann will er nicht wie Horaz bloßen Hohn — nein, Mitleid will er für sie haben. Dieses Lied, in welchem Schiller vielleicht eine in Bürgers „Huldigungslied“ von dem Geliebten zur Warnung fingierte Situation als Wirklichkeit dargestellt hat, enthält noch mehr wahres Gefühl als irgend eine der Lauraoden, trotzdem es ihm nicht an Ziererei fehlt und der Liebhaber immer sogleich die stärksten Empfindungen: Verachtung, Hohn und Mitleid der Treulosen als Trumpf entgegenhält. Einen noch leidenschaftlicheren Ausbruch gegen die Ungetreue finden wir in dem „Fluch eines Eifersüchtigen“, in welchem die physische und seelische Verkommenheit der unwürdigen Geliebten ganz in der Manier des Dichters ausgemalt wird, welcher die Syphilis in den „Räubern“ und im „Venuswagen“ zwar medizinisch getreu, aber bis zum Ekel geschmacklos geschildert hat. Härter und konsequenter in der Haltung als in dem vorigen Gedicht, kennt Schiller dieses Mal kein weiches Mitleid mehr, und er schließt mit grimmigem Hohne . . . Daß wir in dieser Minna eine dichterische Figur Schillers, ein Seitenstück zu seiner Laura, vor uns haben, ist klar. Eine andere Frage ist, ob und wie weit wir die vorgeführten Situationen, welche Schiller ja zum Teile auch in der Dichtung Bürgers fand, für wirkliche Erlebnisse halten wollen. Daß er bei jungen Mädchen mit seiner Person wenig

Glück machte, läßt ein Bericht der Frau von Kalb durchmerken. Daß er modischen Gecken gegenüber mit seinem unbeholfenen Wesen eine üble Figur spielte, das stellt man sich leicht vor. Wir wissen, daß er Stäudlins Rivale in der Liebe war und daß seinen Grimm gegen den Heerführer der schwäbischen Dichter auch die Eifersucht stachelte: Stäudlin aber hat im Jahr 1781 Wilhelmine Andreä als „Minna" besungen. Wenn eine Familientradition unseren Schiller mit Stäudlin in dem dichterischen Preise derselben Person zusammentreffen läßt: so ist doch wenigstens die Vermutung gestattet, daß wir in dieser die ungetreue Minna zu suchen haben. Zu dieser Kombination giebt uns ein weiteres Recht das Schlußgedicht der Anthologie: „Die Winternacht". Hier verlegt der Dichter die Scene in die Zukunft: in behaglichem Philisterium wärmt er sich in einer Winternacht, während sein Weibchen im Schlafgemach eingenickt ist, am häuslichen Herd und denkt sich in den Kreis der frohen Brüder zurück, wobei Erinnerungen seit den Tagen der Kindheit in ihm erwachen. Was er im folgenden die Genossen im Zeitbuch aufstören läßt, sind lauter biographische Momente: die Terenzstudien welche er aus der Akademie ans Gymnasium zurückverlegt, das grimme Landexamen, der kleine Fritz der zum Friedrich geworden, der „Doktor (potz gar!) beim Regiment" welchen er mit so grausamer Selbstironie an das Ende der Laufbahn stellt; alles das sind Erlebnisse Schillers. Erlebt ist auch die bittere Erfahrung, welche er auf diesem Wege gemacht haben will: „Daß Plane — Seifenblasen sind". Erlebt und Schiller eigen ist auch der Trost, welchen ihm, wie seinem Karl Moor, das Bewußtsein eines „ganzen Herzens", eines getreuen Selbst gewährt und die Aussicht auf den „teutschen Lorbeerkranz, errungen mit Gesängen", von welchen sein erstes gedrucktes Gedicht träumte. Kurz, dieses Gedicht ist durch und durch autobiographischer Natur, und die Strophe, welche von der Liebe handelt, wird nicht als die einzige aus der Luft gegriffen sein. In dieser aber begegnet uns wiederum die Ungetreue, deren Namen zu nennen der Dichter Bedenken trägt („Wol redt man auch von einer —e— gewissen —"): sie ist wie jene Minna, nachdem sie dem Dichter treulos geworden ist, bereits durch viele Hände gegangen und spreizt sich endlich als die Frau eines arglosen Mannes, den sie bethört hat. So wenigstens malte sich der Dichter die Zukunft eines solchen Wesens in bitteren Stunden aus, wie er ja auch

seiner Laura mit den Gedanken von Verfall und Verwesung naht. Und in ein solches Verhältnis brachten ihn Selbstbetrug, leidenschaftliche Aufwallung oder die dichterische Phantasie zu ihr: wenn Minna selbst auch von demselben so wenig geahnt und verstanden haben sollte als die Witwe Vischer von dem hohen Flug der Lauraoden. Nicht einmal deutlich bewußt brauchen ihr deshalb die Liebesgedanken des Dichters gewesen zu sein: „geheimer Liebe Lust" ist auch später der Wunsch seines Herzens geblieben und er wird anfangs nicht kühner und zuversichtlicher ins Zeug gegangen sein.

Wie in der Philosophie Schillers so nimmt auch in seiner Lyrik die Liebe mit allen den weltumfassenden Gedanken, welche er an sie knüpfte, die oberste Stelle und die ganze Breite ein. Dem Gott des Weines, welchem er damals nicht ungern zusprach, hat er in „Bacchus im Triller", wie im „Venuswagen" der Göttin der Liebe, seine Sünden vorgehalten; und ein ätiologisches Epigramm der Anthologie sucht den Namen Wirtemberg aus „Wirt am Berg" etymologisch zu erklären, zum Zeichen daß es keinen „Wirtemberger" ohne Wein geben könne. Die politische Dichtung ist nur mit wenigen, aber starken Stücken vertreten und mit den Klopstockisierenden Oden, welche Gott in den Werken der Natur feiern und gewiß in eine frühere Zeit fallen, hört auch die Natur auf, in Schillers Dichtung eine bedeutende Rolle zu spielen: denn das Chaos, aus welchem die Lauraoden ihren Bilderapparat entlehnen, kann nicht als Natur gelten. Ein Jugendfreund Schillers, der alles ins Grelle verzerrt, hat ihm echten Sinn für die Natur überhaupt mit den Worten abgesprochen: „Die dichterische Beschreibung einer Gegend machte mehr Eindruck auf ihn als ihr Anblick in der Natur selbst. Er lernte den Gesang der Nachtigall zuerst aus — Gedichten lieben und bewundern". Wo sich sonst Naturbetrachtung in Schillers Anthologie zeigt, da trägt sie fast immer den sentimentalen Charakter an sich, welcher in der Theosophie des Julius vorherrscht. Wie Julius seine eigenen Gedanken in die äußere Natur hineinträgt und überall hinter ihren Erzeugnissen nur die Seele sucht, so fordert auch der Lauradichter („Meine Blumen") die Blumen zum Weinen auf, weil ihnen mit der Seele auch die Liebe versagt ist. Aber, indem sie Lauras Finger berührt und zu Boten ihrer Liebe an den Dichter macht, werden auch die stummen Frühlingskinder mit Seele und mit Sprache begabt; und wie Julius legt so der Dichter seine eigene Empfin-

dung in die unbelebte Natur hinein. Als Boten der Liebe erscheinen die Blumen auch in dem lieblichen Gruß „An den Frühling", welcher als schöner Jüngling mit einem Blumenkörbchen idyllisch personifiziert erscheint: man denkt unwillkürlich an das spätere „Mädchen aus der Fremde". Hier fehlt aber noch jeder symbolische Bezug; und die trauliche Begrüßung, in welche der Dichter mit naiver Treuherzigkeit sogleich sein persönliches Herzensinteresse einmischt, verleiht dem kleinen Gedicht volkstümliches Gepräge. Genügt hier die bloße Personifikation des Frühlings, welcher nicht weiter ausgemalt wird, so findet man dagegen im Eingange der „Morgenfantasie" (später: „Der Flüchtling") eines der schönsten Naturbilder, welche Schiller je gelungen sind. Alle seine Sinne sind hier aufgethan, um die Segnungen der frisch erwachten Natur in sich zu saugen. Und doch ist alles Leben und Bewegung, nirgends eine tote Beschreibung! Hätte uns Schiller nur öfter zu solchen Genüssen geladen, wir gäben die Hälfte der Lauraoden und einige von den wiederholungsreichen Hymnen auf die abstrakte Liebe darum. Auch hier dient das Naturbild nur der Empfindung zur Folie: wenn etwa in Goethes Werther die Erscheinung der äußeren Natur die Empfindungen des Helden begleitet, so kontrastiert Schiller in diesem Monologe des „Flüchtlings" die jeden Morgen frisch aufthauende Natur mit der Rast- und Ruhelosigkeit einer früh gealterten Seele, welche überall nur die Spuren eines ewigen Schlafes sieht: „Die lachende Erde Mit Jünglingsgeberde Für mich nur ein Grab". Wir wissen, wie Schiller solche Stimmungen an Goethes Werther und an dem Schicksal seines Genossen Grammont so stark genährt hat, daß sie ihn im Sommer 1780 völlig beherrschten: auch in den Lauraoden und in andern Gedichten der Anthologie haben sie einen oft grellen, in der Verwesung wühlenden Ausdruck gefunden. Hier vermeidet der Dichter glücklich sowohl die rhetorischen Ausschreitungen wie die medizinischen Cynismen, und in einem langgezogenen Seufzer klingt die Klage des Flüchtlings ergreifend aus.

So ist auch die Schillerische Lyrik schon in dieser ersten Periode im wesentlichen Ideendichtung. Wie Pope in England der Philosophie des Schotten Shaftesbury, wie Haller und Wieland dem Leibnitzischen Optimismus Ausdruck verliehen hatten, so geben die Gedichte der Anthologie in poetischer Form die Gedanken der Theosophie auf der einen und die Ideen der medizinischen Dissertation auf der andern Seite wieder.

Wie Schiller selbst als Philosoph und Mediziner zwischen den Problemen des Lebens zweifach geteilt ist, wie sein Denken ohne festen Standpunkt zwischen den entgegengesetzten Polen schwankt welche er mit den Worten Liebe und Aufopferung bezeichnet: so vertritt er das eine Mal die Rechte der Sittlichkeit, dann wiederum die der Sinnlichkeit; er betrachtet es das eine Mal als seine Aufgabe, den Leser in den Grenzen der Menschlichkeit festzuhalten, dann wieder überspringt er sie selbst in kühnem Flug, indem er sich bis zu den Gedanken der Gottheit, Unsterblichkeit, Ewigkeit aufschwingt. Selbst solche Dichtungen, welche der Reflexionspoesie fern stehen und als völlig objektive Darstellungen keinen Zusammenhang mit diesen Gedankenkreisen zu haben scheinen, wurzeln doch zuletzt in ihnen.

Wir wissen, wie eine pessimistische Lebensauffassung, durch medizinische Studien und materialistische Schriften genährt, sich zeitweilig unseres Dichters bemächtigte und auch in der „Melancholie. An Laura“ ihren Ausdruck gefunden hat. Sie erscheint aber nicht bloß in dieser, sondern sie zieht sich durch die ganze Anthologie hindurch, in welcher der Dichter allenthalben kleine Ausfälle auf das leere Gaukelspiel des Lebens, die Jahrmarktsdudelei der Welt anzubringen liebt, wie auch Karl Moor über das bunte Lotto des Lebens spottet und Schubart das menschliche Leben als ein Narrenhaus schilderte; und sie hat noch vor dem Erscheinen der Anthologie in der „Elegie auf den frühzeitigen Tod Joh. Christ. Weckerlins“ einen noch bitterern Ausdruck gefunden. Der Verstorbene, von gleichem Alter mit Schiller, war in den Jahren 1775 bis 1778 Schillers medizinischer Genosse an der Akademie gewesen und dann in das Apothekergeschäft seines Vaters in Stuttgart ausgetreten. Schiller bekannte sich in einem zärtlichen Stammbuchblatt ihm als Arzt, Dichter und Freund auf ewig zu eigen — — — und nun machte der Tod auch dieser frohen Hoffnung ein Ende. Mitte Januar 1781 ließ der Dichter in größter Eile, auf Kosten der übrigen Freunde des Dahingeschiedenen deren Namen er ohne weiter zu fragen daruntersetzte, ein Leichencarmen mit einem Motto aus Hallers „Ewigkeit“ drucken und nach Landessitte bei der Leichenfeier im Trauerhause verteilen. Schon in der Einkleidung (es wird uns wiederum ein Leichenzug vorgeführt) und in der metrischen Form, welche dasselbe System dreimal wiederholt, verrät sich die Elegie als ein Seitenstück zu der

„Leichenfantasie“ auf den Tod Hovens. Auch hier klingen Wertherische und Ossianische Töne an unser Ohr; namentlich mit Hovens Übersetzung von Ossians Karrik-Thura weist das Trauergedicht keine zufälligen Übereinstimmungen in Bezug auf die metrische Form und den Ausdruck auf. Aber die Schilderung der äußeren Vorgänge, der verschiedenen Stadien des Leichenzuges bis zur Versenkung in die Erde, tritt hier begreiflicher Weise mehr zurück, da ja die Begleiter des Zuges auf dem Wege das Blatt in den Händen hielten. Dagegen treten die Gedanken und Gefühle hervor, mit welchen der Dichter den Zug begleitet. Und hier fällt gegenüber jenem früheren Gedicht vor allem Eines ins Auge: dieses kannte keinen Zwiespalt und keinen Zweifel; es sprach, obwohl der Dichter selber damals finsterer dachte, doch nur den optimistischen Gedanken einer besten Welt und eines fröhlichen Wiedersehens nach dem Tod aus. Hier macht sich der Schmerz des Vaters, welchen der Dichter wiederum hinter dem Sarge herwanken sieht, in lauten Zweifeln an Gottes weiser Weltregierung Luft und der „Mißklang auf der großen Laute“ tönt schrill durch das ganze Gedicht. Wozu so viel Gaben, wenn sie doch der Tod unbenützt wieder dahinrafft? Zwar tröstet der Dichter die Leidtragenden und sich selbst damit, daß der Tote wie dem irdischen Glücke so auch dem irdischen Kummer entgangen sei: dabei wird wiederum jenes finstere Weltbild aufgerollt, auf welchem das Leben als leeres Lottospiel, als komisch-tragisches Gewühl, der Mensch als ein bloßer Gaukler erscheint. Mit grausiger Ironie kleidet der Dichter die Widersprüche des Daseins in schneidende Oxymora ein, so daß der Verstorbene, welcher das Ende der langen Thorheit so bald gefunden hat, am Ende noch als der Glücklichste erscheint: mit dem lateinischen Komiker, dessen Gleichnis vom Schauspiel als dem bloßen Spiegel des menschlichen Lebens er umkehrt, fordert er die weinenden Leidtragenden in einer grellen und verletzenden Wendung zum lauten Beifallsklatschen auf. Aber die Zweifel lassen sich so nicht fortspotten! Sie kehren wieder, als er den Trost des Wiedersehens spenden will und die Frage nach dem Jenseits berührt, welches er weder mit den Anschauungen der Weisen und Dichter noch mit dem „Paradies des Pöbels“ zu reimen weiß. Wenn hier der Glaube an das christliche Paradies von dem Dichter des Franz Moor selbst als Pöbelglaube bezeichnet und wie in jener Ode an Rousseau gegen die fromme Mordsucht der Pfaffen geeifert wurde, so begreifen wir, daß der

Censor gegen andere noch stärkere Ausdrücke Verwahrung einlegte, welche Schiller vor dem Drucke umändern mußte. Wir begreifen auch, daß die Fata dieses Leichengedichtes, welches anstatt eines hoffnungsvollen und von christlicher Ergebung triefenden Casualgedichtes an der Bahre eine laute Lache über die Nichtigkeit des Lebens aufschlug, bei den frommen Schwaben so seltsam waren, daß sie Schiller eine mündliche Erzählung zu verdienen schienen. In dem Stil der Räuber, welcher damals unter seinen Freunden der übliche war, schreibt er an Hoven: „Ich fange an, in Aktivität zu kommen; und das kleine hundsföttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht als zwanzig Jahre Praxis. Aber es ist ein Name wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!" Schiller selbst, als er das Gedicht später in die Anthologie aufnahm, fand die ausgesprochenen Zweifel zu stark: in der vorletzten Strophe, in welcher sie sich am dichtesten aufhäufen, änderte er deshalb die zweifelnden „Ob" in behauptende „Daß".

Ein stolzes Naturell wie das Schillers wurde durch solche pessimistische Betrachtungen zu einer völligen Verachtung alles dessen angeleitet, was Lessing einmal mit souveräner Erhebung als das „sogenannte äußere Glück" bezeichnet hat. Von Ferguson und Abel hatte Schiller Tugend und Glückseligkeit identifizieren gelernt; und daß das Glück eine persönliche Eigenschaft, ein von der Außenwelt unabhängiger Zustand sei, war ihm ein begeisternder Gedanke. In solchem Stoicismus gefiel sich die Zeit; und E. von Kleist, beispielsweise, prunkt mit dem Gedanken, daß die äußere Umgebung über den Tugendhaften keine Macht habe, ja selbst das Schwäbische Magazin enthält ein Gedicht „An (d. h. wider) das Glück". Auch Schillers Philosophie hatte ein stoisches Gepräge; und sowohl die äußeren Umstände als im Innern sein Stolz trieben ihn an, sich über das zu erheben, was man gemeiniglich das Glück nennt. Scharffenstein erzählt uns, wie er den stählenden Satz, daß das Glück in unserer Person ruhe, mit schwellender Brust urgierte und in die seines Jugendfreundes zu pfropfen suchte. Der Hohn über die blinde Metze Glück, über die Nietentonne des Glücks u. s. w. spricht sich nicht bloß in der Elegie auf Weckerlin oder in den „schlimmen Monarchen" aus; er durchzieht die ganze Anthologie von dem zweiten Gedichte bis zum letzten, in welchem der Dichter mit so sauersüßer Miene und so launiger Ironie — „Potz, gar ein Regimentsmedicus!" — den

Zielpunkt des erreichten eigenen Glückes fixiert. In kleineren Gedichten hat er diesem Gedanken auch selbständigen Ausdruck gegeben. „Das Glück und die Weisheit“ ist eine Paramythie in Herders Art, in welcher das Glück die Weisheit suchen muß, die Weisheit aber das Glück entbehren kann. „Ich brauch dich nicht!“ mit dieser herben Abweisung schließt das Gedicht recht in Schillers Art: wie Brutus am Schlusse jenes Gespräches den Cäsar linkwärts weist; wie der Dichter selbst in jenem Epigramm sich entschieden von Klopstock lossagt und auf Wielands Seite schlägt. Und in der seit alten Zeiten beliebten Form der Lehre eines „Vaters an seinen Sohn“, deren sich noch Gellert in seinen Fabeln und Miller in seinen Gedichten bedient, wird derselbe Gedanke recht nüchtern didaktisch ausgesprochen, daß das äußere Glück und unsere Sinnenfreuden wie Blumen durch den Sturm zerknickt werden: nur der hat nichts vom Wechsel der Zeit zu fürchten, welcher in dem Kampf zwischen Lust und Pflicht immer der Stimme der Weisheit gefolgt ist. Das war schon in der Einleitung zu der ersten Akademierede in Prosa gesagt worden.

Nicht weniger stark als der Gedanke von der Hinfälligkeit der Welt und des irdischen Glückes tritt aber in der Anthologie auch wiederum der tröstliche Ausblick auf das Jenseits und die Ewigkeit, der Glaube an die Unsterblichkeit hervor. Wir wissen, wie gern sich der Dichter, an antike und christliche Vorstellungen anknüpfend, ein Paradies oder ein Elysium ausmahlt; wie seine Lauraoden, trotzdem sie die Liebe so gern mit der Schwerkraft vergleichen, doch zuletzt immer im Jenseits endigen. Und das ist auch in der „Theosophie des Julius“ Schillers ausgesprochene Überzeugung, daß die Liebe allein uns in den Stand setze, „das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten“. In der Liebe, so berichtet Frau von Wolzogen noch aus Schillers reifen Tagen, ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf. Die Liebe zeigt uns Göttersitze durch des Grabes Ritze: so heißt es wiederholt in den Lauraoden und im „Triumph der Liebe“. In der Elegie auf Weckerlin verscheucht der Dichter den bohrenden Zweifel an dem letzten Trost der Unsterblichkeit nicht allein mit biblisch-christlichen Vorstellungen sondern auch mit den Worten: „Seine Asche mag der Sturmwind treiben, Seine Liebe dauert ewig aus!“ Ein kleines Epigramm der Anthologie läßt gleichfalls an der Bahre eines Toten in dem Dichter die „Zuversicht der Unsterblich-

keit" entstehen: aber hier beruft sich der Schüler Fergusons und Abels zum Beweis auf die künftige Vergeltung des Bösen. Den Lieblingsgedanken, daß die Liebe allein das Leben überdauert, finden wir dagegen in dem „Abschied Andromaches und Hektors" wieder, welchen die Räuber enthalten. Die berühmte Situation aus dem sechsten Buche der Ilias, welche Schiller als echter Dramatiker auf den prägnanten Moment der Entscheidung des trojanischen Krieges vorrückt, ist hier auf eine ganz moderne und sentimentale Weise wiedergegeben, die mehr an die Abschiedsscenen Ossianischer Helden, wie Vinvela und Schilrik oder Crimora und Connal, und eher an die Wechselgesänge der biblischen Helden Klopstocks als an Homer erinnert, im letzten Grund aber wieder echt Schillerisches Gepräge hat. Der Kampf zwischen der Pflicht, welche den Helden aus den Armen der Gattin reißt, und zwischen der Neigung, welche ihn bei ihr festhalten will, liegt versteckter oder deutlicher der ganzen Anthologie zu Grunde. Sei es daß sich der Dichter für die eine oder die andere entscheidet oder zwischen beiden Frieden zu stiften unternimmt: überall kehren dieselben Wendungen wieder. Noch sentimentaler, aber wiederum recht im Sinne Schillers ist es, wenn Hektor scheidend die Gattin auf das Wiedersehen im Elysium verweist und der Lieblingsgedanke von der alles überdauernden Kraft der Liebe auch hier in den Worten wiederkehrt: „Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht".

Auch die pathetischen Strophen, welche Schiller in der Anthologie seinem Liebling Rousseau gewidmet hat, sind aus seinem eng abgegrenzten Ideenkreise genommen. Die Sitte der Zeit, großen Männern der Vergangenheit, welchen die Mit- und Nachwelt den schuldigen Tribut versagt hatte, Denkmäler zu errichten, wird uns auch in Schillers Repertorium begegnen. Es war eine geläufige Vorstellung, wenn Schiller in seinen akademischen Reden die dankbaren Nachkommen in ferner Zukunft mit thränenden Augen zu dem Monumente des Herzogs von Württemberg wallen sah. Wie man aber damals Gestalten der Dichtkunst als historische oder wirkliche betrachtete und verehrte, so errichtete Schiller auch seinem Karl Moor, wie einem Helden welchem die Mit- und Nachwelt nicht gerecht geworden ist, das „Monument Moors des Räubers": eine Inschrift auf das Monument, welches sich nach den Worten Franzens sein Bruder zwischen Himmel und Erde erbaut hat; und als ob er das Wort seines Räubers Lügen strafen wollte, welcher von seinem Roller sagt: „Man

würde Marmor auf seine Gebeine setzen, wenn er nicht mir gestorben wäre". In dem monumentalen und lapidaren Stil sucht Schiller die Form der Inschrift genau nachzuahmen, daher die kurzen rhythmischen Zeilen ohne Prädikat, welche die Ehrentitel des gefallenen Helden in unermüdlichen Variationen aufzählen. Majestätischer Sünder, hoher Gefallener, erhabener Verstoß der Mutter Natur u. s. w.: in solchen Antithesen und Oxymoren kann sich die Phantasie des Dichters nicht genugthun. Aber nicht bloß für die Bewunderung und die bemitleidenden Thränen der Nachwelt sondern auch zur Warnung für thatenlechzende und nach Größe dürstende Jünglinge ist dieses Monument aufgestellt. Es ist ein Seitenstück zu den Epilogen und den warnenden Wegweisern, mit welchen der Dichter des Werther und so viele andere das Grab des Selbstmörders umstellt hatten: auch im Schwäbischen Magazin war an solchen Stücken kein Mangel.

Solche „Monumente", wenn auch nicht in dem gleichen buchstäblichen Sinn und in der Form der Inschrift, hat Schiller in der Anthologie noch andern großen Männern gesetzt, welche unter der Verfolgung der Zeit gelitten oder noch zu leiden hatten. In einem Epigramm verglich er „Spinoza", welchen das christliche Jahrhundert als Atheisten verketzerte und auch Haugs Magazin bloß als Schriftausleger bedingt zu würdigen wußte, mit einem herrlichen Eichbaum, welchen die Bauern umgerissen haben, um das Holz zum Bauen zu verwenden. Leidenschaftlicher legt er sich für den Abgott der jüngeren Generation, für „Rousseau" ins Zeug, welchen sein Rivale Stäudlin durch den Vergleich mit Bodmer nur herabsetzen konnte und dessen Denkmal im Park zu Ermenonville Schiller sogleich pathetisch als „Monument von unsrer Zeiten Schande" anredet. In diesem deklamatorischen Ton geht es durch vierzehn sechszeilige Strophen hindurch, ohne daß das Bild Rousseaus durch die heftigen Invektiven gegen seine Feinde, in welchen sich der Haß des deutschen Genies gegenüber den Franzosen und die Abneigung des Schülers der schottischen Philosophen gegenüber den französischen Materialisten kundgiebt, dadurch an Glanz und Licht gewönne. Die pathetische Satire hält sich so im Allgemeinen, daß sie auf jeden anderen großen Märtyrer der Menschheit fast ebensogut passen würde als auf Rousseau, dessen Verfolgung durch die Pfaffen Schiller in Sturz' „Denkwürdigkeiten" so stark hervorgehoben fand. Den Unterschied

zwischen dem Schicksal, welches die Sophisten einst dem Sokrates bereiteten, und zwischen dem Lose Rousseaus faßt der Dichter in den Versen zusammen: „Sokrates gieng unter durch Sophisten, Rousseau leidet — Rousseau fällt durch Christen, Rousseau der aus Christen Menschen wirbt“. Als Schiller später, mit Recht, diesen pathetischen Erguß verwarf, hat er außer der unentbehrlichen Eingangsstrophe nur diejenige beibehalten, welche mit diesen Versen schließt. Sie enthalten in der That den Kern des Ganzen. „Mensch sein“, das war das Losungswort des jungen Schiller, als er die Räuber schrieb und als er in der Anthologie den finstern Moralisten entgegentrat. Der erste aber, welcher dieses Losungswort ausgegeben hatte und welcher, selber ein besserer Christ als seine Gegner, noch vor dem Dichter des Nathan den Menschen über den Christen stellte, war Rousseau. Auch wenn Schiller für die Berechtigung der sinnlichen Natur des Menschen in der Anthologie so oft seine Stimme erhob, handelte er, wenn auch nicht auf direkte Anregung, so doch im Geiste Rousseaus. Es war eben nicht die geschickteste Wendung, wenn der Dichter, lediglich um das angefeindete Christentum seines Helden recht in die Glorie zu setzen, ihm am Schlusse seiner Huldigung den Platz dann doch wieder unter den Engeln anweist, denen er entlaufen sei . . . Und noch einem andern, freilich grundverschiedenen Mann hat Schiller, bald nach dem Erscheinen der Anthologie und nicht im eigenen sondern im fremden Namen, ein „Ehrendenkmal“ errichtet. Der Hüter Schubarts und Schillers Pate, der General Rieger, war am 15. Mai 1782 auf dem Hohenasperg verschieden: die Freunde und militärischen Genossen des Abgeschiedenen boten alle schwäbischen Musen auf, ihn würdig zu besingen. Der Nächstberufene war Schubart, welcher nicht bloß aus eigenem innern Drange dem Manne, welchem er neben manchem Bösen doch auch so viel Gutes zu verdanken hatte, ein Monument setzte, sondern nach üblicher Art auch im Namen sämtlicher Offiziere des Riegerischen Bataillons das Wort ergriff. Dem Regimentsmedicus Schiller, welcher schon früher auf einen andern Offizier, Namens Wiltmeister, ein bestelltes Leichencarmen gemacht hatte, wurde der ehrenvolle Auftrag zu teil, im Namen „sämtlicher Herzoglich-Württembergischer Generalität“ zu reden. Das konnte nun freilich kein Monument, aus Begeisterung gesetzt, wie die früheren werden; sondern ein württembergisches Casualgedicht wie die auf Hovens und Weckerlins

Tod in der Anthologie wiederabgedruckten. Wer nur die ersten Zeilen des Schillerischen Gedichtes mit denen des Schubartischen vergleicht, der findet die übliche Mache sofort heraus. Beide beginnen, möglichst stark und effektvoll einsetzend, mit dem Blitz, welcher den „großen Mann" getroffen hat: denn als solcher gilt ihm Rieger in vollem Ernst; und ein Gedicht der Anthologie, wie es scheint aus der Feder Schubarts, hatte ihn noch bei Lebzeiten als solchen gefeiert. Nach einem seiner Lieblingsbilder sieht Schiller auch hier in dem Tod des Helden „einer Sonne Untergang". Er preist das große Herz des Verstorbenen, gegen welchen er durch Schubart milder gestimmt wurde; er preist die rauhe Rechtlichkeit seines Charakters, welcher sich nie auf Schmeichelei und Heuchelei verstand und die Gunst der Erdengötter nicht mit Unterthanenflüchen erkaufte. Auf diese schneidige Stelle, welche nicht unbeachtet blieb, folgt dann in Form einer Anrede des Todes an die um ihn versammelten Krieger Karls das bekannte Motiv von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, wobei wiederum die Erdengötter ganz in der Tonart der „schlimmen Monarchen" gestachelt und mit einem nüchternen, aber geraden Wort einfach als „schlechte Menschen" bezeichnet werden, während Riegers Verdienste über Rang und Würden hinaus in seine „reine Menschheit" gesetzt werden. Aber alles andere tritt in dem Gedicht zurück und wird vergessen: nur die eine Stelle bleibt in jedem Gedächtnis haften, in welcher der Tod mit so unsanfter Hand an den Erdengöttern rüttelt. Es macht den Eindruck, als ob der keineswegs unbescholtene Tote nur deshalb so hoch erhoben wäre, um seine Gegner (der Herzog von Württemberg konnte allein gemeint sein) um so stärker herabzusetzen.

Wiederholt ergreift der Dichter in der Anthologie auch für andere das Wort und denkt sich in die Rolle eines zweiten oder eines ganzen Chores hinein. Er liebt es geradezu, seine Dichtungen als bloße „Fantasien" zu geben: da giebt es eine Leichenphantasie und eine Morgenphantasie, eine der Lauraoden ist als Phantasie betitelt, und die beiden Gemälde „Die Pest" und „Herrlichkeit des Schöpfers" werden durch einen Zusatz als Phantasien gekennzeichnet. So wird also der Leichenzug Hovens sogar zur bloßen „Fantasie" gestempelt! Wir finden den Dichter selbst in der Rolle des „Flüchtlings" wieder; wir hören ihn im Chore mit den Kriegsmännern Eberhards singen. Seitdem Hagedorn einen „ver-

liebten Bauernkerl" gedichtet hatte, waren die Bauernlieder besonders in Schwaben in die Mode gekommen. Der Siegwartdichter Miller malte seine Bauern möglichst empfindsam und sentimental aus und ließ die Bauermädchen ihre Lämmchen am blauen Band herumführen; Schubart dagegen dichtete derbe und kräftige Bauernlieder in einer dialektisch gefärbten, an Provinzialismen reichen Sprache. Auch in Stäudlins Almanach kam ein Bauernlied von Bührer und ein Liebesantrag eines schwäbischen Landmannes von (Hau)g vor. Schiller folgte Schubart gleichfalls in seinem urwüchsigen „Bauernständchen": dem Monolog eines Bauernjungen, welcher während eines Gewitters zwei Stunden unter dem Fenster seines Mädchens steht und dann von oben herab übergossen wird. Einem Offizier, wiederum einem Augenzeugen also, schreibt er die kräftige, mit allen Mitteln der Tonmalerei arbeitende und durch knappe Reden belebte Schilderung der Schlacht („In einer Bataille", später „Die Schlacht") zu: wieder ergeht sich der Dichter hier in einer bloß phantasierten, erdichteten Situation, welche dem Soldatenkinde wohl die Erzählungen seines Vaters nahe brachten; und er legt hier die erste Probe jener eigentümlichen Begabung ab, welche ihn auch später in den Stand setzte, Scenen und Bilder, die er nur aus mündlichen oder schriftlichen Berichten kannte, lebendig und anschaulich wie selbstgesehene oder selbsterlebte darzustellen. Diese Art zu „fantasieren" ist ihm seit den Tagen der Anthologie immer geläufig geblieben; und wie er als Lauradichter die zu Grunde liegende Wirklichkeit fast ganz in Phantasie aufgelöst hat, so erscheint er als Lyriker überhaupt weit öfter in erdichteten Rollen und Situationen als in seiner eigenen Person. Er strebt aus der Lyrik heraus immer zum Drama hinüber.

Ein treffliches Beispiel, wie gut Schiller es verstand, sich in fremde Situationen zu denken, giebt uns „Die Kindsmörderin", eines der effektvollsten aber auch grellsten Stücke der Sammlung. Der Kindesmord war ein beliebtes Thema des humanitären und empfindsamen Jahrhunderts, das in juristischen Erörterungen wie in poetischen Darstellungen die Härte verurteilte, mit welcher das Gesetz das gefallene Weib nicht bloß die eigene sondern auch die Schuld des von jeder Strafe befreiten Mannes büßen läßt. Goethe in der Gretchentragödie des Faust und nach ihm H. L. Wagner und Lenz haben das Thema neben unzähligen anderen dramatisch behandelt; andere dichteten Balla-

den, unter welchen die „Tochter des Pfarrers von Taubenheim“ von Bürger die bekannteste ist. Am vorteilhaftesten konnte man die Situation darstellen, wenn man die Unterdrückte selbst zum Wort kommen ließ: daher die monologische Einkleidung hier vorgezogen und zahlreiche Reden der Kindesmörderinnen vor und nach der That oder Lieder der Gefallenen u. s. w. gedichtet wurden. Auch in Schwaben hatte man von der Mannheimer Preisfrage gehört: „Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindesmord Einhalt zu thun“. Das Schwäbische Magazin beteiligte sich an der Diskussion und empfahl nach der häßlichsten Abschreckungstheorie die Todesstrafe für den begangenen Kindesmord; nur die Quellen, aus denen die That künftighin entstehen könnte, sollte man zu verstopfen trachten und daher die „Hure“ (so heißt die Gefallene hier ein für allemal) vor Schande und Elend zu bewahren suchen. Unter den schwäbischen Dichtern hatte Miller dem armen Hannchen eine pathetische Anrede an den treulosen Wilhelm in den Mund gelegt, und der Stäudlinische Almanach enthielt als Bruchstück eines größeren Gedichtes einen Monolog aus dem Jahre 1776: „Seltha, die Kindesmörderin“. Die treulos Verlassene redet hier unmittelbar nach vollbrachter That: an der Leiche des Kindes flucht sie dem Verführer und fordert die Strafe des irdischen Richters, aber das Erbarmen des himmlischen für sich. Sind alle diese Darstellungen trotz dem meist volkstümlichen Tone mehr oder weniger sentimental angehaucht, so kann man auch Schillers Gedicht nicht stärker in Kontrast setzen, als wenn man etwa das im „Wunderhorn“ mitgeteilte Volkslied entgegenhält, in welchem das unglückliche Nannerl, ehe es zum Schandthor hinausgeführt wird, das Wort ergreift: ganz knapp und kurz fordert sie erst von den Richtern ein geschwindes Gericht; sie stirbt gern, denn sie kommt ja zu ihrem Kinde; dann bittet sie ihren Joseph, den Verführer, um die Hand und verzeiht ihm vor dem Tode: der Fähndrich kommt mit dem Pardon schon zu spät. Das alles in vierzehn Zeilen, von welchen noch dazu die letzten dem Fähndrich und dem Volk gehören. Schiller braucht nicht weniger als fünfzehn achtzeilige und volltönende Strophen, und seine Kindsmörderin erinnert ein paar Mal deutlich an die rhetorische Klage der verlassenen Dido: „Seine Segel fliegen stolz vom Lande“. Er setzt wiederum, wie in den Elegien auf den Tod Hovens und Weckerlins, einen feierlichen Leichenzug in Bewegung, ohne indessen die Situation immer klar festzuhalten: der

Monolog der Kindsmörderin, welche den typischen Namen des empfindsamen Bürgermädchens trägt, begleitet den Zug bis zum Richtplatz. Auf dem Wege stellt sich ihr die Erinnerung an den doppelten Fehltritt noch einmal gräßlich vor Augen: aber recht im Sinne des empfindsamen Zeitalters und noch mehr nach dem Herzen unseres Dichters, welcher die Rechte der Sinnlichkeit überall verteidigt, wird ihr Fall als „menschliches Empfinden" beschönigt. Die psychologische Analyse der Seelenzustände in der Schilderung der unglückseligen That, die Darstellung der widerstreitenden Empfindungen zwischen welchen die Kindsmörderin auf dem letzten Wege hin und her geworfen wird, ist vortrefflich. Auch hier mildert sich die wilde Eifersucht, welche die Betrogene bei dem Gedanken an den fernen Verführer ergreift (er ist in Paris zurückgeblieben, welches im deutschen Volkslied die hohe Schule der Treulosigkeit ist), am Schlusse zu einer weicheren Stimmung der Resignation, in welcher sie ihrem treulosen Joseph verzeiht. Und wie in dem Denkmal auf den Räuber Moor verbindet der Dichter mit Bewunderung und Mitleid zugleich auch die Warnung: „Trauet nicht den Rosen eurer Jugend, Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!" . . . Der Zug ist während dieses Monologes auf dem Richtplatz angelangt, und der Höhepunkt der Rührung wird erreicht, indem die Verurteilte den in Thränen ergossenen Henker selbst zur Erfüllung seiner traurigen Pflicht auffordern muß. So bleibt sie vor dem Blutgerüst die Heldin wie Karl Moor: sie will sterben und sie stirbt! Eine geknickte Lilie, keine hingerichtete Missethäterin.

Nicht minder auffallend ist der weite Umfang der Töne, über welche Schillers Lyrik in der Anthologie noch gebietet. Heitere Farben, schalkhafter und derber Humor: wie in den Räubern. Im volkstümlichen und drastischen Ausdruck sucht er Schubart und Bürger zu überbieten. Zwar die Übersetzung des ossianischen Sonnengesanges rührt von Hoven her, und die mit G. unterzeichneten Gedichte, welche zwischen anakreontischem Humor und dem muntern Tone Bürgers die Mitte halten, dürfen wir Schiller kaum zuschreiben: aber ossianische und anakreontische Elemente stehen sich in den Oden an Laura und in den Gedichten an Minna gegenüber. Dualistisch wie dem Inhalt nach ist die Anthologie auch im Ton und im Ausdruck: neben hochfliegenden Oden finden wir realistisch derbe und selbst cynische Stücke.

Viel treibt auch jugendlicher Übermut in der Anthologie sein Spiel. Wir wissen, wie auf Stäudlin gestichelt wird: aber die jugendlichen Genossen schonen sich auch selbst hier so wenig als später im Repertorium. Sogleich das erste Gedicht verspottet die Journalisten, welchen auch ein paar beißende Epigramme („Die Grabschrift“, „Quirl“) gewidmet sind: obwohl Schiller selber damals gerade unter die Zeitungsschreiber gegangen war. „Die Rache der Musen“ verspottet nicht bloß Stäudlin sondern die Almanachherausgeber überhaupt. Schiller hatte seinem Freund Hoven einen Beitrag zurückschicken müssen, weil er von der theologischen Censur eine Vereitelung seines ganzen Unternehmens fürchten zu müssen glaubte: in der, übrigens sehr matten, Fabel „Die Spinne und der Seidenwurm“ hat sich Hoven dafür an dem Censor gerächt; freilich sehr harmlos, denn den individuellen Bezug konnte keiner der Leser herausfinden. Außer dem Epigramm ist in der Anthologie die beliebteste Art der Satire die Travestie, in der Form der Bänkelsängerballade, welche besonders durch Bürgers Behandlung der Europasage beliebt und auch in württembergischen Casualgedichten nicht selten war. In der Anthologie wird die antike Mythologie wiederholt travestierend behandelt: schon die „Rache der Musen“ ist in diesem Tone gehalten. Auch „Die Journalisten und Minos“ aus dem Jahre 1781 gehörten hierher, in welchen „Euer Gnaden“ der Richter der Unterwelt den Journalisten durch Joli-Cerberus den Daumen abbeißen läßt, weil sie den Cocytus mit ihren Tintenfässern ausgeschöpft und eine Wassersnot hervorgerufen haben. Fraglich ist, obwohl die medizinischen Sticheleien dahin deuten, ob auch die Romanze „Der hypochondrische Pluto“ Schillers Eigentum ist, oder ob sie nicht vielmehr seinem Freunde Petersen gehört. Pluto, der „Schulz“ im Tartarus, welcher seinen Leibarzt, den himmlischen Barbier Apollo (Dichter und Medicus in einer Person), vergebens konsultiert hat, wird von einem fremden Arzt geheilt, der ihm ein Weibchen oder (wie in Wielands Abderiten) Nieswurz verschreibt. Ernster gehalten ist „Der Satyr und meine Muse“: die Muse des Dichters hat einem Satyr gegen einen Kuß seine Geißel abgenommen, welche nun der Dichter selbst gegen die Würdenschänder führt. Wiederum wird also die Muse als eine höhere Vergelterin hingestellt.

Auf die Epigramme, welche größtenteils den Freunden Schillers zur Last fallen, hat der Herausgeber der Anthologie selber nur wenig

Wert gelegt: sie scheinen, sagt er im Repertorium, mehr da zu sein, um die Lücke zwischen den größeren Stücken auszufüllen. Und in der That, wie das satirische Wortspiel nie die Stärke der Schwaben gewesen ist, so bildet es auch hier keinen Ehrentitel des Almanachs. Kecke Einfälle, billige Spötteleien, Studentenwitze und Zoten, welche uns oft als eine schlechte Nachahmung der Späße der Räuber erscheinen, kommen selten scharf und witzig, meistens schwäbisch plump und grob heraus. Die Themen sind eng beschränkt: meistens liefern die Schwächen der Frauen den Gegenstand zu größtenteils undelikaten und unsauberen Kneipwitzen, in welchen das weibliche Geschlecht in der Gestalt von alten, schwangern oder häßlichen Jungfern, von lüsternen Ehefrauen und abgefeimten Kupplerinnen durchgelassen wird und die Pointe selten anderswo als in einer unzeitigen Niederkunft liegt. Die Satire richtet sich ferner gegen die Stände und nimmt neben den Journalisten mit Vorliebe die Ärzte aufs Korn: Schiller und Hoven wetteiferten mit einander, ihre Standesgenossen (und nicht bloß die Pfuscher unter ihnen, welchen ihr Diplom das Recht giebt, zu Tode zu kurieren) von allen Seiten zu zausen. So wenig wie der Inhalt bietet auch die Form dieser kurzzeiligen Epigramme Abwechslung oder Interesse. Eine beliebte Einkleidung besteht darin, Einst und Jetzt aus dem Gesichtspunkt zu konfrontieren, welchen Karl Moor einnimmt: „Wie tief sank unser Säculum herunter, Da lob' ich mir die alte Welt". So werden nicht nur die alten und die neuen Helden, die alten und die neuen Philosophen (die einen philosophierten am Pfluge, die andern pflügen auf dem Katheder), sondern auch mit besonderer Vorliebe und mit geringem Taktgefühl die Weiber von einst und jetzt einander gegenübergestellt: früher fragte man, ob Weiber Menschen wären, jetzt stempelt man sie zu Engeln; früher mußte man sich das Weib kaufen, jetzt nimmt man es nicht einmal umsonst; im griechischen Theater kamen die Frauen nieder, heute würde man, wenn es noch einen Aeschylos gäbe, die Jungfrauen gebären sehen u. s. w. Beliebt ist auch die ursprünglichste Form des Epigrammes, die der Grabschrift, Inschrift oder Aufschrift, wie sie die Anthologie dem Galgen, der Fürstengruft, dem Grab eines Physiognomen widmet: mit dieser Grabschrift hat Schiller selbst, wie gleichzeitig in seinem Wochenblatt und früher in seiner Dissertation, einen guten Hieb gegen Lavater geführt, welcher aus seiner eigenen Physiognomie zunächst hätte heraus-

lesen müssen, daß Gott ihn nicht zu diesem Geschäfte bestimmt habe. Auch die Form eines Dialoges zwischen zwei Nachbarn oder Bauern welche der biedere Wandsbecker so gerne mit dialektisch gefärbter Sprache verbindet, kehrt einige Male wieder. Der Rest besteht aus albernen Vergleichen (zwischen der Frau Ramlerin und dem Mond), aus Wortspielen und Rätseln, und endlich aus trivialen medizinischen Späßen, wie sie dem jungen Regimentsmedicus damals anstanden.

Auf die Mitwirkung der Musik hat Schiller in der Anthologie so wenig als in den Räubern verzichtet. Die Musik zur Leichenphantasie und zu Hovens Übersetzung aus Ossian war, nach dem Inhaltsverzeichnis, bei dem Herausgeber der Anthologie zu haben; und deutlich für den Gesang bestimmt war nicht bloß die Hymne „Der Triumph der Liebe“ sondern auch die Cantate „Elysium“. Bloß durch ein kleines Epigramm in der üblichen Weise abgetrennt, schließt sich an diese letztere eine größere musikalisch-dramatische Dichtung an, die lyrische Operette „Semele“. Der Stoff war dem Dichter aus Ovids Metamorphosen wohlbekannt und gliederte sich von selbst in zwei wirksame Scenen. In der ersten tritt Juno, die mächtige Göttin, als alte Amme verkleidet, ihrer von Zeus geliebten Nebenbuhlerin Semele entgegen, welcher sie das Geheimnis ihrer Liebe entlockt und die sie selbst zum Werkzeug ihrer Rache macht, indem sie sie durch Verdächtigung des Geliebten anreizt, ihn zur Enthüllung seiner Gottheit aufzufordern. Das Wirksame einer solchen Begegnung zwischen zwei rivalisierenden Frauen war Schiller aus Lessings Miß Sara Sampson bekannt, und er hat sich diesen Effekt auch später im Fiesco, in Kabale und Liebe, in Maria Stuart nicht entgehen lassen. Schon hier hat Schiller die Situation gut ausgenützt und die beiden Frauencharaktere geschickt kontrastiert: die Eitelkeit, Leichtfertigkeit, Unbekümmertheit und Zuversicht der auf die Liebe und den Schutz des höchsten Gottes blind vertrauenden, über Juno und die übrigen Götter arglos spottenden Geliebten; und auf der anderen Seite die Eifersucht und Rachsucht der Nebenbuhlerin, welche sich nur mit Mühe selbst beherrscht und jeden Augenblick aus der Rolle der Amme fällt — diese Gegensätze halten das Interesse in der überlangen Scene ebenso glücklich wach, wie der Kontrast zwischen der mächtigen Göttin, welche in Gestalt einer untergebenen Dienerin vor uns steht, und ihrer sterblichen Herrin, welche den Anblick der Gottheit nicht ertragen wird. Die zweite Scene

dagegen wirkt mehr in opernhafter Weise: schon bei dem Auftreten des Jupiter entsteht plötzliche Klarheit auf der Scene; und als Semele nun seinen Beschwörungen und Beteuerungen zum Trotz auf der Probe seiner Gottheit besteht, da läßt er in beständiger Steigerung, für welche der Dramatiker bei dem römischen Dichter kein Vorbild fand, immer größere Wunder vor ihren staunenden Augen erscheinen. Umsonst! Semele will ihn als Gott umarmen, und er muß sie verderben. Es ist ein unleugbarer Übelstand, daß dieser letzte und höchste Moment, auf den alles hinarbeitet, scenisch nicht dargestellt wird und nicht darstellbar war. Dadurch kommt das Stück nicht bloß um seine Katastrophe sondern auch um seine tiefere Wirkung: der Zuschauer glaubt nun wirklich, daß dieser Zeus nicht halten kann, was er seiner Semele versprochen hat, und daß er ein bloßer Betrüger ist. Alles, was der Dichter nicht ohne Geschick aufgeboten hat, um die Verlegung dieses letzten und höchsten Momentes hinter die Scene zu ermöglichen, nimmt sich hülflos aus und fällt jedem als bloßer Behelf sofort in die Augen. Zeus schickt Semele von der Scene, um ihren Gespielinnen Lebewohl zu sagen: damit wird die unausführbare Scene unterbrochen. Dann aber läßt Schiller den Merkur auftreten, welchen er, abweichend von Ovid, in die Handlung verflochten hat. Diesem hat der glückliche Geliebte Semeles, am Beginn des Aktes, wie Oberon in Shakespeares „Sommernachtstraum" dem eifrigen Puck, den Auftrag gegeben, die Menschheit an seinem Glücke teilnehmen zu lassen: der große Weltenmeister schafft sich, wie es in dem Gedicht an die Freundschaft heißt, selige Spiegel seiner Seligkeit. Jetzt, als Semele sterben muß, verderbt er als aufwallender Tyrann mit dem eigenen das fremde Glück: „Glücklich soll niemand sein! sie stirbt —". Aus dem Gebot des Zeus, welcher die Glücklichen wiederum vernichtet, sollen wir auf Semelens Verderben schließen. Aber der Zuschauer denkt eher umgekehrt: ein Zeus, welcher die Semele wegschicken muß, weil er sich nicht vor unseren Augen enthüllen kann, dem glauben wir auch nicht, daß er das Menschengeschlecht zu Grunde richten wird. Es war doch leichter, in den Lauraoden der entzückten Phantasie des Lesers die Vermählung von Zeit und Ewigkeit u. dgl. vorzutragen, als hier vor den Augen des Zuschauers eine Sterbliche in der Umarmung eines Gottes hinsinken zu lassen.

In der Semele leben Erinnerungen fort, welche bis auf Schillers

Ludwigsburger Kindheit zurückführen. Nach einander einen Regenbogen auf offener Scene erscheinen, ein Erdbeben durch Knall, Feuer und Rauch andeuten und die Sonne verschwinden zu lassen: das wäre Schiller wohl kaum in den Sinn gekommen, wenn er nicht die scenische Pracht und die Kunststücke der Ludwigsburger Oper so früh kennen gelernt hätte. Die Götteropern waren durch Quinault in Frankreich in Aufnahme gekommen und bald auch in Deutschland beliebt: Schiller sah sie in Ludwigsburg und später gewiß auch in Stuttgart wiederholt aufführen. Batteux ließ nur die Götteroper gelten, welche er als das lyrische Schauspiel dem heroischen d. h. dem recitierenden Drama an die Seite setzte oder besser vorausgehen ließ. A. Schlegel in seinen Anmerkungen zum Batteux will neben der Götteroper auch eine Heldenoper ansetzen: und in dem Schulheft, welches Schiller an der Akademie nachgeschrieben hat, stehen Götter- und Heldenoper sogar an der Spitze der dramatischen Gattungen. Auch die Monodramen und Melodramen, im Stil des Rousseauschen Pygmalion, wählten ihre Stoffe aus der alten Mythologie. Die Mannheimer Bühne kultivierte dieselben neben dem Ritterstück am meisten, und Wielands Opern schlugen in Deutschland dieselbe Richtung ein. Auch Schillers Semele schließt sich an die Form der Wielandischen Oper an. Abwechselnde Recitative in freien gereimten Versen und Arien in Strophen; der typische Eingangsmonolog einer leidenschaftlich erregten Heldin; die Beschränkung oder völlige Vermeidung des Chores: alles das hat Schiller mit Wieland gemein. Aber bei ihm überwiegt das gesprochene Wort den Gesang, das Recitativ die Arie, welche Wieland bevorzugt, während Schiller sie von dem Recitativ nur ungern unterscheidet. Wieland ist mit einem Worte lyrischer, Schiller arbeitet auch hier auf das Drama hin. Seine Recitativverse nähern sich noch häufiger als bei Wieland dem fünffüßigen Jambus, dem Vers des deutschen Drama seit Lessings Nathan. Er hat mehr Handlung, mehr Spiel, mehr Bewegung als Wieland; auch größeren scenischen Pomp, zu welchem ihn die italienischen und französischen Originalopern verleiteten, die er in Ludwigsburg und Stuttgart so oft zu sehen Gelegenheit hatte. Noch weit mehr dem Inhalt als der Form nach steht Schiller hier unter dem Banne der Wielandischen Opern. In einer Zeit, in welcher er das Studium der Griechen ernsthaft betrieb (1789), war ihm die „Semele“ ein Greuel: „Mögen mir Apollo und

die neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe." Wieland legt den mythologischen Helden seiner Opern moderne Empfindungen unter, das Griechentum wird unter seinen Händen sentimental. Auch bei Schiller finden wir dasselbe wieder. Schleiermachers Bemerkung, daß der Schillerische Zeus viel von dem Goethischen Egmont habe, ist ein Anachronismus, aber deshalb nicht weniger geistreich und zutreffend. Die Gedanken der Schillerischen Anthologie kehren uns hier aus dem Munde der Götter wieder. „Was ist ein Gott ohne Liebe?" sagt Zeus ganz im Sinne des Julius; und wenn Juno in ihrer Empörung über Semeles „lackiertes Gesichtchen" spottet, welches schon die Verwesung in sich trüge, so erinnert das mehr an die „Melancholie" des Lauradichters als an die heitere Weltanschauung Griechenlands. Zeus beglückt und verderbt die Menschen ganz wie einer der Erdengötter in den „schlimmen Monarchen" oder in der „Ode auf Rieger"; und das glanzvolle, sorgenlose Leben der Götter im Olymp ist ein Seitenstück mehr zu den vielen Elysiumsscenen der Anthologie. Ganz zu schweigen davon, daß griechisches Maß und griechische Ruhe für diesen Dichter noch kein Bedürfnis sind; daß er vielmehr dem leidenschaftlichen Text noch durch scenische Anweisungen nachzuhelfen sucht, welche immer ein rasches, heftiges, auffahrendes, verzweifelndes, zitterndes Spiel empfehlen und wie die Bühnenvorschriften in den Räubern die eigene Unruhe des arbeitenden Dichters verraten. Das konnte freilich vor den Augen des Dichters zu einer Zeit keine Gnade mehr finden, in welcher er sich die Kluft zwischen der Ruhe und dem Gleichmaß der Alten und der nervösen Unruhe der Modernen nicht groß genug denken konnte.

Mit seiner Anthologie ist Schiller nicht durchgedrungen. Den Weg über Schwaben hinaus nach Deutschland scheint sie gar nicht gefunden zu haben; denn eine öffentliche Besprechung in den bekannteren kritischen Zeitschriften ist nicht erfolgt. Schon 1790 war sie fast verschollen und kaum mehr aufzutreiben. In der Ostermesse 1798, als der Name Schillers inzwischen in ganz Deutschland populär geworden war, veranstaltete der Stuttgarter Verleger auf eigene Faust und als ein seltsames Gegenstück zu dem erwarteten Wallenstein eine neue Auflage, welche den Ruhm des Lyrikers neben dem neuaufgehenden des Dramatikers nicht behaupten konnte.

Auch im Jahre 1782 hat die Anthologie dem Ruhm des Dichters,

welcher sich so kühn und beherzt unter geringer und schlechter Unterstützung von Seite seiner Freunde dem ganzen Chor der schwäbischen Musen entgegenwarf, in Deutschland keine Gasse gebrochen. Aber in Schwaben selbst hat ihn derjenige erkannt und begrüßt, welcher, wenn ihm nicht Fessel die Glieder umfangen hätten, als berufener Heerführer den schwäbischen Musen hätte vorangehen müssen. Und der Gefangene, welcher Schillers Gesang wie ein Langdurstender verschlang, vergaß des eisernen Gitters Schatten und das Fesselgeklirr am wunden Arm. Er wandte sich in begeisterten Versen „An Schiller" und verkündigte ihm „Gottes Gruß und Befehle", wie sie ihm ein Bote des Himmels überbracht habe. Das war freilich eine Genugthuung für Schiller, welche ihn für die Gleichgültigkeit der kritischen Welt um so leichter entschädigen konnte, als Schubart mehr wie ein Kritiker denn wie ein Dichter fast jedes Stück der Anthologie einzeln mit beifälligem Dank aufnahm und Schiller auf angeblichen Befehl des Allerhöchsten zum Gebrauch seiner dichterischen Kraft berief. Wie sehr diese Verse aus Schubarts Herzen flossen, das zeigen die Worte, welche er nach dem Erscheinen der Anthologie, im Sommer 1782, an seine Gattin schrieb: „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!" So war der erste unter den schwäbischen Dichtern, dessen Pfaden der Herausgeber der Anthologie so oft nachgewandelt war, aus einem Lehrer Schillers mit einem Male sein Bewunderer geworden; freiwillig hätte er sich angeschlossen und die mürben Glieder nachgeschleppt, falls es Schiller beliebt hätte oder vergönnt gewesen wäre, künftighin noch einmal den Heerführer der schwäbischen Musen abzugeben. Es dämpfte seinen Enthusiasmus für den jungen Landsmann nicht, daß ihm später, als Schillers Flucht jede Teilnahme an seinem Schicksal zum Hochverrat stempelte, seine Begeisterung für ihn eine Zeit lang die Haft erschwerte. Und als im Jahre 1784 die Mutter Schillers seine Kerkerstube betrat, da nahte sich ihr der Gefangene mit dem biblischen Gruße: „Gebenedeit bist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!" Wahrlich, der Dichterjüngling hatte seinem Vaterland genug gethan, welcher den ersten und unglücklichsten unter den schwäbischen Sängern zu solcher Bewunderung fortriß. An den Stäudlin und Consorten seine Kraft zu zersplittern, das war nicht sein Beruf. Und so mußte er, über sein engeres Vaterland hinaus, seine Blicke auf das „Ausland" und seinen Ehrgeiz darauf

richten, der Dichter Deutschlands, nicht bloß der schwäbischen Provinz zu werden. Diesem Ziele hat ihn bald darauf das Schicksal auf einem Wege zugeführt, welcher mit Dornen besät war.

4. Das wirtembergische Repertorium.

Gleichwohl begegnet uns Schiller in diesem Abschnitt wiederum als schwäbischer Provinzialautor und sogar als Lokalschriftsteller: als Zeitungsschreiber, wie man es damals nannte. Ohne das Zeugnis eines Jugendfreundes würde man es kaum glauben. Gewöhnt, sich nur große Ziele zu setzen, betrachtete Schiller schon seine Beschäftigung mit der Medizin als Heruntersteigen. Der Dichter, sagte er eben damals von sich selber, ist in jedem höchsten Grad der Leidenschaft und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Wir zweifeln billig auch an der Fähigkeit Schillers, von und für den Tag zu schreiben. Es fehlte ihm dafür nicht bloß an Schlagfertigkeit des Urteils und des Ausdrucks sondern auch an Aufmerksamkeit für die Stimmen des Tages. Schiller selbst spottet in seiner eigenen Zeitung über diese Art von Thätigkeit; er teilt die niedrige Meinung der Zeit vom Beruf des Journalisten, welcher damals noch tief unter dem Belletristen und Romanschriftsteller stand. Er erinnerte sich später dieser Beschäftigung gar nicht mehr, die er nur kurze Zeit lang und um ihres kärglichen Gewinnes willen betrieb. Und als Cotta ihn für die Herausgabe einer politischen Zeitung gewinnen wollte, nannte er die Politik ein ganz neues und höchst schwieriges Fach, in dem er sich erst umsehen müßte.

Das württembergische Zeitungswesen lag damals ganz darnieder. Außer der Stuttgarter privilegierten Zeitung, dem offiziösen Organ, gab es seit 1775 nur noch ein zweites, welches wöchentlich zweimal, Dienstag und Freitag, unter dem Titel „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ erschien und 1776 in den Mäntlerischen Verlag überging. Jede Nummer bestand aus einem halben Bogen Folio, in Quartseiten gefaltet und zwei stehende Rubriken enthaltend. Die erste, ohne besondere Überschrift, wird von Einläufen und Berichten der Korrespondenten ausgefüllt, welche mit Ort- und Zeitangaben, wie unsere Telegramme, versehen sind. Hier findet man fast nur politische Neuigkeiten, hier wird für den „Nutzen“ des Lesers gesorgt. Die zweite Rubrik trägt die Auf-

schrift „Vermischte Nachrichten" und wird in der Redactionsstube selbst abgefaßt: hier überwiegen Anekdoten und Tagesneuigkeiten weit über die vereinzelten politischen Meldungen, hier wird für das „Vergnügen" des Lesers gearbeitet. Unter dem Strich folgen dann in den sogenannten Avertissements die wenig versprechenden Anfänge des Annoncenwesens: Buchhändleranzeigen, Licitationsankündigungen, amtliche Kundmachungen und selbst Steckbriefe.

Als Schiller den Jahrgang 1781 im Frühjahr zur Redaction übernahm, hat er sich seine Arbeit nicht schwer gemacht. Er beschränkte sich vielmehr darauf, die einlaufenden Briefe und Felleisen aufzubrechen und abzudrucken. Der größte Teil des Inhaltes wurde ohnedies aus inländischen und ausländischen Zeitungen zusammengetragen, welche meistens auch gewissenhaft citiert sind. In der Einrichtung des Journals hat Schiller insofern eine Neuerung vorgenommen, als er den Versuch machte, zwei neue Rubriken zu begründen. Wie einst Lessing in der Vossischen Zeitung den politischen Teil ablehnte und sich an die gelehrten Artikel hielt, so versuchte auch Schiller seiner Zeitung ein litterarisches Interesse abzugewinnen, indem er eine stehende Rubrik „Gelehrte Sachen" einführte. Aber Schiller war kein Gelehrter wie Lessing, und er hätte sich für die weltliche Gelehrsamkeit auch kein Interesse bei seinem schwäbischen Publikum versprechen dürfen. Der Artikel ist an sich schlecht und dürftig und ging bald völlig ein. Länger erhielt sich dagegen eine zweite Rubrik von „Ökonomischen Nachrichten", welche Schiller eröffnete und in welcher er seinen Vater zur Mitarbeit herbeigezogen zu haben scheint.

Schillers eigenste Kraft, die Dichtung, kam auf diesem Gebiete so wenig zur Geltung, daß er sich nicht einmal für das Erscheinen der Räuber bei seinem Publikum Interesse versprach und ihrer daher mit keiner Silbe gedenkt. Gebundene Sprache wurde zum Ärger der um ihren Nutzen und ihr Vergnügen betrogenen Subskribenten höchstens bei solchen Gelegenheiten zugelassen, wo man aus guter alter Tradition ihrer nicht ohne Aufsehen entraten konnte. Wie Lessing für die Vossische Zeitung seine Neujahrsoden auf den König dichtete, so pflegte man auch hier in einem Neujahrsgedicht mit dem Preis und Dank Gottes das Lob des Herzogs zu verbinden und auch den Geburtstag des Allmächtigen in Württemberg devotest zu besingen. Schiller selbst hatte erst am 6. März 1781 Gelegenheit, dem drei Tage früher von einer Reise durch

Norddeutschland zurückgekehrten Schwabenherzog seine Huldigung darzubringen: wenn B. Haug im Jahre 1775 die schülerhaften Verse, mit welchen man den heimgekehrten Herzog an der Landesgrenze in Göppingen und in der Residenz Stuttgart empfangen hatte, sogar in seine Monatsschrift aufnehmen mußte, so war dieser poetische Willkomm für den Redacteur eines Wochenblattes eine unumgängliche Pflicht. Schillers Ode hält sich in Versmaß und Ton genau an das übliche Schema. Er beginnt wiederum Festlärm zu schlagen und ruft ganz Württemberg zum Dankgebet vor den Thron Gottes. Er sieht in Karl, welcher diese Reise nach Norddeutschland wirklich unternommen hatte, um von verschiedenen Bibliotheken und Universitäten geistige Schätze mit in die Heimat zu bringen, nur einen Nachahmer der die Menschen beglückenden Gottheit und fordert das Ausland, selbst das republikanische, in hyperbolischem Entzücken heraus, seinen Neid auf einen solchen Herrscher zu bekennen! In dieser Emphase ist dem aufrichtigen Schiller ein kleiner Verstoß passiert: er hatte den Herzog das Glück aus dem Auslande bringen lassen und unwillkürlich verraten, daß er schon damals nach der glücklicheren Pfalz schielte. „Dort zog er hin, wo Menschen glücklich heißen." Das war in Württemberg mehr als ein Fehler, das war ein Verbrechen; und der Censor fand mit Fug und Recht den Ausdruck dieser Strophe so stark, daß er sein Imprimatur versagte und daß die paar Zeilen trotz ihrer Unentbehrlichkeit für den Sinn einfach weggelassen wurden. Welcher schneidende Hohn auf die württembergischen Zustände: die Räuber läßt man passieren, und das Gedicht auf die Wiederkunft des Herzogs wird verstümmelt! Auch sonst soll Schiller mit dem Censor, welcher keineswegs bloß das politisch Anstößige beanstandete, sondern auch eine moralische und religiöse Censur übte und selbst aus ästhetischen Gesichtspunkten das allzu Grelle und Starke zu beschneiden wünschte, seine liebe Not gehabt haben. Rektor Volz duldete keinen Ausfall auf die in Württemberg allmächtigen Pfaffen, und er haßte besonders die Kraftworte der jüngeren Generation; die Elegie auf Weckerlin hat er mit einer ganzen Reihe von Anmerkungen ausgestattet. Bei Gelegenheit der Ode auf die Wiederkunft des Herzogs oder auch ein anderes Mal soll Schiller so arg mit ihm übereinander geraten sein, daß der Censor ihm die Thüre wies.

Von einer Zeitung des absolutistischen Jahrhunderts wird man

keinen sicheren politischen Standpunkt und keine feste Überzeugung in politischen Dingen erwarten. Hofnachrichten nehmen in der Politik natürlich die erste Stelle ein, und jede Wohlthat Karls wird, „so lange noch Dankaltäre rauchen", sofort in dem geschmacklosen württembergischen Curialstil zur Kenntnis gebracht. Aber mehr als die Person des Schwabenherzogs tritt doch die edle Gestalt des Kaisers Josef in den Vordergrund, von dessen Menschenfreundlichkeit, Herablassung und wahrer Leutseligkeit die Zeitung ihren Lesern nicht genug einzelne Züge vorführen kann. Es war ein bedeutsamer politischer Augenblick, in welchem Schiller die Feder des Journalisten führte. Der Tod Maria Theresias und der amerikanische Freiheitskrieg setzten Deutschland und ganz Europa in Aufregung; am meisten die Schwaben, deren politische Sympathien damals auf eine harte Probe gestellt wurden. Dasselbe England, welches ihnen bis dahin immer als das Ideal einer freiheitlichen Staatsverfassung und Regierung vor Augen stand, mußten sie nun die amerikanischen und ostindischen Unterthanen knechten sehen. Ohne eine feste Stellung einzuhalten, kann die Zeitung Schillers ihren Spott über den gesunkenen britischen Löwen nicht unterdrücken, und wiederholt ergreift sie in dem Seekriege, welchen England damals mit Spanien und den Niederlanden führte, die Partei seiner Gegner.

Die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" dienen der Aufklärung in Schwaben, trotzdem sie von einem Kraftgenie herausgegeben wurden. Gegenüber den Wundermännern, welche damals Tag für Tag als Goldmacher, Erfinder von Flugmaschinen u. s. w. auftraten, verhält sich die Zeitung mit skeptischer Ironie. Wie Schiller in seiner medizinischen Abhandlung sich dem Physiognomiker Lavater als Ungläubiger gegenüberstellt, so kanzelt er hier eine Straßburger Korrespondenz in aller Form herunter, welche den Schwindler Cagliostro zwar nicht als Wunderthäter, aber nach der sentimentalen Auffassung des Jahrhunderts als einen Menschenfreund von der Art Christi betrachtet hatte. Das ist zum Teil die Vorsicht des Schwaben gegenüber allem Excentrischen, welche doch wiederum nur aus der Furcht allzu leichter Hingabe stammt und die Schwaben auch vor dem Teufelsbanner Gaßner gewarnt hat: es ist derselbe Widerspruch, welcher Schiller selber einmal so mächtig zu Klopstock hin- und dann wieder eben so mächtig von ihm abzog; oder welcher den Dichter von Kabale und Liebe in den Spalten unserer Zeitschrift für

gesunde Heiraten, welche durch das Los ohne viel Courmachen und ohne viel Sentimentalität zu stande kommen, mit jovialem Humor ein Wort einlegen läßt. Das ist aber ebenso wie die Bekämpfung des Aberglaubens aller Art der Einfluß des Mediziners, als welchen sich Schiller in diesem Wochenblatt wiederholt verrät. Er macht Vorschläge für das niederliegende Hebammenwesen, er will die Bedeutung der Elektricität für die Heilkunst erörtert sehen, er berichtet über seltene Krankheiten und Heilerfolge: freilich mitunter auch in dem derb witzelnden und spottenden Ton, in welchem die Ärzte in der Anthologie mißhandelt werden . . . . Aber ebenso wie der Aufklärung kommt die Zeitung auch dem empfindsamen und humanitären Zug des Jahrhunderts entgegen. Züge der Großmut und Edelmut werden nicht bloß von Fürsten und Vornehmen sondern nach Mösers Aufforderung noch eifriger von Unbekannten und Niedrigen berichtet, und die Rubrik der Wohlthäter der Menschheit, der Menschenfreunde u. dgl. ist fast in jeder Nummer durch ein Beispiel vertreten: selbst der ostafrikanische Menschenfreund fehlt hier so wenig, als bei den Dramatikern der Zeit der großgesinnte Wilde. Auch hier meldet sich indessen gelegentlich, als Warnung vor dem Überschwang, der Geist der Parodie: nachdem die Geschichte von einem uneigennützigen Wegweiser, welcher sich noch dazu als ehrlicher Finder ein Verdienst erwirbt, einer bairischen Korrespondenz nacherzählt ist, stellt der Redacteur in einer folgenden Note die nüchterne Wirklichkeit drastisch daneben; einer seiner Freunde habe gleichfalls in Baiern den Weg verfehlt und anstatt der erbetenen Auskunft die Weisung erhalten: „Wenn's den Weg nicht weißt, kannst z'Haus bleiben".

Aber auch Schillers eigene Neigungen und seine Individualität verraten sich nicht selten, wenn man diese Blätter durch die Finger laufen läßt. Zwar die Vorliebe für die Kunststücke der Diebe und Langfinger aus der Schule des Cartouche sowie das Interesse an Galgen und Rad war damals allgemein verbreitet, und Schiller rechnete hier, wie als Dichter der Räuber, nur mit seinem Publikum, welchem er von dieser Dosis kaum zu viel geben konnte. Aber die Neigung zu dem spielenden Rechnen mit großen Zahlen und zum mathematischen Kalkul, von welcher später manche Seite seines Kalenders Zeugnis giebt, offenbart sich schon hier, wenn er nicht bloß die Stärke aller europäischen Armeen und ihre Erhaltungskosten oder die Einkünfte der englischen Staats-

männer summiert, sondern auch ironischer Weise so chimärische Berechnungen anstellt, wie zum Beispiel über den jährlichen Reingewinn eines Goldmachers. Dank dem schlechten Stil seiner Korrespondenten und Quellen sind auch seine eigenen Beiträge unschwer herauszufinden, und sie führen uns meistens in ihm geläufige Gedankenkreise oder Situationen. Während seine Gewährsmänner sich begnügen, an die schlecht erzählte rohe Thatsache einen sentimentalen oder witzigen Schlußsatz zu knüpfen, ist für Schiller die Erzählung oder der Bericht Selbstzweck. Er ist ausführlicher und lebendiger; er nimmt wärmeren Anteil an den Dingen und Personen. Bloße Anekdoten werden unter seiner Hand zu kleinen Erzählungen, in welchen er mitunter auch dramatische Effekte zu erzielen sucht. Wenn er die Geschichte des Grafen von P** erzählt, welchen seine Braut in dem Augenblick wiederfindet, als er von einer Kugel durchbohrt wird, da vergißt er nicht, tragische Ironie anzubringen und die Schönheit der Geliebten gerade in dem Augenblick recht zu betonen, wo sie für den Helden auf immer verloren ist. Er erzählt uns im Ton des Werther die Geschichte eines jugendlichen Selbstmörders, und stellt als rechter Schüler Abels auch politischen Charakteren die Alternative Brutus oder Catilina, an welcher seine tragischen Helden scheitern. In der Gräfin Cornwallis schildert er die verzehrende Angst der Gattin um den in den Krieg gezogenen Gemahl mit eindringlichen Tönen: es war die Situation, in welcher Schillers Mutter so lange verharrte und welche in der Abschiedsscene zwischen Fiesco und Leonore ausgemalt wird. Auch das Thema von Kabale und Liebe, die Heirat aus bloßen äußeren Rücksichten, wird in dem Bericht über eine englische Sekte berührt, welche die Ehegatten durch das Los für einander bestimmen läßt. Wie in der Anthologie, finden wir auch hier, diesmal in Anekdotenform, die üblichen Sticheleien auf die Frauen, auf die alten Weiber und auf die putzsüchtigen jungen. Und der aufgeknöpfte, derbcynische Ton, welchen das Kraftgenie und der Mediziner in den Vorreden führt, sucht auch hier seine Wirkung bei den unteren Kreisen der Leser.

In demselben Jahr, in welchem Schiller diese Zeitung redigiert hat, schrieb er „Die Journalisten und Minos", mit welchen er im folgenden seine Anthologie eröffnete: in der Unterwelt ist eine Wassersnot entstanden, weil ein Schwarm von Autoren sich seine Tintenfässer angefüllt und Styx und Lethe vertrocknet hat. Minos läßt ihnen

durch seinen Hund die Daumen abbeißen: „Und nun, ihr guten Christen, Beherziget den Traum: Fragt ihr nach Journalisten, So sucht nur ihren Daum!“ Das ganze Gedicht aber kleidet Schiller in die Form eines Artikels der Zeitung aus der Unterwelt ein, auf welchen ihn eine „Randgloß“ (solche Marginaltitel heben auch in den „Nachrichten“ das Wichtige für das Auge heraus) aufmerksam gemacht habe. Denn: „Sonst frag' ich diesem Essen Wo noch kein Kopf zerbrach, Dem Freicorps unsrer Pressen, Wie billig, wenig nach.“ Die Zeitung, deren Herausgeber so gering von seinem Handwerk dachte, ist mit dem von ihm redigierten Jahrgang eingeschlafen; aber im folgenden durch eine andere: „Der über Land und Meer dahin eilende Merkur“ ersetzt worden. Im Jahre 1785 entstand aus der Mäntlerischen politischen Zeitung der „Schwäbische Merkur“ von Elben, welcher bekanntlich noch heute erscheint.

Dennoch ist Schiller im folgenden Jahre noch einmal als Herausgeber eines schwäbischen Provinzialorgans aufgetreten. Mit dem Jahrgang 1780 hatte Haugs Magazin aufgehört, monatlich zu erscheinen. Aber unter dem, an jene älteste Programmschrift des Herausgebers erinnernden Titel „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ wurde es in zwangloser Folge und ohne festen Termin fortgesetzt: drei bis vier Bändchen, welche zusammen den Umfang der früheren zwölf Monatshefte ausmachen und dieselben vier Rubriken (Aufsätze, Recensionen, gelehrte Neuigkeiten und Avertissements) enthalten sollten, wurden alljährlich versprochen. Im übrigen vertauschte die Zeitschrift nur den ursprünglich württembergischen Verleger mit einem reichsstädtischen (Stage in Augsburg) und wollte sich noch mehr, als dies schon in den letzten Jahrgängen des Magazins der Fall war, auf die Litterarhistorie, besonders die vaterländische, einschränken; alles übrige sollte nur um der Mannigfaltigkeit und Abwechslung willen Aufnahme finden.

Schiller, welcher außer seinen Jugendgedichten auch prosaische Aufsätze für das Magazin geliefert haben soll, welche ich nicht wiederzufinden vermag, hat sich selber mit einer Recension von Stäudlins Aeneis und Gedichten an dieser Fortsetzung desselben beteiligt; auch sein Freund Petersen, welcher öfter genannt wird, scheint einige bibliographische Notizen, welche nur aus der Stuttgarter Bibliothek stammen können, und vielleicht auch jene lobpreisende Anzeige der Räuber beigesteuert zu haben,

welche Schillers Talent zum ersten Mal im Stile der Genies den Schwaben verkündigte. Die Sprache der Stürmer und Dränger kommt jetzt überhaupt in den Recensionen und Kritiken des fortgesetzten Magazins wiederholt vor. Auch die Prüfungsarbeiten von Schiller und Hoven finden eine gelegentliche Berücksichtigung. Aber dem, mit seinem Herausgeber immer mehr alternden und veraltenden Organ konnte selbst der Beitritt der stürmischen Jugend kein neues Blut mehr einflößen. Der größte Teil des Inhaltes ist langweilig und besteht aus bloßen Excerpten oder Auszügen: das ganze zweite Stück behandelt fast nichts anderes als Fragen des Landbaues und der Ökonomie und wird mit Auszügen aus den Programmen der Universität Tübingen vollgestopft. „Die Herausgeber", welche schon das alte Magazin ohne rechte Lust an der Sache und bloß aus äußeren Beweggründen gefristet hatten, machten auch jetzt aus ihrer Bereitwilligkeit kein Hehl, die Feder niederzulegen, sobald die zur Universität erhobene Karlsschule eine eigene gelehrte Zeitung haben werde. Sie brauchten gar nicht so lang zu warten: denn schon, als nach dem Erscheinen von drei Heften der erste Band Ende Februar 1782 vollständig vorlag und noch ehe die Fortsetzung in Angriff genommen wurde, erschien im Sommer 1782 eine Vierteljahrsschrift mit der gleichen Tendenz: „Wirtembergisches Repertorium der Literatur"; und nun erklärte Haug im August 1782 in der Stuttgarter Zeitung, daß er mit Rücksicht auf das neue Organ und anderer Geschäfte halber sein Blatt künftig nur „nach Convenienz der Verfasser" fortsetzen werde. Er trat also freiwillig zurück und räumte seinem Schüler das Feld, welchen er einst selbst beim Publikum eingeführt hatte.

Schillers Repertorium, dessen Titel vielleicht dem Eichhornischen „Repertorium der morgenländischen Literatur" nachgebildet ist, setzt also indirekt das Haugische Magazin fort. Aber gegenüber diesem, welches alle Wissenschaften und zuletzt besonders die Theologie berücksichtigte, kündigt Schillers Vorbericht ein vorwiegend schönwissenschaftliches Organ an: Ausbildung des Geschmackes, angenehme Unterhaltung und Veredlung der moralischen Gesinnungen werden als Hauptabsicht der Herausgeber genannt. Nur diejenigen Wissenschaften, welche auch in den belletristischen Zeitschriften jener Zeit, in Wielands Merkur oder in Boies Museum Zutritt hatten, werden auch von den Herausgebern des Repertoriums

berücksichtigt: Philosophie, Ästhetik, Geschichte. Aber sie wollen erstens strenger und schärfer als ihre ungezählten Brüder und Vorgänger darauf achten, was der Auswahl oder der Behandlung nach auf allgemeines Interesse Anspruch erheben darf: sie sehen mit der gleichen Verachtung auf abgedroschene Meinungen und auf „fakultätische Aufsätze“ herab. Und sie haben zweitens, wie Schubarts Teutsche Chronik und Haugs Magazin je länger je mehr Provinzialorgane wurden, ihr Werk nicht für das große deutsche Publikum überhaupt sondern für Württemberg im besonderen angelegt. Auf die württembergische Litteratur wurden, wie in den letzten Jahrgängen des Magazins, die kritischen Besprechungen von vorn herein eingeschränkt, welche nach der Absicht der Herausgeber jedes Stück in einem Anhang („Wirtembergische Bibliothek“) enthalten sollte. Und ebenso war für jedes Stück die Biographie eines „merkwürdigen“ Württembergers bestimmt: wobei recht nach dem Sinne Mösers und Rousseaus bürgerlichen Verdiensten der Vortritt vor den gelehrten zuerkannt werden sollte. Namentlich wurden die Leser aufgefordert, vaterländische Anekdoten und Lebensgeschichten „im Stillen verdienter“ Männer einzusenden.

Jedes Vierteljahr sollte ein Stück von ungefähr zwölf Bogen erscheinen. Aber dem ersten, welches im Sommer 1782 ausgegeben wurde, ist in demselben Jahre nur noch ein zweites gefolgt; als im Frühjahr 1783 das dritte Stück erschien, hatte Schiller seinem schwäbischen Vaterland längst den Rücken gekehrt. Das Titelblatt zeigt einen Spiegel, in welchem alle Strahlen zusammentreffen: ein offener Spiegel des Lebens, als welchen einer der Schillerischen Aufsätze das Drama betrachtet, sollte auch das Repertorium sein. An Stelle des Verlagsortes und des Verlegers finden wir wiederum das verhängnisvolle „Auf Kosten der Herausgeber“; diese bleiben ungenannt und verbergen sich wie ihre Mitarbeiter hinter Chiffren. Die Einsender vaterländischer Beiträge werden auf freies reichsstädtisches Gebiet irregeführt; sie haben sich an die Eckebrechtische Handlung in Heilbronn oder an die Stettinische in Ulm zu wenden, offenbar um den Chikanen der Censur auszuweichen. Auf dem Titelblatt und im Vorbericht ist von den Herausgebern immer in der Mehrzahl die Rede, wie auch Haug niemals im eigenen sondern im Namen einer Gesellschaft von Mitarbeitern das Wort führte: seit den moralischen Wochenschriften war dies eine übliche Ausdrucksweise. So betrachteten trotz derselben nicht bloß Schillers Jugendfreunde sondern

auch Schiller selbst das Repertorium als sein alleiniges Werk. Soll er wirklich Gehülfen in der Redaktion gehabt haben, so kommen nur Petersen und Abel in Betracht, von welchen der letztere aus einem Lehrer sein Freund und Berater geworden war. Diese beiden aber finden wir auch im dritten Stück wieder; und doch unterscheiden sich die „gegenwärtigen Herausgeber dieser periodischen Schrift“ ausdrücklich von den „ersteren Besorgern“ derselben. Die „Anzeige“ dieser neuen Herausgeber ist wieder im Pluralis abgefaßt: in dem Nachtrag am Schlusse meldet sich trotzdem „Der Herausgeber“ zum Worte, welcher also doch nur einer ist. Da nun ein bestimmtes äußeres Zeugnis für die Beteiligung anderer an der Redaktion gänzlich fehlt, so dürfen die beiden ersten Stücke als eine Publikation Schillers gelten, welcher nach der Sitte der Zeit als Herausgeber und Vorredner zugleich auch im Namen seiner Mitarbeiter das Wort führt.

Dürften wir freilich den zahlreichen Chiffren Glauben schenken, hinter welchen sich die wenigen Mitarbeiter des Repertoriums zu verbergen suchen, so wäre Schiller allerdings von einem ganzen Generalstab von Litteraten umgeben gewesen. Aber wir finden hinter denselben bald die bekannten Gesichter seiner Jugendfreunde wieder, die ihm schon einmal in der Anthologie gute oder vielmehr schlechte Dienste geleistet hatten. Es fällt auch nicht schwer, mit Hülfe äußerer und innerer Zeugnisse verschiedene Chiffren auf eine und dieselbe Persönlichkeit zu beziehen. Am tapfersten hat sich hier, wo der Bibliothekar seine Lesefrüchte anbringen konnte, Petersen zu ihm gehalten, welcher hauptsächlich die Geschichte vertritt. In der Philosophie erwies sich Abel als hülfreicher Freund. Hoven lieferte einmal einen kleineren Beitrag, und Scharffenstein bot Schiller einen kurzen Dialog willig zur Überarbeitung dar. Was Schillers Lehrer, Schott, welcher in Gradmanns Gelehrtem Schwaben als Mitarbeiter genannt wird, und der Jugendfreund Schillers, welchen Huber später als Postkommissär in Köln wiederfand, beigesteuert haben sollen, vermag ich nicht zu erkennen. „Die Herausgeber des Repertoriums“, je weniger sie sich selber nennen durften, sind um so mehr darauf aus, für ihr unbekanntes Provinzialblatt Namen zu werben und flunkern nicht ungern mit litterarisch bekannten Persönlichkeiten. Der Beitrag, welchen sie aus der Feder der bedeutendsten Frauenschriftstellerin jener Tage veröffentlichen, wurde von dieser, sicher nicht um in das

Repertorium eingerückt zu werden, an einen Freund, den Sekretär Tux in Stuttgart, geschickt und „ist dem Herausgeber zufälliger Weise zu teil geworden." Ein Gedicht auf die „Messiade", welches hinter zwei Sternchen den Namen des Gefangenen auf dem Asperg verbirgt, ist gleichfalls auf nicht ganz erlaubte Weise in das Journal gekommen: Schiller, welcher schon in die Anthologie eine Ode Schubarts anonym aufgenommen zu haben scheint und noch später ungedruckte Gedichte von ihm besaß, mußte sich am Schluß des zweiten Stückes entschuldigen, daß es bereits gedruckt und nur durch ein Versehen eingerückt sei. Und so bleiben von den Größen, welche außerhalb des Kreises der Jugendgenossen stehen und sich freiwillig an dem Repertorium beteiligt haben können, nur zwei Fachmänner übrig, von denen der eine kein Litterat war: der biedere Landbaumeister Jakob Atzel, der sich hinter der Chiffre J. A**l oder J. A—l verbirgt und noch am dritten Stück mitgearbeitet hat; der andere, welcher seinen wichtigen Artikel über die Geschichte der deutschen Dichtkunst mit „Schmidt" unterzeichnet, ist wohl in Johann Caspar Schmid, dem späteren Verfasser des schwäbischen Idiotikons zu suchen, der damals gleichfalls erst 26 Jahr alt war.

Eine mit Entschiedenheit behauptete Tendenz wird man auch von dem „Wirtembergischen Repertorium" vergebens erwarten. Zwar wird, anknüpfend an eine prophetische Vision im Stile Klopstocks in welcher Sophie La Roche die Unternehmungen Kaiser Josefs gegen das Papsttum voraussieht, sofort recht im aufklärerischen Sinne vorgeschritten und der unorthographische Brief eines schwäbischen Paters als Beitrag zur gegenwärtigen „Mönchshistorie" bloßgestellt. Zwar fällt auch gelegentlich gegen die Tyrannen, und zwar gegen denjenigen unter ihnen, welchen „die Herausgeber" am besten kannten, ein Stich: denn nur auf den berühmten Kanzelwiderruf des Herzogs Karl konnte es zielen, wenn einer der Aufsätze von Kaiser Max dem Ersten rühmte, daß er seine gleiche Menschlichkeit nicht in die trügende Hülle der monarchischen Gravität versteckte und nicht heuchelnd, aus Lobsucht oder mit Tücke, sondern aufrichtig und redselig seine Schwächen bekannte. Recht im Sinne Rousseaus wird dann wieder gegen den neumodischen Erziehungsgeist geeifert, welcher die Kinder mit Anleitungen zu unfruchtbaren Wissenschaften überschüttet und dem Verfasser des Artikels so arg wie eine Landplage vorkommt. Und dieses Thema, die Opposition gegen tote und nutzlos scheinende Gelehrsamkeit

und Wissenschaft, gehört zu den beliebtesten des Repertoriums. Nur daß auch der Name eines Originalgenies nicht mehr in derselben Währung steht wie in den siebziger Jahren und daß „die Herausgeber“ mitunter gezwungen sind, an dem eigenen Fleisch zu thun, was nur den Brotgelehrten gilt. Recht ergötzlich hat in den „Wirtembergischen Briefen“ gewiß kein anderer als Hoven das Treiben der Mediziner durchgelassen, die zugleich Originalgenies sein wollten. Als bloßen Berichterstatter führt er einen empfindsamen Reisenden ein, welcher seine Beobachtung den alltäglichen Dingen des württembergischen Land- und Dorflebens zugewendet hat. In dem Wirtshaus einer kleinen schwäbischen Stadt sieht dieser einen Fremden eintreten, welcher alles durcheinander wirft, zertritt und beschmutzt; mit Händen und Füßen um sich schlägt; mit schäumendem Munde von Thatendurst, Weltschöpfung und Weltzerstörung, von Undank der Menschen redet; jegliche Art von Gelehrsamkeit und Wissen verachtet; den Ruf nach Natur gegenüber der elenden, entnervten Jungenwelt erhebt; und sich in keinem Augenblick eine flüchtige Begierde versagen kann. Der Physikus will ihm als einem Verrückten zur Ader lassen: aber der junge Praktikus des Städtchens L(udwigsburg?), der wie Hoven und Schiller als Jünger Brendels viel von Nerven und Nervensaft redet und Haller verachtet, welcher ferner wie unsere jungen Mediziner nebenbei auch Komödien und Romane schreibt, erkennt in dem Fremden sogleich den Verfasser des ersten deutschen Originalromans, den Feuerkopf, das Originalgenie. Es darf uns nicht beirren, daß hier auch einmal die Kehrseite erscheint und die Lehre ausgesprochen wird: alles was man bisher für ein Zeichen der schmutzigsten Unflätigkeit, der thörichtesten Einfalt, der bestrafenswürdigsten Leichtfertigkeit gehalten habe, sei nach der neuesten Mode das rechte Kennzeichen eines Genies. Trotz der ungünstigen Schilderung des jungen litterarischen Arztes ist doch der Physikus des Ortes unverkennbar noch ungünstiger geschildert, und es ist vielleicht nicht ohne besonderen Grund, daß das Blatt, welches seine Schilderung enthält, umgedruckt und ein Karton eingelegt werden mußte. Denn Hoven stand in Ludwigsburg gleichfalls unter einem Physikus, welcher ihm, ehe er zu einer ergiebigen Praxis gelangen konnte, viel zu schaffen machte; auch ihm mochte das Vorurteil der älteren Generation seine dichterischen Versuche und die Freundschaft mit dem Originalgenie entgegenhalten, welches die Räuber verfaßt hatte.

Aber die Herausgeber des Repertoriums hatten wenig Grund, gegen Brotwissenschaft und Gelehrtenkram zu eifern: sie hatten die unfruchtbare Brotgelehrsamkeit, das tote Wissen, das leere Notizensammeln ohne höheres Ziel, die gelehrte Taglöhnerei gerade recht in ihrer Mitte. Und just derjenige, welcher am lautesten dagegen eiferte, ist auch der, welcher am meisten darin gesündigt hat. In den eine Epoche einleitenden „Blättern von deutscher Art und Kunst" hatte Herder auf die Sitten der alten und der wilden Völker die Aufmerksamkeit gelenkt: vieles, was die Aufklärung als Vorurteil bezeichnet hatte, betrachtete man nun, indem man die temporalen und lokalen Faktoren bei dem individuellen Entstehen zu berücksichtigen verstand, aus einem ganz anderen Gesichtspunkt. Auch die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Provinzen Deutschlands fielen jetzt ins Auge. Das Wirtembergische Repertorium kam, indem es sich als Provinzialorgan bekannte, nur der Aufforderung nach, welche Justus Möser in den Fliegenden Blättern Herders mit den Worten gegeben hatte: daß jeder seine eigene Provinz erleuchten sollte, um sie einem großen Geschichtschreiber der Deutschen künftig in dem wahren Lichte zu zeigen. Jedes Detail, aus alten Büchern aufgelesen; jede Anekdote, dem Volke abgelauscht, konnte aus diesem Gesichtspunkte von Wert sein. Alles beeiferte sich damals in diesem Sinne, Materialien zu einem künftigen Bau herbeizuführen. Auch das Wirtembergische Repertorium dient diesem Zwecke, welchen es wiederholt deutlich ausspricht und welcher eine doppelte Aufgabe ankündigt. Denn das letzte Ziel ist unter diesem Gesichtspunkt ein allgemeines und nationales; zu welchem das Provinzielle und Partikulare nur hinführen soll.

Von der ersten Seite eröffnet auch das Magazin weite Ausblicke auf eine deutsche Geschichte und Litterärgeschichte, wie sie den Schwaben überhaupt geläufig waren. In Schwaben waren die umsichtigsten Vertreter der deutschen Reichsgeschichte zu Hause: die beiden Moser, Datt aus Eßlingen, Häberlin aus Ulm. In Schwaben schrieb eben damals M. Ignaz Schmidt seine Geschichte der Deutschen. Seit der Regierung Josefs II. traten auch hier die nationalen Ideen immer mehr hervor; und um deutschnationalen Sinn unter seinen Landsleuten zu stärken, hatte Schubart seine Teutsche Chronik herausgegeben. In diese Richtung schlägt nun auch das Wirtembergische Repertorium ein. Jener andere Schmidt handelt ganz im Sinne Herders und Mösers über die Frage, warum die

Deutschen noch keine gute Geschichte ihrer Dichtkunst, geschweige ihrer Wissenschaft hätten. Er antwortet: weil der Geist des wahren Fleißes von uns gewichen ist, weil niemand mehr die ungeheure Belesenheit besitzt, welche dazu gehört. Und wie Herder und Möser die Arbeit dem Genie erspart oder erleichtert wissen wollten, so trennt auch unser Schmidt die Vorarbeiten von der eigentlichen Leistung ab: ein litterarisches Lasttier oder ein in die Sache verliebter Narr müßte zuerst viele Jahre gedruckte und ungedruckte Denkmäler zusammenschleppen und dann ein Mann von Einsicht sie zu einem Ganzen verarbeiten. Der längst verstorbene Eckhart schien ihm zu dem ersten, der eben verstorbene Lessing aber zu dem zweiten der rechte Mann gewesen zu sein. Die Handbücher von Schmied, Küttner, Plant dagegen genügen ihm so wenig, daß er, wiederum analog mit Herder und Möser, den Rat giebt, erst zehn bis fünfzehn Jahre die Quellen zu studieren und dann allmählich an eine Geschichte der Dichtkunst zu gehen. Es ist nicht zufällig, daß wir in einer schwäbischen Provinzialzeitschrift einen Mitarbeiter so kräftig für die Forderung einer deutschen Litteraturgeschichte eintreten sehen und einen andern (Petersen) wenigstens äußerlich in der älteren deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts so wohl bewandert finden. Denn in Württemberg trug sich Chr. Gottfried Böckh, Diaconus in Nördlingen, seit den sechziger Jahren mit dem Gedanken einer Geschichte der deutschen Dichtung, nachdem er sich sowohl in der Litteratur des Mittelalters als auch des 16. Jahrhunderts eine für die damalige Zeit seltene Belesenheit erworben hatte: im Jahre 1778 entwarf er den Plan einer Kritischen Bibliothek für die altdeutsche Litteratur, von welcher das Deutsche Museum des folgenden Jahres eine öffentliche Ankündigung brachte. Schubart stand mit Böckh in brieflichem Verkehr; und als dieser sich später mit Gräter zur Herausgabe der Zeitschrift „Bragur" verband, der ersten germanistischen in Deutschland, gehörte Petersen sofort zu den Mitarbeitern derselben. Petersen ist auch schon im Wirtembergischen Repertorium auf diesem Gebiete thätig und hatte seine „Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke", welche in demselben Jahre 1782 erschienen war, recht im Sinne Herders als einen Beitrag zur Geschichte der deutschen oder auch der altdeutschen „Art und Sitte" benannt. Und wie er dort wiederholt ebensogut auf die Sitten der wilden Völker als auf die der alten Deutschen Rücksicht nimmt, so ist er auch im Reper-

torium gleich zur Hand, das Aussetzen gebrechlicher Alter und unbrauchbarer Personen bei den wilden Völkern nicht aus Rohheit und Wildheit sondern aus Barmherzigkeit und Mitleiden zu erklären. Und das bleibt ein für allemal sein Gesichtspunkt: üble Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche, welche das Vorurteil der Aufklärung einfach verdammte, sucht Petersen nach dem Vorgang Herders zu erklären und zu rechtfertigen. So wollte er in jener Schrift die häßliche Nationalneigung der Deutschen zum Trunke nur im Zusammenhang mit ihrer Aufrichtigkeit und Treue, ihrer Redlichkeit und Vertrauensseligkeit beurteilt wissen. So findet er hier die Zweikämpfe der alten Deutschen freilich roh und seltsam: aber wohlbegründet in ihrem Begriff vom Recht der Stärke und in ihrer unbändigen Freiheitsliebe. Oder er liefert, nicht ohne den in der Anthologie so beliebten stichelnden Seitenblick auf das Einst und Jetzt, einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Frauenzimmers und handelt von ihrer Gewohnheit zu reiten oder von ihrer frühen Sucht sich zu putzen. Der Ausblick auf das ganze Deutschland, seine Geschichte und Kulturgeschichte bleibt dabei immer offen: von Kaiser Maximilian werden aus einem alten Folianten Briefe an Trithemius mitgeteilt; das Alter der deutschen Ölmalerei wird, ohne Beziehung auf Lessings Wolfenbüttler Beiträge, um das Jahr 1000 angesetzt. Es wird von einem ehrsamen schwäbischen Landbaumeister (Atzel), welcher offenbar aus Rousseaus Nouvelle Heloïse die Abneigung gegen die französische Gartenkunst gesogen hat und auch zu den englischen Parks kein Herz fassen kann, sogar das „Ideal eines deutschen Gartens" entworfen, in welchem zwei Wege die Pfade der Tugend und des Lasters symbolisieren und zugleich mit Waffen der alten Deutschen, Denkmälern der bedeutendsten Minnesinger, Götterstatuen aus der Edda u. s. w. in der Weise ausgestattet werden sollen, daß sie eine ganze Geschichte des menschlichen und besonders des deutschen Geistes vor Augen stellen könnten.

Zweitens aber findet im Repertorium, nach der Forderung Möjers, auch das Provinzielle und Schwäbische besondere Beachtung. Hier war demselben in Schwaben noch besser vorgearbeitet. Damals eben wurde die Geschichte Württembergs unter den Grafen und Herzogen von Sattler treufleißig bearbeitet, von dessen Sammellust bis 1781 elf Bände Zeugnis ablegten und welcher auch ab und zu im Schwäbischen Magazin von Haug erschien, in welchem die Landesgeschichte überhaupt hervorragende

Berücksichtigung fand. Noch eifriger aber begannen die Schwaben, immer noch durch den Vorwurf des Zurückbleibens gestachelt, ihre Litterärgeschichte anzubauen. Nachdem bereits 1717 Pregitzer seine Wirtembergia sacra herausgegeben hatte, erschienen in den ersten siebziger Jahren nach einander Hörners Schwäbisches Schriftstellerlexikon (1771), Mosers Wirtembergisches Gelehrtenlexikon (1772), und auch Böckh in seinen Forschungen auf dem Gebiete der älteren Sprache und Litteratur berücksichtigte besonders die engere Heimat. Haugs Interesse an der Gelehrtengeschichte, welches sich zuerst (1770) in einer gesamten Litterarhistorie der Alten vom Anfang der Welt bis 500 äußerte, schränkte sich später im Magazin fast ganz darauf ein, die litterarischen Verdienste der Württemberger im übrigen Deutschland zur Geltung zu bringen. Dadurch wurde das Magazin immer ausschließlicher Provinzialorgan und es begann, für die Geschichte, die Sprache und Litteratur seines engeren Heimatlandes zu wirken. In sprachlicher Hinsicht wird nicht bloß mehr für den Gebrauch der Muttersprache gegenüber dem toten Latein eingetreten, sondern hier kämpft auch Fulda, der Verfasser des Wurzellexikons, mit Unterstützung Nasts u. a., für das Oberdeutsche, speciell für die schwäbische Mundart gegenüber Adelung und seinem sächsischen Hochdeutsch. Schwaben soll an dem Aufschwung der deutschen Sprache auch seinerseits teilnehmen, und neben manchen Beiträgen lexikalischer und lautphysiologischer Natur wird die Forderung eines schwäbischen Idiotikons erhoben. Noch weit mehr beschäftigt sich das Magazin mit der schwäbischen Litterärgeschichte. Anfangs wirft es einen Blick in die Zeiten Eberhards I. zurück, wo Reuchlin, Melanchthon u. a. das Schwabenland in der Litteratur berühmt gemacht haben. Bald aber wird auch die Gegenwart berücksichtigt: nach dem Muster Gatterers überschlägt Haug in einem statistischen Überblick die extensive litterarische Größe Schwabens im Vergleich mit den übrigen deutschen Ländern; wobei sich, weil die Theologie den Ausschlag geben darf, sogar noch ein Überschuß herausstellt. Indem sich das Magazin später auf die Besprechung der schwäbischen Erscheinungen beschränkt und auch geschichtlichen Aufsätzen über die schwäbische Litterär- und Gelehrtengeschichte viel Platz einräumt, will es eingestandenermaßen eine Art von württembergischer Litterarhistorie werden. Wirklich enthalten die Jahrgänge 1777 und 1778 ein schwäbisches Schriftstellerlexikon, welches die Grundlage des späteren

Haugischen und eine wertvolle Vorarbeit für Gradmann bildet. Endlich kommt auch die württembergische Kunstgeschichte im Magazin zur Geltung; und über das Alter der Glasmalerei in Schwaben, über die ältesten württembergischen Holzschnitte und Kupferstiche wird wiederholt gehandelt.

Das Wirtembergische Repertorium, welches schon auf dem Titel und im Vorbericht seinen provinziellen Charakter betonte, ist hierin, mehr als sein schönwissenschaftlicher Beruf gestattete, der Nachfolger des Magazins geworden. Der Spott, welchem die Schwaben wegen ihrer späten Geistesreife, ihrer Unentschlossenheit und Plumpheit bei den übrigen Deutschen ausgesetzt sind, wird zwar als ungerecht bezeichnet, aber schon bei Schriftstellern des 16. Jahrhunderts aufgewiesen. Müssen sich württembergische Patres und Ärzte manche Sticheleien gefallen lassen, so stehen die Herausgeber doch sogleich wieder fest zu ihren Landsleuten, wenn „sächsische Marktschreierei das württembergische stille Verdienst“ zu verdunkeln bestrebt ist und etwa ein sächsischer Mechanicus die Hahnische Rechenmaschine, welche dieser um 9 Batzen feilbot, um 9 Gulden verkauft, indem er noch obendrein auf den Erfinder schimpft. In dem dritten Hefte hat dann später Fulda auch hier seine Stimme gegen das meißnische Deutsch, welches die Schüler Gottscheds als reine Schriftsprache durchgesetzt hatten, erhoben und damit den Streitpunkt berührt, in welchem die Provinzen sich immer am heftigsten befehdeten. Schiller selbst hat, abgesehen davon, daß er einmal den unorthographischen Brief eines wüttembergischen Paters festnagelte, an den Aufsätzen dieser Richtung keinen Anteil: doch ist es von Bedeutung, daß er niemals der altdeutschen Geschichte und Dichtung näher gestanden ist, als da er das Repertorium redigierte; und daß die volkstümliche Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts, deren Kenntnis auch etliche grobianische Stellen der Räuber erweisen können, ihm durch seinen Freund Petersen nahe gebracht wurde. Dieser ist hier der Hauptautor des Repertoriums. Hier konnte er seiner zerfahrenen, aber nicht unbedeutenden Belesenheit in der Quellenlitteratur besonders des 16. und 17. Jahrhunderts freien Lauf lassen, wobei er freilich gelegentlich auch abgeleitete Quellen plünderte oder dem durchsichtigen Anagramm Salomon von Golaw aufsaß. Miscellaneen, Anekdoten, Citatensammlungen, Zusätze, Nachträge — das ist sein schriftstellerisches Element; er verrät auch hier allenthalben den Bibliothekar,

welchem die Blätter durch die Finger laufen und nur Zufälliges im Gedächtnis haften bleibt. Denn nach der Möserischen Forderung tritt er schon in seiner Schrift über die Trunksucht ganz bescheiden als ein bloßer Handlanger und Herbeiträger vor das Publikum: ein Würdigerer werde vielleicht mit besserem Stoff und besserem Geist ein eigenes und vollständigeres Gebäude aufführen. Und im Repertorium spottet er zwar gern über den sehr gelehrten, aber sehr geschmacklosen und kurzsichtigen Schütze; aber auch seine eigene Absicht versteigt sich nicht höher, als „eine rechte Menge hieher gehöriger Stellen zusammen zu treiben“ und einem zukünftigen „vortrefflichen Kopf“ die Zumutung zu ersparen, daß er „alle die Misthaufen selber durchwühle, um hie und da eine Perle zu finden“. Die Bescheidenheit dieses Schriftstellers schont sich jedesfalls selbst nicht und sticht von dem Selbstbewußtsein und dem hohen Trachten seltsam ab, mit welchem sich Schiller überall über die Brotwissenschaft erhebt. Zu dem Vorbericht, welcher bloß schöngeistigen Inhalt und gewählte Form versprach, stimmte dieser Notizentand freilich schlecht. Petersen ist der geborene Anekdotenkrämer und zugleich auch ein Aufschneider, welchem der Herausgeber des Repertoriums einmal einen Possen gespielt hat. Eine Stelle in seinem Leben Andreäs, an welcher Petersen mit einer dem Dichter der Räuber geläufigen und anstehenden Hyperbel von einer „Million“ von Menschen sprach, hat er unter den Corrigenda auf ein bescheidenes „Tausend“ herabgestimmt.

Es war ein schöner Zug, welcher das Jahrhundert anleitete und drängte, das Andenken an edle Männer der Vergangenheit zu erhalten oder wiederherzustellen. Das Geschäft der „Rettung“ verkannter Größen wurde schwunghaft und selten ohne Erfolg betrieben. Möser in den „Patriotischen Phantasien“ empfahl, auch verdienten Privatpersonen mittelst der Buchruckerkunst Ehrendenkmale zu errichten, wie die Römer ihnen Bildsäulen aus Stein gesetzt hätten. Die Zeitungen wimmelten von humanitären Anekdoten und nicht bloß die Gelehrsamkeit mühte sich ab, auch Dichtungen wie Goethes Götz suchten das Andenken eines braven Mannes zu retten. Selbst der Dichter der Räuber hatte sich ja den Anschein gegeben, als ob er nur einen großen Namen wieder aufgefrischt hätte, welchen die Geschichte wegen der Schandthaten fallen ließ, die sich an ihn knüpften. Und wie nicht bloß der

feurige Herder den Männern, welche er als seine Vorgänger in der Gegenwart oder als seine Lehrer in der Vergangenheit betrachtete, litterarische Denkmäler errichtete, oder der enthusiastische Klopstock „Denkmale der Deutschen“ in seine Gelehrtenrepublik aufnahm, sondern auch der nüchterne Nicolai seinen Freunden ein „Ehrengedächtnis“ zu widmen liebte, so hatte, als ob es sich um eine historische Person handelte, auch der Dichter der Räuber seinem Karl Moor, mehr zur Warnung als zur Aneiferung, ein dichterisches „Monument“ gesetzt. Aber nicht bloß in Gedanken sondern auch wirklich und plastisch sollten jetzt Monumente ins Leben treten. Der Geschmack an würdigen, ernsten Grabmälern erwachte in Deutschland: einem Gellert, Kleist, Lessing sollten Steine gesetzt werden. Freilich flossen die Gelder nicht so rasch zusammen als die Herzen in einander schmolzen, und gerade mit dem Denkmal des Würdigsten unter allen (Lessings), um welches sich der Schauspieldirektor Großmann pietätvoll bemühte, machte man die schlimmsten Erfahrungen. Wie die litterarischen Denkmäler so oft bloße Torsi blieben, so spielte man mit den plastischen Monumenten oft bloß in Gedanken. Auch der Herzog von Württemberg hatte den Plan gefaßt, den verdientesten Köpfen Deutschlands in seinem Garten zu Hohenheim Denkmäler setzen zu lassen, welche weder von der Sonne beschienen noch von dem Wetter gebräunt worden sind: denn selbst das Denkmal Hallers, welches, der hohen Verehrung des Herzogs zufolge, von den Eleven der Kunstabteilung in der Militärakademie zuerst in Angriff genommen wurde, ist ein bloßes Modell geblieben. Mit dieser Absicht des Fürsten hängt aber wohl ein Aufsatz des Landbaumeisters Atzel in unserem Repertorium zusammen, welcher — natürlich wiederum bloß in Gedanken — einen „Versuch in Grabmälern nebst Proben“ entwirft und zu welchem Schiller die lateinischen Inschriften entworfen haben soll: ein Seitenstück und Gegenstück zugleich zu den Inschriften, die er einst für jenes Hoffest an die Hand gegeben hatte. Freilich waren die vier Männer, denen diese Proben galten, ihm mit Ausnahme des einzigen Luther kaum in ihrer vollen Größe verständlich. Die Zeit des Schwärmens für Klopstock war bei Schiller vorbei; Hallers Verdienste hatte er nie genug zu würdigen verstanden, und auch Keppler, für welchen die Begeisterung in der Akademie allerdings früh entzündet wurde, lag außerhalb seines Gesichtskreises. Für die Zukunft in Aussicht genommen wurden Kaiser Karl der Große,

Herzog Ernst von Gotha, Franz von Sickingen, Melanchthon, Leibnitz, Thomasius, Spener und Lambert, der Verfasser des neuen Organon; von Württembergern aber sollte neben Keppler und dem Herzog Christoph der berühmte Theologe J. V. Andreä seine Stelle erhalten. Das Gedächtnis dieses letztgenannten hatte Herder in seinen „Briefen über das Studium der Theologie" und durch einen Artikel im Deutschen Museum 1781 unter dem Versprechen erneuert, ihm künftig ein ausführliches litterarisches „Denkmal" zu setzen: in Schwaben hatte schon Haug diesen Hinweis lebhaft aufgefangen, und Petersen griff sofort nach der handschriftlichen Autobiographie des Mannes und spürte nach ungedruckten Briefen, um ihm auch seinerseits in der für die Biographien berühmter Schwaben offen gehaltenen Rubrik des Repertoriums ein „Ehrengedächtnis" zu stiften. An dieses schloß sich im folgenden Stücke, nachdem die Person des Andreä in den neuerdings zwischen Herder und Nicolai entbrannten Streit über die Rosenkreuzer hineingezogen worden war, ein angeblich aus Wetzlar eingeschickter und Wilhelmus ab Indagine unterzeichneter Aufsatz an, welcher scharf gegen Nicolai Partei ergreift. Und damit auch das stille Verdienst seinen Lohn und seine Rettung finde, wird unter den Lebenden ein „Landgeistlicher" zur Ehre eines Denkmals ausersehen: seit Rousseaus savoyischen Vikar galten die Landgeistlichen in den theologischen Schriften der Lavater und Goethe als die Vertreter der wahren und gemeinnützigen Frömmigkeit; möglich immer noch, daß Atzel oder Schiller im besondern den wackern Pfarrer Brechtel zu Schweigern bei Heilbronn vor Augen hatten, welcher dem Stadionischen Kreis angehörte und von Sophie La Roche gepriesen wurde.

Die wenigen medizinischen Anekdoten des Repertoriums werden wir gewiß eher geneigt sein, dem jungen Practicus Hoven als dem Regimentsarzt Schiller zuzuschreiben. Sein Interesse lebt auch hier erst bei der Philosophie auf, welche im Repertorium außerdem durch Abel vertreten wird. Die schottischen Philosophen liebten es, ihre Gedanken in Dialogform zur Darstellung zu bringen, indem sie einen Briefwechsel zwischen verschiedenartigen und verschiedendenkenden Freunden einleiteten: Mendelssohn ist ihnen in seinen „Briefen über die Empfindungen" gefolgt. Von da aus war nur ein Schritt weiter zur Form des mündlichen Dialoges; und wirklich finden wir diesen schon in Klopstocks „Gesprächen von der Glückseligkeit" zur Erörterung spekulativer Fragen verwendet. Abel läßt

im Repertorium nicht bloß einen Verehrer der Religion mit einem Zweifler sich unterreden und den Beweis für das Dasein Gottes in Leibnitzischer Weise aus der erhabenen Ordnung der Weltteile führen, welche eine Absicht oder einen Geist notwendig voraussetzt; sondern er teilt an der Spitze der ganzen Zeitschrift sogar ein paar Scenen aus einem recht hölzernen Drama mit, welche der unmittelbar folgenden Abhandlung zur Exemplifikation dienen sollen. Sie behandeln den Kampf zwischen Neigung und Pflicht, welcher sich in der Brust des Timoleon zwischen der Bruderliebe und der Vaterlandsliebe entspinnt, als er selbst den Rat zur Ermordung seines Bruders, des Tyrannen von Corinth, geben muß. Die Abhandlung, welche die auch Schiller geläufige Lehre von der Association stark in Anspruch nimmt, geht von der Würde der menschlichen Natur aus, welche besonders dort zu Tage trete, wo Pflicht und Neigung mit einander im Kampfe lägen. Am schwersten wird uns dieser Kampf, wenn eine geringere Pflicht auf Seiten der Neigung steht. So streitet in dem Fall des Timoleon eine edle und tugendhafte Liebe (die Bruderliebe) mit einer höheren Pflicht (dem Patriotismus): hier ist nur die „grausame Tugend" möglich und wie in Schillers erster Rede wird also auch hier der stoische Charakter der Tugend betont. Abel behandelt hier dasselbe Problem, welches er einst in der Militärakademie durch eine Stelle aus Othello zu illustrieren suchte und an welches sich für Schiller auch die Erinnerung an seine Bekanntwerdung mit Shakespeare knüpfte. Es hat ihn damals und später noch lang beschäftigt; und er hat auch einer der Abelischen Scenen eine entscheidende Situation des Fiesco entlehnt.

Auch Schiller selbst bedient sich im Repertorium wiederholt der Gesprächsform für philosophische Themen. Sogleich das erste Stück brachte seinen „Spaziergang unter den Linden", von welchem „vielleicht Fortsetzungen" in Aussicht gestellt werden. Wir haben beobachtet, wie gern sich Schiller im Leben einem Freund unterordnete, den er als einen reiferen betrachtete: so entwickelte er auch seine philosophischen Gedanken in Briefen des Julius an Raphael. Hier nun führt er uns wiederum zwei philosophische Freunde unter romanhaften Namen vor: Wollmar, der Ältere und Reifere, hat nicht ohne Grund den Namen aus Rousseaus Heloïse erhalten, während der Jüngere den seinigen vielleicht der in Goldsmiths Landprediger mitgeteilten Ballade von „Edwin und Angelina" verdankt.

Die beiden Freunde haben sich als echte Jünger Rousseaus in die Einsiedelei zurückgezogen, um die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens zu überdenken. Aber ihre Gedanken sind so verschieden wie ihre Charaktere: im letzten Grund ist es wiederum der Gegensatz der ernsten, strengen, stoischen und der heiteren, genußfrohen, epikuräischen Lebensauffassung, welcher auch in der medizinischen Dissertation und in der Anthologie durch unseren Dichter zum Ausdruck kommt. Edwin ist der Glückliche, der Frohe; Wollmar der Melancholische, der Trübe. Dem einen erscheint die Natur als die blühende Braut; dem andern als eine abgelegte, geschminkte Matrone, welche nur von dem Tode lebt und mit der Verwesung sich aufstutzt. Wir finden in Wollmars Gesprächen die Gedanken weiter ausgeführt, welche der Verfasser der Räuber in jenem Hamletmonolog bloß andeuten durfte. Die Betrachtungsweise, welche in der Natur nur ein ewig verschlingendes und ewig wiederkäuendes Ungeheuer sieht, ist dem Briefe Werthers vom 18. August entlehnt. Die Vorstellung, daß der Tod aus dem Leben wie aus seinem Keim erwachse, hat schon der Lauradichter aus dem Schlußkapitel der Dissertation entlehnt. Und wenn Wollmar dem Gedanken des Wechsels oder der Veränderung auf der Welt und im Leben bis in seine äußersten und drastischen Konsequenzen nachspürt, wenn er zu der Bonnetschen Palingenesie der Seele die Hypothese der Körperwanderung hinzufügt, so ist Hamlets Kirchhofsgespräch auch sein Vorbild gewesen. Wollmar neigt zum Materialimus; er sieht das Schicksal der Seele in die Materie geschrieben; er findet wie Karl Moor alles Höchste von unserer augenblicklichen Laune abhängig. Aber indem der Dichter diesem düstern Wollmar, der in allem nur das Grab der Vergangenheit sieht, in Edwin den frischen Genuß der Gegenwart gegenüberstellt, schränkt er den ersteren zugleich ein. Wo der eine nur das vergangene Glück sieht, freut sich der andere, daß es doch einmal gewesen sei; was den einen an den ersten Kuß seiner Juliette erinnert, das ruft dem andern, welcher sich hier deutlich als Verfasser der „Melancholie" verrät, nur den Verlust seiner Laura in die Erinnerung; und wenn Wollmar verzweifelt, jemals die Insel der Seligen zu erreichen, so giebt Edwin wohl das Ziel, aber nicht die Fahrt verloren. Hat jener düstere Wollmar die finstere Lebensanschauung des Karl Moor geerbt, so erkennen wir in Edwin den Vorläufer des philosophierenden Prinzen im Geisterseher, welcher jede Frage nach dem

Endzweck der Dinge als über die Sphäre des menschlichen Begreifens hinausgehend betrachtet und den Menschen mit seiner Thätigkeit, seiner Freude und seinem Genuß auf den Augenblick und auf den frischen Gebrauch seiner Kräfte verweist.

Derselbe Kontrast zweier entgegengesetzter Naturen liegt auch dem zweiten Gespräch: „Der Jüngling und der Greis. Versuch eines Nichtstudierten“ zu Grunde, welches Schiller wohl bloß nach einer Vorlage seines Freundes Scharffenstein überarbeitet hat. Er unterzeichnet den Artikel deshalb mit Schstn. und nennt den Verfasser einen „Nichtstudierten“, weil das Rousseausche Zeitalter gerade die ungelehrten und ungebildeten Autoren und Menschen für die tieferen und ursprünglicheren zu halten geneigt war. Nicht ohne Grund hat daher auch der eine der beiden sich unterredenden Jünglinge denselben Namen, welchen Schiller selbst im Bunde zwischen Selim und Sangir führte. Die fortstürmende Jugend (Selim), welcher der Thatendrang die Seele schwellt und die sich am brausenden Strom ergötzt, wird hier dem ruhebedürftigen Alter (Almar) gegenübergestellt, welches sich am sanften Gemurmel der Quelle labt und alle anderen Wünsche für eitel erklärt. Die Losung des kraftgenialen und des empfindsamen Jahrhunderts, welche Lenz so ungestüm in den Versen ausgesprochen hat „Hoffen, zagen, zittern bis aufs Mark Kann das Leben wohl verbittern, Aber ohne sie wär's Quark“: diese Losung ist dem Jüngling in den Mund gelegt, welcher die Zeit furchtsam zu vermeiden sucht in der er ohne Wunsch und ohne Hoffnung sein werde, welcher unaufhaltsames Streben als das Lebenselement der Seele bezeichnet und nichts von Genügsamkeit wissen will. „Ich weine, nur ein Mensch zu sein; ich jauchze, ein Gott sein zu können“: mit diesen Worten schwingt sich Selim über den Grundsatz des Dichters der Anthologie „ein Mensch sein“ hinaus. Wünschen und Streben erscheint hier als das Vorrecht der Jugend: nur die Hoffnung des Genusses beseligt, der Genuß selbst ist wie in der „Melancholie. An Laura“ der Tod. Das ist auch die Lehre Edwins in dem „Spaziergang unter den Linden“; und als der Alte hier, wie dort Wollmar, einwendet, daß die Jugend also einem Phantome nachjage, das am Ziele seines Wunsches verschwinde, da fällt auch hier die nämliche Antwort: das Ziel ist verloren, aber nicht der Weg; es mögen Phantome sein, wenn nur die Seele recht nach ihnen glüht. Und ohne sich geeinigt zu

haben, gehen hier wie dort die Freunde aus einander. Wir aber erkennen deutlich, das Schillers jugendliche Philosophie jetzt die Frage nach den letzten Zielen und Zwecken aufzugeben im Begriffe steht und sich dem handelnden und genießenden Leben nähern will. Äußere Ereignisse, welche ihm in den folgenden Jahren Zeit und Ruhe raubten, haben das Bedürfnis nach Selbstverständigung für jetzt zurückgedrängt: als er aber dann im Kreise Körners auf seine Theosophie des Julius zurückgriff, da war er mit derselben keineswegs mehr einverstanden; ohne daß er indessen, der Spekulation entfremdet, etwas Besseres an die Stelle zu setzen gewußt hätte. Erst im philosophischen Gespräch des Geistersehers entwickelte er die Gedanken weiter, welche in diesen beiden Gesprächen des Repertoriums bloß im Keim angedeutet lagen.

Diese Gespräche grenzen nahe genug an die poetische Form: eigentlich dichterische Stücke finden sich außer jenen unfreiwilligen Beiträgen Schubarts und der La Roche im Repertorium sonst nicht vor. Auch die Erzählung: „Eine großmütige Handlung, aus der neuesten Geschichte" darf nicht ganz als Dichtung betrachtet werden. Schiller verfolgt damit denselben Zweck, welchen Schubart in der „Geschichte des menschlichen Herzens", der Vorlage zu den Räubern, vor Augen hatte: er will durch eine wahre Geschichte auf das praktische Leben einwirken und eine nachhaltigere Wirkung erzielen, als die Schauspieldichter und Romandichter durch ihre, zwischen Teufel und Engel in der Mitte schwebenden Helden jemals erreichen. Die Geschichte, welche Schiller hier wohl nach Berichten der Frau von Wolzogen erzählt, hat sich unter Personen zugetragen, denen Schiller in späteren Zeiten noch nahe getreten ist: denn seine zukünftige Schwiegermutter war die Schwester der beiden rivalisierenden Brüder. In Familienbriefen wird die Geschichte freilich mit keiner Silbe erwähnt: nach ihnen ist der eine Bruder einfach deshalb nach Amerika gewandert, weil das väterliche Gut nicht zwei Besitzer ernähren konnte. Aber da sich die Sache auch nach Schillers Erzählung so sehr im Geheimen abspielt, daß selbst die zumeist beteiligte Frau die Lösung des Rätsels erst vor ihrem Tod einer Vertrauten mitteilt; da ferner die „Briefe des Herrn von Wurmb" an seinen Bruder und dessen spätere Gattin, Baronesse Christiane von Werthern, die Geschichte deutlich zwischen den Zeilen lesen lassen: ist an ihrer Thatsächlichkeit kaum zu zweifeln. Solche Verhältnisse zu dreien waren damals im Leben eben so häufig als

in der Dichtung, und man braucht nicht zu der Ausflucht zu greifen, daß Schillers Gewährsmänner oder gar er selbst das Motiv der Nouvelle Heloïse in ganz prosaische Verhältnisse hineingetragen haben. Wiederum führt uns hier der Dichter der Räuber zwei Brüder vor, welche sich in der Liebe zu einem und demselben Mädchen begegnen. Aber sie stehen sich nicht mehr als Engel und Teufel einander gegenüber: diesen Fehler der Schauspieldichter sollte ja die „wahrhaftige Erzählung" ausdrücklich vermeiden; sondern sie mühen sich beide auf gleiche Weise in dem schweren Kampf zwischen Pflicht und Neigung ab. Der eine der beiden Brüder kann seine Neigung nicht überwinden, trotzdem er (wie der Held in Rousseaus Nouvelle Heloïse) sich durch eine längere Reise von der Geliebten getrennt hat. Der andere, welcher den schweren Sieg über sich selbst erringt und entsagt, hat ohne es zu ahnen die Liebe des Fräuleins besessen, welches ihre Neigung erst auf dem Totenbett bekennt. Ein Selbstaufopferer ist zuletzt auch dieser Held Schillers . . . Das ist der Inhalt der ersten Erzählung Schillers, welche ein ihm geläufiges Thema, den Sieg der Pflicht über die Neigung, behandelt und in der kurzen, knappen, sprungweisen Art des Vortrages deutlich das Muster der Schubartischen „Geschichten" verrät. Das Heldenhafte der Charaktere spiegelt sich in den strammen, markigen Sätzen ab; bloß Thatsächliches wird vorgebracht; Handlung folgt auf Handlung. Nur einmal („Doch nein! davon wird das Ende reden!") ergreift der kluge Arrangeur der Thatsachen das Wort, welcher die Überraschung geschickt bis auf das Ende verspart. Hätte Schiller in diesem Tone zu erzählen fortgefahren, so wäre er jener Art der gegenständlichen Novelle näher gekommen, welche großen Dramatikern wie H. v. Kleist, Hebbel oder Otto Ludwig so oft gelungen ist.

Wie Schiller durch diese Erzählung auf das Leben einwirken und Vorbilder erhabener Empfindungen geben will, so steht er auch in dem Aufsatz „Über das gegenwärtige teutsche Theater" ganz auf dem moralisierenden Standpunkt, daß das Drama sich des Vorteiles der sinnlichen Darstellung, welchen schon die erste Vorrede zu den Räubern so hoch angeschlagen hatte, bloß zu dem Zwecke bediene, um reinere Begriffe von Glückseligkeit und Elend in die Seele zu pflanzen, die Leidenschaften seltener und die Tugenden zahlreicher zu machen. Diese Auffassung der Bühne ist noch ein Niederschlag der alten, vorlessingischen Auslegung des Aristoteles, nach welcher die Reinigung der Leidenschaften

darin besteht, daß der Zuschauer von den im Stück selbst vorgestellten Leidenschaften befreit wird und z. B. Richard III. zur Abschreckung von dem Ehrgeiz, Macbeth zur Hindanhaltung des Königsmordes dienen kann. In diesem Sinne handelte Sulzer in seinen vermischten Schriften „Über die Nützlichkeit der dramatischen Dichtkunst"; diesen moralisierenden Standpunkt teilte auch Schillers Lehrer Nast. Er war so sehr zum Gemeinplatz geworden, daß man die „gereinigte Schaubühne" sogar in theologischen Schriften bereits in Bezug auf die „Pflege einer guten Moral" der Kanzel an die Seite setzte. Die Theorie der Stürmer und Dränger, deren Dramen allenthalben eine tendenziöse Spitze gegen sociale Schäden wie gegen den Kindesmord, die Konvenienzehen u. s. w. kehrten, erwartete gegenüber den oberflächlichen Eindrücken der französischen Tragödie gerade von dem echten Drama tiefe moralische Erschütterung und nachhaltige sittliche Wirkung. Und so geht auch Schiller mit wahrem Behagen in seinem Aufsatz die erschütterndsten Dramen des deutschen Theaters durch — freilich nur um zuletzt einzusehen, daß es patriotische Eitelkeit sei, wenn der Theaterdichter sich für einen Lehrer seines Volkes halte. Er tröstet am Schlusse die theatralische Kunst mit dem Lose ihrer „würdigeren Schwestern", als welche ihm die Moral und die Religion gelten, und mit der tieferen Einwirkung auf die wenigen edleren Gemüter, während bei dem rohen Haufen doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit nachsumme. Diese ganze Anklage gegen das Publikum ist nur eine Wiederaufnahme der mit der ersten Vorrede der Räuber unterdrückten Ausfälle gegen das Publikum. Wenn aber nicht bloß dieses Publikum sondern in punktmäßiger Gliederung auch die Schauspieler, welche die Aufmerksamkeit nur auf ihre eigene arme Person zu lenken suchen, und zuletzt auch die Dichter selbst schuldig befunden werden, dann erscheint uns der ganze Aufsatz nur als die weitere Ausführung der Worte des Hamburgischen Dramaturgen: „Wir haben keine Dichter, wir haben keine Schauspieler, wir haben kein Publikum!" Und wenn Lessing gesagt hatte: wären wir erst eine Nation, so hätten wir auch ein Publikum; so variiert Schiller seine Worte folgendermaßen: „Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden". Seit jener Jeremiade des Dramaturgen und seitdem gar auch Rousseau in seinem Brief an d'Alembert so übel vom Theater gesprochen hatte, war der pessimistische Stand-

punkt hier der einzige geltende, und die Originalgenies setzten Lessings ernste und entschiedene Worte in eine Menge drastischer und cynischer Wendungen um: sie karikierten, verspotteten und äfften nach die Schauspieler, das Publikum und am allermeisten die französierenden Dichter.

Aber der Verfasser des Aufsatzes im Repertorium ist dem Hamburger Dramaturgen noch weiter verpflichtet. Die Stürmer und Dränger suchten alles Maß- und Formlose in ihren Produkten mit der Tendenz zu rechtfertigen. Da sie doch von dem Laster bloß abschrecken wollten, sollte es ihnen auch unbenommen sein, die Scheußlichkeit desselben „in seiner ganzen, Ekel und Abscheu erregenden Blöße" hinzustellen, wie einer der Wortführer sich ausdrückte. Eben deshalb, weil die französische Decenz dagegen Einspruch erhob, erklärten sie die französischen Tragödien für unwirksam und matt. Der Verfasser unseres Aufsatzes neigt gleichfalls zu diesen Naturalisten; er schilt, mit Vermeidung des gehässigen Wortes („Professoren ihrer Leidenschaft"), aber sonst in ganz ähnlichen Wendungen wie in der ersten Vorrede der Räuber, die französischen Tragiker altkuge Pedanten ihrer Empfindung; er findet den Naturmenschen in Frankreich durch den leidigen Anstand verschnitten und kann seine Freude nicht verbergen, daß Goethes Götz diese „Schleichhändler des Geschmackes" über den Rhein zurückgejagt habe. Aber wenn auch mit dem Herzen, so steht er doch mit seinem Urteil nicht geradezu auf der Seite der englischen und deutschen Dramatiker. Er sieht in diesen vielmehr nur das entgegengesetzte Extrem, nach welchem man der Natur ihre Scham aufdecke und ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Witzes vergrößere und die Helden gleich dem Goliath auf alten Tapeten für die Entfernung male. Natur und Wahrheit liegen seiner Meinung nach in der Mitte zwischen den beiden Richtungen; und was er für die der Franzosen geltend macht, läuft durchaus auf formale Gesichtspunkte hinaus. Der Dichter muß die krassen Züge mildern, die sich die Natur in ihren großen Wandstücken wohl erlauben darf, die aber nicht in das Miniaturgemälde eines menschlichen Dichters passen. Mit Anspielung auf eine bekannte Gellertische Fabel und ein ähnliches Gleichnis Friedrichs des Großen, sieht er den Menschen dem Universum wie die Ameise einem Palaste gegenüberstehen: sein kurzsichtiges Insektenauge überschaut nur den einen Flügel des Gebäudes und findet dort bloß Disproportionen, wo das Auge eines das

Ganze überschauenden höheren Wesens die Symmetrie an einem andern Teile gewahr wird. Für solche Ameisenaugen aber malt der Dichter eben: er hat deshalb nicht die scheinbare Disproportion des einzelnen Teiles, sondern in verkleinertem Maßstabe die Symmetrie des Ganzen zur Darstellung zu bringen.

Diese Anschauungen stammen aus der Schule Leibnitz', welcher das Kunstwerk überhaupt als ein verkleinertes Spiegelbild des Weltganzen betrachtet und die Schönheit in die Proportion der Verhältnisse legt. Deutlich lehnt sich Schiller an den Verfasser der Theodicee an, wenn er das Theater einen offenen Spiegel des menschlichen Lebens nennt, in welchem die Erscheinungen des Lebens, die merkwürdige Ökonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, in kleinen Flächen und Formen aufgefaßt sind. Hier wird die Aufgabe der Kunst recht im Sinne Leibnitz' und seiner Schule, und fast mit denselben Worten wie später im Hymnus „An die Künstler" ausgedrückt. Wir ersehen zugleich auch, daß es doch nicht bloß und allein Instinkt gewesen ist, wenn die Räuber von Seite der geschlossenen Form die übrigen Sturm- und Drangdramen hinter sich ließen, wenn insbesondere der Zusammenhang von Schuld und Sühne selbst in den Schicksalen der Nebenpersonen so deutlich ins Auge trat: mit Recht durfte Schiller im Jahre 1803 seine Jugendwerke nicht bloß als wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus sondern auch als unsichere Versuche einer anfangenden Kritik und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmackes bezeichnen. Aus demselben Leibnitzischen Gesichtspunkt wie Schiller beurteilt auch Mendelssohn in seinen philosophischen Schriften den Unterschied zwischen Kunst und Natur. Diese hat einen höheren, unermeßlichen Zweck, welcher sie oft nötigt, die Schönheit des einzelnen Teiles größeren Absichten zu opfern; der Endzweck des menschlichen Künstlers dagegen ist allein, die Schönheiten, welche in die menschlichen Sinne fallen, in einem beschränkten Bezirke darzustellen. Was die Natur in verschiedenen Gegenständen zerstreut hat, versammelt er in einem einzigen Gesichtspunkt, bildet sich ein Ganzes daraus und bemüht sich, es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn die Schönheit dieses begrenzten Gegenstandes ihre einzige Absicht gewesen wäre. So rechtfertigt Mendelssohn die Forderung, daß der Künstler nicht die Natur mit allen ihren Zu-

fälligkeiten einfach nachahme, sondern daß er sich über die gemeine Natur erhebe. Lessing im 70. und 79. Stück der Dramaturgie spricht sich ebenso auf Leibnitzische Weise und in deutlicher Anlehnung an Mendelssohn gegen den Grundsatz der bloßen Naturnachahmung aus. Die Gedanken, welche ihm selbst nicht gründlich genug erscheinen, wirft er dort ausdrücklich nur deshalb hin, um gründlichere zu veranlassen. Der junge Schiller, welcher sich auch in reiferen Jahren gern an solche Fingerzeige des Dramaturgen hielt, ließ sich diese Worte gesagt sein und machte sich hier sogleich an die Arbeit.

Aber in einem andern Punkte gehen seine Gedanken von denen seines dramaturgischen Lehrers aus triftigen Gründen weit auseinander. Es war nur konsequent, wenn Lessing, da er das Naturprinzip in der Kunst überhaupt einschränkte, auch die Schauspielkunst rein als Kunst und nicht als bloßen Naturalismus geübt sehen wollte. Im dritten Stück der Dramaturgie hat er die wichtige Frage erörtert, in deren Beantwortung sich damals bereits die Ansichten von Du Bos und Diderot schroff gegenüber standen: in wie fern ist für den Schauspieler die innere Mitempfindung nötig oder nicht? Lessing kam zu dem Schlusse, daß der bloße Routinier oder Kopist, welcher ein gutes Vorbild mit glücklichen Kunstgriffen durchaus kalt nachahmt, weit brauchbarer sei als der empfindende Schauspieler, welcher seine innere Bewegung nicht nach außen ausdrücken kann: er schloß sich mit dieser Ansicht an Diderot an, während Du Bos auch einem schlechten Schauspieler Beifall zollt, wofern er nur wirklich innere Erregung besitzt. Aber Lessings Erwägung war keineswegs gerecht: denn während er sich, um zu beweisen daß der gleichgültige Schauspieler durch die Anwendung gewisser äußerer Bewegungen auch zu einer Art von innerer Mitempfindung gelange, auf das Gesetz beruft, nach welchem gewisse Modifikationen des Körpers und der Seele einander hervorrufen; läßt er bei dem empfindenden Schauspieler das Gesetz nicht umgekehrt in Kraft treten, sondern er betrachtet die körperliche Bewegung des Schauspielers als etwas von der Empfindung ganz Unabhängiges und durch sie nicht zu Beeinflussendes. Wir begreifen, daß der Verfasser der Dissertation über den „Zusammenhang“ daran Anstoß nehmen und selbständiger denken mußte. Wenn also die Frage aufgeworfen wird, ob der Spieler ganz in seiner Rolle aufgehen oder mit künstlerischer Berücksichtigung der Zuschauer die Natur mäßigen

soll, dann entscheidet sich dieser — gegen Lessing — für den ersten Fall. Denn während Lessing nur die Möglichkeit erörtert, daß dem Schauspieler die äußere Wiedergabe seiner Empfindung durch seine Mienen, seinen Ton u. dgl. verweigert werden kann: ist es für Schiller von der Empfindung bis zum Ausdruck nur wie vom Blitz zum Donnerschlag, da liegt nichts dazwischen. Und selbst die Wahrheit und Schönheit kann der empfindende Schauspieler, vorausgesetzt daß seine Empfindungen selbst nicht extravagant sind, niemals verfehlen: denn so wenig als der Nachtwandler jemals fehltritt, so wenig verirrt sich der Körper beim Ausdruck der Empfindung. Ganz in das Thema seiner Dissertation schlägt es ein, wenn er weiter den Ausdruck der Empfindungen bei den Schauspielern kritisiert, welche für jedes Genus von Leidenschaft eine aparte Leibesbewegung in Bereitschaft haben. Und endlich wendet er sich in einer Anmerkung direkt, aber stillschweigend, gegen Lessing, indem er die gegenteilige Behauptung aufstellt: daß eine Rolle durch einen bloßen Dilettanten mehr gewinne als durch einen Schauspieler, bei welchem sich die Empfindung bald verliert und bloß die rein mechanische Fertigkeit übrig bleibt, die ihm Lessing zu hoch angeschlagen hatte. Schiller spricht hier zugleich auch pro domo für seinen eigenen mimischen Dilettantismus, in welchem sich die innere Empfindung auf eine so ungeberdige Weise durch Schnauben und Stampfen Luft machte. Aber es darf dabei nicht übersehen werden, daß er nicht die Geberde sondern die Deklamation, also das Dichterwort und nicht die äußere Aktion, als die wichtigste Aufgabe des Schauspielers betrachtet: denn wie dem Verfasser der „Plastik" ist auch ihm der Weg durch das Ohr der gangbarste und nächste zu unserem Herzen.

Denselben Standpunkt, welchen er in diesem Aufsatz gegenüber dem Sturm- und Drangdrama behauptet hat, nimmt Schiller in der anonymen Selbstrecension der Räuber seinem eigenen Werk gegenüber ein. Wie dort der Ästhetiker sich über die Neigungen des Dichters erhebt, so steht auch hier der Kritiker auf einem höheren Punkte der Einsicht hoch über dem Dichter. Mit einer beispiellosen Kälte und mit einem fast nüchternen Verstande betrachtet er hier, nach wenigen Monaten, sein großes Jugendwerk. Alles, was seit hundert Jahren gegen die Schillerischen Räuber eingewendet wurde, hat der Verfasser selbst kurze Zeit nach ihrem Erscheinen erkannt und öffentlich ausgesprochen. Die Schwächen

in den Charakteren der Amalia und des alten Moor, die Fehler in dem Charakter des Franz, die plumpen Intriguen, die überfliegende Sprache u. s. w. hat er selber zuerst so grausam verspottet, daß ein Frankfurter Recensent sich sofort zum Verteidiger des Verfassers gegenüber den Herausgebern des Repertoriums berufen fühlte, welche ihm dann in einer „Anzeige“ des dritten Heftes mit der Nachricht aufwarten durften, daß der Verfasser selber der Recensent sei.

Wenn wir aber ins Auge fassen, was denn der Selbstrecensent der Räuber dem Verfasser derselben, welchem er eine nur „anschauende Bildung“ und keinerlei Belesenheit in der Kritik zuschreiben zu dürfen glaubt, einzuräumen oder vorzuwerfen hat, so werden wir auf Schritt und Tritt die Bahnen des Hamburger Dramaturgen wandeln. Nach einer kurzen Inhaltsangabe redet der Recensent zunächst von der Wahl der Fabel: an diesem heikelsten Punkte setzt er seinen ganzen Scharfsinn ein, um dem Dichter eines Räuberstückes aus der Klemme zu helfen. Er beruft sich in betreff der Vorliebe für erhabene Verbrecher nicht bloß auf Rousseau und Plutarch: er verlegt auch den Vorteil des Dramatikers hinein, welcher eines Knotens bedürfe; er beruft sich auf die größere Kraft, welche dem erhabenen Verbrecher vor dem erhabenen Tugendhaften eigen sei, auf die Vorliebe der Menschen, sich auf die Seite der Verlierer zu schlagen. Alle diese Berufungen nur zu dem einen Zweck, um seine Helden in den Augen des Hamburgischen Dramaturgen zu rechtfertigen; um zu erweisen, daß sie fähig sind Mitleid und Furcht zu erregen im Sinne Lessings. Es wird ausdrücklich aufgezeigt, daß wir, nicht bloß aus Eitelkeit und Neugierde, dem von der Welt Ausgestoßenen eine „mehr als allgemein menschliche Teilnahme“ zuwenden. Der Recensent macht uns aufmerksam, wie der Dichter selbst in das kühne Gemälde der sittlichen Häßlichkeit durch etliche Pinselstriche Menschlichkeit und Erhabenheit gebracht habe, welche, wiederum „kraft eines ewigen Hangs“ alle Wesen in den Kreis unserer Sympathie zu versammeln (auch von diesem Hang hatte Schiller bei den schottischen Philosophen gelesen), ihre Wirkung auf uns nicht verfehlen könnten. Er macht weiter aufmerksam, wie der Dichter bemüht gewesen sei, den Räuber zu heben, indem er ihn erstlich einem noch größeren Bösewicht gegenüber gestellt habe, welcher um so viel schwärzer sei, als er glücklicher sei; und indem er ihn bei allen seinen Lastern lieben und geliebt

werden läßt. So viel Mühe giebt sich der Recensent, um den Dichter mit der Lessingischen Forderung in Übereinstimmung zu bringen: trotzdem er von ihm glauben machen will, daß er keine Kritik gelesen habe und vielleicht auch mit keiner zurecht komme.

Aber aus demselben Grunde muß sich der Selbstrecensent nun auch in betreff des zweiten Bösewichtes von dem Dichter lossagen. Solche Charaktere, welche wie Franz Moor sich bloß durch Schandthaten kennzeichnen, hatte Lessing im 74. und 79. Stück der Dramaturgie gelegentlich des Weißischen Richard III. für unfähig erklärt, die eigentlich tragischen Empfindungen zu erregen. Und wie Lessing dort die Berufung des Autors auf Shakespeare zurückweist, so findet auch unser Selbstrecensent in dem Charakter Franzens mehr gewagt, als selbst das Ansehen des größten Menschenmalers entschuldigen könne, welcher einen Jago und Richard erschuf. Wie Lessing dort weiter die Berufung auf das wirkliche Ereignis oder auf die Geschichte zurückweist, indem er, auch hier in Übereinstimmung mit Schillers Aufsatz über das gegenwärtige Theater, die Absichten der Natur für höhere erklärt als die des Dichters: so gesteht unser Recensent einem Ungeheuer wie Franz keine Stelle im Bereiche der Kunst zu, selbst wenn die Natur es geschaffen hätte. Wie Lessing an den Alten rühmt, daß sie bei großen Verbrechen eher die Schuld auf das Schicksal wälzten, als daß sie der gräßlichen Idee Raum gaben, der Mensch sei von Natur einer solchen Verderbnis fähig: so will auch unser Kritiker den Worten der pessimistischen Eiferer keinen Glauben schenken, daß der Mensch sich ursprünglich zum Verderben neige. Ja er geht, indem er den Charakter Franzens widerlegt, sogar noch weiter als wir ihm zugeben: wenn er meint, daß seine Raisonnements als das Resultat eines aufgeklärten Denkens und eines liberalen Studiums ihn notwendig hätten veredeln müssen, so kann das bloß derjenige zugeben, welcher mit Schiller und seinen Zeitgenossen die Tugend und Moralität in richtige „Begriffe“ setzt. Es bleibt dem Recensenten nichts übrig, als die Konsequenz in der Durchführung dieses der Natur widersprechenden Charakters zu rühmen und darauf aufmerksam zu machen, wie ihn der Dichter durch seine Verzweiflung unserem Herzen näher zu bringen gesucht habe. Und hier hat sich der Recensent zu Gunsten des Dichters einen kleinen Humbug erlaubt. Lessing hatte an Weißes Richard III. getadelt, daß der Dichter einen so verworfenen Bösewicht wie einen

Mann auf dem Bette der Ehre sterben lasse: der Selbstrecensent der Räuber findet den Franz Moor durch einen „Pinselstrich“, welchen der Dichter übrigens dem Ende Sauls in der Bibel entlehnt hatte, bedeutend veredelt. Franz fordert nämlich Daniel auf, ihm den Degen in den Leib zu rennen, damit er nicht zum Gespötte dieser Buben werde; und der Recensent macht dazu die Bemerkung: „Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele!“ Das ist nicht ganz ehrlich: erstlich weil Franz thatsächlich als ein Feiger stirbt und, nachdem Daniel entflohen ist, sich doch scheut, die bohrende Spitze gegen sich selbst zu kehren; und zweitens, weil die Stelle, auch wenn es sich wirklich so verhielte, doch nur wie der Tod des Weißischen Richard III. durch Lessing beurteilt und verurteilt werden müßte. Nicht dem Dichter sondern dem Recensenten war es hier darum zu thun, Franz durch einen „Pinselstrich“ zu veredeln; und wie der Dichter diesen Zug der Bibel verdankte, so verdankt ihn der Kritiker der Lessingischen Dramaturgie.

Aber allen Argumentationen zum Trotz kann der Recensent zuletzt nicht leugnen, daß durchgängig mehr „Anstand und Milderung“ — er scheut sich nicht, das der jungen Generation so verhaßte Wort decence zu gebrauchen — beobachtet sein sollte. Und wiederum, diesmal deutlicher als je, beruft er sich auf Lessing, jetzt als den Verfasser des Laokoon: „Laokoon mag in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene.“ Jetzt ergreift sogar der Dichter gegen den Kritiker mit dem Einwande das Wort, daß er Räuber nicht habe bescheiden schildern können; dieser aber giebt ihm zur Antwort: „Aber, Herr Autor, warum haben Sie denn auch Räuber geschildert!“ . . . So sehen wir hier, wie schon die erste Vorrede der Räuber ankündigte, das durch Lessing geschärfte kritische Gewissen der leidenschaftlichsten Produktion auf dem Fuße nachfolgen: so kalt und bloß scharfsinnig kritisiert und zerfasert Schiller hier als Kritiker, wie er dort feurig und erhitzt gedichtet hatte. Als Dichter und als Kritiker steigt Lessing jetzt in der kühleren kritischen Stimmung in Schillers Ansehen. Von allen Gewährsmännern für Schillers Jugend erwähnt nur seine Schwägerin Lessings Schriften unter seiner Jugendlektüre; von seinen Lehrern hat der eine (Haug) Lessing als Kritiker völlig ignoriert, der andere (Nast) ihn gelegentlich bekrittelt. Schiller hat sich den Kritiker und den Dichter Lessing erst selber erobern müssen.

Das Bedürfnis der kritischen Selbstverständigung, das sich bei ihm unmittelbar nach der dichterischen Produktion einzustellen pflegte, hat ihn in Lessings Schule geführt; und so kühl er auch noch später seiner Emilia Galotti gegenüberstand, so zeigen uns doch seine beiden folgenden Dramen, wie viel er auch von dem Dramatiker Lessing gelernt hat.

Hätte Lessing nur auch auf den Stil des Kritikers mehr eingewirkt! Aber nur in einzelnen Wendungen läßt sich hier sein Einfluß erkennen. „Doch Klag' und kein Ende!" so wendet sich Lessing gern von dem einen Thema zum andern; „Kritik und kein Ende!" so bricht auch der Selbstrecensent der Räuber seine Materie ab. Aber der Satzbau des jungen Kritikers ist zum Unterschied von Lessing recht geschraubt und gedrechselt. Seine Gedanken erweitern und verallgemeinern sich immer während dem Schreiben; und doch soll alles, was ihm unter der Feder zufließt, in einem Satze zusammengefaßt werden. Daher die langatmigen Vordersätze, deren Inhalt der Verfasser zuletzt mit einem „sag' ich" u. s. w. erst wieder ins Gedächtnis rufen muß: „Außerdem daß . . . daß . . . daß . . . außerdem, sage ich, daß . . ." Daher die ewigen Umschreibungen mit „um so mehr . . . je weniger" u. dgl. m.

Weit weniger unparteiisch als über die Räuber ist Schiller über das schwächere Produkt seiner Muse, über die Anthologie zu Gericht gesessen, welche er in demselben Stück des Repertoriums zur Anzeige brachte. Zwar das Recensentenkostüm versteht er auch hier geschickt zu wahren und die Maske sicher vorzuhalten. Er beginnt mit dem sehr erstaunten Ausruf: „Schon wieder eine Blumenlese!"; er spottet über die seltsame Einleitung mit demselben heuchelnden Erstaunen: „Auf was doch die Entrepreneurs nicht alles kommen!"; er spricht sich gegen die „läppische Zänkerei" mit Stäudlin an demselben Ort aus, an welchem er diesem einige Seiten vorher das Fell neuerdings über die Ohren gezogen hatte. Er hätte dem Herausgeber der Anthologie gern eine größere Auswahl und eine strengere Feile empfohlen, und er giebt in dem überlegenen Tone, dessen sich etwa Haug gegenüber den jungen schwäbischen Genies zu bedienen pflegte, den „jungen Dichtern" zu bedenken, daß Überspannung nicht Stärke, Verletzung der Regeln des Geschmackes und des Wohlstandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung und eine hochtrabende Ruhmredigkeit nicht der Talisman sei, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurück-

prallen. Sie sollten vielmehr bei den alten Griechen und Römern in die Schule gehen und ihre bescheidenen Kleist, Uz, Gellert wieder zur Hand nehmen. So redet der jugendliche Herausgeber der Anthologie im Ton eines alten Recensenten aus der Schule Batteux', nachdem er einst als Sklave Klopstocks seinem Freund Scharffenstein gegenüber von demselben Kleist nur mit Mißachtung gesprochen hatte! Neben solchen unentbehrlichen Recensentenphrasen, welche vielleicht nicht immer ganz ernsthaft gemeint waren, tritt aber die verzeihliche Vorliebe des Vaters für sein schwächeres Kind mehr als einmal recht deutlich hervor. „Nicht alle", so versichert er euphemistisch, „nicht alle Gedichte seien von den gewöhnlichen", und die von dem Recensenten ausdrücklich belobten sind zufälliger Weise immer seine eigenen. Besonders die Lauraoden, deren Überspanntheit nicht geleugnet wird, hebt er auszeichnend hervor. Und zuletzt redet wiederum ganz der Vorredner der Räuber mit dem Publikum, welches er, vielleicht durch den schlechten Absatz gereizt, ein für allemal bloß mit Ohrfeigen zu traktieren gewohnt ist: „Der Ton der Anthologie ist übrigens durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte."

Der Ton der Selbstrecension der Räuber ist bis auf etliche medizinische Witzeleien, welche der Regimentsmedicus damals nun einmal nicht lassen konnte, ein durchaus würdiger: die Recension bildet auch im Repertorium einen Abschnitt für sich. Die Selbstanzeige der Anthologie dagegen bildet den Schluß der „Wirtembergischen Bibliothek", einer kritischen Rubrik, in welcher der loseste Mutwillen sein Spiel treibt und welche auch nur einmal, dann nicht wieder, im Repertorium eingehalten wurde. Schon der Vorbericht, welcher recht im Gegensatz zum Haugischen Magazin, in dem alles Schwäbische gelobt wurde, verkündigt, daß in den Beurteilungen mit Vorsatz mehr die Fehler gerügt als die Schönheiten gelobt werden sollten und zugleich auch den mit dem Urteil der Herausgeber unzufriedenen Schriftstellern die Zeitschrift zu ihrer Rechtfertigung zur Verfügung stellte, ließ nichts Gutes erwarten. Und nun las man vor dieser Rubrik gar noch das böse Motto aus Virgil: Hinc exaudiri gemitus ac sacra sonare verbera. Schiller hatte nicht bloß seine Räuber und seine Anthologie einer Selbstkritik preisgegeben, welche das Gesicht in ernste Falten legte und einer Selbstzüchtigung gleichkam: er hatte der Selbstrecension noch außerdem einen mit N. unterzeichneten

Brief über die erste Vorstellung der Räuber (auf der Rückreise nach Mannheim geschrieben und daher „Worms, 15. Januar 1782" datiert) hinzugefügt, in welchem Dalbergs Verdienste um das Stück lobhudelnd erhoben, der Dichtung selber aber der Name eines Theaterstückes und der Anspruch auf scenische Darstellung wiederum abgestritten wurde. Und wie Schiller mit seinen eigenen Sachen umging, so machten es die übrigen Mitarbeiter des Repertoriums mit den ihrigen: sie führten die Leser an der Nase herum, indem sie ihre eigenen Produkte heruntermachten und die Verfasser nicht zu kennen vorgaben. Die Parodie, welche sich selbst nicht schont und sich als thöricht setzt nur um desto klüger zu scheinen, hat der beste Kenner einen hervorstechenden Zug des schwäbischen Nationalcharakters genannt. So werden denn auch im Repertorium einzelne Stellen aus Petersens prosaischer Übersetzung der Ossianischen Dichtungen scheinbar mit der größten Unbefangenheit mit der Haroldischen Übertragung verglichen; und erst als weiter unten das Büchlein von der Trunksucht zur Anzeige kommt, spricht der Recensent die geheuchelte „Vermutung" aus, daß beide Werke denselben Verfasser haben sollen: mit diesem Verfasser (Petersen) ist aber der Recensent selber gewiß eine und dieselbe Person. Er verwertet Nachträge, die er inzwischen gefunden hat, und erteilt ganz in dem Stil des Selbstrecensenten der Räuber dem Verfasser den wohlmeinenden Rat, bis zu reiferen Jahren mit ferneren Schriften zu warten. Und wie mit sich selbst, so trieben die mutwilligen Recensenten auch mit ihren Freunden ein loses Spiel. Einer ihrer Mitschüler aus der Akademie, Pfeiffer aus Pfullingen, angeblich auch ein Mitarbeiter an der Anthologie, hatte in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Voltaires Nanine aus Sturm- und Drangstücken wie Goethes Götz, Lenzens Hofmeister und Schillers Räubern recht unglücklich zu folgern gesucht, daß Nanine das einzige Lustspiel in seiner Art sei; Schiller schickt ihn mit der boshaften Kritik nach Hause: „Übrigens ist die Übersetzung so gar schlecht nicht, als es die Vorrede schließen läßt. Der Übersetzer ist ein Cameralist und findet sich also verpflichtet, den vaterländischen Handelsmann mit Makulatur zu versehen". Unglimpflicher gingen sie mit dem armen Conz um, welcher wie Reinhard zu Stäudlins Fahne hielt, für die er auch Schiller gewinnen wollte, während er weder zu dessen Anthologie noch zu dem Repertorium einen Beitrag lieferte. Durch seine persönlichen Beziehungen zu Schiller geriet

der timide Magister ohnedies in eine schiefe Stellung zu Stäudlin; und nun spielten ihm die Freunde gar noch den Possen, eine höchst abfällige Recension der „Vermischten poetischen Stücke" von Stäudlin, welche nach äußeren Zeugnissen und aus inneren Gründen nur von Schiller herrühren kann, mit C—z zu unterzeichnen: das war die Strafe für seine Mittelstellung und für die unentschiedene Haltung, welche er als Freund Schillers und als Parteigänger Stäudlins einnahm. Und wenn es nun gar erst an Fernerstehende oder an Fremde ging! Man denke sich den Verfasser des „einzigen Schauspiels, auf württembergischem Boden gewachsen" unter einer Schar von Casualdichtern und wässerigen Lyrikern, welche sich alle für berufen hielten, die Ehre des schwäbischen Stammes auf schönwissenschaftlichem Gebiete durch ihr lautes Geschrei zu retten! Man denke sich den Dichter der Räuber unter Erzeugnissen herumkramend, welche schwäbische Pfarrer und Diakonen in ihren Nebenstunden auf das Papier warfen, wiederum um in der Litteratur die Ehre des schwäbischen Namens zu retten. Als ob die Räuber das nicht mit einem Schlag und mit ganz anderem Erfolg bereits gethan hätten! Kein Wunder: wenn der Verfasser der Räuber mit sich selber so streng ins Gericht ging, dann durfte er die Pietät auch gegen andere beiseite setzen und als Recensent den Anonymus in der rücksichtslosesten Weise spielen. Der alte Haug war mit seinem „Zustand" halb aus Not und halb aus Wohlwollen zu Gunsten des neuen Repertoriums abgetreten; der Herausgeber des letzteren dankt ihm dafür schlecht, indem er das letzte Stück der Haugischen Zeitschrift mit der burschikosen Wendung abfertigt: „Pardon dem Herausgeber! er will ja aufhören!" Hat er hier die Pietät gegen einen früheren Lehrer und ehemaligen Gönner etwas gröblich verletzt, so glaubt er umgekehrt seinen ehemaligen Lehrer an der Lateinschule zu Ludwigsburg, den Verfasser der „Casualgedichte eines Württembergers" (Schwindrazheim), wenigstens innerhalb seiner Sphäre fördern zu müssen: er schreibt ihm, mit dem Recensenten in Haugs „Zustand" übereinstimmend, eine „eigene komische Laune" zu und hält ihn zu etwas Besserem als zu Casualgedichten, etwa zum komischen Roman berufen; er wirft am Schlusse die patriotische Frage auf, warum denn die besseren Köpfe in Schwaben so oft ihr glücklichstes Talent verkümmern lassen, mit dessen Hälfte ein Ausländer Wundergeschrei machen würde — „ist es schwäbische Blödigkeit? ist es Zwang ihrer Lage?"

Um so unnachsichtiger ist Schiller dagegen mit einem andern seiner Lehrer umgesprungen: der Professor der Philosophie an der Militärakademie, Joh. Christoph Schwab, hatte eine Sammlung vermischter deutscher und französischer Poesien, natürlich anonym, erscheinen lassen. Alles an diesem Buche war geeignet, Schillers Unwillen zu erregen. Zunächst schon der gelehrte Hochmut, mit welchem sich der Verfasser zu einem schönwissenschaftlichen Publikum herabließ, welches er sich in der Vorrede und in den Noten gar zu einfältig vorstellte: auf den gelehrten Dünkel hatte das Repertorium ohnedies seinen Zahn. Schwab erklärte ausdrücklich, daß er der Muse nur in seinen Nebenstunden Gehör schenke, sonst aber an den soliden Wissenschaften, an Philosophie und Mathematik, weit mehr Geschmack finde. Das sollte ihm eingesalzen werden: für eine Nebenbeschäftigung, sagt Schiller, seien seine Verse gerade noch gut genug, sonst aber fehle ihnen in Inhalt und Form nicht weniger als jede Originalität. „Ich meine das ganze Buch schon gelesen zu haben, wenn ich den ersten Blick darauf werfe, und doch kann ich beteuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Gesicht gekommen. Dieses weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden." Und ferner hatte der Verfasser seine französischen Poesien durch einen Ausfall gegen die modischen Misogallen im vorhinein zu verteidigen gesucht. Das ist wiederum Wasser auf die Mühle des Recensenten. „Gute französische Poesien", giebt er ihm zur Antwort, „wird kein Deutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten sein, der den Geschmack seines Vaterlands mit dem Dreschflegel rettet." Aber deutsche Werkeltagsgedanken in französische Verse zu bringen, giebt nach seiner Meinung noch keine französischen Gedichte: und nun macht er sich das grausame Vergnügen, einige dieser Gedichte ihrer gallischen Flitter zu entkleiden und in ihrer völligen prosaischen Nacktheit zu zeigen. Man mag die Rücksichtslosigkeit und den Mutwillen gegenüber einem Lehrer mißbilligen. Aber jede Kritik fängt damit an, daß man die Person beiseite setzt. Schiller selbst hatte sich über seine eigene Person hinausgesetzt und den Autor in sich verleugnet. Von den wilden Bekämpfern der Regeln und der Gesetze hat er sich in dem Aufsatz über das Theater und in den beiden Selbstrecensionen losgesagt: hier erklärt er sich auch gegen die eifernden Misogallen. Ja er lobt sogar den milden, gemäßigten Schwung in Schwabs Gedichten gegenüber dem feurigen und heftigen

unserer Kraftmänner, welcher mehr umreiße als rühre. So ist er mit dem Verstand und mit dem Urteil immer kühler und kälter denn als Dichter: dem produzierenden Genie folgt der richtende Verstand auf dem Fuße nach. Es ist nicht alles wahr und echt, was er als Kritiker sagt; manche Meinung hat er seiner Natur abgezwungen oder abgerungen; vieles ist auch bloß Recensentenkostüm. Wenn er gelegentlich über den Pluralis der Recensenten spottet („Einige Sinngedichte haben uns sehr wohl gefallen, ob sie schon nur mir allein hätten gefallen sollen"), so gefällt er sich doch selbst darin, andere zu beraten und zu belehren und dort, wo weder das Genie noch die Regel zu finden ist, unnachsichtlich und scharf zu tadeln. Das ist nicht bloß Recensentenrecht und Recensentenpflicht: das ist noch viel mehr das Vorrecht eines Genie, welches sich selbst vor der Kritik so tief gebeugt hat wie der Dichter der Räuber. So hat der junge Goethe unter der schweren Zuchtrute Herders die Kritik achten gelernt und dann in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen souverän ausgeübt; so ist auch der junge Schiller an der Hand Lessings zunächst zu einem objektiven Urteil über seine eigenen Werke gelangt und dann zum Beurteiler der schwäbischen Litteratur geworden. Beide hatten ein Recht, das Schlechte und Schwache abzuweisen, nachdem sie es in sich selbst mit so peinlicher Beflissenheit erstickt hatten. Und den jugendlichen Mutwillen, in welchem sich die jüngere Generation dieser Zeit gefiel, wird man auch dort gewähren lassen, wo er nicht mit der gewinnenden Liebenswürdigkeit des jungen Goethe auftritt: es ist das Vorrecht des Genie, seine Überlegenheit die Zeitgenossen fühlen und empfinden zu lassen, deren Urteil es sich willig unterworfen hat.

Einen persönlichen Gegner hat Schiller im Wirtembergischen Repertorium nur in dem Lyriker Stäudlin bekämpft, welcher noch immer lebendig und thätig war, trotzdem ihn schon die Anthologie hätte zermalmen sollen. Erst vor kurzem waren aus seiner Feder „Vermischte poetische Stücke" bei Cotta erschienen (1782), und sie entflammten den Zorn Schillers durch einen öffentlichen Angriff neuerdings. In einem Gedichte „Das Kraftgenie" führte Stäudlin den Dichter der Räuber selber redend ein: die deutlichen Anspielungen auf den „neuen Shakespeare", welchen der Erfurter Recensent in ihm finden wollte, und auf die „Entzückung. An Laura" duldeten keinen Zweifel. Stäudlin ließ ihn aber nicht als Shakespeares sondern bloß als Lohensteins Nachkommen auftreten, die

Kritik und Vernunft, aber auch das Alltagsweib Natur verachten, Shakespeare über alles setzen, nur an Karikaturen, an Halbgott und Teufel sein Vergnügen finden und endlich mit den Worten wieder abtreten: „Und Pimplamplasco bleibt mein Mann" — das war der Held einer Satire, in welcher sich bereits Klinger und seine Freunde über die Geniemänner lustig gemacht hatten. Nicolai in seiner ebenso salzlosen Satire auf den excentrischen Werther hatte doch wenigstens den Ton und die Sprache der Geniemänner zu kopieren verstanden; Stäudlin ist nicht einmal dazu geschickt genug. Schillers Wirtembergisches Repertorium verhielt sich offenbar auch dieses Angriffes wegen gegenüber den Geniemännern so besonnen und so reserviert. Dem plumpen Angreifer aber, welcher selber von Kampfeslust brannte, sollte der Schlag heimgezahlt werden. Die „Wirtembergische Bibliothek", welche mit der Anzeige der Schillerischen Anthologie schließt, wird mit der Kritik der Stäudlinischen Blumenlese auf 1782 eröffnet. Sie ergeht sich durchaus in den cynischen und derben, meist medizinisch gefärbten Witzeleien, welche Schiller den Kraftgenies abgelernt hatte. Bei der gegenwärtigen Kalendersucht und empfindsamen Witterung sei ein Musenalmanach selbst unter den Schwaben kein Phänomen mehr, die sonst anfangen, wenn andere aufhören. Wozu werden überhaupt Kalender gedruckt? Einmal um jungen Schriftstellern guten oder übeln Ruf beim Publikum zu verschaffen oder alten Grenadieren — hier fällt ein Stich auf „Klopstock und seinesgleichen", welche in keinem Almanach fehlten — Gelegenheit zu geben, sich mit Rekruten zu messen und zu erfahren, um wie viel sie inzwischen zurückgeschlagen seien. Dann aber um verlegene Ware anzubringen oder als Präsent für die Schönen zu dienen, bei welchen es freilich Seifenblasen auch thun würden. Der schwäbische Musenalmanach (so viel giebt Schiller dem patriotischen Gefühle nach) ist nicht der schlechteste in Deutschland; und wenn er als Maßstab der Provinzialkultur gelten sollte, könne sich Schwaben den Sachsen und Rheinländern getrost an die Seite stellen. Aber den „Heerführer der schwäbischen Musen" trifft sein Spott und Zorn nicht ganz billig und gerecht. Weder das ganze nichtschwäbische Deutschland hatte Stäudlin mit umgürtetem Schwert zum Kampf herausgefordert, noch hatte er sich als Gärtner aufgespielt, welcher die herrliche Pflanze des Genies unter dem nordischen Klima zu pflanzen suche. So heraus-

fordernd, wie Schiller es übertreibend hinstellt, war Stäudlin mit seinem Almanach keineswegs hervorgetreten: er hatte in seinem ganz besonders kurzen Vorwort nur in der allgemein üblichen, nicht bloß Haug sondern auch Schiller selbst geläufigen Weise von der herrlichen Pflanze der Poesie geredet, welche nach dem Urteile der Deutschen am Rhein und an der Elbe unter einem so sehr böotischen Himmel wie dem württembergischen nicht gedeihen könne; und er wollte, wie so viele andere, dieses Vorurteil durch seinen Almanach widerlegen. Ungerecht ist auch der Vorwurf, welchen Schiller mit einem der väterlichen Baumzucht entlehnten Lieblingsbild in den Worten ausdrückt: „Der Gärtner muß die Ananas von keinem Holzapfelkern erwarten". Denn wenn Schiller, angeblich aus einem Schwall von Mittelmäßigkeiten heraus, die wenigen hervortretenden Schriftsteller mit ein paar kecken Worten charakterisiert (wobei er sich und seine Freunde am wenigsten vergißt) und dann so thut, als ob alle übrigen bloß „die Masse machten", so ist er wiederum nicht ganz aufrichtig gewesen: er hat in Wahrheit mit Ausnahme von zwei bis drei Namen alle Mitarbeiter genannt und gelobt und nur mit Unrecht das Urteil über den Almanach im ganzen aus Abneigung gegen den Herausgeber herabgedrückt. Den Haupttrumpf hat er sich aber auf das Ende verspart, wo er nicht ohne Schrauben und Winden zum Vorschein kommt. Das Titelkupfer des Stäudlinischen Almanachs stellte, freilich etwas anspruchsvoll, den Aufgang der Sonne über dem Schwabenlande vor: das bot ihn dem Spotte Schillers recht unvorsichtig dar. „Epoche machen" war ein Lieblingswort des Dichters der Räuber, welches er sich noch später von seinem Vater mußte vorwerfen lassen; „Der Stäudlinische Almanach die Epoche des Vaterlandes!" ruft er hier gegenüber seinem Rivalen höhnend aus und warnt ihn auf der Hut zu sein, daß die Sonne, falls sie nicht zum Unstern ein Nordlicht sei, dem Herausgeber nicht etwa die Augen verblende und daß er sich nicht, im Finstern taumelnd, an den Schwertspitzen der Kritik spieße. Und auf denselben witzelnden und ironisierenden Ton ist auch die Anzeige der „Vermischten poetischen Stücke" von Stäudlin gestimmt, welche die „Wirtembergische Bibliothek" aus der Feder Schillers enthält. Sie stimmt inhaltlich genau überein mit der Recension der von Stäudlin „Verteutschen Aeneis" im Haugischen „Zustand", in welcher der Kritiker, damals noch durch Haugs Sympathien für seinen Lieblingsschüler im Zaum

gehalten, doch den Zweifel nicht unterdrücken konnte, ob die großen Empfindungen auch wirklich der ungeheuchelte Spiegel seines Herzens seien. Hier nun wendet derselbe Recensent recht mit Absicht auf Stäudlin die Definition an, welche Franz in Goethes Götz von dem Dichter giebt, und er macht ihm unverhohlen den Mangel eines vollen, von einer Empfindung vollen Herzens zum Vorwurf. Alle seine Lieder seien Bildwerke einer mittleren Phantasie, welche die Materialien des Gedächtnisses in allerlei wohllautende, aber nicht originelle Formen zu bringen weiß. Wo er hingerissen sein soll, da nimmt er — der Probierstein der Nichtbegeisterung — bloß die Backen voll und verliert sich in Nichtsinn und leeren Schellenklang. Gerade in der Verurteilung Stäudlins, des falschen Klopstockjüngers, dessen hohe Empfindungen bloße Überspannung waren, zeigt sich recht deutlich der Eindruck der Lehre, welche Schiller einstmals aus seinem Verkehr mit Scharffenstein gezogen hatte. Was ihm selbst damals zum Vorwurf gemacht worden war und was er wenigstens bis zu einem gewissen Grad als wahr anerkennen mußte, das bringt er hier gegen Stäudlin vor. So findet er an dem Liede Stäudlins „An die Religion" zu tadeln, „daß es mehr Begeisterung des Poeten als des Christen sei"; und ebenso wendet er mit seinen damaligen Widersachern gegen das Gedicht „Stellas Geburt" ein, daß es weniger rühre als Kleists Amynt, weil es mehr Malerei als Erguß eines wahrhaft empfindenden Herzens sei. Er beruft sich also hier auf dieselbe Dichtung von Kleist, welche er einst in der Periode klopstockischer Schwärmeri gegenüber Scharffenstein so tief herabgesetzt hatte, und auf denselben Dichter, welchen er im Repertorium auch sonst als ein Remedium gegen eine verstiegene Phantasie empfiehlt, die sich für Empfindung hält. Und nun folgt auch die Revanche für das „Kraftgenie": indem er den Spieß einfach umkehrt, teilt Schiller seinen Lesern mit, daß dieses Gedicht eine Satire auf Stäudlin selber und nur durch ein Versehen des Druckers in seinen Almanach geraten sei: aber selbst dazu erscheint es dem Recensenten zu schlecht. „Wir halten noch zu viel auf unseren Dichter, als daß wir ihn nicht einer bessern Satire würdig achten sollten. Alle Gedanken des Gedichtes sind ohne allen Zweifel Aussprüche einiger Studenten im Bierrausche, die ein guter Reimer in diese Gestalt gegossen hat." Stäudlin war wegen dieser Entgegnung wütend auf Schiller. Er meldete nicht nur seinem Gönner Bodmer sofort den Namen des Kri-

tikers, welcher den Vergleich zwischen Rousseau und Bodmer so äußerst schief und hinkend gefunden hatte: in der Schweiz wurde dieses sehr übel vermerkt und auf Schillers Kerbholz geschrieben. Stäudlin betrachtete sich auch selbst auf das Niederträchtigste mißhandelt: „Ich verachte ihn zwar — aber doch kann ich ihm nicht schweigen. Er soll nicht triumphieren." Im Almanach auf 1783 hat er dann, stumpf wie immer, neue Pfeile auf den flüchtig gewordenen Dichter verschossen, für welchen aus diesem Streit um die Hegemonie in der schwäbischen Poesie ohnedies keine Lorbeeren erwachsen konnten. Stäudlin blieb auf dem Platze, welchen Schiller ihm räumen mußte, und gab seine Anthologie noch bis 1787, später wieder 1792 und 1793 heraus. Er ließ als Dichter die höheren Gattungen zuletzt ganz fahren und rechtfertigte damit das Urteil seines Rivalen im Repertorium: mit burlesken und launigen Dichtungen machte er besseres Glück, und Bürger, in dessen Ton auch seine Balladen gehalten sind, erklärte ihn für seinen echten Mitbruder in Apoll. Wie Bürger und Schubart war auch er ungleich in seiner Produktion und haltlos in seinem Leben. Geldmangel, Schulden und Melancholie verfolgten ihn allenthalben, auch Liebeleien. Er griff bald nach Schillers Flucht auf seine Brotwissenschaft zurück, und nach bestandenem juridischen Examen übte er die Praxis eines Kanzleiadvokaten in Stuttgart aus. Im Jahre 1791 bewarb er sich nach dem Tode Schubarts um die Redaktion der Teutschen Chronik: aber es fehlte dem ungebildeten Menschen an den unentbehrlichsten historischen und litterarischen Kenntnissen, ja selbst an schöngeistiger Belesenheit. Durch seine Hinneigung zur französischen Jakobinerpartei aus Stuttgart vertrieben, lebte er nacheinander im Breisgau und im Elsaß als Winkeladvokat und Herausgeber revolutionärer Zeitschriften. Der ehemals joviale, umgängliche und gesellschaftliche Mann, welcher durch seine geselligen Gaben und Improvisationen einen ganzen Zirkel zu erheitern verstand, endete im Trübsinn und ertränkte sich mit 36 Jahren im Rhein, als Schiller eben seine ästhetische Periode abgeschlossen hatte und sich der Dichtung des Wallenstein zuwandte (1796). Schon früher aber, als Schiller der Dichter Deutschlands geworden war, hatte sich ihm der einstige Rivale demütig und unterwürfig, wie es sich gebührte, genaht und ihm die Hand entgegengestreckt, welche Schiller nicht zurückwies.

Auch das Wirtembergische Repertorium hat Schiller herrenlos in

Schwaben zurückgelassen. Petersen, der nun auch mit seinem Namen hervortritt, nahm sich desselben an und veränderte sofort den Plan, indem er die gelehrte Richtung, welche er in den ersten Stücken selbst vertrat, ganz in den Vordergrund schob. Dem Geiste des cameralistischen Jahrhunderts gemäß, über welchen der Verfasser des Lebens Andreäs freilich noch vor kurzem gespottet hatte, sollte nun vorzüglich die ökonomische, statistische und litterarische Verfassung der verschiedenen Länder und Städte von Oberdeutschland den Gegenstand bilden. Die Möserische Richtung sollte also die herrschende werden; aber die Beschränkung auf württembergische Zustände wurde, offenbar um den Leserkreis zu erweitern, aufgegeben. Historische und philosophische Gegenstände waren nicht ausgeschlossen; nur die gepfefferten Recensionen hatten den biederen Schwaben so wenig gemundet, daß davon Abstand genommen wurde. Aber das dritte Stück, welches mit Benützung der vorhandenen Manuskripte hergestellt wurde, konnte diesen neuen Plan noch nicht völlig verwirklichen, und ein viertes ist nicht erschienen. Jedoch ist schon das dritte gelehrter und fachmännischer gehalten; und der Kreis der Interessen ist durch Musik und bildende Kunst erweitert. Fast lauter Fachmänner liefern thatsächliche Berichte: Fulda handelt über den echten Charakter der deutschen Aussprache; Junker beschreibt seine musikalische Lebensgeschichte; Guibal berichtet über eine Preisaufgabe, welche die Karlsakademie für Bildhauer ausgeschrieben hatte, und charakterisiert die Danneckerische Preisfigur; Atzel entwirft das Ideal eines deutschen Gartens; Abel giebt eine wahre Anekdote zur Prüfung der Folgen des Lottospieles; ein Ungenannter erörtert die Rosenkreuzerfrage; Hoven beschreibt das militärische Waisenhaus in Ludwigsburg; Petersen selbst sendet einen Bogen mit 55 Fragen, die Geschichte der Sitten, Künste und Wissenschaften betreffend, an die deutschen Gelehrten zur Beantwortung aus.

Während also das Repertorium keineswegs im Sinne Schillers fortgesetzt wurde, erschien drei Jahre nach seiner Flucht zu Kempten ein „Schwäbisches Museum" unter dem Klopstockischen Motto „O schöne mein! Ich liebe dich, mein Vaterland!" Der Herausgeber war Johann Michael Armbruster, der als ungebildeter Gärtnerjunge in Stäudlins Musenalmanach sich das Lob Schillers verdient und sich dann, von Stäudlin empfohlen, zur weiteren Ausbildung in die Schweiz gewandt

hatte. Von Zürich aus redigierte er sein Museum: wie sich ja auch die Herausgeber des „Zustandes“ und des Repertoriums bereits von reichsfreiem Gebiet aus an ihre Leser wandten, um den Chicanen der württembergischen Censur zu entgehen. In dem mit Wolfram von Eschilbach unterzeichneten und an Stelle einer Vorrede eingeschobenen Brief an den Herausgeber setzt sich Armbruster dem eingegangenen Magazin von Haug geradezu entgegen: nicht alles, was über Schwaben von Schwaben geschrieben sei, sondern nur was für Schwaben auch wirklich interessant sei, könne ein Schwäbisches Magazin ausmachen. Seine Muster sind vielmehr die Schlözerischen Staatsanzeigen, welche dem Herzog von Württemberg so verhaßt waren, daß er seinen Sohn Pfaff ausdrücklich vor diesem Mann warnen zu müssen glaubte. Jeden Druck der Unterthanen, jede schiefe Verordnung der Obrigkeit, jede Ungerechtigkeit der Fürsten will dieses Museum in aktenmäßiger Erzählung darlegen, und der Herausgeber verspricht die Namen seiner Mitarbeiter nicht zu nennen, auch wenn man ihn physisch oder moralisch auf die Folter spannen wollte. Umgekehrt aber sollen, gleichfalls in aktenmäßiger Darstellung, auch alle lobeswürdigen Handlungen hier ihre Vereinigung finden, und wie in Schillers Repertorium sollen den verdienten Schwaben in Biographien Denkmäler gesetzt werden. Hier las man nun wirklich die Thaten der kleinen und großen Despoten in Schwaben: ob sie nun von dem Herzog von Württemberg oder von denen herrührten, welche in den sogenannten freien Reichsstädten die Herren spielten. Hier las man von Rohheiten der Junker gegen ihre Unterthanen und von Mißhandlungen der Juden durch die Bauern. Hier wurde der sonderbare Rechtsspruch eines württembergischen Stadtgerichts dem öffentlichen Urteil preisgegeben. Hier wurden die kläglichen Zustände der deutschen Schulen in Württemberg bloßgelegt, und ein Artikel über das eingerostete Tübinger Stift kostete seinen Verfasser Reinhard ebenso das Vaterland wie die Räuber unseren Dichter. Hier wurde der Büchernachdruck gebrandmarkt, welcher zur Schande Schwabens seine Räuberhöhle in Tübingen aufgeschlagen hatte und über den auch der Dichter von Kabale und Liebe spottet, während ihn Haug in empörender Schwäche und Voreingenommenheit gegen die norddeutschen Verleger patronisiert hatte. Hier wurde aber auch die Antwort zuerst bekannt, welche der Markgraf Karl Friedrich von Baden auf die Danksagungen seines Landes

für die Aufhebung der Leibeigenschaft gegeben hatte, und hier wurde dem „braven Mann", dem Herzog Leopold von Braunschweig, ein Loblied gesungen: den schlimmen Monarchen standen so die guten gegenüber. Hier wurden keine Probestücke unreifer schwäbischer Genies mehr mitgeteilt: sondern das Museum setzte mit Scenen aus Goethes Iphigenie ein, auf welche es poetische Beiträge von Conz und Reinhard folgen ließ . . . . Auch dieses schwäbische Organ ist mit dem zweiten Bande eingegangen, nachdem es 1785 und 1786 erschienen war. Einige sächsische Buchhändler erklärten dem Herausgeber auf der Ostermesse: um zu florieren, müsse die Zeitschrift aufhören sich ein Schwäbisches Museum zu nennen. Erzürnt und entrüstet zählt auch dieser echte schwäbische Patriot, wie früher so oft Balthasar Haug, alle die edlen Schwaben her, die sich um ganz Deutschland verdient gemacht hätten: darunter auch „die Flamme Gottes Genie in unserem Schiller", welchen nicht als einen der größten Theaterdichter der deutschen Nation anerkennen zu wollen geradezu zum Verbrechen gestempelt wird. Etwas von dem revolutionären Geist der Räuber lebt in den Spalten dieses schwäbischen Provinzialorgans; und aus dem „Beitrag zu einem schwäbischen Martyrologium" wurden einem kleinen Leserkreise zum ersten Male die Umstände bekannt, unter denen der Dichter der Räuber sein Vaterland verlassen und verloren hatte.

5. Die Entscheidung.

Während Schiller so als Dichter und als Provinzialschriftsteller bemüht war, seinem engeren Vaterland Ruhm zu erwerben, hatte sich der heimische Boden bereits so völlig unter seinen Füßen gelockert, daß seines Bleibens in Württemberg nicht länger war.

Der Widerspruch mit seinen Stuttgarter Verhältnissen wurde Schiller empfindlicher, seitdem er gelegentlich der Aufführung seiner Räuber zum ersten Mal einen Blick ins Ausland geworfen hatte. Seine Mannheimer Gönner hatten ihn dort mit Freude und Begeisterung begrüßt: allen voran Schwan, in dessen Hause Schiller abgestiegen und freundlich bewirtet worden war und welcher ihm auch die 50 fl. Reisekosten vorschoß, deren Vergütung man dem jungen Dichter zugesagt hatte. Nach der Vorstellung hatte er mit den Schauspielern zu Nacht gespeist: wo

den beiden Stuttgartern, welche noch voll und trunken von dem Erfolge der Räuber waren, freilich manches leere Geschwätz neben erfreulichen und erhebenden Tischgesprächen mit unterzulaufen schien. Mit der Absicht, in einem öffentlichen Bericht über die Vorstellung die drei Darsteller der Hauptrollen zu charakterisieren und bei dieser Gelegenheit zugleich auch im allgemeinen über die Grenzen des Dichters und Schauspielers zu handeln, über welche ihn schon der vorhergehende Briefwechsel mit Dalberg und noch mehr die erste Aufführung der Räuber zum Nachdenken angeregt hatten, machte sich Schiller auf den Rückweg: zu Worms am 15. Januar ist der später im Repertorium veröffentlichte Bericht skizziert. Unmittelbar nach seiner Rückkehr, schon am 17. Januar, dankt er dem Freiherrn von Dalberg in einem warmen Briefe für alle seinem Werk erwiesene Aufmerksamkeit, für die Ehre und den Pomp der ersten Aufführung: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß die Epoche von der vorigen Woche zählen“. Einen neuen Plan, die Bearbeitung des Götz von Berlichingen für die Mannheimer Bühne, auf welcher die Ritterstücke beliebt waren, wollte er trotz vorhergegangener Besprechung mit Dalberg nicht ohne die Zustimmung Goethes ausführen: indem er Dalberg ersucht, ihm durch sein Ansehen und seine persönliche Bekanntschaft mit Goethe diese Erlaubnis zu verschaffen, strebt er zugleich die Verbindung mit dem Weimarer Dichter an, an welchen er sich bald darauf persönlich wenden wollte.

In dieser Arbeit hoffte Schiller zugleich seine Erholung von den medizinischen Studien zu finden, welche ihn nach seiner Rückkehr mehr als je in Anspruch zu nehmen drohten und mit seiner Lage, die er durch den Widerspruch mit den schönen Mannheimer Tagen ohnedies härter empfand, nur noch unzufriedener machten. Am 29. Dezember 1781 war die Militärakademie von Kaiser Josef in den Rang einer Universität erhoben worden, und seit dem Geburtstag des Herzogs (11. Februar 1782) führte sie den Namen: Hohe Karlsschule. Sie hatte nun auch den Doktorgrad zu vergeben, und Schillers Kollege Plieninger erwarb ihn schon zwei Tage später als der erste medizinische Doktor der neuen Hochschule. Auch Hoven bereitete sich jetzt in Ludwigsburg vor und Schiller konnte nicht zurückbleiben: er fühlte nicht bloß den moralischen Zwang, sondern sah auch darin den einzigen Weg zur Verbesserung

seiner Lage. Er ging zunächst daran, eine Dissertation auszuarbeiten, und er scheint sich wirklich sein Manuskript der Philosophie der Physiologie von dem Vater nur deshalb zurückerbeten zu haben, um auf dem bekannten Gebiete ein drittes Mal zu debutieren. Mit sauersüßer Miene tröstet er sich über die momentane Entfernung von der Dichtung, indem er nach der Rückkehr von einer „trockenen terminologischen Kunst“ eine um so „süßere Indemnisation für den fakultistischen Schweiß“ in den Armen der Muse zu finden hofft. Aber er scheint mit jener Entfernung kaum Ernst gemacht zu haben, und Dalberg munterte ihn beständig zu neuen dramatischen Arbeiten auf: der Plan eines Konradin, vielleicht durch Conzens Drama nahegelegt, entschiedener hervortretend dann der Gedanke an den Fiesco zogen ihn von der verachteten Brotwissenschaft immer mehr ab, und unter dem 1. April 1782 gestand er seinem Gönner rückhaltlos: „Ich würde eine Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachsende Neigung zum Drama verleugnete, die einen großen Teil meiner Glückseligkeit auf dieser Welt machen soll, und doch habe ich vor Verlauf eines halben Jahres keine Hoffnung sie zu befriedigen“.

Noch drückender empfand Schiller seine Lage, seitdem er zu Ende Mai des Jahres auf Wunsch und Bitten seiner Stuttgarter Freundinnen, welche die Räuber auf dem Theater zu sehen verlangten, eine zweite Reise nach Mannheim unternommen hatte. Während sich der Herzog (vom 20. bis 30. Mai) auf der Reise nach Wien befand, um dem Kaiser für die Erhöhung seiner Akademie zu danken, fuhr Schiller unter Vorwissen seines Kommandanten, des Obristen von Rau, welcher ihm die Krankmeldung nachsehen wollte, in Civilkleidern am Samstag den 25. Mai nachmittags um 1 Uhr in einer viersitzigen Chaise zum Thor hinaus, in welcher außer ihm die Frau von Wolzogen und die Hauptmännin Vischer saßen; auch Hoven war wenigstens eingeladen, sich in Ludwigsburg der Gesellschaft anzuschließen. Für Dienstag den 28. Mai hatte sich Schiller brieflich eine Wiederholung seiner Räuber bei dem Mannheimer Gönner erbeten, und er sah ihr mit ungemischter und reinerer Freude entgegen als der ersten Vorstellung. Wiederum wurde er glänzend aufgenommen; und als er seine Wünsche andeutend verriet, ließen ihn seine Freunde und Gönner von Dalbergs edelmütigem Herzen alles Gute hoffen. Er gab sich dem adeligen Intendanten in einer längeren Unter-

redung ganz hin und glaubte aus Dalbergs offenem Anblick die Ermutigung zu seinen Absichten auf das Mannheimer Theater zu lesen und seinen Händedruck als Versprechen betrachten zu dürfen. Noch in derselben Nacht reiste er, gehoben durch den neuen Erfolg seines Stückes, wiederum ab; und je mehr er sich Stuttgart näherte, um so unüberwindlicher regte sich der Widerwille gegen die heimischen Verhältnisse. Durch eine böse Grippe, die sogenannte Influenza, welche er aus Mannheim mitgebracht hatte, wurde seine Stimmung nur noch mehr verbittert; schon ein paar Tage nach seiner Rückkehr, sobald ihn seine Unpäßlichkeit zum Schreiben fähig machte, warf er sich im widrigen Gefühl des Kontrastes zwischen dort und hier seinem Mannheimer Gönner in die Arme, von dem er das Glück seines Lebens erwartete. Sein Vaterland erscheint ihm nun nicht mehr bloß im Scherz und Spott, wie in der Vorrede zur Anthologie, sondern in vollem Ernst als ein Norden des Geschmackes, aus welchem er sich in ein griechisches Klima sehnt: hier sei er wenig oder nichts, dort könne er alles werden. „Unglücklicher", schreibt er am 4. Juni 1782, „kann bald niemand sein als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines besseren Schicksals und für beides nur eine Aussicht". Er nährt die Hoffnung, daß sein Herzog ihn auf einmaliges, höchstens auf wiederholtes Ansuchen des Edelmannes freigeben und ziehen lassen werde. Er giebt sogleich drei verschiedene Wege an, durch welche Dalberg seine Freilassung zweifellos hätte bewirken können; und zeigt damit wie genau er die schwachen Seiten des Herzogs studiert hatte und kannte. Dalberg soll sich den Dichter als ein Geschöpf der Akademie erbitten und durch diese Berufung der Eitelkeit des Herzogs auf sein Institut schmeicheln. Er soll ihn ferner nicht für immer, sondern bloß auf eine Zeit lang erbitten, so daß es mehr auf eine Reise als auf völlige Entschwäbung abgesehen scheine. Er soll drittens auch dem Vorwande begegnen, unter welchem ihn der Herzog etwa um seines eigenen Wohles willen zurückhalten könnte, und deshalb im Namen Schillers die Fortsetzung der medizinischen Studien und der ärztlichen Praxis versprechen. Nach andern Beispielen (wie z. B. Pfaffs) dürfen wir annehmen, daß auf Einschreiten Dalbergs hin der Herzog seinen Sohn freigegeben hätte: der württembergische und der pfälzische Hof standen als Nachbarn in gutem Einvernehmen, und wiederholt hatte sich der Herzog von

Württemberg einen italienischen Hofpoeten von Mannheim kommen lassen; warum hätte sich der pfälzische Hof nicht auch einen deutschen Dichter aus Stuttgart erbitten dürfen? Dalberg war ein einflußreicher Mann, welchem auch der Herzog von Württemberg persönlich wohlgesinnt war, wie er ihn denn 1779 zu den akademischen Prüfungen und wieder in unserem Jahre 1782 zu den Festlichkeiten an seinen Hof zog. Aber Dalberg wurde durch Schillers Vorschläge auf das Abhängigkeitsverhältnis erst recht aufmerksam, in welchem der Dichter der Räuber zu seinem Herzog stand; und er trug als Hof- und Staatsmann begreiflicher Weise Bedenken, zwischen den Landesherrn und seinen Unterthanen zu treten. Wochen vergingen und immer noch war auf die Bitte des Dichters, welcher seinem Gönner sein Geschick ganz in die Hände gelegt hatte und alles Glück von ihm erwartete, keine Antwort eingelaufen.

Bald darauf vermehrte sich der Druck der äußeren Lage, welcher zu den inneren Bedrängnissen kam und endlich die Entscheidung herbeiführte. Die Frauen, welche in Mannheim Zeugen von Schillers Triumph gewesen waren, wußten das Geheimnis der zweiten Reise nicht zu bewahren; das Gerücht drang bis zum Obrist von Rau, welcher Schillers Mitwisser war, und bis zu dem Herzog, welcher alles haarklein erfuhr und aufs höchste aufgebracht dem Regimentsmedicus ein Pferd aus seinem Marstall zuschickte, mit dem Befehl sogleich nach Hohenheim zu kommen. Schiller erschien dem höchsten Kriegsherrn als ein Deserteur; und was noch mehr ins Gewicht fiel, er war nun des geheimen Verkehrs mit dem Ausland überführt, welcher in Württemberg, wie aus den Schicksalen Mosers und Riegers erhellt, als eine Art von Hochverrat betrachtet wurde. Soll doch Herzog Karl sogar die Überlassung der Räuber an eine auswärtige Bühne und die Übergehung des neuen Stuttgarter Nationaltheaters, welches sich durch die Dichtung eines akademischen Zöglings gerne Ruhm erworben hätte, mit scheelen Augen angesehen haben. Der Herzog empfing seinen Feldscher in Hohenheim liebreich und freundlich; er zeigte ihm zuerst seine Parkanlagen und rückte ihm endlich, nachdem er ihn vertraulich gemacht hatte, rasch mit der versteckten Frage zu Leibe: „Er ist in Mannheim gewesen! Ich weiß alles! ich sage, Sein Obrister weiß darum“. Schiller, welcher das Versprechen gegeben hatte, seinen Vorgesetzten nicht zu kompromittieren, leugnete, daß der Obrist darum wisse; und der Herzog,

um ihm das Geständnis abzuzwingen, soll schon hier gedroht haben, den Vater außer Brot und den Sohn auf die Festung zu setzen. Aber der tapfere Schiller verriet seinen Vorgesetzten nicht, welcher sich später in einer nächtlichen Zusammenkunft Gewißheit über sein Schicksal verschaffte. Schiller aber wurde in Ungnaden entlassen. Jeder Verkehr mit dem Ausland wurde ihm künftighin streng verboten und seine Desertion gewiß nicht zu streng bestraft, indem ihm der Herzog befahl, sofort zu Fuß nach Stuttgart zu gehen, auf der Hauptwache seinen Degen abzugeben und vierzehn Tage im Arrest zu bleiben . . . Da saß nun Schiller und brütete im Ingrimm gegen den Herzog seinen Fiesco und ein bürgerliches Trauerspiel aus. Um sich die Zeit und den Unmut zu vertreiben, lernte er spielen und er spielte unglücklich: dem durch seine litterarischen Unternehmungen bereits verpflichteten Dichter erwuchsen daraus neue Schulden in Stuttgart. Zu dem kleinen Schadischen Posten von nur 50 fl. kam bald die größere, bei der Generalin von Holl stehende Schuld, und zuletzt ließ sich Schiller mit der Korporalin Fricke ein, welche der Vater später eine „schändliche Vettel" nennt und sogar falscher Wechsel bezichtigt.

Unmittelbar nach seiner Freilassung wandte sich Schiller am 15. Juli, dem herzoglichen Befehl strikt entgegen und unter Gefahr seiner Freiheit, zum letzten Mal brieflich an Dalberg. Er schreibt in der höchsten Bedrängnis; und indem er weder seinen Arrest noch seine Unterredung mit dem Herzog verschweigt, bittet er inständig, wenn Dalberg ihn wirklich zu sich nach Mannheim ziehen und sich für ihn verwenden wolle, es bald zu thun. Die Ursache, warum er die Alternative Jetzt oder nie stellen muß, kann er keinem Brief anvertrauen. Er deutet nur in unbestimmten Wendungen an, daß er in etlichen Monaten zu einem Schritt gezwungen werden könnte, welcher, wie er damals klarer als später einsah, es ihm auch unmöglich machen mußte, bei Dalberg in Mannheim festen Fuß zu fassen. Der Hofmann blieb auf diese überraschenden Nachrichten, welche einen offenen Konflikt zwischen dem Dichter und seinem Landesherrn ahnen ließen und eine unliebsame Wendung der Dinge ankündigten, jede Antwort schuldig. Als nach zwei Wochen bangen Harrens die Hülfe von dieser Seite wiederum ausblieb, verfiel Schiller eine Zeit lang in den vollen Stumpfsinn der Verzweiflung: er schien gegen alles gleichgültig und kalt, selbst gegen seine liebsten Genossen abstoßend und in

gleichmäßig trüber und finsterer Stimmung. Langsam aber dämmerte in seinem Innern ein gewaltsamer Vorsatz auf: welchen er in dem letzten Brief an Dalberg nur geheimnisvoll anzudeuten wagte und der ihm wohl in seinem Carcer zum ersten Male nahegetreten war. Er muß auch schon die Frau von Wolzogen ins Geheimnis gezogen haben; und noch zu Lebzeiten des Herzogs Karl August von Meiningen, welcher am 21. Juli 1782 starb, erging für alle Fälle eine vorläufige Anfrage nach Sachsen, ob der Flüchtling dort auf ein sicheres Asyl rechnen dürfte. Daß dieser Gedanke endlich zum unverrückbaren Entschluß wurde, haben die äußeren Vorgänge der nächsten Wochen bewirkt.

Kaum hatte Schiller wiederum die Freiheit erlangt, als sich von einer anderen Seite die Wolken gegen ihn zusammentürmten. Im zweiten Akte der Räuber faselt Spiegelberg, dort wo er seine Werbegeschichten erzählt, von einem Spitzbubenklima, unter welchem alle Arten von Gauner besonders gut gedeihen, und er rühmt namentlich das Graubündnerland als „das Athen der heutigen Gauner"; worauf ihm Razmann zur Antwort giebt: „Bruder! man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt!" Den Einfluß des Klima auf die Fähigkeiten der Menschen ins Auge zu fassen, war dem Jahrhundert Winkelmanns in Ernst und Spaß geläufig. Unter den Schwaben liebten Haug und sein Schüler Stäudlin solche Erwägungen; Schiller selber aber wünscht sich aus dem nordischen Klima Schwabens gern in ein griechisches und spottet in der Recension des Stäudlinischen Almanachs über eine ähnliche Äußerung des Herausgebers mit den Worten: „Wahr ists, viel thut die Milde der Zone; viel, sehr viel Begießen und Sonnen, viel ein wohlangebrachter Schnitt. Aber der Gärtner muß die Ananas von keinem Holzapfelkern erwarten!" Unter dem gleichen, der väterlichen Baumzucht entlehnten Bilde hatte auch schon Spiegelberg sofort auf seine erste Behauptung die widersprechende zweite folgen lassen, daß das Klima nicht sonderlich viel bedeute: „Genie kommt überall fort und das übrige, Bruder — ein Holzapfel weißt du wohl wird im Paradiesgärtlein selber ewig keine Ananas". Es gehörte viel Beschränktheit oder Böswilligkeit dazu, die widersprechenden Äußerungen, welche so deutlich zur Charakteristik des Großprahlers dienen, für bare Münze zu nehmen und auf das Kerbholz des Dichters zu setzen. Aber auch zugegeben, daß sie wirklich die

Meinung des Dichters verrieten und daß Schiller wirklich (wie sein späterer Angeber behauptet) sich nur an einem verhaßten Aufseher der Akademie, dem Graubündner C**, habe rächen wollen: so wäre auch das in einer Zeit zu verantworten gewesen, in welcher die Lenz, Klinger, Wagner u. a. bekannte und lebende Personen unter ihrem wirklichen Namen empfindlich in ihren Dichtungen bloßstellten und selbst das Kestnerische Ehepaar Grund zu haben glaubte, sich über den Dichter des Werther zu beklagen. Ob Schiller nun, nach Razmanns Antwort, entweder bloß das Veltlin meinte, oder ob er das ganze Graubünden wegen der italienischen Sprache mit einbegriff: genug, in Schwaben stand dasselbe nun einmal in dem Ruf eines Gaunerlandes. Und die Volksstimme urteilte auch hier nicht ganz ohne Grund, denn wirklich war Graubünden ein Sammelpunkt für Spitzbuben aus aller Herren Länder, welche es sich dort so wohl gehen ließen, daß man sie sogar als Sbirren im Dienste der blinden Themis verwendet finden konnte. Der Dichter der Räuber, welcher seine kecke Äußerung mit dem Verlust des Vaterlandes bezahlte, erhielt etliche Jahre später eine vollgültige Satisfaktion. Als im Jahre 1786 die Bande des berüchtigten Hannikel in Graubünden eingefangen wurde, welche auch im Württembergischen ihr Unwesen getrieben hatte, mußte der Herzog Karl an 1000 fl. Transportkosten bezahlen, um die von Chur ausgelieferten Übelthäter hängen zu sehen.

Gleichwohl wurde die harmlose Stelle unmittelbar nach dem Erscheinen der Räuber aufgegriffen: es ist nicht unmöglich, daß nationale Reiberei und Gereiztheit dabei den Ausschlag gab, weil es üblich war, daß Schriften gegen die Schweiz in Württemberg und umgekehrt die Schriften gegen Württemberg in der Schweiz gedruckt wurden. Ein junger Westfale, Namens Wredow, welcher als Hofmeister eines Herrn von Salis etliche Jahre in Chur gelebt hatte, nahm sich seiner früheren Gastfreunde an, indem er unter dem 13. Dezember 1781 in den Hamburgischen Adreß-Comptoir-Nachrichten einen Brief „An den Verfasser der Räuber" veröffentlichte, in welchem er ohne jede böswillige Absicht, aber auch ohne richtige Kenntnis der wirklichen Verhältnisse den schweren Vorwurf bedauernd zurückweist, für den er vergebens nach einer Erklärung sucht. Dadurch wurde man in Graubünden selbst erst aufmerksam gemacht; und während die Eingeborenen weislich stille schwiegen, trat wiederum ein Fremder, Amstein aus dem Kanton Zürich, welcher

in Tübingen Medizin studiert und einige Zeit als Lehrer am Philanthropin zu Marschlins gewirkt hatte, mit der ganzen Liebe des Adoptivkindes für Graubünden ein, wo er als Besitzer des Gutes Zizers seit kurzem (1779) ein Vaterland gefunden hatte. Amstein hat sich um die medizinische und naturwissenschaftliche Aufklärung in Graubünden wohlverdient gemacht und wurde von seinen Zeitgenossen als einer der ersten schweizerischen Gelehrten verehrt. Auch an seinem Charakter darf kein Makel einer böswilligen Absicht haften: er bezweckte nichts weiter als den Widerruf der beleidigenden Äußerung von Seite des Verfassers, als er Ende April 1782 in der churischen Wochenschrift „Der Sammler“ den Artikel Wredows samt einer „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers“ wieder abdrucken ließ. Als ein Biedermann, der keinen Spaß versteht, sieht er in dem Dichter der Räuber nur einen jener neumodischen Calumnianten und Pasquillanten, welche jetzt, nachdem die Zeit für die Religions- und Tugendspötter endlich vorüber sei, auf ihre Weise die Schwäche des Publikums mißbrauchen. Er kann sich gar nicht erklären, wie einem „unbekannten Komödienschreiber“ ein ganzer Freistaat so in die Quere gekommen sein möge, daß er sich an ihm zu reiben suche! Er fordert ihn öffentlich auf, seinen Helden oder (was ihm eines ist) sich selbst von dem Verdacht und der Bosheit einer schändlichen Calumnie zu reinigen. Aber er mäßigt sich sogleich wieder und will vor der Hand nicht Bosheit, sondern bloß Unbesonnenheit und Übereilung als die Quellen der schwarzen Verläumdungen betrachten. Er giebt ihm die wohlgemeinte Lehre, derlei künftig aus der allgemeinen Liebe und Achtung, die ein Volk dem andern schuldig sei, zu vermeiden, und er schließt seine Einleitung zu dem Abdruck des Wredowschen Artikels mit den Worten: „Wenn der Verfasser nicht so öffentlich bereue als seine Beleidigung gewesen sei, soll er der billigen Verachtung aller Rechtschaffenen überlassen bleiben“.

Gleichzeitig mit dieser öffentlichen Aufforderung, welche Schiller sonst wohl gar nicht vor Gesicht gekommen wäre, erging in einem privaten Brief aus Bünden, der aber kaum von Amstein selbst herrührte, die nämliche Aufforderung des Widerrufes an ihn. Man wird es nicht unbegreiflich finden, wenn ihm die Hitze und der gereizte Eifer der Bündner eher im komischen als im ernsten Licht erschien und wenn er die Zuschrift völlig ignorierte, so wenig ihm auch eine Richtigstellung seiner wahren Mei-

nung und Absicht hätte schwer fallen können. Da Schiller aber stumm blieb, schlossen die Bündner erst recht auf die Furcht des bösen Gewissens und wandten sich an den Garteninspektor Walther in Ludwigsburg, welcher ihnen als ein korrespondierendes Mitglied der von Amstein begründeten ökonomischen Gesellschaft in Zürich bekannt war, um ihn durch diesen an seine Pflicht mahnen zu lassen. Dieser aber (sei es daß er als Rivale des alten Schiller der Familie schaden zu können glaubte; sei es aus bloßer schurkischer Dienstbeflissenheit — denn über die Motive dieses Intriguanten sind wir völlig im Unklaren) that mehr als von ihm verlangt war. Er breitete die Apologie der Bündner geflissentlich in ganz Stuttgart aus, wo sie nun auch Schiller zu lesen bekam: dieser leugnete weder die briefliche Aufforderung erhalten zu haben, noch konnte ihm der boshafte Mensch, den er als persönlichen Feind betrachtete, einen Widerruf abzwingen. Der Angeber aber ging noch weiter und spielte die Amsteinische Apologie der Bündner auf eine geschickte Art auch dem Herzog in die Hände, welcher damals eben im Begriffe gewesen sein soll, von Graubünden ein Anlehen aufzunehmen. Dieser Schritt, dessen sich Walther in einem Schreiben nach Graubünden mit zuversichtlicher Miene rühmt, ging weit über die Absicht der Bündner hinaus und war bloß ein Werk persönlicher Rachsucht. Die bündnerische Zeitschrift „Der Sammler“ nimmt nur mehr von dem Verweise Notiz, welchen Schiller von dem Herzog erhielt: sie verschweigt dagegen absichtlich, was sich weiter daraus für Schillers Existenz ergab, obwohl Walther mit boshafter Schadenfreude auch Schillers Desertion nach Chur berichtet hatte; und sie erklärt sich nunmehr ausdrücklich, unter Verzicht auf den Widerruf, mit diesem Verweise zufriedengestellt (Mitte Oktober). Man sah ein, daß man in Walther sich eines unwürdigen und niedrigen Werkzeuges bedient hatte; das Bündner Bürgerrecht, welches man ihm anfangs in Aussicht gestellt zu haben scheint und auf welches er in einem Briefe deutlichen Anspruch erhebt, ist von der Bündner Kongressualversammlung (im März 1783) wohl an Amstein nnd an Wredow erteilt worden, dem Angeber aber sollte bloß durch den Aktuarius derselben mittelst eines höflichen Schreibens im Namen des Standes gedankt werden. Auch von den beiden anderen wurde wenigstens der eine seiner mit dem Unglück des Dichters erkauften Ehre nicht froh: man erzählt, daß Am-

stein die Folgen seines Schrittes bis an sein Ende als einen nagenden Kummer mit sich getragen habe.

Schiller hatte es nur mehr mit dem Herzog von Württemberg zu thun, welchem er jetzt in ganz veränderter Lage und Gesinnung, nicht mehr als sein Sohn sondern als sein Feind gegenüberstand. Dieser hatte seit Schillers Austritt aus der Akademie nur scheinbar die Augen von ihm abgewendet: in Wahrheit verfolgte er Schillers Talent mit derselben Aufmerksamkeit nnd Selbstzufriedenheit wie die weitere Laufbahn aller seiner früheren Zöglinge. Wie er selbst nach Schillers Flucht der Aufführung der Räuber in Stuttgart kein Hindernis in den Weg legte, so ließ er auch jetzt die Räuber unangefochten erscheinen und es wäre ihm nicht eingefallen, das Motto der zweiten Auflage In tyrannos auf sich selbst zu beziehen. Es schmeichelte ihm vielmehr, daß aus seiner Akademie neben so vielen anderen Künstlern nun auch ein Dichter von Beruf und Begabung hervorgegangen war. Wenn die brausende Dichtung auch seinem Geschmack in mancher Hinsicht zuwider war, so glaubte doch Schiller, vielleicht nur in verzeihlicher Selbsttäuschung, sogar in kleinen Handbillets des Herzogs seinen eigenen Stil und besonders die Vorliebe für Gedankenstriche wiederzufinden. Aber bald mußte der Herzog auch über den Inhalt der Schillerischen Dichtungen stutzig werden. Daß er in jenem Begrüßungsgedicht das Ausland als die Gegend bezeichnet hatte „wo Menschen glücklich wohnen“, hat der Herzog wohl gar nicht erfahren. Aber in dem Leichengedicht auf Rieger, in welchem der Tod die Erdengötter so unsanft rüttelte und die Monarchen als schlechte Menschen gebrandmarkt wurden, konnte doch niemand anderer als Riegers Herr, der Herzog von Württemberg, gemeint sein. Und wenn dieser Stich auch auf eine frühere Periode seiner Regierung zielte, welche der Herzog Karl jetzt selber verleugnete, so traf ihn im Wirtembergischen Repertorium jene Anspielung auf seine freiwillige Demütigung nur um so empfindlicher. Wenn auf diese Weise nur erst einmal der Grund zum Mißtrauen gelegt war, dann mußten ihm freilich auch die Räuber ein immer bedenklicheres Symptom werden, dann waren auch die Ausfälle auf die „schlimmen Monarchen“ in der Anthologie nicht ohne persönliche Beziehung. Es sollen aber weiter dem Herzog auch Dienstversäumnisse, welche Schiller sich aus Neigung zur Dichtkunst hatte zu Schulden kommen lassen, sowie Spötteleien und Klagen hinter-

bracht worden sein, welche er über den Zwang der Geister unter Despotenwillkür laut werden ließ: die Empfindlichkeit des Herzogs wurde noch mehr gereizt, als Schiller es rundweg ablehnte, ihn durch ein Lobgedicht zu versöhnen — die Zeit der panegyrischen Hofdichtung war jetzt für ihn vorüber. Und zu allem dem kamen nun noch die Klagen der Graubündner! Der Dichter fing an im Innern gefährlich zu erscheinen und bereitete nach außen Verlegenheiten. Um dem mit einem Male zu steuern, ließ der Herzog (es wird Ende Juli oder Anfang August gewesen sein) den Regimentsmedicus wieder vor sich kommen. Er machte ihn zunächst wegen der Ausfälle auf die Graubündner herunter: Schiller berief sich auf die allgemeine Sage und rechtfertigte sich damit, daß er die Worte dem unwürdigsten unter seinen Räubern in den Mund gelegt und also nicht für Wahrheit gegeben habe. Der Herzog warnte ihn dann väterlich vor Verstößen gegen den guten Geschmack in seinen Dichtungen, wobei auch Schiller nicht ungerührt blieb. Aber dem Befehl, alle seine poetischen Produkte dem Herzog zu zeigen und nichts ohne sein Wissen drucken zu lassen, verweigerte Schiller damals den Gehorsam, trotzdem der Herzog ihm günstigere Aussichten für die Zukunft und eine Verbesserung seiner Lage in Aussicht gestellt zu haben scheint. Seine Weigerung wurde so übel aufgenommen, daß der Herzog ihm das „Komödienschreiben" und das Dichten überhaupt, sowie die Herausgabe aller anderen als medizinischer Schriften völlig untersagte und auch das Verbot des Verkehres mit dem Auslande neuerdings einschärfte. Er drohte zuletzt nicht bloß mit der Kassation sondern auch mit der Festung, mit dem Hohen-Asperg.

Schiller ging unmittelbar vom Herzog in den Garten zum „Ochsen", wo er eine Partie Kegel schob und nicht nur gelassen sondern sogar heiter schien. Er erwachte aus der dumpfen Lethargie der letzten Wochen und arbeitete, dem herzoglichen Befehl stracks zuwider, nun erst recht an dem Fiesco: nicht bloß mehr, um sich den Kummer von der Seele zu schreiben, sondern auch um für alle Fälle seine Existenz auf eine fertige Arbeit gründen zu können. Und bald raffte er sich auch zu einem bestimmten Entschluß auf: aus dem Gedanken, mit welchem er in jenem Brief an Dalberg nur erst gespielt hatte, sollte Ernst werden. Er wollte auf eigene Gefahr nach Mannheim entweichen und von dort aus dem Herzog von Württemberg günstigere Bedingungen abzwingen; falls

sie aber (wie er insgeheim wohl eher hoffte als fürchtete) verweigert würden, wollte er nicht mehr in sein Vaterland zurückkehren.

Talent haben ist eines; etwas an sein Talent wagen ist ein anderes. Schiller stand jetzt auf dem Punkt, alles an sein Talent zu setzen: nicht bloß Heimat und Familie, seine ganze bürgerliche Existenz und alle seine Hoffnungen für die Zukunft. Noch mehr: er setzte auch das Glück der Seinigen auf das Spiel. Wie der Herzog einen solchen Schritt beurteilen würde, erschien ungewiß. Nur einen ungefähren Maßstab konnten die Fälle abgeben, in welchen sich noch in der Akademie befindliche Zöglinge den Verpflichtungen des Reverses zu entziehen suchten; und gerade gegen diese wurde in sehr verschiedener Weise vorgegangen. Einem herzoglichen Kammerlakaien, dessen Sohn im Jahre 1774, als noch Mangel an Schülermaterial war, durchaus nicht länger an der Akademie bleiben wollte, wurde bedeutet, daß er sich „gleichbalden" auf die Solitude begeben und seinen Sohn zurechtweisen sollte, widrigenfalls ihm dessen Austritt seinen Dienst kosten würde. Später wurde in ähnlichen Fällen für den Zögling, welcher den Verpflichtungen nicht nachkam, einfach das volle Kostgeld und mitunter sogar ein erhöhtes für alle acht Jahre eingehoben. Im November 1782, also bald nach Schillers Flucht, wurde derselbe Fall wiederum viel milder ausgetragen. Bei dem bekannten Grundsatz des Herzogs: die Sünden der Kinder nicht an den Eltern zu strafen und umgekehrt, welchen er erst vor kurzem an den Kindern Schubarts bewährt hatte, durfte Schiller mit Sicherheit annehmen, daß seine Angehörigen außer Gefahr blieben, wenn sein Vater mit dem Offiziers-Ehrenwort dafür einstehen konnte, daß er um den Schritt seines Sohnes nicht gewußt habe. Über die peinlichste Seite der Frage: daß man ihn nämlich als Deserteur verfolgen könnte, setzte sich Schiller wohl jetzt wie später mit der leichtfertigen Annahme hinaus, daß er als Mediziner nicht eigentlicher Militärist sei; der Karzer, aus welchem er eben entlassen war, hätte ihn eines Besseren belehren sollen.

Noch einen letzten Versuch unternahm der Jüngling, welcher nicht blind und unüberlegt einen so schweren Schritt ausführen und nicht das Schuldbewußtsein an seine Fersen heften wollte. Unter dem 1. September wandte er sich in einem Schreiben „voll devotester Submission" und als „unterthänigst treugehorsamster" Sohn nicht an den Fürsten und Landesherrn sondern an den Vater, um eine Milderung des doppelten Ver-

botes zu bewirken, welches ihm die Schriftstellerei und den Verkehr mit dem Ausland untersagte. Sehr geschickt faßt er dabei die eigene Schriftstellerei, die litterarischen Studien, den Verkehr mit dem Ausland in einem Satze zusammen, daß alles dieses wie eine einzige Bitte zugleich bewilligt oder abgeschlagen werden mußte. Er beruft sich darauf, daß ihm die Veröffentlichung seiner Schriften eine jährliche Zulage von 550 Gulden ein getragen habe: wobei er das dürftige Erträgnis seiner Redaktion der „Nachrichten" und der zweiten Auflage der Räuber wohl etwas übertrieben und den Selbstverlag der Räuber, der Anthologie und des Repertoriums kaum in Abzug gebracht hat. Er beruft sich ferner darauf, daß ihm dieser materielle Gewinn und der Verkehr mit ausländischen Gelehrten neue Hülfsmittel zum Studieren eröffnet hätten, ohne welche es ihm nicht möglich wäre, sich zu dem bilden zu können, was er einst hoffe werden zu können: welche Studien hier gemeint sind und welches Ziel ihm bei denselben vor Augen steht, bleibt absichtlich im Unbestimmten. Er macht endlich den allgemeinen Beifall geltend, welchen ihm seine Versuche im ganzen Deutschland eingetragen hätten; und indem er mit berechtigtem Selbstgefühl zu wissen macht, daß er von allen Zöglingen der Karlsakademie der erste und einzige gewesen sei, welcher die Aufmerksamkeit der großen Welt auf sich gezogen habe, ist er doch wieder klug genug, die Ehre allein auf den Urheber seiner Bildung zurückfallen zu lassen. Er thut sein Äußerstes, indem er sich bereit erklärt, Rechenschaft zu geben, wenn er die litterarische Freiheit zu weit getrieben haben sollte; das heißt: er will sich gegenüber den Graubündnern verantworten, wenn das doppelte Verbot dadurch rückgängig zu machen ist. Und er läßt sich jetzt zu dem feierlichen Gelöbnis herbei, welches er in der mündlichen Unterredung so entschieden verweigert hatte: alle seine künftigen Produkte einer scharfen Censur zu unterwerfen . . . Auch auf diesen Brief, welcher das Ultimatum enthielt, bis zu welchem Schiller gehen konnte und durfte, erfolgte keine Antwort. Er erfuhr nur, daß dem General Augé Befehl gegeben sei, Schiller in Arrest zu setzen, sobald er sich wieder um die Erlaubnis melde, einen Brief an den Herzog zu richten.

Das war die Entscheidung. Und so peinlich und herabstimmend der Zustand der Erwartung und Ungewißheit früher für ihn war, als er noch auf den Herzog und auf Dalberg seine Hoffnungen gründete, so

hoch erhob ihn jetzt, befreit von Zweifelsqualen, die Entschlossenheit und der Mut empor. Seine Stimmung wurde wieder zuversichtlich, ja freudig. Selbst die Arbeit an dem Fiesco, auf welchen er seine Zukunft gründen wollte, stockte nicht mehr, sondern sie schritt rüstig vor. Gefaßt und männlich ging er nun, in wenig Wochen um Jahre reifer geworden, an die Vorbereitungen zur Flucht. Außer der Mutter, welcher ein Geheimnis zu machen Schiller aus kindlicher Ergebenheit und aus innerer Bewegung gleich unfähig gewesen wäre, zog er nur wenige ins Vertrauen: von den Frauen, außer der Schwester Fine, welche, seitdem der Herzog ihre Erwartungen durch die Anstellung des Bruders enttäuscht hatte, jeden Schritt gegen ihn im Voraus entschuldigte, nur die Frau von Wolzogen, die ihm für den Fall der Not in Bauerbach ein Asyl in Aussicht stellte. Von seinen Freunden waren Scharffenstein und wohl auch sein ehemaliger Lehrer Abel, der sich ihm nun als aufmunternder und unterstützender Freund erwies, seine Vertrauten. Vor allen aber der biedere Streicher, dessen redlicher Sinn dem Entschlusse Schillers völlig zustimmte, welchem es sonst auch nicht an Warnungen und Abmahnungen fehlte. Streicher wurde sein Begleiter, sein Freund in der höchsten Not. Er hatte ohnedies vor, künftiges Frühjahr eine Reise nach Hamburg zu machen, um sich dort unter Ph. Emanuel Bachs Anleitung weiter auszubilden: um seinem Schiller in diesen schweren Tagen an der Seite zu stehen, beredete er seine alte Mutter, ihn ein halbes Jahr früher in die Welt ziehen zu lassen. Mit Streicher, welcher Not und Gefahr redlich mit ihm teilte und dem unpraktischen, auch durch sein Geheimnis behinderten Dichter schon die äußeren Veranstaltungen zur Flucht erleichterte, sprach Schiller seinen Plan bis ins Einzelne durch. Der Zeitpunkt schien günstig. Seit dem Anfang des August war man in Stuttgart mit den Vorbereitungen zum Empfange des Großfürsten Paul von Rußland beschäftigt, welcher die württembergische Prinzessin Sophie Dorothea, eine Nichte des Herzogs, zur zweiten Frau hatte. Außer dem großfürstlichen Paare, welches am 17. September 1782 mit einem Gefolge von 101 Personen einzog, wurden auch die Eltern der Großfürstin, der Prinz Friedrich Eugen von Württemberg mit seiner Gemahlin, zum Besuch erwartet. Die alte Prachtlust und Verschwendungssucht des Herzogs regte sich nach langer Pause wiederum einmal, da es galt, den künftigen Czaren als Verwandten und

Gast des württembergischen Hauses zu begrüßen. Die Festlichkeiten, welche in Aussicht genommen waren, kosteten die hübsche Summe von 345000 Gulden, und ein halbes Tausend fremder Gäste wurde durch dieselben in die sonst so stille Residenz gezogen: in dem Gewühl derselben und in dem Lärm der Festlichkeiten hofften die Freunde ihre Flucht still und unbemerkt ins Werk setzen zu können. Von Schillers Mannheimer Bekannten trafen auch Dalberg und die Frau des Regisseurs Meyer, eine geborene Stuttgarterin, ein. Schiller machte seinem unzuverlässigen Gönner eine kühle Anstandsvisite, ohne aber, da sein Verkehr mit dem Auslande nicht bloß fruchtlos schien, sondern auch durch das herzogliche Verbot erschwert wurde, etwas von seiner Absicht zu verraten: er war nun auch klüger geworden und verstand bereits, daß Dalberg nicht in den gefährlichen Handel verwickelt sein wollte, welcher ihm mit dem Herzog bevorstand. Fruchtloses Abraten hätte ihn höchstens in Verlegenheit bringen, aber nicht wankend machen können; und den Freiherrn jetzt noch als Fürsprecher vorzuschieben, konnte ihm in dieser gespannten Situation nicht mehr in den Sinn kommen. Alles was er jetzt noch von ihm hoffte, war: nach der gewaltsamen Abschüttelung seiner württembergischen Fesseln und trotz derselben in Mannheim als Theaterdichter festen Fuß fassen zu können. Das war ohnedies schon wieder sanguinischer und trügerischer gehofft als in jenen düsteren Tagen der Verzweiflung, in welchen Schiller weit klarer erkannt hatte, daß ein gewaltsamer Schritt ihm auch den Aufenthalt in Mannheim unmöglich machen müßte.

Am 25. September sollten die hohen Herrschaften wieder abreisen: die letzten Tage waren natürlich die bewegtesten, und auf diesen Zeitpunkt fixierten die jungen Männer ihre Flucht. Etliche Tage zuvor wanderte Schiller in Begleitung der Frau Meyer und des treuen Streicher zum letzten Mal auf die Solitude hinauf, um von den Seinigen einen schweren Abschied zu nehmen. Auf dem Wege suchte er aus der Frau Meyer, welcher seine Absicht gleichfalls verborgen bleiben mußte, auf geschickte Weise und ohne sich zu verraten manches auf seine Mannheimer Hoffnungen und die zukünftige Stellung als Theaterdichter Bezügliche herauszulocken: aber sie blieb nicht bei der Stange oder sie wich aus, und Schiller durfte nicht deutlicher fragen. Auf der Solitude waren eben nur die Mutter und Schwester Fine anwesend; sie wußten, was

seine Ankunft bedeutete, und schon der Empfang glich einem Abschied. Die Mutter, in nicht zu bewältigender Aufregung, klammerte sich an den Anblick des Sohnes, welcher sich ihr nun selbst entreißen wollte, und versuchte vergebens ein Wort herauszubringen. Erst die Dazwischenkunft des harmlosen Vaters machte dieser gepreßten Scene ein Ende: während der Sohn diese Gelegenheit benützte, um sich mit der Mutter zu entfernen, erzählte der Vater seinen Gästen mit ahnungsloser Unbefangenheit von der prächtigen Illumination, welche am 22. nachts, und von der großen Hirschjagd, welche Tags darauf stattfinden sollte. Aus allen Jagdrevieren des Landes hatte man nahezu 6000 Hirsche in dem die Solitude umgebenden Walde zusammen getrieben, und im ganzen Umkreis desselben suchte eine Kette von Bauern bei Tag und ein Kreis von Wachtfeuern bei Nacht das Durchbrechen der Tiere zu verhindern. Diese sollten am Tag der Jagd die steile Anhöhe hinauf getrieben und gezwungen werden, sich in den See zu stürzen, in welchem sie von einem eigens erbauten Lusthaus aus erlegt werden konnten . . . Während der Vater nach seiner Art das alles anschaulich und lebhaft vergegenwärtigte, kehrte der Sohn erst nach einer Stunde allein und mit verweinten Augen in die Stube zurück: er hatte von der Mutter Abschied genommen, welche sich nicht mehr zu zeigen vermochte. Er entschuldigte sein Aussehen mit der leichten Entzündlichkeit seiner Augen und reichte dem Vater die Hand, von dem ihm kein Abschied vergönnt war. Erst seine Gefährten, welche harmlos und unbefangen neben ihm plauderten, brachten ihn auf dem Rückweg wieder in frohere Laune.

Nach dem, was Streicher von dem alten Schiller gehört hatte, sollten sich die hohen Herrschaften in der Nacht vom 22. auf den 23. September auf der Solitude aufhalten. Diese Nacht wurde für die Flucht in Aussicht genommen, da der fürstliche Besuch am 25. zu Ende ging und das ausgegebene Programm der Festlichkeiten keinen günstigeren Zeitpunkt versprach. Schillers Ungeduld wies selbst das Ansinnen ab, so lange zu warten, bis Streicher sein volles Reisegeld bis Hamburg flüssig machen und in den Händen haben konnte. Man erkundigte sich nur noch, ob die Thorwache an diesem Tage nicht etwa von den Grenadieren des Regiments Augé bezogen würde, welche ihren flüchtigen Regimentsmedicus sofort erkannt hätten. Die Abreise wurde nun definitiv auf den 22. abends 9 Uhr festgesetzt. Die letzte Nacht brachte Schiller

auf der Wache bei seinem Freunde Scharffenstein zu, welchem er auch einen Teil seiner Bücher vermachte. Angesichts der nahen Trennung wurden alte Gefühle wiederum lebendig, und in der erhöhten Stimmung des Abschieds wiederholte Schiller jene feierliche Stiftungsstunde, indem er seinen bald verlassenen Freund an den andern verwies, welcher in der Akademie zurückgeblieben und Scharffenstein noch unbekannt war: in Lempp sollte dieser Ersatz für seinen Schiller finden. Die Vorbereitungen zur Reise waren inzwischen getroffen; und Streicher hatte, um jedes Aufsehen zu vermeiden, nach und nach die Civilkleider Schillers, die ihm einst sein Vater zur Ausübung der Praxis vergebens hatte anfertigen lassen und die ihm nun trefflich zu statten kamen, sowie seine Bücher, unter denen sich auch die Dichtungen Hallers befanden, in die eigene Wohnung geschafft. Am letzten Vormittag erschien er, der Verabredung gemäß, punkt 10 Uhr, um die letzten Sachen in Empfang zu nehmen, welche Schiller bereitzulegen versprochen hatte. Aber diesem waren, nachdem er morgens um 8 Uhr von seinem letzten Besuch im Lazareth zurückgekehrt war, beim Zusammensuchen der Bücher die Klopstockischen Oden in die Hände gefallen; und während er in dem arg zusammengestrichenen Inhalt blätterte, trat ihm eine von ihnen, welche er zu bewundern nie aufgehört hatte, wie eine Reminiscenz aus glücklicheren Tagen noch einmal anregend und erweckend vor die Seele: er vergaß sich selbst und seine drängende Lage, er mußte ein Gegenstück dichten. Der rastlos treibende Streicher mußte sich niedersetzen und das Original sowie die Kopie Schillers anhören: er mußte der letzteren den Vorzug geben, denn auch jetzt noch wollte es Schiller in der Eile seinem früheren Meister zuvorgethan haben. Es war für Streicher ein schweres Stück, den Dichter aus den seraphischen Welten wieder in die wirklichen Verhältnisse zurückzuführen, welche so unerbittlich zur Eile mahnten. Die beiden Jünglinge, welche sich hier so gewaltsam ihrem Vaterland aus den Armen rissen, waren dennoch seine echten Kinder und volles Schwabenblut: sowohl derjenige, welcher in treuer Sorge um den Freund unabläßig fragte, ob nichts vergessen und alles mitgenommen sei; wie der andere, welcher den entscheidenden Augenblick bald über einer Klopstockischen Aufwallung versäumt hätte.

Erst nachmittags kamen sie mit dem Packen zu stande; und abends um 9 Uhr schlich sich Schiller in bürgerlichen Kleidern, mit zwei un-

geladenen und höchst schadhaften Pistolen nach der Art seines Karl Moor bewaffnet, unter dem verhüllenden Mantel in die Wohnung Streichers. Hier wurde die Barschaft gezählt: Schiller besaß nach Abzug der Unkosten für die Equipierung noch 23 fl., Streicher besaß 28 fl. und durfte den Rest seines Reisegeldes baldigst in Mannheim erwarten: bis dahin mußte man sich zu behelfen trachten. Nachdem die beiden Koffer und Streichers kleines Klavier auf den Wagen gepackt waren, nahm auch der jüngere Freund von seiner Mutter, deren einziges Kind er war, den rührendsten Abschied; Schiller mußte ihr versprechen, dem Sohn seine Treue zu vergelten und sobald als möglich zurückzukehren, um von der glücklichen Reise Bericht zu erstatten. Um 10 Uhr nachts bestiegen die Freunde endlich den Wagen und nahmen ihren Weg zum Eßlinger Thor hinaus, weil dieses das dunkelste war und Freund Scharffenstein dort die Wache hatte. Zur Handhabung der Sicherheitspolizei schrieb die Thorwache die Namen aller Durchfahrenden auf den sogenannten Passantenzettel, welcher jeden Tag an die Hauptwache abgeliefert wurde. Der gewohnte Anruf der Schildwache: „Halt! — wer da! — Unteroffizier heraus!" machte auf die Flüchtlinge dennoch einen unheimlichen Eindruck. Streicher gab die Antwort: „Doktor Ritter und Doktor Wolf, nach Eßlingen reisend", und der Wagen rollte durch das Thor hinaus. Schweigend fuhren die Freunde an der äußeren Mauer um die Stadt herum bis auf die Ludwigsburger Chaussee; und erst nachdem Stuttgart hinter ihnen in die Nacht versank, wagten sie es, mutiger in die Zukunft zu blicken und sich dieselbe so auszumalen, wie sie sie wünschten. Um Mitternacht sahen sie bereits aus weiter Ferne die glänzend beleuchtete Solitude so deutlich und hell wie am Tage liegen. Schiller streckte die Hand aus, um seinem Streicher die Wohnung der Eltern zu weisen, und als er sie zurückzog, brach er mit dem Ausruf zusammen: „Meine Mutter!"

In Entzweihingen, wo zwischen 1 und 2 Uhr nachts mehr als eine Stunde Rast gehalten wurde, las Schiller bei einer Tasse Kaffee aus einem Heft ungedruckte Gedichte Schubarts vor, darunter auch die wilde „Fürstengruft": das war das rechte Wanderlied für den Dichter, welcher sich der Nationenrute zu entziehen im Begriffe stand. Um 8 Uhr morgens endlich verkündigte eine Pyramide die Landesgrenze, und nach langer und finsterer Nacht stieg jetzt auch in Schillers Seele ein

freundlicherer Morgen herauf. Alles erschien ihm in rosigerem Licht als in der Heimat: die Gegend, die Bewohner, die blauweißen Grenzpfähle — und ebenso freundlich, erklärte er seinem Begleiter, sei hier im Gegensatz zu ihrem Vaterland auch der Geist der Regierung. In munteren Gesprächen erreichte man über Erwarten schnell die pfälzische Grenzstation Bretten, den Geburtsort Melanchthons. Hier wurde der Stuttgarter Fuhrmann entlassen; und die Freunde setzten, nachdem sie sich bei dem Postmeister Pallavicini gestärkt, die Reise am Nachmittag mittelst der gewöhnlichen Post fort, welche ihren Verhältnissen besser entsprach. Über Waghäusel ging es nach Schwetzingen, wo sie abends um 9 Uhr eintrafen und Rast machten, weil die Thore der Festung Mannheim bereits geschlossen waren. Sie stärkten sich durch gesunden Schlaf nach den Mühen der Reise und bereiteten sich auf alles vor, was da kommen sollte.

In Stuttgart aber war an diesem Tage der Regimentsmedicus Schiller weder morgens im Lazareth noch zum Rapport auf der Parade erschienen. Seine Flucht wurde entdeckt und machte ein ungeheures Aufsehen. Jedermann betrachtete sie als ein Pendant zu den Räubern, und im Grunde hatten die Leute damit auch das Richtige getroffen. Die einen staunten über die Kühnheit dieses Schrittes; die andern legten ihn als jugendliche Unbesonnenheit und als Thorheit aus. Einem solchen antwortete ein Jahr später der Genosse seiner Flucht, welcher die Gefahren und Sorgen mit ihm geteilt und nicht weniger als Schiller unter derselben gelitten hatte: „Deine Bemerkungen über Schillers Schritt sind freilich sehr wahr. Allein höre noch ein Wort darüber von mir. So fatale Folgen dieser Schritt auf mein eigenes Schicksal hatte, so sehr muß ich doch Schiller dabei entschuldigen, da nur ich allein weiß, wie viel andere Menschen dazu beigetragen haben, ihn nicht ganz glücklich zu machen. Nicht jedermann kann das Schicksal haben. Es gehört eine gewisse Größe dazu, so unglücklich zu sein. Großer Männer Schicksale sind ihrem Geist und Herzen angemessen. Der Fürst ist anders unglücklich als der Unterthan. So auch hier."

Schiller glaubte diesen Schritt seinem Talente schuldig zu sein, und seine Vergangenheit und seine Zukunft haben ihm darin Recht gegeben. Durch diesen Schritt hat er zum ersten Mal die Macht eines freien Entschlusses bethätigt und die Gestaltung seines Lebens und seines Schicksals

in die eigene Hand genommen, nachdem lange genug andere an ihm herumgebildet und an ihm verdorben hatten. Er hat Not und Elend, von welchen seine Jugend bis dahin verschont geblieben war, freiwillig auf sich genommen, um sich selbst und sein Talent zu retten. Er ging, wie sein Karl Moor, in ein fremdes, unbekanntes Land hinaus, in welches er nichts als sich selbst mit hinübernahm, in welchem ihm bald niemand als sein Selbst getreu blieb: „Ich selbst bin mein Himmel und meine Hölle!" Und er hat, wie sein Held, auch in den Tagen, wo die Verzweiflung sein letzter Ausweg schien, niemals dem Elend den Sieg über sich eingeräumt. Die Menschen konnten ihn demütigen, aber nicht vor sich selbst erniedrigen: „Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden."

Anmerkungen.

Die folgenden Anmerkungen sind nur für den gelehrten oder wissenschaftlich interessierten Leser dieses Buches bestimmt, dessen litterarhistorische Kapitel im Winter 1886/7, die biographischen im Winter 1888/9 geschrieben und akademischen Vorlesungen zu Grunde gelegt wurden.

Ich schicke die folgenden Litteraturangaben ein für allemal voraus.

Die Werke Schillers liegen in einer historisch-kritischen Ausgabe von Goedeke vor (SS. V 1, 2, 13 = Band V, 1. Teil, Seite 2, Zeile 13. SS. ohne lateinische Ziffer bedeutet die Ausgabe der Werke in einem Band). Von commentierten Ausgaben kommen die Boxbergerischen (bei Grote, bei Hempel [WH.] und in Kürschners Nationallitteratur [NL.]) namentlich wegen der prosaischen Schriften und der Entwürfe (WH. XIV bis XVI) in Betracht. Boxberger hat auch in den Jahrbüchern von Fleckeisen und Masius (1868 bis 1870) sowohl in seiner ausführlichen Beurteilung der Goedekeschen Ausgabe als auch in seiner Anzeige der Düntzerischen Erläuterungen zu Schillers Werken schätzbare Nachträge und Parallelen geliefert. Um den Text der Schillerischen Werke hat sich vor Goedeke Joachim Meyer durch zwei Programme verdient gemacht: Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schillerischen Textes (Nürnberg 1858) und Neue Beiträge zur ꝛc. (Nürnberg, bei dem Verfasser [1860]). Über einzelne Stellen: Herrigs Archiv (Herrig) XXIV 208 ff. XXVI 233 ff. XXVIII 361 ff. u. ö. Ein chronologisches Verzeichnis der Werke findet man in Hoffmeisters Nachlese (HN.) IV 595 ff. und in Wurzbachs Schillerbuch S. 140 ff.; der Gedichte a. a. O. S. 29 f.

Bibliographisches: Die Goethe-, Schiller-, Lessing-, Herder- und Wieland-Litteratur in Deutschland .... Von 1750 bis Ende 1851. Zweite Ausgabe. Cassel, E. Balde 1853. Verzeichnis der Schiller-Bibliothek [im Schillerhause] zu Leipzig von H. Hartung (Anhang zum Gedenkbuch an Friedrich Schiller, herausgegeben vom Schiller-Verein in Leipzig am 9. Mai 1855). C. G. Wenzel, Aus Weimars goldnen Tagen. Bibliographische Jubelfestgabe zur hundertjährigen Geburtstagsfeier F. von Schillers, Dresden 1859. C. Wurzbach von Tannenberg, Das Schiller-Buch, Festgabe zur ersten Säcularfeier von Schillers Geburt 1859, Wien. A. Büchting, Verzeichnis der zur hundertjährigen Geburtsfeier F. von Schillers erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmünzen ꝛc., Nordhausen 1860. Paul Trömel, Schiller-Bibliothek, Verzeichnis derjenigen

Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schillerischen Werke bilden, Leipzig 1865 (nach dem Muster des Hirzelischen Goethe-Verzeichnisses). L. Unflad, Die Schiller- und Goethe-Litteratur in Deutschland, 2. Auflage, München 1878. Dazu Wackernell in der Zeitschrift für deutsche Philologie XIII 90—121. Über die Dramen: A. Hettler, Schillers Dramen, eine Bibliographie, nebst einem Verzeichnis der Ausgaben sämtlicher Werke Schillers, Berlin 1885. Die Verzeichnisse der Schiller-Ausstellungen zu Berlin (1859) und Weimar (1884); und Antiquariatskataloge (z. B. Weigel in Leipzig aus Dorer Egloffs Bibliothek 1868, Zahn und Jaensch in Dresden Nr. 21, Bertling in Dresden Nr. 6, Eisenstein in Wien Nr. 6).

Ein Verzeichnis der Übersetzungen Schillers in fremde Sprachen findet man im Morgenblatt 1838 Nr. 180 bis 217. Wenzel und Wurzbach verzeichnen die Übersetzungen, ebenso wie die Fortsetzungen, Bühnenbearbeitungen, Nachahmungen, Travestien und Parodien, zu den einzelnen Werken. Übersetzungen ins Französische: Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, 1888, II 1, 63 ff. und 119 ff. Le théâtre de Schiller imité et traduit en France von Dr. Cosack, Programm der Petrischule in Danzig 1858. Spach, Moderne Kulturzustände im Elsaß I 138 ff. Schillers Beziehungen zur französischen und englischen Litteratur: C. Sachs bei Herrig XXX 83 ff; und zu den einzelnen Werken der Briefwechsel Schillers mit Cotta. Übersetzungen ins Englische: Grenzboten 1869, 4, 285 ff. Bulwers Übersetzung der Gedichte s. Herrig XLIX 241 ff. Ins Lateinische: Herrig XXVII 226 und XXXVI 467.

Zeitgenössische Recensionen und Kritiken verzeichnen Wenzel und Wurzbach gleichfalls ab und zu bei den einzelnen Dramen. Einiges hat Schlönbach im Dresdner Schiller-Buch 1860 S. 166 ff. wieder hervorgezogen. Theaterreferate aus der Vossischen und Spenerischen Zeitung hat die Berliner Wochenschrift „Die Station“ (1872 Nr. 19) wieder abgedruckt. Dann lieferte J. Reuper in der Schlesischen Zeitung 1872 Nr. 439 und 440 und im Programm der evangelischen Oberrealschule in Bielitz 1873/4 Auszüge aus den damaligen Zeitschriften. Jetzt liegen die Stimmen der Zeitgenossen in den drei Bänden von J. W. Braun vor: Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen, Erste Abteilung, Leipzig 1882. O. Brosin hat Schillers Verhältnis zum Publikum seiner Zeit behandelt (Leipzig 1875).

Theatralische Aufführungen verzeichnet Wenzel zu den einzelnen Stücken; die Tabelle bei Reuper S. 73 ist unvollständig und unrichtig. Man muß die speziellen Theatergeschichten und die Theaterrecensionen (bei Braun) herbeiziehen. In betreff des Wiener Theaters bediene ich mich der Zusammenstellungen L. A. Frankls im Feuilleton der Neuen Freien Presse „Zum 124. Geburtstage Friedrich Schillers“; im Morgenblatt der Neuen Freien Presse vom 22. Oktober 1887; und im Weim. Sonntagsblatt 1855 S. 5 f.

Auch die musikalischen Kompositionen verzeichnen Wenzel und Wurzbach. „Über Schillers Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung“ giebt A. Brandstaeter (Berlin 1863) eine „allgemeine Betrachtung und spezielle Aufzählung.“ Über Schillers Verhältnis zur Musik hat Johannes Francke (S. A.) und Klötzer (Zittauer Gymnasialprogramm 1885) gehandelt.

Portraits verzeichnen Wenzel und Wurzbach; vergl. A. Kuhn, Schillers Geistesgang S. 400 ff. Schillerhäuser: Außer Wenzel und Wurzbach kommen L. Greiner: Dem Andenken Friedrich von Schillers (Grätz 1829). Ranks Schiller-

häuser (Leipzig 1856) und endlich ein Artikel in dem illustrierten Volks- und Familienblatt „Feierabend“ 1857 Nr. 46 in Betracht.

„Schillers Bibliothek“ ist nur zum Teil in dem zum 10. November 1859 bei Stargardt in Berlin erschienenen Heftchen verzeichnet. Den Hauptstamm verzeichnet Alfred Meißner in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1870 Nr. 41 S. 654 ff. Über Schillers Benützung öffentlicher Bibliotheken vergl. Archiv (für Litteraturgeschichte) II 198 ff., Goethe-Jahrbuch V 290 und Centralblatt für Bibliothekswesen 1884 März S. 92.

Über Schillerische Autographen giebt manches Belehrende „Der Prozeß wegen betrüglicher Anfertigung Schillerischer Handschriften gegen den Architekten und Geometer G. H. K. J. V. von Gerstenbergk zu Weimar, dargestellt von Dr. jur. A. Vollert“ (Jena 1856, Beilageheft II der Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt).

Über Schillers Briefe ein Aufsatz in Hiekes Reden und Aufsätzen, herausgegeben von O. Wendt (Hamm 1865). Über Schillers Sprache und Stil vergleiche man das Wörterbuch im I. und V. Band der Werke, welches sich leider am Schlusse nicht mehr wiederholt hat. Über Schillers Gleichnisse vergl. Küfel bei Herrig LIII 241. Die Metrik Schillers hat Belling bearbeitet; vergl. Wackernell in der Zs. (Zeitschrift) f. d(eutsche) Phil(ologie) XXVII 449 ff. Über den Vers in Schillers Dramen s. Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte (Zs. f. vergl. L. G.) I 121 ff.

Von Schillers schwäbischen Heimatjahren besitzen wir eine Darstellung: Schillers Jugendjahre von Eduard Boas, herausgegeben von W. von Maltzahn, Hannover 1856, 2 Bände (Boas). Die Einleitung giebt eine Aufzählung und Kritik der Quellen für Schillers Jugendgeschichte im allgemeinen. Die Nachrichten stammen aus verschiedenen Kreisen; zuerst aus

Schillers Vaterhaus. Hier kommen zunächst die Briefe (SS. I 2 f.) und das curriculum vitæ des Vaters in Betracht, welche in „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen“ (herausgegeben von Alfred v. Wolzogen, Stuttgart 1859) gedruckt sind (Bz.); zur Kritik vergl. Fielitz im Archiv IV 224 ff. Dann die „Erinnerungsblätter“, welche Schwester Christophine ihren Freunden handschriftlich mitteilte und welche in drei Fassungen vorliegen: Archiv I 457 ff.; Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald (herausgegeben von W. von Maltzahn, Leipzig 1875; Christ.) S. 337 ff.; und in einem Brief vom 28. May 1811 an Körner, „Aus dem Schillerarchiv“ I 1. Zur Kritik vergl. Fielitz im Archiv IV 482 ff. Sie hat ihre Aufzeichnungen infolge einer Aufforderung Charlottens von Schiller gemacht (Charlotte und ihre Freunde I 357; Bz. 314) und wird von Körner, der Wolzogen, Streicher (Palleske, Schillers Leben I [11] 547) und Boas benützt. Auf Christophinens Mitteilungen stützen sich auch die Berichte ihres Mannes Reinwald im Neuen Litterarischen Anzeiger (München und Tübingen) 1807 Nr. 26 S. 401 ff. und Nr. 49 S. 779 (wieder abgedruckt Christ. 328 ff. und 333 ff.); Briefe Reinwalds an Nicolai in der Zs. (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur) XXV 95 f.

Aus Schillers eigenem Hause in Jena und Weimar und seinen späteren Erzählungen stammen die Berichte seiner Gattin und Schwägerin. Die Skizze Charlottens „Schillers Leben bis 1787" ist gedruckt in dem Werke: Charlotte von Schiller und ihre Freunde (Stuttgart 1860) I 77 ff. (Charl.). Sie benützt Christophine nicht, obwohl sie ihren Aufsatz kennt; zur Kritik vergl. Fielitz im Archiv IV 490 ff. Ein Brief Charlottens an Körner aus dem Jahre 1810: „Aus dem Schillerarchiv" I 2. Caroline Wolzogen in „Schillers Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner" (Stuttgart und Tübingen 1830; ich citiere nach der kleinen Ausgabe von 1850, Wz.) benützt nach ihrer eigenen Angabe in der Einleitung die Skizze und andere Aufzeichnungen Charlottens; die Erinnerungsblätter Christophinens, in der Fassung, welche später in Körners Hände kam (Archiv IV 482 ff.); und Nachrichten eines treuen Jugendfreundes d. i. Hovens, welchen Karoline in den neunziger Jahren in Schwaben kennen gelernt hatte und den sie S. 7. 13. 15 ff. u. ö. citiert. Für Caroline Wolzogen ließ Körner weiters Auszüge aus Schillers Briefen an ihn machen; vergl. F. Förster, Kunst und Leben (herausgegeben von Hermann Kletke, Berlin 1873 S. 117) und den Brief der Frau Körner an Parthey Zs. XXV 96 f. Auf Schillers eigene mündliche Erzählungen beruft sich auch der Dekan Göritz in seinem durchaus glaubwürdigen Bericht „Schiller in Jena" im Morgenblatt für gebildete Leser 1838 Nr. 221—227 (abgedruckt bei Adalbert Kühn, Schiller, Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmale gesammelt, Weimar 1882 [Kühn] S. 88 ff.). Die Ausgabe der Werke von 1812 hat Körner mit „Nachrichten von Schillers Leben" eingeleitet, welche in Körners Gesammelten Schriften, herausgegeben von Adolf Stern (Leipzig 1881) S. 167 ff. wieder abgedruckt sind. Körner benützt das curriculum vitæ des Vaters Schiller; Briefe von Christophine (Charl. I 367, Archiv IV 484), Charlotte und Schwan, abgedruckt „Aus dem Schillerarchiv" I 1. 2. 3 (vergl. O. Brahm, Schiller 25 f. 383 bis); und einen Aufsatz Hovens (Charl. III 281). Vergl. Goethe-Jahrbuch VIII 58; Charl. III 58 f.; Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta (Cottabr. 563 f.).

Aus dem Kreise von Schillers Jugendfreunden, welche Charlotte III 58 charakterisiert, haben wir folgende Berichte: Von Hoven in seiner Selbstbiographie (Nürnberg 1840); vergl. Charl. III 259 ff. Von Petersen zuerst im Freimütigen 1805 Nr. 220 und 221 unter der Chiffre —ſ— (daß Petersen wirklich der Verfasser ist, ergiebt der Umstand, daß dieser auch in seinem Nachlaß HV. I 115 die Ode auf die Wiederkunft des Herzogs Schiller zuschreibt; vergl. Bz. 334, Boas I 31 f., Weltrichs Leben Schillers 190) und dann im Morgenblatt 1807 Nr. 57. 164. 181 f. 186. Zur Charakteristik der Person vergl. Charl. I 367, III 58; Bz. 334; Urlichs, Briefe an Schiller 241; Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1883 (VI.) S. 103 f., 1886 (IX.) S. 14; Cottabr. 485; Artikel bei Ersch und Gruber, wo seine Beiträge zum Morgenblatt verzeichnet sind: SS. I 376 f. Petersens handschriftlicher Nachlaß ist derzeit im Besitze der „Cottaschen Buchhandlung" und ist wiederholt von Forschern benützt worden. Zuerst HN. I 3. 4. 28. 43 f. IV 41 f. 79 f. 91. 142; dann in Viehoffs Bearbeitung von Hoffmeisters Leben Schillers (HV., ich citiere nach der dritten Auflage: Stuttgart 1858) I 7. 16. 31. 37. 43 A. 61. 65. 68. 72 f. 76. 77 f. 80 f. 84 f. 89 f. 91 f. 95. 97 f. 99. 114. 117. 120. 128 ff. 134. 136 f. 141. 143. 164; Boas I 128.

148. 232. 238. 240; Weltrich 75 A. 81 A. 182 bis 190. 204. 255. 287. 327. 338 f. 344. Bericht von Scharffenstein im Morgenblatt 1837 Nr. 56—58, abgedruckt bei Kühn S. 37—45. Über diesen Zeugen vergl. Dresdner Schillerbuch 1860 S. 287 ff., Archiv XV 158 (Schn.). Aus dem Munde eines „Studiengenossen aus der Karlsschule" rühren angeblich die wenig glaubwürdigen, mit W. B. M. unterzeichneten Anekdoten zu Schillers Leben in den Zeitgenossen III 85 ff. (1828) her. Die wenig ergiebigen Aufzeichnungen aus den alten Tagen von Schillers akademischem Lehrer Abel befinden sich gegenwärtig zum Teil im Archiv des vor kurzem verstorbenen Freiherrn von Cotta (Weltrich 345 A. 383), zum Teil im Besitz des Kaufmanns Merkel in Eßlingen. Mitteilungen daraus in den Württ. Vierteljahrsheften 1885 (VIII) 227 durch den Stadtpfarrer Abel in Gmünd; ferner HB. I 34 f. 38 ff. 42 f. 47 ff. 74 f. 78. 80. 92. 96. 98 ff. 128 f. 131. 134; Weltrich 256. 289. 318. 345. 383 f. Nach mündlichen Erzählungen Abels Boas II 192; Sauppe, Schillers väterliches Haus 82 f.

Aus Schillers Stuttgarter Freundeskreis: Berichte von Conz (unten S. 552 f. 577) in den Tübinger Gelehrten Anzeigen 1805, 19. August, 66. Stück S. 521 ff.; im Freimütigen 1806 Nr. 109 (G. nach einem Briefe Conzens); im Morgenblatt 1807 Nr. 201 („o"); in der Zeitung für die elegante Welt 1823 Nr. 3—7 und 1825 Nr. 206; HR. IV 67. Streicher hat seine Erinnerungen in der Schrift „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785" (Stuttgart und Augsburg 1836) niedergelegt. Er benützt Mitteilungen Christophinens (Archiv IV 484) und Körners; vergl. Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit (Berlin und Stuttgart o. J.; Bilder) S. 1 ff. und O. Brahm, Schiller 223. 384. 387; Hoffmann von Fallersleben, Findlinge 419 ff. Briefe Streichers im Archiv VIII 424 f.; in Haakes Schillerreliquien Nr. 50; in den Hausblättern von Hackländer und Höfer 1860. Den Nachlaß Streichers benützt Palleske I S. IV, 195, 325, 545. 547. Über Streicher vergl. Wurzbach Marg. 2057 (mit Porträt).

Die Schrift (von Demler): „Schiller der Jüngling oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben" (Stendal 1806) ist durch Boas' Kritik und Charlottens (I 108 ff.) Urteil über die frühere Publikation desselben Verfassers beseitigt; vergl. Boxberger bei Fleckeisen XCVIII 81 f. Dagegen enthalten die zahlreichen Biographien von Döring (zuerst in den Zeitgenossen 1819 IV, Heft 15, S. 123 ff.; dann Weimar 1822, Weimar 1824, Jena 1853) im einzelnen brauchbares Material. Vergl. Charl. III 420 f. 423 f.; Litterarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen, zweite Auflage, Leipzig 1867 (Wz. N.) II 387.

I. Im Vaterhause.

1. Marbach (4 ff.).

(Seite) 1: Dichtung und Wahrheit (WH. XXI 66) und ähnliche Stellen bei Langguth, Goethes Pädagogik 109 ff. Familie (4 f.): Wurzb. Marg. 2353—9, wo Litteratur und Stammtafel. Schwab, Urk(unden über Schiller und seine Familie, Stuttgart 1840); Schwab, Leben Schillers 1 ff.; Schloßberger, Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie, Stuttgart 1884 (Schloßb. II);

Archiv X 277 ff. Viel im Schiller=Archiv zu Weimar. Ein Wolfgang Schiller bei Schwab, Leben S. XIV: ein Bernhard Schiller HB. I 3 f.: ein Schiller am Gymnasium zu Hall, Schwäbisches Magazin (Schw. M.) 1779, 754. Jörg Schiller: Bartsch, Kolmarer Liederhandschrift 156 f. Goedeke, Grundriß [1] 92. I[2] 314. Pettschaft: Urk. 40: Allgemeine Zeitung (AZ.) 1886 Nr. 14 S. 194 A. Das Wappen bei Boas N(achlese) II 445: Wurzbach Tafel XXX: Kühn 126: Düntzer, Leben (Schillers) S. X. Schillers Vater (6 ff.): Wurzbach M. 2362 mit Porträt. Hauptquelle: sein eigenhändiges curriculum vitae in Bz. (mit Porträt); vergl. dazu Archiv IV 224 ff. Petersen: Reinwald: Streicher 4 und 76. Brosin, Schillers Vater, Leipzig 1879. Ernst Keller, J. K. Schillers Jugend und militärische Dienstjahre. Progr. d. Gymn. zu Freiburg i. B. 1885. 6, 3: Bz. 196. 6, 13 halbes Dutzend: 8 nach Bz. 3: 7 nach Christ. 337. Baderei: Quellen und Forschungen (QF.) XL 196. 8, 33 ff.: Schloßb. II 8 ff. Heirat (9, 16): A. v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur, Tübingen 1859 (Keller I) 5. Die Kodweiß (9), welche Streicher S. 5 in betreff des adeligen Ursprungs wohl mit den Schiller verwechselt: Urk. 4 f.; Schloßb. II 13: Archiv IV 480 A.; Bz. 9. 85. 104. 125; Ernst Keller 21. Die Eltern Schillers (10): Wurzbach Marg. 2359 ff. Sauppe, Schiller und sein väterliches Haus, Leipzig 1851 (benützt zu viel Oemler). Bürgerrecht (10): Schloßb. II 1 f. 11, 1: Schloßb. II 6 f. 11, 12: a. a. O. 3 f. 11, 18: Jetzt erst! mit Bz. 10 gegenüber Schloßb. II 4, wo die Sache absichtlich früher angesetzt wird. Das Inventar der Eltern (11): Urk. 14 ff.

Bürgergeld (12): Schloßb. II 15 f. Am 10. August (12): Archiv IV 226. Eigenes Heim (13): früher wohnte die Mutter während der Feldzüge ihres Gatten bei ihrem Vater in dem damals Conrad Weigle gehörigen Hause. Sie zogen in das dem Sekler Ulrich Schölkopf gehörige Haus, wo sie nach dem Zeugnis des späteren (1812) Besitzers bis 1764 d. h. bis zur Übersiedlung nach Lorch gewohnt hätten; nach einer andern Zeugin wäre die Wohnung nach der Geburt des Dichters zu klein geworden und sie wären in das nunmehr (1812) Andrassische Haus gezogen. Urk. 24 ff. Brahm 23. 383. 13, 30 f.: Charl. I 78. Wz. 3. Archiv IV 228 f. 14, 3: Christ. 338. Streicher 9. Schiller ist nach Christophine bei Nacht geboren: Bz. 378 A. Geburtstagslitteratur (14): Urk. 34 und 44: vergl. Berliner Verzeichnis 1859 S. 22. Wurzbach M. 2959. Wz. 3. Streicher 9. Keller I 8 f. Bz. 12. 377 f. A. Boas I 46 ff. Weimarisches Sonntagsblatt 1856 S. 387. Weimarisches Jahrbuch (WJ.) VI 221. HB. I 7. Archiv IV 239 ff. Urlichs (Briefe an Schiller) 15 f. Düntzer, Leben 14 f. Schiller selbst feiert später öfter den 11. November, aber auch der Geburtstag des Vaters wird einen Tag zu spät gefeiert und selbst bei dem der Mutter kommen Widersprüche in der Familie vor: Ernst Keller 3. 18. 14, 26: Bz. 345 f. 13: dagegen Urk. 11. Nach einer Lokaltradition (Egger S. 12) war die Taufe Schillers „feierlich wie eine Hochzeit". 14, 33: Archiv I 453. IV 229 ff. gegen Streicher 2. Urk. 25 f. Weltrich 7 f. A. 15, 1 ff.: Körner (bei Stern) 170. 15, 4 ff.: Urk. 25 f. Bz. 12 f. Archiv IV 230 f. (darnach fällt die Rückkehr des Vaters nicht April 1760 sondern Ende Mai 1760). 233 f. Christ. 338. Nach Urk. 24 ff. sollen die Schiller bis 1764 (Lorch) im Schölkopfischen Hause gewohnt haben. Wz. 3 erzählt von Besuchen, welche Schiller von Canstadt aus in Marbach gemacht habe. Kal(ender) 88 schickt Schiller selbst dem Aufenthalt in Gmünd einen Ludwigsburger voraus, welcher

nach Christ. 338 nicht lange dauerte. Brosins (20 f.) Grund ist dem Leben Charlottens von Kalb entnommen und gilt nur von den französischen Offizieren. Anders (als 15, 26) Weltrich S. 27 f. Marbach (15 ff.): Egger, Schiller in Marbach (Wien 1868). Wurzbach M. 2558 ff. und Tafel XXX: ein Bild Marbachs aus jener Zeit in Sattlers Geographie von Württemberg. Über Funde s. Schw. M. 1780, 295 und 464; Vf. ist nach Schw. Zust(and) 1781, 228 wohl der Diakonus Keller. Sytz: Cottasche Zeitschrift für allg. Geschichte ꝛc. 1886, 3. Heft, 224. 17, 3 ff.: Streicher 9. Archiv I 453. Wz. 3. Der Gehalt des Vaters betrug 360 (nicht 250) Gulden: Brosin 211. Schloßb. II 20 ff. Die Mutter (17 f.): Porträt und Briefe in Bz. Wurzbach M. 2363 ff. mit Porträt. Christ. 334. 338. Charl. I 78 f. 115 f. Berl. Verz. 1859 S. 19 f. Berichte von Körner; Wolzogen; Streicher (5 f.); Petersen. Briefwechsel zwischen H. Kurz und Mörike 29 f. Stuttgarter Schilleralbum 1837 S. 185. Wertlose Monographien von Lösch im Album des Nürnberger Litterarischen Vereins (LV.) 1847: von Arndt (Leipzig 1879); von A. Richter AZ. 10. und 11. Januar 1889 B. Nr. 10 und 11. Der eine Jugendfreund (17, 20) ist Scharffenstein: der andere (17, 23) Petersen. Die auffallende Ähnlichkeit Schillers mit seiner Mutter (17, 34 f.) betonen alle Zeugen: Petersen; Conz 1823; Charl. I 115 f.; Streicher 76. 18, 16: Scharffenstein. 18, 31: Christ. 59. 19, 26 ff.: Streicher 5 ff. Die Morgengebete des Vaters (20) Bz. 22 ff.; daß sie wirklich von ihm selbst verfaßt sind, bezeugt die Mutter (Boas I 53). 20, 27 f.: Christ. 338. 21, 14: Christ. 279 ff. 21, 18 ff.: Archiv I 453; Wz. 4; Christ. XLII, vergl. Archiv IV 485 f. 21, 28: anstatt „Pfingstmontag“ ist „Ostermontag“ zu lesen. 22, 1: Uz und Gellert werden von Charlotte, Wolzogen und Christophine im Brief an Körner erwähnt; Natur- und Reisebeschreibungen (22, 7) in Christophinens Brief an Körner und darnach von Streicher 5 f. 22, 17 ff.: Anz(eiger für deutsches Altertum) XII 280.

2. Lorch (22 ff.).

Archiv I 454 f. Christ. 338 f. Wz. 4 f. Bz. 14. 79. Nach Kal. 88 ist anzunehmen, daß auch die Familie einige Zeit in Gmünd lebte; vergl. Archiv IV 234 f. Gmünd: Christ. 265. Der Name des Sonnenwirtes im Subskribentenverzeichnis der „Ökonomischen Beiträge“. Quartier: Bz. 80 und Brahm 31. 384. Scheinemann (24, 2) und Kapff: Urk. 35 und Archiv IV 237; Kapff auch im Subskribentenverzeichnis. Luise Dorothea Catharina: Urk. 35. Der Hohenstaufen (25): Kaiser, Führer zum Hohenstaufen, Gmünd 1874. Im neuen Reich 1879 Nr. 4 S. 143 f. 25, 10: Schillerarchiv. Vergl. Hirn, Erzherzog Ferdinand von Tirol, Innsbruck 1885 und 1888, Register. 25, 35 f.: Charl. I 79. Wz. 5. 26, 11: Conz, Vorrede zu Conradin. 26, 15 ff.: An Körner I 54. Scherr, Schiller und seine Zeit, Prachtausgabe 625 Anm. 9. Charl. I 79. Wz. 5. Christophine nennt Schiller den „Liebling Aller“: Archiv I 453. Wz. 4. Ferdinand Moser: Schwab, Leben [2] XVII, Archiv I 454. Die Briefe an den Jugendfreund Karl bei Oemler sind Fälschungen. Schwab a. a. O. redet von der älteren Tochter Mosers, die sich Schillers noch später erinnerte und ihn als einen zarten, bleich aussehenden, aber gesunden Knaben schilderte; die Photographie dieser angeblichen Jugendfreundin Schillers, des „Nannele“, wird in Lorch verkauft. Conz (26, 32 f.): „An S(chiller), Im Merz 1781“ im Schw. MA. (Schwäbischen Musenalmanach) 1782 S. 169 ff. (in den

Gedichten 1792 I 43 ff. unter dem Titel „An ***. Im Merz 1781" und mit charakteristisch geändertem Schluß): Schw. MA. 1783, 52 „Auf dem Klosterkirchhof zu * [Lorch]. 1782"; Gedd. I 89 „Gruß an die Heimat". Conz 1823 und Boas I 63. 27, $_3$ ff.: Charl. I 79. Wz. 5. Pastor Moser (27): Urk. 26. Schwab, Leben [2] XVI f.: darnach hatte er drei Söhne. Nach Christ. 339 und Streicher 9 waren zwei Söhne, aber nach Christophine im Archiv I 455 und Wz. 4 f. nur ein Sohn Schillers Studiengenosse. Griechisch (27): Archiv I 454 f. Christ. 329. Bz. 323. Christophine an Körner. Wz. 4 f. Streicher 9. Vergl. Archiv IV 487. Predigten: Archiv I 454 f. Christ. 329. Bz. 79 f. Wz. 4 f. 28, $_{18}$: Schw. Zustand 1762, 61. 29, $_3$: Streicher 12. 29, $_{20}$ f.: SS. I 361 rührt die Sentenz aus Seneca von dem alten Schiller her; Keller I 10. Der Vetter (29 ff.): Pandora 1840 I 115 ff. Schwab. Urk. 11 f. Döring, Beiträge 72 ff. Bz. 11. 345 f.; „Aus dem Schiller-Archiv" I 1. Schloßb. II 52 f. Brahm 11. Schillers Geschäftsbriefe 348: aber die ergötzliche Schilderung der tierischen Wirtschaft bezieht sich auf Johnson, nicht auf den Vetter! Diesen nennt der alte Schiller Bz. 13 „von Steinheim an der Murr"; und wird erst 1759 mit ihm bekannt. Das genealogische Datum 30, $_1$ aus dem Schillerarchiv. Schw. M. 1774, 125 und 1778, 988 wird der Vetter als „Privatier in London" erwähnt. Boas I 52 schreibt ihm auch eine „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens" zu, welche ich nicht kenne. Als Lehrer an der Mainzer Universität wird er in Peths Geschichte des Mainzer Theaters 346 erwähnt. 34, $_{16}$: Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen 1781 S. 148. 39, $_1$ ff.: Schwindraʒheim in den Kasualgedichten 34 und 188 gegen den jüdischen Handel. Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte (VJ.) II 384 f. 42, $_{18}$: Christ. 337. 42, $_{23}$: Bz. 80. 43, $_{28}$: Streicher 10 f. Wz. 6. 43, $_{33}$: Archiv I 455. Wz. 6. 43, $_{36}$: Archiv I 455 f. Streicher 11. 44, $_{16}$: Brosin 25. 44, $_{26}$: Bz. 79. 45, $_1$: Archiv I 453. 45, $_9$: Charl. I 79. Wz. 5. Auch Reinwald erzählte der alte Schiller 1784 von seinen Erlebnissen: Christ. 267. 45, $_{13}$: Charl. I 78. Ende des Lorcher Aufenthaltes (45 f.): Archiv I 456 f. Christ. 339. Schloßb. II 17 ff. 20 ff. 24 ff. 26. Bz. 14.

3. **Ludwigsburg** (47 ff.).

Geschichtliche Notiz über Schillers Aufenthalt in L. (1836, von Professor Kies). Weizsäcker im Württ. Staatsanzeiger 1882 B. B. 23 S. 353 ff. Archiv I 457. Christ. 340. Wz. 8. Streicher 20. Über Ludwigsburg, die öffentlichen Zustände und Vorgänge in Altwürttemberg und den Herzog Karl: Sattlers Geschichte und Sattlers Geographie Württembergs; Pfaffs Allgemeine Geschichte Württembergs (II. Band, 2. Abt., Reutlingen 1820); E. Vely, Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim, Stuttgart [2] 1876. Allgemeine deutsche Biographie XV 376 ff. (ADBg.) Stälin; Reichlin-Meldegg, Paulus und seine Zeit (Einleitung); Hänle, Württembergische Lustschlösser I; Kerner, Bilderbuch aus der Knabenzeit. (J. G. Pahl) Geheimnisse eines mehr als 50jährigen württembergischen Staatsmannes 1799; G. von Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Tübingen 1840. Christoph Pfaff, Briefe an Cuvier, Kiel 1845; Christoph Pfaff, Lebenserinnerungen, Kiel 1854; Sammlung von Briefen, gewechselt zwischen Joh. Friedr. Pfaff und Herzog Karl von Württemberg u. a., herausgegeben von Dr. Karl Pfaff, Leipzig 1853. 58, $_{34}$: Archiv I 457. Ludwigs-

burger Theater (59 f.): Archiv I 457. Christ. 340. Wz. 8. Streicher 20. Gesch. Notiz 3. Schillers Haustheater (60): Archiv I 457. Christ. 333. 340. Wz. 8, aber unmöglich immer mit Puppen! Etwas Ähnliches erzählt Oemler S. 30 ff. 61, 9: Bz. 14 am 10. (nicht am 6.) September; er bezog jetzt 540 Gulden Gehalt (Brosin 211). Cotta (61): Hoven 54 ff. Gesch. Notiz 4 A. Bz. 17. 61 f.: Bz. 17 f. Archiv IV 237 f. Elwert (62): SS. I 1. Hoven (62 f.): Selbstbiogr. 54 ff.; sie übten ihren Mutwillen an dem Setzer der Cottaschen Druckerei, dem sie täglich einen neuen Streich spielten. 63, 1 f.: Hoven bei Wz. 7. 63, 3 f.: Christ. 2. 63, 11: Christ. XLII. Charl. I 78. Wz. 3 f. Urk. 25. Schwab, Leben 10. 63, 30: Petersen. 64, 5 f.: Conz 1807. Das 64, 14 f. Gesagte gilt natürlich bloß von den Lateinschulen, nicht von den deutschen Schulen in Württemberg. Über die Ludwigsburger Lateinschule, welche sich nach Gesch. Notizen 4 A. in der jetzigen Eberhardtstraße befand: Hoven 16 ff. Weltrich XI. Hebräisch: Streicher 12. Griechisch: Tomaschek, Schiller und die Wissenschaft 58. Honold (65): Archiv I 457. Jahn: Schubart bei Wagner, Karlsschule I 536. Aber Schiller hat nie bei Jahn gewohnt, wie Christophine handschriftlich zu den Geschichtl. Notizen bemerkt; vergl. Archiv IV 236. Winter: Archiv I 458; SS. I 6. Nach Archiv I 458 f., Christ. 340 f. wäre Schiller aus der dritten oder vorletzten Klasse, in welcher Winter sein Lehrer gewesen sei, sogleich in die Akademie übergetreten; das ist unmöglich, da er doch sicher Jahns Schüler war, und wo hätte er sonst das Jahr 1772 zugebracht? Schwindrazheim: SS. II 379; Alemannia XIV 227. Die lateinischen Autoren (66) nennt Petersen; Schröckhs „Weltgeschichte für Kinder" empfahl Schiller 1794 in den schwäbischen Schulen. 66, 29: Von 1768; denn der Glückwunsch zu Neujahr 1769 und das erste Landexamen 1769 weisen auf Besuch der Lateinschule; nach Petersen SS. I 1 ist Schiller „um 1768" Sekundaner. 66, 31: Archiv I 457. 66, 34: Christ. 340. Hoven bei Wz. 7. 67, 4: Petersen. 67, 16 ff.: Archiv I 457. Christ. 334 f. 67, 36: Urk. 39. Daß Schiller (Streicher 12) infolge von körperlicher Schwäche zurückgeblieben sei, widerspricht dem Bericht Christophinens und ist durch das letzte Zeugnis beim Landexamen kaum zu stützen. Anders Weltrich 82. Glückwünsche (68): SS. I 4 bis 6; die Handschriften im Archiv. Charl. I 631 als echt erkannt. Daß die deutschen Verse nicht von Schiller sind, ergiebt sich indirekt aus der von Conz und Petersen berichteten Äußerung Schillers, daß das Konfirmationsgedicht sein erstes Gedicht in deutscher Sprache war. Carmina (68 f.): Schw. Just. 1762, 81. Conz 1807. Wz. 11. Bz. 80. Pentameter (69): SS. I 6; HB. I 3 f. Über Zilling (69 f.): Hoven 20 f.; Kerners Bilderbuch 25 f. 125 ff. 128. 130. 301; die Biographen Schubarts; Prutz' Museum 1860 II 889 ff. Die Verse selbst SS. I 7 f.; vergl. Archiv XIV 211 f. und Keller I 11 f. 70, 2: me tibi commendo de meliore nota (Cur. in Cic. ep. „sich von einer vorteilhafteren Seite empfehlen") wird von Schiller in der Bedeutung gebraucht: „sich zu einer besseren Note empfehlen". Zu 70, 19 ff. kommt die bei Wurzbach Marg. 2851 verzeichnete Zeitungsnachricht nicht in Betracht, weil sie höchstens auf die spätere Stuttgarter Zeit Bezug haben könnte. 70, 24 ff.: SS. I 1 f.; die Quelle ist nach Petersen Elwert selbst (Weltrich 75). 71, 24: fälschlich Wz. 11, die Kenntnis der antiken Dichter scheine den Hauptanstoß zur Erweckung seines Dichtergeistes gegeben zu haben; vielmehr sagt Petersen ausdrücklich, keiner von Schillers Mitschülern in L. habe bemerkt, daß er an irgend einem

der drei lateinischen Dichter (Virgil, Ovid, Horaz) mit feuriger Innigkeit gehangen sei. Konfirmation (71): Charl. I 86. Archiv I 459. Brief an Stoll: Kühn 24 f.: vergl. Archiv IV 239. Konfirmationsgedicht: SS. I 9 f. Zuerst —s— (Petersen) im Freimütigen 1805 Nr. 220: „Sein erstes Gedicht war eine fromme Ergießung am Tage vor seiner Konfirmation". Conz wiederholt seinen Bericht in den Tüb. Gel. Anzeigen 1805, 66. Stück vom 19. August 1805 S. 521 ff. („Sein erstes Gedicht, wie Recensent aus Schillers Munde weiß, schrieb er im 14. Jahre am Tage vor seiner Konfirmation, durch eine Erinnerung seiner gefühlvollen Mutter veranlaßt") und in der Ztg. f. el. Welt 1823 Nr. 7, Sp. 53. Auf Conz beruft sich zuletzt Petersen wieder in seinem Nachlaß: HR. I 3. Boas I 79 f. Weltrich 80 f. A. Da Petersen in betreff der Sprache des Gedichtes selber die Möglichkeit eines Irrtums zugiebt, bleibt Conzens Angabe, die sich auf Schillers mündlichen Bericht stützt, zu Recht bestehen: daß es das älteste deutsche Gedicht war. Hovens Bericht gründet sich wie der Streichers auf Conz und Petersen, da Hoven 1772 schon an der Akademie war. Schubart in Ludwigsburg (73 f.): Hoven 21 und die Biographen. Die Vorrede zu dem Nachdruck der „Kleinen poetischen und prosaischen Schriften" von Klopstock (2 Bde., Stuttgart 1771). Lappenberg, Briefe an Klopstock 268 ff. Archiv X 478. Wz. 11 f.: unhaltbar ist Christophinens Bericht an Körner, daß Schiller Klopstocks Werke erst mit circa 18 Jahren an der Akademie kennen lernte: mit 14 Jahren ist ja nach ihrer eigenen Aussage die Ode An die Sonne in Klopstockischem Versmaß gedichtet und 1776 „Der Abend" sogar schon gedruckt. 74, 34 f.: Hoven 54. 74, 35 f.: Archiv I 450. An die Sonne (75): SS. I 214 ff.; Weltrich 149. In die Ludwigsburger Zeit setze ich dieses Gedicht und die biblischen Dramen, weil die Berichte von Christophine und dem Vater stammen, also aus dem Vaterhause, in welchem man über Schillers dichterische Versuche damals besser Bescheid wußte als in der Zeit, während welcher Schiller völlig von dem Vaterhause abgeschlossen war; von dem „Moses" weiß man dort schon nichts mehr. Der schlechte Abdruck der ersten Fassung in Prutz' Museum macht leider eine Vergleichung wertlos und unmöglich: doch dürfte die Abschrift aus der Anthologie genommen sein. Vergl. Wieland WH. VI 794 „An die Sonne". Die Christen (76): SS. I 3. Vergl. SS. I 101, 13. 148, 28. IV, 35, 20. „Die Hoffnungen der Christen" bei Schubart I 135 f. Vergl. auch Klein, Das triumphierende Christentum im großmogulischen Kaisertum, Tr. 1770. Absalon (76): SS. I 11. Brahm 63 und 385. SS. I 64, 10 ff. nach 2. Sam. 15, 2 und 5. WH. XVI 12 f. Anz. f. d. A. XII 282. Landexamen (77): Archiv I 458 irrig „dreimal". Morgenblatt 1807 Nr. 201. Urk. 34. Streicher 201. SS. I 354, 33 ff. Die Lesart des letzten Zeugnisses, welches an verschiedenen Orten verschieden gedruckt und übersetzt wird, lautet nach dem Morgenblatt: ut eos non penitus exaequet; das lautet allerdings weniger günstig als früher. Irrig behauptet auch Reinwald (Christ. 328), Schiller hätte das letzte Examen bestanden. 77, 23 ff.: Archiv I 458 f. Christ. 328. 340 f. Streicher 14 f. Urk. 39 bis 43. Keller I 14.

II. Auf der Fürstenschule.

1. Solitude (80 ff.).

Solitude: Hänle, Lustschlösser II 33 ff. mit Bild. Der Salon von Rodenberg I. Band, 6. Heft, mit Bild. Wagner, Karlsschule II 34 ff. Nicolais Reise X 137 ff. Christ. 255. Charl. I 42. Franziska von Hohenheim (82 ff.): E. Vely. Billets an sie a. a. O. und in Kerners Bilderbuch. 84, 25: Waitz, Caroline I 307. Die Militärakademie: Kurze Geschichte der Gründung zuerst im Schw. M. 1775, 12 ff. 910. 968 f. und in demselben Magazin jährliche Berichte über die Prüfungen. Geschichte der Entstehung und Entwicklung in Drücks Programm zur Einweihung der Karlsschule 1782. (Batz,) Beschreibung der Hohen Karlsschule zu Stuttgart, 1783. C. F. v. Scheeler, Bruchstücke aus der Geschichte der ehemaligen Karls-Akademie, von ihrer Entstehung auf der Solitude an, bis zum Ableben des hohen Stifters Karl Eugen, Herzogs von Württemberg; Stuttgart 1836. H. Wagner, Geschichte der Hohen Karls-Schule, 2 Bände und Nachtrag, Würzburg 1856 f. Briefe und Memoiren von Karlsschülern: Die Pfaffischen Lebenserinnerungen und Briefwechsel s. oben S. 553; W. B. M. in den Zeitgenossen s. oben S. 550: Breitschwert in den Württ. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, 1885 (VIII. Jahrgang) 221 ff.; Abel s. oben S. 550; L. von Wolzogen, Memoiren 1851; Aus dem Leben eines ehemaligen Karlsschülers (M. F. L. Kapff) von Wördingen, Zs. d. hist. V. für Schwaben und Neuburg XIII 89. Hoven 26 ff. Zeitgenössisches: Nicolais Reise X 54 ff. Deutsches Museum 1777 Juni I 547 ff.; 1781 Mai I 431 ff. Nov. II 467 ff. Dez. II 549 (Verf. dieser Artikel, in denen die Schule hart angegriffen wird, soll nach Moll Elwert sein); 1782 April I 301 ff.; 385 f. 455; 1784 Mai I 565. Bibra, Journal von und für Deutschland 1784 Dez. 374 ff.; Reichardts Deutschland 1796 Dez. IV 333 f. Schlözers Briefwechsel XXVII 161 ff. und XXX 384. Grenzboten 1858, 3, 320 ff. K.: 1888, 2, S. 467 ff. Karl Trost. Schanzenbach, Französische Einflüsse bei Schiller, Progr. des Eberhard-Ludwig-Gymnasiums in Stuttgart, 1885, S. 5 bis 11. Vergl. auch das von HB. I 70 ff. benützte Material. 89, 29: Christ. 3. 91, 3 ff.: Zs. f. d. A. XXV 95, Hoven 127, Zeitgenossen; aus den Nachtarbeiten Schillers, der ein Nachtkind war, entstand die Sage, daß er sich durch Opium zur Arbeit begeistert habe. 91, 23: ALZ. (Litt. Ztg.) Halle 1805 Intell.-Bl. Nr. 134 Sp. 1090. Hohenheim (92): Hänle II 106 ff.; Charl. I 42. 93, 23: Rank, Schillerhäuser 172. Bad (93): Wagner I 155. Archiv I 459. Über den Unterricht in der Akademie die ausgezeichneten Arbeiten Klaibers: 1873 Progr. des Kgl. Realgymnasiums in Stuttgart; 1876 Im neuen Reich II 658 ff.; 1884 (Juli) Vom Fels zum Meer, Heft 10. Prüfungsfeierlichkeiten (95); Scheeler 45 ff. u. a. 97, 36: Urlichs 122. 99, 6: Nach der Hallischen LZ. 1805 Intell.-Bl. Nr. 134 Sp. 1090 soll Schiller später gesagt haben, er habe an der Akademie seine glücklichsten Tage verlebt?? Massenbach (99): Streicher 18 f., Urlichs 111. Wolzogen (99) war trotz Hovens Bericht S. 58 mit Schiller nur oberflächlich bekannt: Bz. 465. 100, 16: Wz. N. II 78. 100, 31: Kühn 37 f. 101, 9: Schloßberger, Archivalische Nachlese zur Schillerlitteratur, Stuttgart 1877 (Schloßb. I) S. 7 und 16. Keller I 16. 101, 10: Hoven 54 ff. 101, 34: Scharffenstein, dessen Urteil hier kompetent ist; er dilettierte

mit Glück in der bildenden Kunst und muß Schillers Züge wohl ins Auge gefaßt haben, weil er ein Miniaturbild von ihm zeichnete, mit welchem Schiller so zufrieden war, daß er es später für die Baumann oder Margareta Schwan kommen ließ. 102, 20 f.: Batz 174 f. 102, 22: Wagner I 81. Über Kempff (102): SS. I 12: die Antworten der übrigen Wagner I 521. Keller I 16. SS. I 16, 22 f. Schw. M. 1778, 735. 102, 36 f.: Keller I 16 ff. 103, 5: nach Petersen Herbst 1774. Frageplan (103): Wagner I 81***. Schilderungen der Genossen (103 ff.): SS. I 13 ff.: die Urteile der Genossen und Lehrer über Schiller bei Schloßb. I 8 ff. HB. I 70 f. Vergl. auch Wagner II 86 f. A. Petersen hat zuerst im Freimütigen 1805 Nr. 220 auf diese Quelle hingewiesen und im Morgenblatt 1807 einzelne Urteile nach einem Auszug veröffentlicht, den ein Jugendfreund Klopstocks auf Verlangen des Herzogs verfertigt haben soll. Über die Namen und Persönlichkeiten vergl. die Anmerkungen Schwabs bei HN. IV 4 ff.: Goedekes Personenverzeichnis SS. I 369 ff.: WH. XIV 56 ff., wo manche Namen richtiger gedruckt sind. 103, 32: bei Wz. 15. 105, 12: Auch SS. 16, 31 hebt er einige gute Züge an Kempff hervor. 107, 21 ff.: Hoven bei Wz. 15. 108, 8: so nach Klaiber 1884, anders HB. I 70. 108, 15 f.: Keller I 16 ff. (16. Nov. 1773). 108, 22 f.: Hoven bei Wz. 15. Der Major Wolff, welcher sich nach Palleske (Schs. Leben I 77) um Schiller besonders verdient gemacht haben soll, war nach Batz erst seit 1782 an der Akademie angestellt. 108, 27: falsch Hoven bei Wz. 10. 109, 1 ff.: Keller I 13. Klaiber 1873 S. 1 A. Urk. 45. Keller I 20. 109, 7: Keller I 20. HB. I 70. 109, 21: Petersen, Hoven bei Wz. 10. 109, 30: Klaiber 1873 S. 7 A. Klassische Sprachen (110 f.): Klaiber 7. 12 f. 29 ff. Terenz: SS. I 354. Virgil: Petersen. Preis im Griechischen: Morgenblatt 1808 Nr. 57 S. 227; Urk. 45: Patent bei Keller II 5. Nast: Wagner II 208. Homer: SS. X 447: nach (!) Shakespeare. Geschichte (111): Schlözers Universalhistorie (1772): Petersen; SS. I 156: Pfaffbriefe 60. Spittler: Klaiber 7. Das Kollegienheft liegt in zwei Auflagen vor: 1) Württembergische Volksbibliothek. Abteil. 2. Band 2. (Auch u. d. T.: Schiller, Geschichte von Württemberg bis zum Jahr 1740. Stuttgart, Schaber 1859.) 2) Die vaterländische Geschichte in der Hohen Karlsschule. Nach Friedrich Schillers Kollegienheft herausgegeben durch den Sohn eines Karlsschülers und Freund Schillers. Stuttgart, Beck, 1860 (derselbe Satz, anderes Format). Unwidersprechlich hat zuerst Weltrich AZ. 1884 Nr. 272 B. nachgewiesen, daß das Heft ein Werk Schotts ist, mit dessen „Geschichte der württ. Herzoge bis 1743" (im Württ. Hofkalender auf 1788) es oft wörtlich übereinstimmt. Vergl. auch Paul Lang, Schiller in Schwaben, Stuttgart 1888 S. 38 f. Schott: Pfaffbr. 79 f. Schw. M. 1779, 780. Gött. Gel. Anz. (GGA.) 1885 Nr. 24 S. 966. Geographie (113): Klaiber 5 f. 7 A. Volz hat Essigs Kompendium in den späteren Auflagen vermehrt und erweitert: auch seine Geographie ist ein Anhang zu demselben: Schw. M. 1776, 667 ff. Das Büchlein: Zs. f. d. öst. Gymn. 1888 XII 1071 f. Mathematik (113 f.): Klaiber 12 f. Französisch (114): Klaiber 36. Hoven bei Wz. 10. Schw. M. 1774, 2, 400. Pfaffbr. 90 und Pfaffs Memoiren. Jus (114 f.): Klaiber 12 f. Hoven 44 und bei Wz. 10. Christ. 328. 341. Religion (115 f.): Petersen betont ausdrücklich, daß Schiller sich nicht den auch in der Akademie vertretenen Pietisten anschloß. Schw. M. 1778, 329. Schloßb. I 16. 116, 11 ff.: Klaiber 1884; anders HB. I 71. 118, 3 ff.: Petersen 1807 und Abel bei HB. I 34 f.

Nicht von Schiller, sondern von Armbruster (Schw. MA. 1782) sind die SS. XV 2, 418 abgedruckten Verse auf Kerner. Auch die Anekdote vom geschnitzten Hauptmann ist erst auf ihn bezogen worden: GGA. 1885 Nr. 24 S. 966 A., Kühn 46, Wagner I 473, Fleckeisens Jahrbücher Bd. 134 S. 588. „Aus dem Schillerarchiv" II 1. 118, 21 f.: Hoven 127 und bei Wz. 15: Abel bei HB. I 99 und Weltrich 289.

2. Dichterische Entwicklung (118 ff.).

Vergl. Pfaff, Geschichte Württembergs II 2, 280 ff. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, Hamburg 1875. 122, 24: Littbr. XIV 220 ff. 123, 15 f.: Haug, Schubarts Leben I 137 f. Das einzige vollständige Exemplar des Schwäbischen Magazins (123 ff.), welches ich kenne, ist aus meinem Besitz in den der Wiener Universitätsbibliothek übergegangen. — 128, 6 ff.: Schw. M. 1774, 2, 270 f. 128, 25: 1780, 502 ff. Die „Kasualgedichte" (128) Schwindrazheims füllen 442 Seiten mit dieselben Themen behandelnden, zumeist maßlos langen Gedichten. Der Dichter redet immer auf Bestellung und im Namen anderer, meist Abwesender, welche den besungenen Festlichkeiten selbst nicht beiwohnen konnten. Sehr oft dichtet er auf denselben Fall mehrere Gedichte, im Namen verschiedener. Zoten in den Hochzeitsgedichten: Einkleidung wiederholt in den Ton der travestierenden Ballade oder einer Chronika, oder halbdramatisch in „Unterredung" (206. 302 ff. 317 ff.: s. oben 187, 33 f.). 129, 6: Besonders bei J. A. Schlegel und Cramer; den letzteren nennt Petersen neben Uz als einen der Dichter, deren Empfindungen sich Schiller (im „Abend") zu eigen gemacht hätte. 129, 8: Schw. M. 1774, 1, 263. 129, 12 ff.: Die „Unterhaltungen" von Götz sind Stuttgart 1780, die „Gewitterbetrachtungen" zu Heilbronn, die „Güte und Weisheit" von Sander in 2. Auflage 1780 erschienen; von dem letzteren rührt auch eine Schrift „Über Natur und Religion für die Liebhaber und Anbeter Gottes" her: Schw. M. 1780, 375 und 438. Zust. 1781, 427. 129, 21: Brandl, Brockes 47 A. 129, 24: Schw. M. 1774, 1, 240. 129, 26: a. a. O. 434. 131, 20 f.: Schw. M. 1775, 80. 1777, 198 f. Hartmann: Goethejahrb. IX 128 ff. 131, 27 ff.: vergl. auch Hoven 54. Wz. 12 f. 132, 1 ff.: Petersen. Uz (132): Kühn 43: Petersen; Wz. 12: Conz Ztg. f. d. el. Welt 1825 Sp. 1644 f. Klopstock (132): Kühn 43; Petersen; Wz. 12; Streicher 18. Bibel und Psalmen (132): Petersen; Wz. 14. „Messias" (132): Petersen; Streicher 18; Christophine an Körner. Moses (133): SS. I 11; Wz. 12. Vergl. „Die Sendung Mosis". Ugolino (133): Petersen; Streicher 18; Wz. 12. 133, 36: Diese Unterscheidung finde ich nur in Petersens Auszügen im Morgenbl. Genossen (134): Hoven 54 ff. Petersen: s. oben S. 549 f.; Hoven 54. Scharffenstein: s. oben; SS. I 378; Kühn 37: über seine Dichtungen Hoven 58. Andere: Streicher 19 nennt Massenbach, vergl. Urlichs 111 ff. Scharffenstein behandelt diese Epoche mit Unrecht nur ironisch; Streicher S. 19 umgekehrt zu ernst. 135, 6: Scharffenstein. Götz: Petersen 1805 und 1807; Hoven 54 f.; Wz. 12; Streicher 18. 135, 12: Schw. M. 1777, 711. 135, 18: Kühn 43; Petersen. Werther (135): Wz. 17. Schiller an Huber (Körnerbr. I² 39). Vergl. Herrig XXXVIII 104 ff. Goethejahrb. III 174 ff. Ossian (135): Petersen 1805; HB. I 68; Boas I 131. Petersens Ossian (in Prosa) ist 1782 erschienen. 135, 32 ff.: Scharffenstein; Hoven 54 ff. Student von Nassau (136): SS. I 38; zuerst G(ruber?) nach dem Bericht eines Freundes, offenbar Conzens, im Freimütigen 1806 Nr. 109 S. 435; darauf stützt

sich Böttiger: Conz wiederum in Ztg. f. d. el. Welt 1823 Nr. 7 S. 53. Lessing: Zimmermann, Langer 31: WJ. II 470. Vergl. Mortimers, Don Cesars Selbstmord: dagegen Karl Moor, Ferdinand, Milford, Posa, Max, Maria Stuart, Jungfrau sind Selbstaufopferer. Clavigo (136): Kühn 43: Charl. I 86. Stella (136): a. a. O. Schröders Preisausschreibung: Zs. f. d. Philologie XX 55 ff. und XXI 39 ff.: aber die a. a. O. S. 45 f. citierten Kritiken sprechen nur für meine Ansicht, denn ein Trauerspiel, dem man Mangel an Einheit der Handlung zum Vorwurf macht, hat eben zu viel Handlung! Klinger (137): Wz. N. I 413: Unsinn Oemlers in beiden Schriften. Leisewitz (137 ff.): Petersen 1805 und 1807: Streicher 18: Zs. f. d. Phil. XX 65 f. Besonders aber Kutschera, Leisewitz, Wien 1876 S. 76 ff.

137, $_{21}$ ff.: Conz 1823: Streicher 18. 137, $_{29}$: Nach Vertot erzählt WH. XVI 16 ff. 138, $_{27}$ ff.: Die Verschwörung der Pazzi wird in Schillers Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen (1788) I 226 ff. von Reinwald nach Duport erzählt. Dort heißt es S. 272: „Diese berühmte Verschwörung war dadurch vor ihresgleichen in der Geschichte der Menschheit ausgezeichnet, daß vier mächtige Leidenschaften, jede einzeln stark genug, die Triebfeder einer Verschwörung zu sein, in ihr vereint wirkten: Eigennutz, Ehrgeiz, Liebe und Rache." Rebellionen 255 ff. scheint an Fiesco SS. III 95, 3 ff. zu erinnern. Kosmus von Medicis (138): SS. I 39. Wz. 14. Boas I 144 ff., dagegen Weltrich 159 ff. Daß die Verschwörung der Pazzi lange nach dem Tode des älteren Kosmus spielte, beweist nichts dagegen: der jugendliche Dichter konnte sich ihn eben noch lebend denken. Brandes' Stück: Zs. f. d. Phil. XX 61 ff. 139, $_{5}$: Wz. 14 nach Hoven? 139, $_{20}$ ff.: Petersen 1807. Kühn 37. HN. I 44, HB. I 84 f. Boas I 128 f. Weltrich 287. Young (140): Petersen 1805. Shakespeare (140 ff.) in Schwaben: Schw. M. 1779, 418 ff. 1780, 420. Schw. Just. 1781, 76 (Episode mit Hubert) und 310. Ist der Übersetzer etwa der Schulkollege Göz in Nürnberg? vergl. Schw. M. 1780, 381. Über die 141, $_{1}$ citierte Übersetzung: Cottabriefw. 276. Schw. M. 1780, 315. Schillers Bekanntschaft mit Sh.: Petersen 1807, Kühn 43, Hoven 54 ff., Wz. 13. Nach HB. I 42 f. war es 1775 und 1776: nach Streicher 18 einige Jahre vor dem Austritt. Schiller hat nachweislich 1777 bei Abel schöne Wissenschaften, 1778 und 1779 Moral und Psychologie gehört (Klaiber 42): die letzteren wohl aber auch schon früher. Charl. I 84 redet wie Hoven und Abel von der Wielandischen, dagegen I 106 von der Eschenburgischen: also die Wieland-Eschenburgische. SS. I 175, 26 ff. citiert Schiller zwar nach Wieland, dessen Wiedergabe der schönen Stelle aber auch Eschenburg in einer Anmerkung (V 321) anführt. 142, $_{28}$: HB. I 61 wird die Sache irrig 1795 angesetzt. Nach Boas I 141 ist ein Exemplar bei Schiller konfisziert worden: nach Bz. 412 besaß er später doch einen Shakespeare. 143, $_{3}$ f.: so Petersen: irrig also Wz. 13, welche den Kosmus ein Jahr nach der Lektüre Shakespeares entstehen läßt. 143, $_{4}$ f.: Scharffenstein. 143, $_{12}$ ff.: SS. X 447 f. 143, $_{21}$: Petersen 1807, Wz. 13. Schillers Verhältnis zu Shakespeare: Shakespearejahrbuch V 119 ff. VI 83 ff.: XIV 97 die Sentenzen bei Schiller und bei Sh. Zs. f. d. Phil. XX 65 f. 71 ff. Masson (144): SS. I 376. Schloßb. I 13. Kühn 39. Pause in Dichtung (144): Scharffenstein, Wz. 14, Hoven 45, Streicher 28, Schiller selbst an Körner ^{2}I 269. Aber unrichtig Wz. 12 „in den zwei letzten Jahren habe er fleißig sein müssen": gerade da hatten die Akademisten nach Hoven am wenigsten zu thun: Streicher setzt die Pause ins „18. Jahr". 144, $_{35}$ f.: Wz. 14. Stäudlins

Anfänge (145): Schw. M. 1775, 952. 1776, 347 f. 659. 887. 1777, 37. 49. 135. Er ist nach Gedd. II 192 am 15. Okt. 1759 geboren. 146, 33: Schw. M. 1775, 145. 147. 223. 238. 952. 1776, 347 f. 1777, 575 ff. 1779, 246. 392. 689. 1780, 484. 567. Haller (147): Wz. 13. Streicher 18. Conz 1825. Boxberger, Schiller und Haller, Erfurt 1869 Progr. Frey, A. von Haller, Leipzig 1879 S. 196 ff.; Hirzels Einleitung zur Ausgabe, Frauenfeld 1882. Sch. u. Lotte II² 149. Zu 147, 23 vergl. oben S. 280; Archiv V 103; Danzels Lessing I² 127 A.; Boxberger bei Fleckeisen 1869 II 164; Düntzer zu Nathan 52; SS. III 384, 15; Conz' Gedd. I 118; Petersens Nationalneigung Neudr. 1859 S. 17. Unterkönig der Schöpfung nennt Schiller den Menschen SS. II 244, 20 mit Schlözer SS. I 156, 19 und Mendelssohn NL. 315, 15. Der Abend (148 f.): SS. I 27; Petersen im Freimütigen teilt den Schluß von Vers 72 an als Probe mit; Hoven 54 ff.; Wz. 12. Viehoffs Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten) I⁴ 16 f.; Düntzers Erl. I² 12 ff. Archiv XIV 212. Frey 201. Der Vergleich zwischen der Sonne und der Laufbahn des Helden auch SS. I 357, 15. II 116, 1. III 468, 23; vergl. Archiv XIV 212, Loeper zu Goethes Gedichten I² 267, auch bei Schwindrazheim. Das Würmchen, dem Seele innewohnt (SS. I 29, 50 ff.), zuerst in Klopstocks Frühlingsfeier und wiederholt in Stäudlins MA.. Eroberer: SS. I 40 ff. (Vers 108 ist „ich" Druckfehler für „ihn"); Petersen im Freimütigen teilt den Schluß von Vers 101 ff. an mit; Wz. 12. Interpretation von Zeep in Fleckeisens Jahrbb. 100, 421 ff. Düntzers Erl. I² 15 ff. Klopstock Messias XVI 307 ff. und WH. V 95. Schubarts „Der Tod des Sünders"; biblische Gerichtsscenen, Bilder des Weltgerichtes, Scenen der Auferstehung und des jüngsten Tages wiederholt in den „Todesgesängen" 1767. 149, 32: SS. I 100, 26. II 28, 17 ff. und Schw. M. 1778, 579. 840. Klopstockisch ist auch die Einkleidung in Form einer Vision; und Düntzer vergleicht passend die Flüche, welche in Klopstocks Ode „Für den König" dem Eroberer nachfolgen. Einen „Sklaven Klopstocks" nennt sich Schiller bei Conz 1823. Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein (150 f.): SS. I 50 ff. Von Düntzer, Erl. I² 24 f. und von Weltrich 182 f. Schiller abgesprochen. Vergl. Hoven 59. Schw. M. 1777, 557 ff. und 575 ff. Vely 157 ff. Gedichte im Schw. M. 1777, 305. 357. 398. 1778, 607. Schw. Zust. 1781, 401 f.; SS. I 373 von Haug; Schwindrazheim 178 ff. 196. Eine Reisebeschreibung des Herrn Grafen von Falkenstein erschien von dem Ritter du Coudray französisch: und wurde in Augsburg und in Leipzig ins Deutsche übersetzt.

152, 27: WH. XV 510 ff. 153, 23: Pfaffbr. 71. 154, 1: Hoven bei Wz. 15. 154, 5 f.: Dresdner Schillerb. 1860, 292. 154, 9 f.: Kühn 38. 154, 15: SS. I 60. 154, 27: Klopstock WH. VI 91. 155, 21: Schillers Brief nennt Gegel und Grub; über diese vergl. SS. I 372 f.; Schillerbilder 384 ff. 391. Brief an Scharffenstein (157): SS. I 55 ff. 158, 2 f.: wäre auch Millers Appell an das Herz seines Kindes zu erwähnen gewesen. 158, 15 ff.: Kühn 40. Brief an Boigeol (158 f.): SS. I 362 ff.: die „etlichen Jahre, die wir noch zu leiden haben" beziehen sich trotz Düntzer (Leben 63) auf das irdische Leben: unmittelbar vorher hat Schiller auf die bessere Welt verwiesen, in welcher sie sich gleicher wiederfinden würden. Schiller schenkt später Boigeol eine Rede: HR. IV 32 ff. Vergl. Urlichs 238; SS. I 370. Haugs Unterricht (160 f.): Klaiber 1873, 36 f. Schw. M. 1777, 575 f.; 1779, 786 ff. Zust. 1781, 155. Schw. M. 1774, 2, 336. 161, 15: „Aus dem Schiller-Archiv" I 4; nach Wagner I 631 stellte Abel 1777 ästhetische Thesen auf, welche bei

den Prüfungsfeierlichkeiten verteidigt wurden. Das Kollegienheft (161) abgedr. in Zs. f. d. öst. Gymn. 1888 S. 1057 ff.; vergl. A. Vollert, Prozeß S. 5, 7, 37 und zu den S. 1059 (oben) gedruckten Versen Ramlers Ode „Der May", Oden 1767 (Mitteilung Schüddekopfs). Klaiber (brieflich) möchte das Heft Abel zuschreiben; aber die citierten Stellen aus dem Schw. M. lassen keinen Zweifel, daß Schiller 1779 Haugs Schüler war. Dessen Thesen (162): Schw. M. 1779, 66. 786 ff. 163, 9: Boas I 172. Nast (163 f.): Klaiber 34. Schw. M. 1778, 924. Drück (164): Schw. M. 1779, 456. Klaiber 37 f. A. Pfaffbr. 90 f. Plutarch (165): Petersen 1805 und 1807; HB. I 61; Kühn 43; Wz. 14; Boas I 136. Rousseau (165): Wird nur von Boas I 136 genannt, welcher dabei an das Vorwort zum Fiesco denkt; aber dieses setzt, ebenso wie die Ode „Rousseau", bloß Lektüre der Sturzischen Denkwürdigkeiten voraus. Joh. Schmidt, Schiller und Rousseau, Berlin 1876. Montesquieu (165): SS. I 99, 33. Homer (165 f.): Nast De eloquentia Homeri 1779. Schw. M. 1778, 17 ff. Woods Schrift über Homer befindet sich in Schillers Bibliothek, wohl aus der späteren Zeit des Wolff-Herderischen Krieges. Bruchstücke der Bürgerischen Jambenübersetzung erschienen 1771 in Kloß' D. Bibliothek und 1776 im D. Museum. Drücks Dissertatio philologica de virtutibus vitiisque Homeri et Virgili ex sæculi ipsorum indole æstimandis, Stuttgart 1780; vergl. Schw. M. 1780, 698 und 746. Virgil (166 ff.): Conz 1823. Schw. M. 1774, 2, 186. D. Museum 1779 II 489 ff. Schiller kennt auch ältere Übersetzungen des Virgil: Briefe an Dalberg 15 und Schw. Zust. 1781, 74 ff. Im Brief an W. Schlegel 9. 1. 1796 (S. 11) setzt Schiller diese Hexameter in sein sechzehntes Jahr; gegenüber dem Conzischen Bericht ist diese Datierung unhaltbar. Sturm auf dem Tyrrhener Meere (166 f.): SS. I 120; Proben zuerst von Petersen im Freimütigen 1805 mitgeteilt. Hirzel, Schillers Beziehungen zum Altertume, Aarau 1872 S. 9 f.; Zs. f. vergl. LG. N. F. I 63 f. 167, 32 ff.: SS. II 289, 6 = Aen. V 179 ff. Oesterlen, Studien zu Vergil und Horaz, Tübingen 1885 S. 6 ff. Lektüre in der Akademie (168 f.): Wagner I 75 f. Miller (168): Wz. 17; Archiv IV 494 ff.; Wz. N. II 78 ff. Wieland (169) wird nur von Streicher 19 erwähnt. 169, 16: Haug in Waiblingers Werken IV 256 f. 168, 28: Idris 1768 im Eingang und S. 215 ff.; Amadis [1] 188 f. Wieland WH. IV 196 ff.; XI 33. 42. 63. 76 f. 154; XL 799 f. Wirklich enthält Stäudlins MA. 1782 ein Gedicht: „Der Jüngling am Bade seines Mädchens", dessen Chiffre (H . . . unterzeichnet, im Register aber H . . . .) auf Haug oder Hoven weist. Voß und Gerstenberg (169): Wz. 14. Kleist (169): SS. I 58, 4; in Schillers Bibliothek findet sich Kleist in einer Ausgabe der 70er Jahre vor. Musenalmanache (170): Zs. f. d. A. XXIV 50 f. Müller (170): Petersen 1807. Schubart (172): Petersen 1807; Kühn 43. Die Fürstengruft ist Herbst 1780 im Frankfurter MA. auf 1781 erschienen: SS. I 379 und Archiv VIII 163 f. Düntzer, Schiller als Lyriker [2] 16 f. Gruft der Könige und Triumphgesang der Hölle (172): SS. I 126; Boas I 147 f.; Weltrich 182. 172, 27: HB. I 115. VJ. II 364 A. Balladen (173 f.): Petersen 1805 und Boas I 147 f. Petersen sagt „mit zweien seiner Freunde": daß Hoven der eine war, ergiebt sich aus Selbstbiogr. 54 f.; daß Petersen selbst der andere war, verschweigt er wie immer aus selbstredender Bescheidenheit. Auch Hoven 44 redet von Balladen. 173, 31: Schw. M. 1780, 536 ff. Kritik von Klopstocks Oden (174 f.): Petersen 1805 und Conz 1823. 176, 29: An Körner

I² 269. 177, 9: „Aus dem Schiller-Archiv"; Weltrich 134 f. Haug d. J. (177): Zeitgenossen III; ADBg.: Hoven 50 f.; Wirt. Vierteljahrshefte 1881 (IV) 7 ff. Auch dieser Traum vom jüngsten Gericht, welcher auf Quevedo oder Moscherosch verweist, bezeugt die Kenntnis der volkstümlichen Litteratur des XVII. Jahrhunderts unter Schillers Jugendgenossen. Schubart d. J. (177): Hoven 54 ff. Daß sich der Bund neu rekrutierte, ergiebt sich schon daraus, daß Scharffenstein, der 1778 austrat, von Haug und Schubart nichts weiß, wohl aber Hoven. 177, 31: Hoven 45 f. 177, 32: Grub? s. Hubers Leben 1802 S. 288 und Schillerbilder 384 f.; SS. I 22. 59. 373. Massenbach? Dörings Gewährsmann Schaurodt? 178, 1: Wagner I 75. 178, 3 f.: Huber 288. 178, 5 ff.: Hoven 54 ff. Petersen 1805. Stäudlin in Schwans Schreibtafel (178): V 67 (1776) „An Goethe" (feiert in dem erhabenen geistvollen Goethe den Stolz der Deutschen und betet den Geist des göttlichen Shakespeare in ihm an); V 71 „Das Gewissen" (Ode; die Schrecken des von Gewissensbissen Verfolgten); V 118 „Der Dichter" (Ode; nach Klopstocks Weise und mit deutlichem Bezug auf den Messiassänger ist der Dichter selbst Gegenstand der Dichtung); VI (1778) „Der Gefühllose" (Ode; Entsetzen des Dichters über den Gefühllosen). Vergl. Schw. M. 1776, 438. 887. Auch sonst verraten sich öfter in der Schreibtafel Beiträge aus Schwaben durch ihren Inhalt (vergl. I 98) und Caroline von Brandenstein wird im Schw. M. 1777, 949 als Mitarbeiterin genannt. Von Schillers Freunden könnten in der Schreibtafel höchstens Epigramme stehen; aber auch dies ist wenig wahrscheinlich, da die ersten fünf Stücke schon 1776 und nur die zwei letzten 1778 und 1779 erschienen sind. Daß er selbst keine Beiträge geliefert hat, beweist ein Brief Schwans (Charl. I 91 ff.; wo aber anstatt „mir Beiträge" vielmehr „nie Beiträge" zu lesen ist) und eine Notiz Haugs (Diezmann, Schiller- und Goethe-Museum 134 ff.); vergl. Hoven 54, Boas I 149, Weltrich 177 f. Zumsteeg (178): Charl. I 85; Schlichtegrolls Nekrolog 1802 I 202 ff. Leichenfantasie (179 ff.): SS. I 106 ff.; dazu Hoven 54. Kopie von Reinwalds Hand im Archiv. Christoph August Hoven d. J.: SS. I 24, Hoven 54, Christ. 1 ff. Die Briefe an Christophine und den Vater Hoven (159 f.): SS. I 365 ff. und 103 ff. (= Christ. 1 ff. und Selbstbiogr. 373 ff.). Ossianisches: Düntzer, Erl. I² 299, 302 und 304 f.; Viehoff, Erl. I 37; Archiv IV 495. Gerade Jungverstorbene geben ein beliebtes Thema für Kasualgedichte her, z. B. bei Schwindrazheim. Schubarts Ode auf Abbt bei Pentzhorn, Abbt 94 ff. Leichenzüge (183) z. B. bei Schubart (Sauer, NL. 340 f.) und Schwindrazheim 202 ff. Hoffestlichkeiten (184): Tagesbefehle bei Wagner I 66 A. 68 A. Der Namenstag der Gräfin, welche Protestantin war, fällt nicht auf den 9. März. 185, 5: Kurz' Briefw. mit Mörike 82 f. 185, 17: Vely 166 f. Empfindungen der Dankbarkeit (185 f.): SS. I 46 f.; die Abschrift Mohls im Archiv. Goedekes Datierung 10. 1. 1777 ist in Bezug auf den Tag falsch. Düntzer, Schiller als Lyriker 15 und Weltrich 202 nehmen das Jahr 1778 oder 1779 an. Akademische Hausdichtungen: Wagner I 69 A. und 274 A. (das I 270 citierte Gedicht auf die Wiedergenesung des Intendanten war von Hoven; Selbstbiogr. 45); Vely 165 f. Die École: Schw. Zust. 1781, 123 ff. Kammerfeste (187 f.): Schw. M. 1777, 149; 1778, 874 f.; 1779, 108 ff.; 1780, 50; Zust. 1781, 207. Schillers Devisen (187): SS. I 45: nach Keller I 21 zum Namenstag der Gräfin, also von Goedeke S. VII falsch datiert.

„Unterredungen" (187 f.) sind auch in den Kasualgedichten Schwindrazheims (206. 302 ff. 317 ff.) beliebt. Das Denkmal des besten Herzens: Schw. M. 1778, 91. Der Preis der Tugend: Boas I 158 ff.: Belo 162 f.: ein Exemplar des Druckes in Berlin, Kgl. Bibl. 189, $_{5}$ f.: Göritz bei Kühn 97: sollte das bei Wagner I 271 citierte Lustspiel „Die Zurückkunft aus Surinam oder der Triumph der Dankbarkeit" gemeint sein? Akademietheater (189 f.): Repertoire bei Wagner I 537 ff. Schw. M. 1775, 24. 255. 495. 970 ff. 1777, 69. 1054. 1778, 71. 1779, 5. Öffentlich: Schw. M. 1776, 429. Ilgenerische Bande: Reichardts Theaterjournal 1780, 11. Stück; Lepper: Schw. M. 1776, 439. Schikaneder: Reichardts Theaterjournal 1780, 10. Stück: Schw. M. 1778, 408. Streicher 30 f. Deutsche Vorstellungen (190): Schw. M. 1779, 6. 68. 337. 1780, 50. 116. 314. Zustand 1781, 207: Hoven 31: Nicolais Reise X 54 ff. Haller: Bz. 412. Repertoire: Gothaisches Theaterjournal 1783, 21. Stück, 120 ff.: Nekrolog 1802 I 292: Goethes Br. an die Stein I² 461. Jahrmarkt (191): SS. I 45: von Goedeke S. VII falsch datiert. Minor, Weiße 196: Anzeiger XIII 174. Schiller als Clavigo (191 f.): Streicher 21 und Pfaff bestätigen das 191, $_{14}$ f. Gesagte: als nicht öffentliche Vorstellung fehlt daher Clavigo im Repertoire bei Wagner. Petersen 1805, 1807 und 1838 (Morgenblatt Nr. 52, abgedr. Kühn 45) berichtet über Schillers Fiasko: Streicher benützt seinen Bericht. Der akademische Freund in den Zeitgenossen läßt Schiller auch den Brutus im Cäsar spielen und Scenen aus seinen späteren Dramen, besonders aus Kabale und Liebe, aufführen. Vergl. noch Wagner I 5 und Boas I 191.

3. Philosophische Anfänge (192 ff.).

Tomaschek, Schiller und die Wissenschaft, Wien 1862: Überweg, Schiller als Historiker und Philosoph, Leipzig 1884. Klaiber 1873, 34 ff. 192, $_{25}$: Klaiber 40. 192, $_{28}$: Klaiber 12. 192, $_{32}$ f.: Sulzers Untersuchung über den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, zuerst französisch 1751 2, dann deutsch 1762: abgedr. Verm. Schr. 1773. 193, $_{3}$: Klaiber 7. 40. Abel (193): Archiv IV 238 A. Sein Gutachten bei Klaiber 40 f. 195, $_{14}$: a. a. O. 12. 195, $_{19}$: a. a. O. Klaiber 27 A. Böck (195 f.): Klaiber 42 und 12. Schw. M. 1775, 748 f. 1776, 135. 293. Hoven 36. Seine Schriften verzeichnet im Schw. M. 1776, 293. 321. 1778, 621 und 724 f. Seine Reden bei Wagner I 630 ff. 197, $_{17}$ ff.: Klaiber 1876 S. 666 A. und 1873, 42. Ploucquet (197 ff.): Schlichtegrolls Nekrolog 1790 S. 249 ff.: Hoven 36. 38 f., der ihn irrtümlich sogleich auf Böck folgen läßt: Reichlin, Paulus I 56 f.: Pentzhorn, Abbt. 50. Über ihn Schw. M. 1774, 2, 332: 1775, 664; 1777, 644 ff. 1054: 1778, 626. 879. 944 ff.; 1780, 141. Zust. 1781, 511. 197, $_{29}$ ff.: vergl. dazu Schillers Gegnerschaft SS. I 86 f. Schwab (200): Schw. M. 1778, 735. 897. 933. Seine Schriften bei Gradmann und Batz. Persönliches in Schwindrazheims Kasualgedichten 222 ff. 228 ff. 235 ff. Pfaffs Erinnerungen. Als Lehrer Schillers bei HB. I 39 genannt. Ploucquet nennt Schiller später im Briefw. mit Cotta S. 485. 200, $_{32}$ ff.: HB. I 40. 38 ff. nach Abel selbst: Klaiber 42 f. Abel (201 ff.): Pfaffs Erinnerungen und Pfaffbr. 90: Hoven 36. Schiller scheint mit Abel durch Familienbeziehungen verbunden gewesen zu sein: Archiv IV 238 A. Seine Akademiereden bei Wagner I 630 ff. verzeichnet. Schriften: Schw. M. 1778, 951: 1779, 756. Die dritte „Sammlung"

(204) ist mir unbekannt geblieben. 202, 34: Bartsch, Schillers Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, Progr. Berlin 1852. Vergl. Hauff, Schillerstudien 9 ff. Anzeiger f. d. A. VI 260. Lektüre (205 f.): An Körner I 277. Herder (205): Wz. 14. Gellert und Addison: SS. I 98, 33 f. Sulzer, Moses, Garve: Wz. 14; Petersen 1807: HB. I 41. 206, 24: Schw. M. 1778, 821 ff. u. ö.: Wz. 14; SS. I 99, 7 f. Lessing: Wz. 14. Uz (207): Archiv VIII 120 ff. 207, 26: SS. I 75, 1 ff.; Überweg 28. 208, 25: Schw. M. 1776, 868. 209, 2: Schw. Zust. 1781, 62 ff. Zu 210, 1 ff. vergl. etwa: Mendelssohn Philos. Schr. 1771 II 55 ff.: Ges. Schr. I 376 f.: Lessings Dramaturgie 76. Stück; Wielands erste Dichtungen und Gruber, Wielands Leben I 100 f.; Haller, Hirzels Einleitung CXXXIII (210, 25 ist „Haller" anstatt „Schiller" zu lesen). Ferguson (211): SS. I 152, 32. Wz. 14: Petersen 1807 und HB. I 41. Vergl. Jacoby im Archiv VII 95 ff.: Schiller und Garve.

213, 14: Pfaffbr. 95. 213, 22: Waitz, Caroline I 307. 213, 34: Der Band, welcher die 29 Reden enthält, ist erhalten SS. I 70: Keller II 7 ff. Die Akademiereden (214 ff.) verzeichnet Wagner I 630 ff., wo auch einige Reden des Herzogs abgedruckt sind. Eine Rede von Haug bei Scheeler 47 f. Über fälschlich Schiller zugeschriebene s. Goedeke I S. VI. Vergl. auch Schw. M. 1774, 1, 186 f. 67: 1777, 310; 1780, 53. 57. 106. Zustand 1781, 1 ff. 216, 22: Pfaffbr. 121. 217, 11: SS. I 100, 1. 217, 35: Reise X 34 f. 218, 24: Hirzel S. 8 f. 218, 35: Carlyle, Leben Schillers 14. 219, 7 ff.: Pfaffbr. 105. 219, 19 ff.: Paulus I 9. 220, 2: z. B. Pahl. 220, 24: Schw. M. 1777, 496. Äußere Erscheinung des Herzogs (220 f.): Hoven 59 f.; Waitz, Caroline I 307: Kerners Bilderbuch. 223, 8: SS. I 24, 30 ff. 224, 15 f.: ich hätte auch darauf aufmerksam machen können, daß in Schillers ersten Dramen das kindliche Verhältnis nie ein reines und ungetrübtes ist: Ferdinand und Carlos werden zwischen kindlicher Unterwürfigkeit und unkindlicher Verabscheuung des Vaters hin- und hergeworfen. 225, 14: Schw. M. 1776, 348. 226, 17 ff.: Über den Ton dieser Huldigungen vergl. das „Opfer der Wissenschaften und Künste, dem hohen Geburtsfest der erlauchtesten Frau Reichsgräfin von Hohenheim geweyhet. Stuttgart den 10. Januar 1781" und den brandmarkenden Artikel im D. Museum 1781 II 404, dessen Inhalt aber 1782 I 385 f. zurückgenommen wird. 226, 31: Keil und Caro, Vor 100 Jahren S. 20. Die Rede über die Freundschaft eines Fürsten (227 f.): SS. I 31 ff. Schloßb. I 31 f. Vergl. SS. I 32 mit 361; SS. I 37 mit 94; SS. I 31, 18 f. mit I 75, 17. Mendelssohns Philos. Schr. 1771 II 55 ff. Haug bei Scheeler 49. Die Rede über Güte und Leutseligkeit (228 f.): SS. I 61 ff. Eine Abschrift von Schillers Vater im Archiv. Keller II 7 ff. WH. XIV 37 ff. Schiller hat sie gleichfalls mündlich gehalten: Petersen sagt ausdrücklich, er sei zweimal als Festredner aufgetreten: HR. IV 41 f., Weltrich 204. 228, 29: SS. I 97, 5 ff. 228, 32: „Liebe und Glückseligkeit" bei Goedeke SS. I 61, 17 f. ist Druckfehler. 229, 25: SS. I 97, 14. 230, 3: wie Petersen behauptet. 230, 6: auf diesen Teil beruft sich Schiller SS. I 75. 230, 10 f.: vergl. unten S. 500. 230, 19: oben S. 150. Die Rede über die Folgen der Tugend (232 ff.): SS. I 95 ff. Eine Abschrift aus Christophinens Nachlaß im Archiv. WH. XIV 47 ff. Das Thema vom Herzog selbst, Keller I 27; dessen Schlagwort die „Folgen der Tugend" waren, Wagner I 646. Vely 174. Schw. M. 1780, 53. 233, 4: SS. I 61, 18. 233, 12: SS. I 75, 17 (SS. I 96, 29 f. sind nach „Ganze" die Worte „vollkommener, das allezeit

schmerzen müssen, was das Ganze" ausgefallen). 233, 27: SS. I 209, 1 ff. 233, 35: SS. I 285 ff. 234, 36: Messias VII 425 ff. Lempp (235): Kühn 45: HB. I 51 f.; Boas I 166 f.; Urlichs 13 f.; Gradmann. Theosophie des Julius (236 ff.): SS. IV 40 ff. Vergl. SS. I 285: WH. XIV 298. 344 ff.; GGA. 1885 Nr. 24 S. 970 ff. Zu beachten ist auch: Trotzdem Julius den „verlorenen Aufsatz" aus älteren Papieren hervorgezogen haben will, welche aus der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Raphael stammen sollen, redet er dennoch auch in der Theosophie immer seinen „Raphael" an. Bei einer zusammenhängenden Arbeit hätte Schiller darauf aufmerksam werden müssen: bei Aufnahme älterer Papiere aber konnte er den Umstand leicht übersehen. 236, 34 ff.: SS. IV 45 ff. mit I 97 ff.; SS. IV 48 ff. mit I 100 f. 237, 3: SS. I 75. 238, 11: Christ. 41 f. 238, 16: SS. I 83, 17. 239, 31: vergl. I 61 ff. 75. 240, 14: SS. I 99, 17 f. 240, 28 f.: vergl. dazu SS. XV 1, 419. 241, 9: SS. I 62, 1 ff. mit IV 49, 5 ff. 241, 14: SS. I 148, 9 und 101, 10 ff. 241, 27: vergl. SS. II 203, 23 f. V 2, 391. 4388 u. ö. 243, 10: Körner I² 277.

4. Medizinische Studien (243 ff.).

K. Sprengel, Geschichte der Arzneikunde; Häser, Geschichte der Medizin: Puschmann, Geschichte des medizinischen Unterrichts. Pammer, Blick auf die medizinische Geschichte Württembergs, Mitteilungen des Württ. ärztlichen Vereins, Stuttgart 1833. A. Moll, Die medizinische Fakultät der Karlsakademie in Stuttgart, eine historische Studie bei Schillers 100jähriger Geburtsfeier (5 Nummern des Württ. medizinischen Korrespondenzblattes, Stuttgart bei Karl Erhard 1854, 49): Moll war Distriktsarzt in Neuffen und benützt in seiner bloß kompilatorischen Arbeit Boas, Wagner, Pfaff, Hoven u. a. wörtlich. 243, 34: Petersen 1807: im Dezember 1775 wählte er den neuen Stand. Über diese „Wahl" können Christophinens und Reinwalds gehässige Berichte (Christ. 329. 341. Archiv I 459. IV 490) gegenüber Hoven 14, Petersen 1807, Kühn 39, Streicher 16, Wz. 11 f. nicht aufkommen. Ganz ähnlich wurde Breitschwert für die kameralistischen Wissenschaften angeworben: am 17. 12. 1773 fragt der Herzog, wer Lust habe: die Bewerber treten vor, unter ihnen auch solche, welche bloß dem Lateinlernen entgehen wollten: der Herzog geht dann durch die Reihen und wirbt selber an. Auch hier geht alles ohne äußeren Zwang ab. Bei Breitschwert hält er still: „Dieser taugt zu einem Kameralisten, er ist so ein Grübler. Ja, will er?" Breitschwert devot: „Ja". „Nun, so notieren Sie ihn." — Vollends unglaublich ist Christophinens Angabe, daß der Vater, welcher von dem medizinischen Beruf so hoch dachte und noch später den Sohn am liebsten als Arzt sehen möchte, wegen des Übertrittes erbittert gewesen sei. 245, 1: Schw. M. 1774, 2, 12. Über die Lehrer (245 f.): Hoven 36: Wagner II 186 ff.: Pfaffs Erinnerungen. Unterricht (247): Batz 20 f. 198: Hoven 39: Wagner II 186 ff.: Pfaffs Erinnerungen: Keller I 26. Brendels Hefte (248) sind erst 1792 im Druck erschienen: Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis morbis. Hoven 46 und bei Wz. 14: HB. I 72 und Weltrich 255: SS. XV 1, 403, 15. 404, 28. Boas I 164. Stahl (249 f.): GGA. 1885 Nr. 24 S. 968 ff.; Archiv XIV 112 f. Hoven 46. 250, 8: SS. I 82, 4: Schiller kannte die Hypothese Domenico Cotugnos, welcher nicht in Wien sondern in Neapel wirkte, wohl nur aus Hallers Physiologie: Überweg 42 f., vergl. auch Kühn 52. SS. I 71, 20. 171, 16. XV 1, 384, 18. I 389, 30. 209. 20. Fleiß (250 f.): Hoven

45. 57 f.: Petersen 1807: Streicher 28 (im 18. Jahre). 251, 10 f.: Briefliche Mitteilungen Klaibers und Strauchs. 251, 15: Dieser Bericht Streichers (28) dürfte sich auf das Jahr 1778 beziehen (vergl. 251, 32). Schiller dürfte von Haller die Icones anatomicae 1745—1754 und die Bibliotheca anatomica 1774—1777 (geschichtlich) studiert haben. 251, 21: Hoven 34 und 45 f. gegenüber Wz. 12. Leichenbefund (251): SS. I 53 f. Wagner I 160 f. Prüfungen 1778 (251): Schw. M. 1778, 972 am 7. und 8. Dez. 1778 wurde über 67 von Consbruch aus dem Gebiete der Generalpathologie, Semiotik und Therapie aufgestellte Fragen disputiert. Respondenten waren: Schiller, Jacobi, Weckerlin, Hoven, Plieninger, Elwert, Liesching, Römfart, Hölder: als Opponenten traten Physikus Moser und Offterdinger, Leibmedicus Elwert und die Respondenten selber auf. HV. I 72; Wagner I 632; Boas I 172. Prüfungen 1779 (252): Schw. M. 1779, 756 f. 763. 813 ff. 817 ff.: ein genauer Bericht über die Prüfungen dieses Jahres füllt das ganze 12. Stück. Anzeiger XII 286 A. Unter den Respondenten fehlt nur Weckerlin, der 15. 12. 1778 ausgetreten war. 252, 4 f.: Streicher 65 f. setzt diese Begegnung 1780 an: aber nach der offiziellen Beschreibung kam 1780 keine medizinische Disputation vor (Wagner I 634 f.), es wurde über Drücks homerische Dissertation disputiert: Schiller wird 1780 gar nicht erwähnt. Die Preise: HV. I 72. Boas I 172. Das Patent, von Consbruch gezeichnet, im Morgenblatt 1808 Nr. 57 oder bei Keller II 17 ff.: Urk. 45 werden die Preise in der Austrittsmatrikel erwähnt. Goethe in der Akademie (252 f.): Hoven 61 f.: Charl. I 86; Wz. 18; Keller I 17 ff.; Schloßb. II 27 ff. Goethejahrbuch III 359; Briefe an die Stein I² 229 u. A. Boas I 170. Philosophie der Physiologie (253 ff.): SS. I 71 ff. 74 ff. Abel HV. I 74. Wz. 12: es wäre aber doch zu bedenken, ob uns in der erhaltenen Fassung nicht vielmehr eine spätere (vergl. Bz. 71: SS. I 3, 10. I 2, 25) Bearbeitung vorliegt, welche in Stuttgart oder in Leipzig angefangen und liegen gelassen wurde. Nach den Gutachten der Professoren war von den Schutzkräften früher in § 3 (jetzt § 4), von Comnnius in § 5 (jetzt § 7) die Rede. Weltrich 256 A. 254, 8 f.: Diese Meinung (Kühn 32 f.) äußerte Schiller offenbar im Kapitel III: „Zeugung". 254, 30: Überweg 28. 255, 4: SS. I 75, 17 = 31, 19. 255, 6: SS. I 96, 26. 256, 1 ff.: SS. I 77, 7 f. kann ich nicht mit Überweg 56 einen Ausfall gegen die prästabilierte Harmonie erkennen. 257, 16: Schw. M. 1779, 737 ff. 258, 6: Die Benutzung von Hallers Physiologie ist WH. XIV in beiden Dissertationen nachgewiesen: Überweg 57 f. 258, 30: Tissot „Von den Nerven"; Schw. M. 1777, 448. 259, 18 f.: SS. I 83, 27 u. A. 260, 2: Klaiber 42. 262, 27: SS. I 92, 24 ist „dann" Druckfehler für „davon". 263, 22: SS. I 85, 28 ff. 264, 11: SS. I 80, 13 = II 166, 14. 264, 33: SS. I 77, 7 f. Die Urteile der Lehrer (265 f.) wurden von Wagner im Morgenblatt 1847 Nr. 70 f. mitgeteilt, darnach abgedruckt bei Kühn 31 ff.; bloße Auszüge bei Wagner II 278 f. und darnach SS. I 71 ff. 266, 25 f.: Archiv I 460. Wz. 11. 266, 31: Schloßb. 18. Hölder (267): Schw. M. 1780, 377. Elwert: SS. I 372. Plieninger und Hoven: Schw. Just. 1781, 206. 780: Hoven 46. Hoven redet deshalb auch von einem fünfjährigen Kursus, wie er später wirklich bestand: wäre ein solcher von Anfang an eingeführt gewesen, so hätte der Herzog die Entlassung Schillers gar nicht ins Auge fassen können. Vergl. auch Weltrich 278 f. Das letzte Jahr (267): Hoven 34 und 45: SS. XV 1, 383, 9 f.; Wagner I 161. 267, 36 f.: SS. IV 35, 10 f.

Grammont (268 ff.): Die Rapporte Schillers vollständig bei Schloßb. I 19 ff.; Auszüge bei Wagner I 583 ff. und SS. I 109 ff. Hopffengärtner (SS. I 111, 14; vergl. 374) wird oft bei Hoven 79 ff., und in Ständlins MA. und Gedd. genannt. Über die Fieber (272 ff.): SS. XV 1, 382 ff.: in dem den Professoren vorgelegten Manuskript lautete der Titel: De Differentia etc.; Wagner I 634 A. Das Original (s. Weltrich 297 A.) jetzt in Berlin (Kgl. Bibl.). Ein vielbehandeltes Thema: Petzoldt, Abhandlung über Faulfieber (Schw. M. 1774, 1, 113); Zweymann aus Leipzig verteidigt 24. Sept. 1773 in Erfurt eine Inauguraldissertation De febrium putridarum ortu ex humorum motu aut nimis aut tardiori deducendo (a. a. O. 57 f.): Hoven schrieb später gleichfalls über die Wechselfieber. 274, $_{24}$ ff.: nach Virgils Schilderung der Fama (D. Jacoby). Gutachten der Professoren (274): SS. XV 1, 415 ff. (Original in Berlin). Entscheidung (275): Morgenblatt 1847 Nr. 71, abgedr. Kühn 36: SS. I 134: Schloßb. I 29. Wahl des Thema (275): SS. I 134. Versuch über den Zusammenhang (275 ff.): SS. I 137 ff. und 367; nach Nasses Zeitschrift ist der Abdruck in der Berliner Monatsschrift 1821, Heft 12, besorgt. Charl. III 421: HB. I 75 f.: Boas I 212; Weltrich 318. Anzeige in der Gothaischen Gel. Ztg. 1781, St. 15, Beil. 124. O. Müllers Besprechung in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie, Berlin 1859, Bd. XVI 751 ff. 276, $_{3}$: SS. I 83, 27. 276, $_{32}$: Hallers **Prim. Lin. Physiol. Cap. 17. § 565.** 277, $_{13}$: Anzeiger XII 286 A. Schw. M. 1779, 763 und 828 f.; 1780, 135 ff. 277, $_{36}$: Schw. M. 1779, 137 f. 828. 279, $_{4}$: Vergl. Mendelssohn, Über die Empfindungen 10. Brief: Sulzer, Verm. Schr. 279, $_{23}$: Ges. Schr. I 576. 280, $_{23}$: SS. I 148, 9. 280, $_{31}$ f.: zu 147. 282, $_{1}$: SS. I 153, 31 ff. 282, $_{2}$: an der von Schiller SS. I 83 f. citierten Stelle. 283, $_{7}$: SS. I 75, 3 ff. 284, $_{4}$ f.: SS. I 159, 16 ff. Die frühere Fassung bei Kühn 35: vergl. Mendelssohn Philos. Schr. 1771 I 81 ff. 284, $_{19}$: § 20 ist Zusatz nach Kühn 35: vergl. SS. I 148, 28. 101, 13. IV 35, 20. Lavater in der Akademie (285): Boas I 97. Schw. M. 1774, 2, 96. 117. 256. 270. 1775, 70. 1779, 200 gegen Physiognomik; Hoven 60 f. 286, $_{14}$: SS. I 177, 3 = 182, 122. Düntzer, Erl. I 303 f. 289, $_{1}$: SS. I 175, 26. 289, $_{11}$: SS. I 169, 19 f. 289, $_{13}$: Muzells medizinische und chirurgische Wahrnehmungen, 2. Aufl., Berlin 1772: nach Pfaffbr. 124 wurden später Gregors Briefe über die Eigenschaften des Arztes von den Medizinern der Akademie viel gelesen. 290, $_{4}$: Petersen 1805. Wirklich wurden die Räuber später auf Grund dieses Citates als Übersetzung aus dem Englischen betrachtet; s. Rahbeks Erinnerungen. 290, $_{18}$: z. B. SS. I 176, 31 = 297, 65; 149, 32 = 250, 1 u. ö. Außer Dramatikern citiert Schiller beiläufig und sehr oft bloß aus dem Bedürfnis, aus der Prosa in die poetische Sprache überzuspringen, Haller, Virgil, Ovid: Schlözer (I 156, 19) zu citieren, war freimütig, denn der Herzog haßte ihn! 291, $_{1}$ f.: z. B. I SS. 149, 14 = II 170, 5 f.; I 151, 33 = 333, 594 u. ö. Gutachten (291): Morgenblatt 1847 Nr. 71: abgedr. bei Kühn 35. Auszüge bei Wagner II 280 ff. und SS. I 135 f. 291, $_{24}$ f.: Nach den Gutachten entsprachen sich § 5 und § 9: 7 : 11: 9 : 12; 11 : 23; 14 VIII : 25. Es sind also vor dem jetzigen § 9 vier §§ zugesetzt worden: und es ist vor § 12 und § 13 je ein § ausgefallen. § 14 der ersten Fassung muß wenigstens VIII Unterabteilungen gehabt haben, von welchen VIII dem jetzigen § 25 entsprach. 291, $_{26}$ f.: Die zu allgemein befundene Stelle I 158, 30 ff. hat er ungeändert beibehalten; die zweite scheint mit dem sie enthaltenden Paragraphen ausgefallen zu sein; die dritte

159, 16 ff. milderte er durch einen Zusatz; die vierte 175, 3 ff. ist gleichfalls nur im Ausdruck geändert. 291, 29: Denn es ist doch eine Verstärkung, wenn es statt des beanstandeten „Tönender Wohlklang auf die große Laute der Natur“ jetzt heißt „Tönender Goldklang“ 151, 33; oder anstatt „grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwürkenden Merkur“: „aus den Eingeweiden den mächtig würkenden Merkur“. Eine dritte („So hat uns die Pest einen Sydenham geboren“) milderte er („Die Pest bildete unsere Hippokrate und Sydenhame“ 157, 22 f.): eine vierte opferte er ganz auf.

5. Die Räuber (S. 292 ff.).

SS. II 1 ff. Vergl. Eckardts und Düntzers Erläuterungen; Bulthaupt in der Dramaturgie unserer Klassiker; Bellermann, Schillers Dramen (Berlin 1888); Hettler S. 36 ff. Entstehung (292 f.): Streicher 21 erzählt, Schiller habe sich schon im 17. Jahre (nach den Berichten der Zöglinge 1774 schon früher!) an dramatische Versuche gewagt und begonnen die Räuber zu entwerfen; S. 26 nennt er die vier letzten akademischen Jahre als Entstehungszeit. Damit stimmt Petersen HV. I 77 ff. (vergl. jedoch Weltrich 183 A.): Petersen trat 1779 aus und hätte von der Arbeit wohl kaum gewußt, wenn sie nicht schon früher begonnen wäre. Mit Gegel d. Ä. sprach Schiller auf dem Krankenzimmer von den Räubern: Schillerbilder 388; vergl. Archiv I 454, Wz. 19, Heideloff bei Wagner I 5 ff. (Archiv IV 487 f.). Heideloffs Skizze ist im Original im Schillerarchiv zu finden. Das Mansardezimmer beschreibt näher Keller I 83. Vorlesung: HN. I 43; Wagner I 5 f.: aber bis zur Turmscene können die Räuber, wie schon Weltrich 285 f. erkannt hat, damals noch nicht vorgerückt gewesen sein, falls nicht Schiller die Hauptscenen früher ausgeführt hat. 1780 das Geburtsjahr: Wz. 14 f. Kühn 41. Wenn es Wz. 15 „beinah vollendet“ und Hoven 55 „größtenteils fertig“ heißt, so wird dabei an die späteren, wenig bedeutenden Abänderungen (oben S. 365. 370 f.) gedacht; im Brief an Hoven 1. 2. 1781 (Selbstb. 376) citiert Schiller SS. II 173, 1. Schubarts Erzählung (294 f.): Schw. M. 1775, Januar S. 30 ff.: abgedr. bei Boas I 192 ff. und Weltrich 183 ff. Zuerst hat Petersen 1805, offenbar nach Mitteilung Hovens, auf diese Quelle hingewiesen, im Nachlaß (HV. I 77 und Weltrich 190 A.) aber seltsamer Weise widerrufen; entscheidend ist Hoven 55 f. Ähnliches bei Schubart: Schriften (Scheible); Archiv VI 354 ff., 374 ff. (Ulmer Int. Bl. 1775, 10. und 16. Stück). Vergl. Hauff, Schubart 26 ff. 61. 141—144. 174 f. 202 f. unten 234. Lenz (296): Nachlaß 209 ff. 297, 13; SS. II 193, 5. 297 ff.: Charl. I 88. Schubart d. J. war seit Februar 1777 an der Akademie. Schiller kennt nur die im Schw. M. enthaltene Fassung der Geschichte und trifft doch in unwesentlichen Punkten auch mit der früheren und späteren zusammen: es wäre nicht unmöglich, daß er diese Züge aus der wirklichen Begebenheit ergänzt hätte, aber die Anhaltspunkte sind gar zu schwach: denn daß Karl Moor z. B. in Leipzig, der elegantesten und für einen Schuldenmacher geeignetsten Universitätsstadt studiert, konnte ihm auch selber einfallen. Tunens' Lebensbeschreibung oder Memoiren eines Gereiseten, der ausruht; aus dem Französischen von J. J. Meyer, Amsterdam 1808. Vergl. Tiecks Vorr. zu Lenz I S. CXXIII. Die in Hormayrs „Bildern aus den Befreiungskriegen“ (1814) erzählte Geschichte, auf welche Eckardt (zu Kabale und Liebe 38 ff.) durch Varnhagen aufmerksam gemacht wurde, gehört nicht hierher:

vergl. auch Wurzbach N. 2871. Hauff zu Schubarts Gedichten (Reclam) 138. Goethe bei Eckermann II 296. Vatermord (301): Sauer, Brawe 111 ff. und Brahm, Ritterdrama 77 f. 301, 24: „Und rieche des eigenen Unrats Düfte". W. Schlegel X 25. Im Ugolino (Wien 1794 S. 78) hört Franzesko die Stimme in dem Sarge, in dem er lebendig ausgesetzt ist, wie der alte Moor. Vergl. auch Wurzbach N. 1253. Brudermord (302 ff.): Racine. Frêres ennemis; Regnard, Menechmen oder die Zwillinge; Gryphius, Papinian; Voltaire's Enfant prodigue (jetzt Zs. f. vergl. L. G. N. F. II 452 ff.); Gafforio (Zs. f. d. Phil. XX 128). Geistliche Dramen: 1652 M. Johannsen, Von Kain dem Brudermörder, geistliches Tr. in Versen mit Erklärungen, Hamburg; 1689 Kain und Abel oder der verzweifelte Brudermörder, geistliche Oper (Kawerau, Magdeburg 220 ff. 311); 1757 Klopstocks Tod Adams (vergl. Klopstock WH. VI 31 f.); 1758 Geßners Idyll (Brandls Coleridge 266); 1759 Meta Klopstock, Tod Abels; 1775 Maler Müllers Erzählung (Schreibtafel III 16 ff., Werke I 99, Seuffert 115 f.; auch Adams erstes Erwachen I 1 ff.). 302, 30 ff. Erich Schmidt, Lenz und Klinger 99 ff. Leisewitz: „Seht ihr nicht das Zeichen an meiner Stirn?", vergl. SS. V 2, 414, 4746 f.; Guelfos Gebahren nach der That ganz nach dem biblischen Kain. Weiße (303): Minor 230 ff. und 245 ff.; Herrig LXXVII 9. Lessing: WH. XI 2, 723 ff. Cumberlands Brüder (1760), bearbeitet von Schröder im Jahr der Räuber 1780 und von Dalberg 1786. „Die uneinigen Brüder, Berlin 1756" kenne ich nur aus dem Titel. 304, 36: Zwar spielt schon der Gafforio, welcher nach einem italienischen Zeitungsbericht gedichtet ist, in Italien; aber mit den späteren Dramen steht er in keinem Zusammenhang. Berger (305): Zs. f. d. Phil. XX 55 f. 128; die a. a. O. XXI 45 f. vorgebrachten Zeugnisse bestätigen meine Ansicht. Lenz (305): Nachlaß II 239 ff. Klinger: Eckardt S. 55 f.; E. Schmidt 85 ff.; Anzeiger III 198. IV 222. V 377; Archiv XI 614; Erdmann, Klingers Dramen 18. 30 f. („Die falschen Spieler" 1782!); Werner, Zs. f. d. öst. Gymn. 1879 S. 279; Sauer a. a. O. 118 f.; Brahm a. a. O. 74 f. 80. Sheridans „Lästerschule". Auch in Ifflands „Mündel" sind später die ungleichen Brüder Rivalen in der Liebe und Feinde. Stäudlin ist natürlich auch hier mit Schiller zusammengetroffen: in seiner Ballade „Die Brüder" (MA. 1786, 90 ff.; vollständig Gedd. II 291 ff.) wird Karl an der Schwelle des Brautgemaches aus Eifersucht von dem Bruder ermordet; Monolog des Brudermörders in den Gedd. I 134 ff. An Schillers „Braut von Messina" schließen dann die Dramen Müllners u. a. an. Julius von Tarent (307 f.): vergl. I Aufz. 1. und 2. Scene mit den Räubern IV. Akt. 308, 9 f.: II 18, 15 ff. Kutschera, Leisewitz 95 f. Guidos Äußerungen besonders I. Akt 4. Scene. Lektüre Plutarchs: Erdmann 19; Rousseau selbst ruft aus: „Plutarch, mein Lehrer und Tröster!" Die Parallele zwischen Karl Moor und Götz (309) ist alt: Hegel; Hinrichs; Eckardt 98; Scherers Litteraturgeschichte; Zs. f. d. Phil. XX 66 ff. Erhabener Verbrecher: 311, 8 f.: zu 149, 32. Friedrich Schwan: HB. I 78 Abel; —z (Conz) im Morgenblatt 1822 Nr. 69 behauptet irrig, Schiller habe die Geschichte erst in Mannheim erfahren; vielmehr hat Abel, welcher aus Frankfurt zurückkehrte und dort offenbar mit dem Verleger der „Sammlung" unterhandelt hatte, Schiller die fertige Erzählung lesen lassen, welche diesen zu seinem Gegenstück anregte. Räubermotiv (312): Hoven 50. Bz. 79. Klaiber, Stuttgart vor 100 Jahren, Stuttgart 1874. Stäudlins Gedd. II 60 ff. „Das Hochgericht, didaktisches (!) Gedicht": eine ellenlange gräßliche Schilderung

der Richtstätte, dann eine Abmahnung vom Pfad der Sünde wie in Schillers „Monument". Über das Vagantenwesen in Süddeutschland und der Schweiz vergl. H. Kurz, Schillers Heimatjahre (Volksbibliothek) II 353 ff. Avé Lallement, Geschichte des Gaunerwesens; (Schöll) Abriß des Gauner- und Bettelwesens in Schwaben: Archiv III 283 ff. B. Auerbach, Schrift und Volk 185 ff.: über die Freude des Volks an Gaunergeschichten. Räuberromantik (313 f.): Weimarer Sonntagsblatt 1857 S. 9 ff. Auch der heil. Krispin hat bekanntlich den Reichen genommen, um den Armen zuzustecken. Cartouche (313): 1693—1721: erst auf dem Richtplatz, nachdem er vergebens Befreiung erhofft, hat er seine Genossen genannt. Noch während des Prozesses wurde seine Geschichte von Le Grand und Riccoboni auf die Bühne gebracht: Le Grands Drama (Les voleurs ou Cartouche) wurde in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in Paris mit großem Beifall gegeben, auch ins Deutsche übersetzt (Cartouche oder Die Diebe, ein Lustspiel von Le Grand, Breslau 1762) und schon von den Zeitgenossen (Braun I 60) mit Schillers Räubern in Beziehung gebracht. Ein Gedicht Grandvals ist betitelt: Cartouche ou le vice puni (Paris 1825). Die Histoire de la vie et du procès du fameux Cartouche ist Kopenhagen 1767 deutsch erschienen. Vergl. Michelet, Histoire de France (La Regence. Chap. XXI; Desessart, Procès fameux t. II. Sprichwörtlich in Gemmingens Briefen 16: R. Nachr. zum Nutzen und Vergnügen 1781 VJ. II 383. Hiesel (313): Württ. Vierteljahrshefte II (1879) 232 ff.; III (1880) 151. Heigel in Westermanns Monatsheften Oktober 1887. Simplicissimus (314): Zs. f. d. Phil. XX 76 f.: eine ähnliche Stelle citiert Palm in seinen Beiträgen 284 f. aus D. Czepko. Petersen, Haug besitzen eine große Belesenheit in der Litteratur des 17. Jahrhunderts. Don Quixote (314) X 8: SS. II 360, 2. 28 f.: darnach G. im Freimütigen 1806 Nr. 109. Eckardt 52 f. 314, 30: Karl Moor „Wer überlegt, wenn ich befehle!" Robin Hood (315): Eschenburg macht dazu die Anmerkung: „Robin Hood, der berüchtigte Anführer einer Räuberbande, und vorzüglich darüber aus, Geistliche zu plündern (Johnson). Besser und wahrscheinlicher ist Dr. Greys Erklärung, daß dieser Bettelmönch selbst einer von der Bande gewesen sey". Schröers Neudr. von Percys Reliques I 71 ff. Herrig LXIX 241; Frickes Programm über Robin Hood kenne ich nicht. Brigantentypus im romanischen Drama (315): Klein, Geschichte des Drama VIII. „Edlen von Verona" (315), welche wildes Blut und ungezähmte Jugend aus der Gesellschaft ausgestoßen haben: Eckardt 53 f. Möllers Dramen (315): Grundr. 919. Werner, Zs. f. d. öst. Gymn. 1879, 279. Archiv IX 190. Brahm 122. Wagner I 71; Schw. Just. 1871, 116; Bely 178. — In der Nuova Antologia 1871 (Mai) wollte Imbriani ein Schäfergedicht des Florentiners Giambattista Andreini (Lelio bandito, tragicomedia boschereccia) als Vorbild der Räuber nachweisen; zurückgewiesen Im neuen Reich 1871 II 699 f.; vergl. auch 700 ff. Die Räuber als Chorus (316 f.): Den Titel finde ich vorher: Paul Weidmann, Die Räuber oder Die schwere Wahl, Drama in 1 Akt, Wien 1773; Heinrich Keller, Die Räuber, eine Scene aus dem Menschenleben, Frankfurt 1780 (Grundr. 646 und Alm. d. d. Musen 1781, 87). Hermannsschlacht: Klopstock WH. VI 320: Marius unter den Trümmern von Karthago a. a. O. 321. Philotas (316): WH. II 178 „Dein Gesicht voll Narben ist freilich ein schöneres Gesicht" — Karl Moor: „Diese Narben stehen dir schön, Schweizer!"; WH. II 186 Parmenio redet von Wunden als von Kleinigkeiten —

Schweizer: „Bah, hat noch Platz für ihrer dreißig!“: II 189 „Willst du mich nicht etwa bestechen? mit Schmeicheleien bestechen?“ — Karl Moor: „Bildest du dir ein, einen Mann mit Schmeicheleien zu bestechen“: II 190 „Du hast mich schon ganz“ — Razmann: „Nimm mich ganz, wie ich da bin“: II 195 „Diese That war keine von meinen geringsten“ — Schweizer: „es ist nicht das Schlechteste, was ich in meinem Leben gethan habe“. 317, 13: Kühn 41, wo Scharffenstein weiter sagt: „Die Räuber schrieb Schiller zuverlässig weniger um des litterarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen Konvenienzen ankämpfendes Gefühl vor der Welt zu bekennen“. Diese Worte haben den Unsinn J. Schmidts gezeitigt, daß Schillers Dichtung überhaupt nur ein Surrogat für verwehrte Thätigkeit gewesen sei und daß er gar nicht gedichtet hätte, wenn er hätte thun können, wozu ihn sein Drang trieb. Das würde aber ebenso von dem Dichter des Götz und von Klinger (s. dessen Vorwort zum Rigaer Theater) gelten: denn alle Dichter der Rousseauschen Zeit stellen das Thun über das Dichten. Räuberlied (317): Heigel a. a. O.: Hoffmanns v. F., Spenden II 133: „es ist als flöhen wir davon“. Befreiung Rollers (318): Ernst Keller 16 ff. Nonnenkloster (318): SS. II 79 Lesarten: WH. XVI 15: Archiv III 283 f. IV 496. X 97 ff. Auch: „Die Husaren im Nonnenkloster“ (Schauspiel, Prag 1795). Zu II 84, 18 verweist Boxberger auf die Pucelle X. Petersens Bericht von 1805: mit Düntzer 173 f. betrachte ich die Scene als später eingeschoben. Die nachfolgende Räuberlitteratur ließ sich das dankbare Motiv nicht mehr entziehen und schon 1793 wurde es dem „großen Baiersepp“, einem schwäbischen Banditen, aufgeheftet (Archiv IV 496). Gaunerlieder (319): Archiv XIV 212: Nürnberger Album 1865 S. 78 („Die Nürnberger hängen keinen“ im Simplicissimus). Sprache der Akademisten (319): Die vorausgeschickte Beteuerung „Wahr ists“ z. B., deren sich Karl Moor gegenüber dem Vater bedient, kehrt in Schillers Brief an Scharffenstein, in den Briefen Pfaffs, in Petersens Schrift über die Trunksucht, aber auch bei dem alten Schiller oft wieder. Vergl. SS. II 162, 23 f. mit Pfaffbr. 38; wie auch Pfaffbr. 104 mit SS. V 2, 3167 f. Schiller selbst in Karl Moor: Goethejahrbuch V 183. Eckardt 60, welcher ähnliche Redewendungen glücklich vergleicht. Sehr bezeichnend stellt Scharffenstein (Kühn 41) Schiller dieselbe Alternative (oben 309, 16 ff.), wie dieser seinen Helden. SS. II 133. Marx 15: Abel in Württ. Vierteljahrsheften: Schwan an Körner; HB. I 80 f. Die Namen Mohr (in Schwaben häufig: s. Wurmbs Reisen 123 f.) und Schweizer: Wagner I 376. 378; Schweizer auch im Subskribentenverzeichnis zu Ständlins Gedichten. Spiegelberg (321): Archiv X 100; Weim. Jahrb. II 278 ff.; Briefe an Fouqué 197; Schubart, Klopstock II 10; HB. I 80. SS. I 16, 17 ff. 19, 13 ff.; WH. XIV 60. Bz. 440 (der Name steht in der Handschrift). Eckardt 125 ff. Die Lektüre des Josephus Flavius wird einmal von S(chwab?) im Schw. M. empfohlen. Kosinsky (323): Archiv III 285 ist nicht die Quelle, sondern mit wörtlichen Anklängen aus Schiller entlehnt. Auerbach hat zuerst in der Episode die Keime zu Kabale und Liebe gesehen. Der verlorene Sohn (325 f.): Streicher 39: Düntzer 40 A. Ein Lustspiel „Der verlorene Sohn“ gab Schröder 1775: Meyer II 2, 58. Musikdirektor Friedrich Hartmann Graf führt Ostern 1781 in Stuttgart ein von ihm in Musik gesetztes religiöses Drama „Die Zurückkunft des verlorenen Sohnes“ auf, das er zuvor auch in Wien vor dem Kaiser zweimal aufgeführt hatte: Schw. Just. 1781, 512 f. — Klopstock WH. VI

27 f.; Messias II 763 ff. Analyse des Hamletmonologes bei Eckardt 156 ff.; Brahm, Ritterdrama 87 sucht Einfluß des Klingerischen Otto zu zeigen. 327, 3 ff.: SS. I 112, 18 = II 117, 24; D. j. Goethe III 293. 328, 13: Schw. M. 1780, 282: „Man hat mir von einem Taglöhner gesagt, der nichts als ein Hüttlein, ein Weib, 7 unerzogene Kinder und gesunde Hände hat. Er verdiente des Tages 20 Kr. Einst wollte ihm ein vorübergehender Menschenfreund etwas schenken. Er aber sagte vergnügt: Ich bedarf nichts; geben Sie es einem Armen, der nicht mehr arbeiten kann." 328, 18: SS. II 361, 9. Franz Moor (330): Eckardt 110 f. Philotas (331): WH. II 191: „Steh du mir bei, Hartnäckigkeit des Jünglings!" ... „Wenn ich das Kind spielte? Dieser Gedanke verspricht etwas." ... „Ich habs." Vergl. dazu Franzens Monolog II 1. 332, 11 f.: SS. II 58 und SS. I 160; SS. II 133, 7 mit I 171, 28 ff.; SS. II 76, 22 und I 172 ff. I 298, 115 f. Das Ende (333 f.): WH. XIV 177; Anzeiger f. d. A. V 388; Hirzel, Haller CDLXXXVII; SS. II 183, 24 f. Pastor Moser: „Im Tode verschwinden alle diese Täuschungen"; Karl Moor: „Wer sagt dir, daß ich auf dem Totenbette nicht werde blaß werden?" Archiv X 90 ff. (Guys Reisen auch in Schreibtafel 1, 36 citiert). Auf Ezechiel hat zuerst Grubers Skizze 7 hingewiesen; vielleicht ist Schiller indirekt durch den Messias XI 1121 f. beeinflußt. Vergl. auch Messias V 249 ff. XVIII 35 ff. XIX 88. Das Bild von der emporsteigenden Schale der Gnade Klopstock WH. V 299; Erich Schmidt, Klopstocks Jugendlyrik 9; Hamel, Klopstockstudien II 185. Schubart Gedd. 1787 I 240 ff.: Tod des Sünders. Bilder des jüngsten Tages, Auferstehungsscenen in Schubarts Todesgesängen 1767 beliebt. Intriguant (334): Kühn 170 ff. 334, 35 f.: Müllers Werke II 207. QF. XL 157. 163 f. Hermann (337): die betr. Scene aus König Johann Schw. Just. 1781, 76 ff. übersetzt; andere vergleichen die Scenen zwischen Macbeth und dem Mörder. Daniel (337): QF. XL 93. Amalia (339): Wurzbach M. 2854. Der Nonnentypus: E. Schmidt, Wagner [2] 90; Archiv XI 607. 613 A.; Anzeiger III 196; QF. XL 45 A. Vergl. „Das Nonnenkloster oder die Geschichte der Jungfer Sophia Howard", aus dem Engl. 2 Teile, Baireuth 1772. Julius von Tarent I 1 und 2. Von der Galora heißt es: „Für jeden toten Sperling hat sie eine Thräne, verschließt sich lange bang ins Zimmer und äfft die klösterliche Lebensart nach; sie wird einst lauter Nonnen zu Hofdamen wählen." Unwahrscheinlichkeiten (342 f.): Eckardt 183 f.; Kühn 174 f.; am meisten bei dem Züricher Recensenten Braun I 82 ff. Zeit und Ort (343 f.): Eckardt 99. 121 A.; Bellermann 64; andere Inkongruenzen bei Düntzer 103 A. aufgezeigt. 343, 26: SS. II 36, 25. 343, 32: Charl. I 693. 344, 2 ff.: SS. II 15, 27. 62, 12. 157, 19. 167, 17. 127, 7. 345, 31: Ugolino (Wien 1794) 68. 124. Musik (346 f.): Erdmann a. a. O. 15 A.; Archiv XI 603 f. 347, 1: G[ruber] im Freimütigen 1805 Nr. 107, welcher zuviel behauptet: „Der Bruderbund mit Zumsteeg begeisterte ihn mit der ersten Idee zu seinen Räubern, die sich damals auch mit Musik ausrüsten sollten." 347, 31: Elisa I 137. Sprache (348 f.): Meyer, Neue Beiträge 46 ff.; Kleins Recension bei Braun I 47 ff. Einfluß Lessings: Archiv IV 252 ff. SS. II 175, 25 „Dein verfluchtes Ich weiß nicht" — vergl. Appiani „Ihr verfluchtes Ja wohl"; II 55, 24 „Bettler sind Könige und Könige sind Bettler geworden" — vergl. Nathan „Der Bettler ist doch einzig und allein der wahre König"; II 161, 21 f. „aus wie ein schales Marionettenspiel" — Odoardo „Um meine That wie eine schale Tragödie zu beschließen." Wieland: SS. II

18, 20 und 111, 11 sind die Vergleiche mit den Reizen einer Phryne und einem girrenden Seladon echt Wielandisch: Wielands Amadis [1] 188 f. und WH. XXXIX 34. 42. 106. 110. 231. Klopstock: Borberger, Fleckeisens Jahrbb. 1868, 2, 87 ff. SS. II 168, 11 f. „Willst du denn ewig leben?“ — vergl. Elisa I 139; II 47, 11 „Tausend Leben geben“ — a. a. O. 150; II 185, 7 „Die Wagschale dieses Lebens sinkend wird hoch steigen“ — vergl. E. Schmidt, Klopstocks Jugendlyrik 9. Parodistisch II 81, 4 die „wenigen Edlen“ Klopstocks: vergl. Borberger a. a. O. 89. 295; Mendelssohns Ges. Schr. I 133. 174; Christ. 2; Archiv XV 153; Herrig XXVI 463; Schmidt a. a. O. 8. Leisewitz, Kutschera 95 f. A. SS. II 36, 15. I 179, 21 „Tempel des Nachruhms“ — vergl. Leisewitz (1838) 22; II 113, 9 „Das Kreuz des Erlösers ist die Freistatt der betrogenen Liebe“ — vergl. Leisewitz „So sei Deutschland die Freistatt der Liebe!“ Bibel (349): Borberger, Die Sprache der Bibel in Schillers Räubern, Progr. Erfurt 1867; Goldschmidt, Schillers Verhältnis zur Bibel, Berichte des fr. d. Hochstiftes zu Frankfurt a. M. 1885 6. Natürlich trifft auch Klopstocks Einfluß mit dem der Bibel zusammen. Shakespeare: SS. II 133, 18 ff. Macbeth: 146, 10 Othello: 161, 19 Hamlet: 166, 14 Hamlet: 190, 13 ff. Heinrich VI. (vergl. Zs. f. d. Phil. XX 65 f. und Archiv XIV 216); 296, 6 Macbeth; 305, 17 Othello. Vergl. auch Zs. f. d. Phil. XX 73 f. Ugolino (349): SS. II 277, 23 f. vergl. Ugolino 22 „Ich bin nur dreizehn Jahre alt, aber Gherardesca hat mich seinen Sohn genannt“; II 311, 6 ff. vergl. Ugolino 39 „Bey dieser brüderlichen Hand, gehüllt ins Dunkel dieser schauernden Mitternachtsstunde, schwör ich! und so möge lautes Hohngelächter mir auf der Ferse folgen, wenn ich vergebens schwöre! ich will den Namen Gherardesca rächen! rächen! rächen!“; I 44, 11 vergl. Ugolino 48 „Du hast mich ganz“; 18, 2 vergl. Ugolino 65 „Gaddo wird dich vor Gottes Richterstuhl anklagen“; 70, 5 vergl. Ugolino 66 „Daß ein Todesengel vom Himmel herabsteige, deine Zunge zu lähmen“ (vergl. SS. II 292, 14); zu den Bildern vom Martyrium II 170, 2 ff. vergl. Ugolino 75 „Der Erzfeind hätte seine Freude daran finden können, mir ein Glied nach dem andern abzusägen“ u. s. w. u. s. w.; 20, 14 vergl. Ugolino 123 „Verflucht die Wehemutter, die das Wort aussprach: Der Knabe lebt!“; Bilder und Redensarten vom „untersten Pfuhl der Hölle“ (73), den „Pestilenzen“ (73. 124), dem „Erzfeind“ (75), den „Wegen der Vorsicht“ (77) sind auch der Sprache der Räuber geläufig; ebenso schroffe Antithesen wie „Es könnte die Weisheit wahnsinnig machen“ 79 („Der ewige Schlaf würde wach worden sein!“ SS. II 169, 22). 351, 5 f.: „Wie — Nun? — Was? — Nein!“ „Spricht hier noch jemand außer mir?“; vergl. Ugolino 62 „Holla! Spricht hier niemand als der kranke Gaddo?“ Lenz und Klinger (352): Über den Stil des Kraftdrama haben Brahm (Anhang zu QF. XL) und Werner (Hahn QF. XXII 121 ff.) brauchbare Zusammenstellungen geliefert. Von „dieser Otterbrut“ und „dem Hyänengezücht“ (SS. II 47, 13. 6) redet auch Karl Moor (QF. XXII 122); auch er will des Zuwiderhandelnden „Fleisch in Stücke reißen und hungrigen Geiern zur Speise geben“ (SS. II 172, 19 f.), wie Romeo (a. a. O. 122); Franz Moor will dem Daniel „das Herz aus den Rippen stampfen“ (SS. II 175, 24; vergl. a. a. O. 123); „von einem Pole zum andern fliegen“ (II 19, 22 f.; a. a. O. 124); „sich in irgend eine Kluft der Erde verkriechen“ (II 97, 2. I 13, 33; a. a. O. 125). Aber so starke Ausbrüche, wie a. a. O. 124 aus Lenz und Klinger verzeichnet sind, kommen in den Räubern nicht vor.

353, 25 ff.: Die hier angedeuteten Gesichtspunkte sollen anderswo näher ausgeführt werden. Hier nur das Folgende: Othello redet in der Scene mit Jago, ehe seine Leidenschaft erwacht, genau so, wie etwa ein Eifersüchtiger im Leben an seiner Stelle reden würde. Dort wo er aber in der Leidenschaft zu rasen beginnt, wo der Eifersüchtige im Leben zum niedrigsten Ausdruck herabsinken würde: gerade dort läßt ihn der Dichter zur erhabensten Bildersprache greifen, weil er mit dem hingerissenen Leser oder Zuschauer rechnet, nicht mit dem kühl oder gar ironisch nachrechnenden. So hat auch noch kein Meuchelmörder den inneren Kampf mit dem Pathos Macbeths durchgekämpft: „Und Mitleid wie ein neugebornes Kind wird nahn im Sturm, vom Himmel niederfahren" u. s. w.

III. Im Fürstendienst.

1. **Stuttgart** (354 ff.).

Bei den Prüfungen des Jahres 1780 (Schw. Zust. 1781, 754) wird Schillers Name nicht erwähnt: Reinwald (Christ. 329) meint die Prüfung von 1779. Über Schillers medizinische Kollegen vergl. zu 267). Auch Hoven (Selbstb. 69 f.) durfte die Praxis nicht ausüben, da er nicht Doktor war. Hovens Dissertation „Versuch über die Wichtigkeit der dunkeln Vorstellungen in der Theorie der Empfindungen" (Schw. Zust. 1781, 206) ist wohl die von Haug und Meusel (SS. I 373) Schiller zugeschriebene „Untersuchung, inwiefern die dunklen Empfindungen unsre Handlungen bestimmen": da Haug umgekehrt auch Hoven (S. 101) irrümlich den Schillerischen „Versuch" zuschreibt, wie noch Gradmann (251) nach ihm. Dieser Irrtum beruht auf Verwechselung der im Schw. Zust. 1781, 206 hinter einander citierten Schriften. Hovens Gehalt: SS. I 374. Austrittszeugnis (355): Urk. 45: Schloßb. I 32 A. 355, 24: Christ. 341: Streicher 45: Wz. 20. Anstellung (355 f.): Ganz parteiisch Reinwald (Christ. 329) und Christophine selbst a. a. O. 341 und Archiv I 460: Streicher 25. 356, 10: Bz. 66. 356, 15: Hoven 43. 356, 18: Schloßb. I 30. 356, 36: Streicher 32. Uniform (357): Weltrich 331 f. 357, 10 ff.: Hoven und Scharffenstein (Kühn 40 f.), der ihn „professormäßig" bewandert fand. Reichenbach: Schw. M. 1779, 853: Schloßb. II 34. Logis (357 f.): Hoven 376: Kühn 42 und 89. Franz Josef Kapff: Schw. Zust. 1781, 786: SS. I 19. 374: Baß 54: Schwab I 79: Archiv XV 158 f.: Weltrich 333. 358, 7: Bz. 48. 440. 358, 10: Boas I 229 f. HB. I 92 f. 358, 21: Kühn 42. 358, 26 f.: **Conz** 1823. 358, 31 ff.: **Boas** II 4; I 231 ff. 359, 3: HB. I 97 f.; Weltrich 338. 359, 9: HB. I 98; Boas I 230 ff. 241. 359, 13: Wz. 20. 359, 15 f.: SS. 1302. 359, 17 f.: Hallische Jahrbb. 1838 S. 500: Brahm 146 f. 359, 23 ff.: Wz. N. II 78. 359, 33: Streicher 32. Stuttgart (359 f.): Pfaff, Geschichte der Stadt Stuttgart: Klaiber, Stuttgart vor 100 Jahren, 1874: Schw. Zust. 1781, 21: Nicolai X 4 ff.: Christ. 265: Kerner, Bilderbuch 36. 361, 9 f.: Wz. 6 und Christophine an Körner: er fand seinen Lehrer Moser leider nicht mehr vor, der 1767 nach Öttingen bei Heidenheim versetzt worden war. Solitude (361 f.): Bz. 14 f. 17 f.: dazu Archiv IV 237 ff. Christ. 266 f. 274 f. 347. Ludovike 403. 417. 430. Wz. 6. Sauppe 111. Christophine (361 f.):

Wurzbach Marg. 2374 ff. und Facsimile nebst Porträt. Ärztliche Praxis (363 f.): Christ. 267. 333. 313. Boas I 265. Kühn 44. Charl. III 157. Ludovike 51 f. 363, 33 ff.: Kühn 44; Wz. 20; Christ. 329; SS. II 372, 30 ff.; Petersen bei Boas I 238 f.; Streicher 32; HB. I 92. SS. I 2, 25 f. und 3, 10 ff. 365, 10: Archiv I 460; Streicher 45. 365, 12: Keller I 37. Herausgabe der Räuber (365 ff.): Streicher 26 ff.; HB. I 100; Boas I 241; SS. 1301 (Schiller überschickt natürlich das ungedruckte Manuskript des Schauspiels; sonst hätte er die Kritik nicht nutzen können); Petersen 1805. Dem Bericht, daß Schiller wenig Wert auf das Urteil der Freunde gelegt hätte, widersprechen die Änderungen vor der Herausgabe. Nach Nicolai gab es in Stuttgart damals drei Buchhändler (Metzler, Erhard und den Antiquar Betulius) und drei Buchdrucker (Cotta, Erhard, Mäntler): Wz. 21; Streicher 26 ff.; Boas I 244; Weltrich 351 Originalrechnung (vergl. HB. I 61). Scharffenstein bei Kühn 41 verwechselt die beiden ersten Auflagen. Metzler (367): Braun I 8; Kühn 167; Reinwald an Körner: Metzler ist der Verleger von Lessings Kleinigkeiten und Beiträgen. Erste Vorrede (367): SS. II 4 ff. Boas I 250. 368, 14 f.: Marx 9. 368, 27 f.: SS. II 5, 23 beruft sich auf Garve zu Ferguson 377; Moses in NL. 311 f. Lessings Einfluß auf Schiller ist fast nur auf dem Gebiete der Dichtung, nicht auf dem der Theorie untersucht worden (369 ff.): Wurzbach M. 2231; Archiv IV 212 und 252 ff.; Zs. f. d. A. XX 366. XXI 277; Ortmann, Progr. Neumünster 1881; Goldschmidt, Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht LXII 2. Heft. 369, 24: Lessing WH. VII 377 f.; XX 1, 92 war Schiller nicht bekannt. Der unterdrückte Bogen (371): Goedeke SS. II Einl. V ff.; SS. XV 1, 327 ff.; Archiv IX 277 ff. Weltrich 352. Bei der Unterdrückung dürfte wohl auch der Censor ein entscheidendes Wort mitgeredet haben. Die zweite Vorrede (371 ff.): Vergl. SS. II 6 mit den Bravaden Spiegelbergs II 36, 6 ff. 372, 9 f.: Vergl. SS. I 80, 10 f. 373, 3 f.: Vergl. II 11, 16 f. mit I 143, 27. 373, 5 ff.: Sturz' Schriften II 28 f. 373, 19: WH. VII 364 und 368. Erscheinen der Räuber (373 f.): Streicher 26 ff. und 66. Meyer, N. Beitr. 43 ff. Zur Jubilatemesse: Braun I 8; sie fiel auf den 8. Mai, Weltrich 350. Titel und Vignette (SS. II 204) reproduziert bei Borberger NL. Beschreibung der ersten Ausgabe: Boas I 251. Exemplare schon 1811 selten: Reinwald an Körner; Cottabriefe. Zur Auffindung des Manuskriptes dürfte die Notiz in der N. Fr. Presse 1882 Nr. 6244 kaum führen. Erfolg (373 ff.): Schw. Zust. 1781, 467 (das Heft ist am 28. September ausgegeben). 374, 34 f.: Walther. Leuchsenring (375): Kühn 42. Göckingks (375) Werke IV 206. Nicolai (375): Schw. Zust. 1781, 520; Reise X 83 und 137; Zs. f. d. A. XXV 94; Hoven 117. 375, 17: er bezeichnet sich als C(hirurgiae) D(octor). Schwan (375 ff.): Schriften von Schwan, Dalberg, Müller werden angezeigt Schw. M. 1778, 490. 491 ff. 628 f. Charl. I 92 A.; Schwans Brief an Körner; Streicher 26 ff.; Marx 5 ff. 17; Urlichs 31. Wieland (377): Streicher 33; Morgenblatt 1855 Nr. 33 (abgedruckt B[erliner] S[ammlung] II 1220) schreibt Schiller noch 2. Febr. 82 an Schwan: „Machen Sie mich doch, ich bitte Sie inständigst, mit Herrn Wieland bekannt. Ich liebe den Mann unaussprechlich und muß noch von ihm gekannt sein." 378, 3 ff.: HB. I 89 f.; Wz. 372 f.; Kühn 41; Boas I 215; Sauppe 82. 378, 11 ff.: Christ. 276. Conz (378 f.): 1823 und 1825 (oben S. 552 f.); Kerner, Bilderbuch; Boas I 254 ff. Nach dem chronologischen Verzeichnis von seinen Gedichten (1792) dichtet Conz seit 1779. Conz' „Conradin von Schwaben", Drama in 5 Akten (Frankfurt und Leipzig

1782), ist wohl das älteste Stück, welches Einfluß der Räuber zeigt: auch Konradin ist über den Klosterraub seines Generals Heinrich von Castilien in Verlegenheit: auch Konradin sucht für seine Geliebte Johanna ein Kloster zum Aufenthalt; III 1 ist der Scene an der Donau in den Räubern nachgebildet und der Kosinsky-Scene, die Verzweiflung Karls von Anjou dem Ende Franz Moors. Reinhard (379): Conz Ztg. f. d. el. Welt 1825 Nr. 206 Sp. 1644 f.; Prutz, Hist. Taschenbuch 1846 S. 189 ff.; Vollmer AZ. 1875 Nr. 197 f. B., Urlichs 120; Preußische Jahrbücher LVI 1885. Streicher (379 f.) 33 ff. Wolzogen (381 f.): Dem Bericht Hovens 58 steht Bz. 465 gegenüber. Geschlecht: Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogenschen Geschlechts, Leipzig 1859, 2 Bde.; WR. I 13 und eine Stammtafel im Archiv. Charl. I 94 f.; Bz. 395 A. mit Bild; Wz. 32 f.; Boas I 256 f.; Brückner, Schiller in Bauerbach 5 ff.; Christ. 344. Vischer (382): Schw. M. 1779, 128. HB. I 95 f. 98; Bz. 71. 400; Streicher bei Palleske I 195; Kühn 42 f. Förster, Kunst und Leben 122 (angeblich nach Schillers eigener Erzählung, die aber an dem Irrtum leidet, daß von Mannheim die Rede ist) und 123 A. (nach angeblichen Berichten der Kalb). Die Vischer ist 21. 4. 1816 gestorben. 383, 20: Nach Göritz (Kühn 100) war Schiller schon in Stuttgart die Beute seines listigen Mädchens. Aber die Erzählung Charlottens von Kalb „Das Mahl" (Memoiren 220 f.) wird dadurch unglaubwürdig, daß Lotte Wolzogen (nach Bz. 413. 470) 1783 zum ersten Mal in Stuttgart gewesen zu sein scheint; der Name Lotte in der „Schlacht" und in den Nachrichten (BJ. II 373) ist zufällig. 384, 12: HB. I 121; Morgenblatt 1855 Nr. 33 (B. S. II 1220). Wilhelmine Andreä (384 f. und 457 ff.): gegen meine Aufstellungen wird kaum etwas einzuwenden vermögen, wer die folgenden Zeugnisse beachtet. Zuerst hat Professor Haakh AZ. 1861 B. 18 bis 22 nach einer Familientradition auf sie hingewiesen, welche irrtümlich in ihr Laura wiederfinden wollte. Schiller wird als Stäudlins Rivale in der Liebe von Bodmer (Goethejahrbuch V 183 f.) bezeichnet. Stäudlin aber liebt und besingt um diese Zeit Wilhelmine Andreä: „An Minna. Zum Geburtstag 1781" Gedd. II 125; „An Minna" MA. 1786, 110 ff.; auch Gedd. II 110 ff. wird seine Geliebte Minna genannt. Daß ihr Zuname Andreä ist, ergiebt die „Elegie an den Tonkünstler Z*** 1782" (in Distichen): sie ist MA. 1785, 92 ff. mit „Sellhorst" unterzeichnet, aber in Stäudlins Gedichte I 68 f. aufgenommen. Z*** (Zumsteeg) liebt nach dieser Elegie Luise, welche seine Liebe glühend erwidert und später wirklich seine Frau geworden ist: Sellhorst liebt ihre Schwester, die sanfte Minna „bläulichen Auges". Er klagt aber schon hier, daß sie seine Liebe nur schweigend erwidere und fürchtet: „Könnte sie brechen jenes heil'ge Gelübd', das sie dem Weinenden schwur?" Ähnliche Situationen, wie in Schillers Minnaliedern, kehren wieder: Gedd. I 207 f. „Eifersucht beim Tanze", Monolog eines Eifersüchtigen wie bei Schiller; II 189 ff., im Mai 1790, sieht er („Edgar an Lilla") seine holde Braut einem andern angetraut: bittrer Unmut des Eifersüchtigen, der die Geliebte der Untreue zeiht, auch in anderen Gedichten z. B. II 236 ff. Willibalds Abschied an die ungetreue Julie, auch Nettchens eitler Flattersinn u. s. w. Wenn sich nun Haakhs Bericht in Bezug auf Stäudlin bestätigt und Minna wirklich von ihm geliebt und besungen worden ist, so wird er auch in betreff Schillers die Wahrheit enthalten. Schiller kennt die Familie Andreä: Urk. 48 f.; Schillerbilder 38 ff. Schubart (385 f.): Hoven 116; Kühn 41; Streicher 82; Charl. I 90; Wz. 27. Hauff, Schubart 201 f. 205. 206 ff. 386, 13: ALZ. Halle 1808 Nr. 355 S. 802 f.

2. Die Räuber auf dem Theater und in der Litteratur (386 ff.).

Leitende Quelle: Schillers Briefe an Dalberg, welche ich unter dem Namen des Herausgebers (Marx) und nach der Ausgabe von 1838 citiere; zum Text vergl. Bernays AZ. 1887 Nr. 226 bis 231 B. Streichers Erzählung S. 26 ff. beruht auf diesen Briefen; Schwans Brief an Körner modifiziert manches. 389: Schw. Zuft. 1781, 467 (vom 28. Sept. 1781): „Der Verfasser ist wirklich mit der Umarbeitung für das Theater beschäftigt.“ 389, 25: Christ. 333. Bühnenbearbeitung (389 ff.): Düntzer 258 ff.; Bellermann 88 ff.; H. Tischler, Die Doppelbearbeitungen der Räuber, des Fiesco und des Don Carlos von Schiller, Progr. Leipzig 1888. Die Erfurter Recension abgedr. bei Boas II 10 ff. und Braun I 1 ff.; Vorberger, Erfurts Stellung zu unserer klassischen Litteraturperiode S. 19 ff. hat den Verfasser in Timme ermittelt. 394, 1: Marx 10. 394, 15: Kühn 43. Vergl. Zs. f. d. Phil. XX 73. VZ. II 385. 396, 18 ff.: Schreibtafel V 22 ff. in Müllers Genovefa führt Siegfried den Golo vor Genovefa: „Kennst Du sie?“ und überträgt dann den Vettern das Gericht über Golo. 397, 23: SS. II 318, 12 und 215, 23. 398, 28: Marx 12 f. 401, 3: SS. II 369. Daß der Selbstmord auf der Bühne nicht dargestellt worden sei, behauptet Boas II 45 irrig aus der Überschrift der Selbstrecension. Diese sagt bloß, daß Schiller das Stück so beurteilen will, wie es als Trauerspiel gedruckt wurde. Er redet ja auch von 5 Akten und nicht von 7 Abteilungen. 401, 8: Morgenblatt 1857 Nr. 134; Schillerbuch 1860, 119 f. 401, 19: Lessing WH. VII 117 f. 402, 18: Morgenblatt 1855 Nr. 33 (B. S. II 1220). 402, 21: SS. II 278, 2. 403, 2 f.: Brandes' Werke V S. IX ff. 403, 22 f.: Schillerbuch 119 f.; Koffka 128. Avertissement (404): SS. II 336 f.; Marx 17 f., dazu AZ. Zettel: SS. II 336 f.; Kühn 168; Boas II 56 f. Dalbergs Einladung: Archiv I 460; Christ. 341. Petersen besuchte auf der Reise nach Mannheim seinen Bruder in Speyer: Boas II 58 f. 404, 28: HB. I 117. Erste Aufführung (404 f.): WR. 165. Marx 19. Streicher 39 ff. Dingelstedt in Westermanns Jahrbb. 1859 VII 358 oder Litt. Bilderbuch 99 ff. Pichler, Mannheimer Theaterchronik 68 A. 404, 31 f.: Charl. I 89. 370. 540; Wz. 24; Archiv IV 491 f. 404, 33: nach WR. vier, nach Streicher fünf Stunden. 405, 36: 1782 fünfmal, 1783 zweimal (mit Änderungen, Schillerbuch 1860 S. 120 ff.), 1784 dreimal; dann bis 1795 dreimal (nach Koffka). 406, 5 f.: Kühn 41 f. 406, 9 f.: Geschäftsbriefe 2. 214. Das Vorwort (406): SS. II 205. Über die Varianten der zweiten Ausgabe: Boas II 95 f.; Düntzer 50 ff. Unübersichtlich zusammengestellt bei HR. I 46 ff. III 352 ff. Boas R. I 295 ff. III 94 ff. Nachbildung des Titelblattes mit dem Kupfer bei Vorberger R2. Noch 1781 sind zwei andere Auflagen, angeblich bei Löffler, erschienen; die Drucke unterscheiden sich von einander durch den nach rechts aufsteigenden Löwen oder die fehlende Vignette. Die Ausstattung der zweiten Auflage ist schlechter als die der ersten, von Schiller selbst besorgten; auf die zweite bezieht sich Scharffensteins Schilderung bei Kühn 41 f., der sie mit den von Hausierern herumgetragenen Drucken von Mordgeschichten und von Liedern auf Fließpapier vergleicht. Wenn Scharffenstein (a. a. O.) nur in Bezug auf die Auflage irrt, so wäre die Vignette mit dem Löwen und das Motto In Tyrannos allerdings von einem Kameraden, einem Kupferstecher aus der Akademie, angefertigt worden: Schillers Lossage Schw. Zuft. 1781, 789. Druck des Trauerspiels (407): Marx 6.

14. 16. Morgenblatt 1855 Nr. 33 (B. S. II 1220). Den Titel „Der verlorene Sohn“ hat Schiller schon vor dem 12. Dez. 1781 wieder fallen gelassen (Marx 18). Aufführungen, Bearbeitungen und Nachfolger (408 ff.): s. oben S. 547: und Düntzer 53 ff.: Wurzbach Marg. 1221 ff. 2354. 2871. 408, $_{3}$: Schröders Briefe an Gotter (Grenzboten 1854 II 436) vom 6. 12. 1781 und 19. 1. 1782. 409, $_{2}$: Journal von und für Deutschland, Dezember 1784 S. 382. Bz. 57 und 457 A. Braun 382. 409, $_{8}$ f.: Urlichs 17 f. 409, $_{25}$ f.: Bl. f. litt. Unt. 1834 Nr. 50. Kritiken (410 ff.): Schillerbuch 1860 S. 166 ff. 221 ff.: Reuper 10 ff.: Braun. Spätere Urteile verzeichnet Hinrichs I 26 ff. Wirkung im Leben (411): Boas II 86 ff.: Schönbach 224 f.; Braun I 81. 411, $_{18}$: OF. II 35. 411, $_{23}$: Braun I 112 f. Thomas' Bearbeitung (411 f.): Boas II 87. Plümicke (412 ff.): Schillerbuch 122. 225: Braun. 415, $_{28}$: II 332, 24. 416, $_{13}$: Mainz und Hamburg, bei Gottfried Vollmer. 418, $_{3}$: Frankfurt und Leipzig: neue Auflage Berlin 1823. 418, $_{8}$: Leipzig 1797 ff., 4 Bde.; Otto Roquette im Weim. Sonntagsbl. 1856, 145 ff. 418, $_{34}$: Rudolstadt, 2 Teile. 418, $_{35}$ f.: Die Räuber, Roman nach Schillers Räubern, Hamburg 1837. Dumas (419): Nord und Süd, März 1882, Heft 60, S. 397: Grenzboten 1850 III 507 f. Die Oper Rinardo Moor mit Musik von Piavu kenne ich nur aus Kühn 175. Vergl. Appel, Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik, Leipzig 1859: Im Neuen Reich 1878 Nr. 21 „Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.“ Übersetzungen (419 f.): oben S. 547 und Boas II 90 ff. La Martellière: Boas II 91; Braun I 370. II 1 ff.; Karl Richter, Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution, Grünberg 1865; H. Doberenz, La Martellière und seine Bearbeitung Schillerischer Dramen auf dem Theater der französischen Revolution, Progr. Löbau 1883. Marmier: Reinhardstöttner, Aufsätze 252 f. Erste englische (420, $_{1}$): Braun I 382 ff. 395 ff.; Cottabr. 219. Render (420): Braun II 310 f. Holmann: Braun I 409. Thompson: Urlichs 392 f. Byron: Eckardt 187 ff.

3. Die Anthologie (420 ff.).

Über Schillers Lyrik giebt es keine genügende Arbeit. Erläuterungen haben Viehoff und Düntzer (dazu Boxberger bei Fleckeisen 1868 und 1869) geliefert. Hinrichs I: Grenzboten 1855 II 481 ff.: J. L. Hoffmann im Nürnberger Litt. Album 1861: Hauff, Schillerstudien, Stuttgart 1880 S. 1 ff.: Goethejahrbuch III 174 ff. F. Wehl, Am sausenden Webstuhl der Zeit II 1 ff. (Leipzig 1869) behandelt die Nachwirkung von Schillers Lyrik. Sehr gut charakterisiert Schillers Jugendlyrik David Müller in seinem Aufsatz über Hölderlin, Preuß. Jahrbb. 1866 Bd. XVII, Heft 5. Bellinger, Schillers Weltanschauung in seiner Lyrik, Crefeld 1882: Philippi, Schillers lyrische Gedankendichtung, Augsburg 1888. Die Anthologie ist SS. I 159 ff. vollständig abgedruckt. Vergl. die Nachlesen von Döring, Hoffmeister, Boas; Wurzbach Marg. 57—61: Boas II 119 ff.; Kühn 42.

421, $_{4}$: an Körner 25. 2. 1789 I^{2} 280. Stäudlin (421 ff.): s. oben 145 f.: Deutscher Merkur von Wieland 1797 III 296 ff.: Schw. M. 1779, 632. 634; 1780, 245. 428; Zustand 1781. 152. 455 ff.: Goethejahrbuch V 183 f. 424, $_{4}$: —g (Haug): H . . . und H . . . . (Hoven); —n (Petersen); —t (Schubart): Z(umsteeg). 424, $_{19}$ f.: Conz 1823 erinnert sich nicht, wodurch Schiller gekränkt worden sei, setzt aber das Zerwürfnis nach dem Erscheinen des Almanaches an: Schiller wurde also wohl auch durch diesen provoziert. 421, $_{27}$: Marx 3 f. Die Vorrede der Anthologie

ist vom 2. Februar datiert: Nr. 59 feiert den am 15. Mai 1782 verstorbenen Rieger als einen Lebenden: in dem am 28. 2. 1782 ausgegebenen Heft des Schw. Zustandes ist die Anthologie (S. 789) bereits angekündigt. Der wahre Verleger nannte sich erst, als er 1798 eine neue (Titel-) Auflage herausgab. Streicher 106 berichtet, daß Schiller draufzahlen mußte: dagegen Scharffenstein (Kühn 42 f.), daß man es hinsichtlich des Lukrativen mit etwas anderem versuchen wollte. Der Titel „Anthologie“ war durch Ch. H. Schmieds „Anthologie der Deutschen“ und durch Erneuerungen aus der griechischen Anthologie geläufig geworden. Widmung (425 f.): Marx 29. Tobolsko spielt aber bereits in Gellerts Schwedischer Gräfin eine Rolle. Der Schelmuffsky ist dem Großmogul gewidmet: Wieland widmet seinen Goldenen Spiegel parodistisch ebenso einem chinesischen Kaiser: Claudius seine Werke dem Freund Hain. WH. XIV 147 ff. 428, 14 f.: Boas II 192: „Abortieren“ von Geisteserzeugnissen öfter im Schw. M. 1775, 222. 249. Über die Autorschaftsfrage (428) in der Anthologie vergl. Boas R. I: HR. I: Boas J.: Düntzer, Schiller als Lyriker [2] 25 f.: Schöll, Weim. Sonntagsblatt 1856, 160: Kuno Fischer, Schiller als Komiker S. 19 ff.: Vorberger bei Fleckeisen 1869, 2, 165 f.: SS. I 355 f. – Die meisten Gedichte sind von Schiller selbst: Kühn 42 f.: Braun I 23. Bodmer bezeichnet, offenbar nach Mitteilungen Stäudlins, Schiller geradezu als den „Verfasser“ der Anthologie. Wir wissen zunächst bestimmt, daß Schiller seine Freunde Petersen und Hoven wiederum ins Vertrauen zog (Hovens Selbstb. 378). Den letzteren fordert er zur Einsendung des Ossianischen Sonnengesanges (Anthologie Nr. 40: schon im Schw. Zust. 1781, 34. 510 rivalisierte Hoven als Übersetzer Ossians mit seinem Freunde Petersen: Archiv VIII 537), von Epigrammen und Produkten der komischen Muse ausdrücklich auf. Hovens Beiträge sind nach diesem Briefe erst vom fünften Bogen ab und unter den Gedichten der erwähnten Gattungen zu suchen. Der „Sonnengesang“ ist mit H . . . unterzeichnet: dieselbe Chiffre führen Nr. 47. 49. 66, welche genau zu Schillers Anforderungen stimmen und von denen Nr. 62 von Boas J. II 202 mit Recht auf Hovens persönliche Erfahrungen mit der Censur bezogen wurde. Auch in Stäudlins MA. 1782 kommt die Chiffre H . . ., welche nach dem Inhaltsverzeichnis mit H . . . . identisch ist, vor und scheint auch dort Hoven anzugehören. Dies würde zur Bestätigung des Prinzipes dienen, daß dieselbe Chiffre immer nur einem Autor angehört. Auch Hr. (Nr. 45 und 51) bezeichnet wohl Hoven, welcher auch hier über die medizinischen Pfuscher spottet. Außerdem werden noch folgende drei Mitarbeiter genannt: 1. Ferd. Friedrich Pfeiffer aus Pfullingen, welcher, von gleichem Alter mit Schiller, seit 1773 an der Akademie die Kameralien studierte, zugleich mit Schiller als Sekretär bei der Rentkammer aus der Akademie austrat und im Laufe des Jahres 1782, ohne seine Beamtenstellung aufzugeben, als Lehrer der Landwirtschaft und der englischen Sprache an der Akademie angestellt wurde, welche er sich durch langen Umgang mit einem Engländer zu eigen gemacht hatte (SS. I 317. Schw. Zust. 1781, 787): 2. der Graf von Zuccato aus Parenzo, welcher, um zwei Jahre jünger als Schiller, damals noch zu den Zöglingen der Akademie gehörte (SS. I 381). Pfeiffer und Zuccato wurden von Döring (Schillers Leben [2] 1824 S. 58 ff.) als Mitarbeiter genannt: Döring stützte sich nach Boas J. II 109 A. auf eine Mitteilung eines ehemaligen Zöglings der Akademie, des Hauptmannes von Schaurodt. Dieser schrieb Pfeiffer sogleich die Nr. 1 „Journalisten und Minos“ zu: aber wenn irgend etwas in dieser Sache gewiß ist, so ist

die Chiffre Y. Schillers alleiniges Eigentum. Düntzer a. a. O. 36 verwirft daher mit Recht den ganzen Bericht von Döring-Schaurodt und will von der Mitarbeiterschaft Pfeiffers und Zuccatos ganz absehen. J. Huber (Biogr. 288) begegnete später einem ehemaligen Zögling als Postkommissär in Köln, welcher zu dem „Ausschuß“ gehört haben wollte, der die Anthologie herausgab: aber sein Bericht verwechselt die akademischen Jahre mit der Zeit des Regimentsmedikus und läßt höchstens erkennen, daß Gedichte von Akademisten später in die Anthologie aufgenommen wurden. — Das Eigentum der einzelnen Mitarbeiter, soweit es sich ausscheiden läßt, stellt sich folgendermaßen dar: 1. Als Schillers Eigentum bezeichnet der Verleger vor der Titelauflage von 1798 die mit M. P. WD. Y. bezeichneten Stücke. In der That hat sich Schiller zu 19 mit den Chiffren Y. M. v.R. Rr. [R(äube)r?]. O. WD. unterzeichneten Gedichten durch die Aufnahme in die Gedichte selbst bekannt. Daß auch alle übrigen mit diesen Chiffren unterzeichneten Gedichte von ihm herrühren, wird dadurch nahe gelegt, daß Schiller selbst ein anderes mit Y. unterzeichnetes in die Philosophischen Briefe und Körner vier weitere in die Gedichte aufgenommen hat. Von den durch den Verleger angezeichneten Chiffren bliebe also nur P. in Frage; aber aus inneren Gründen wird man auch, trotzdem P. auf Petersen zu deuten scheint, diese Gedichte mit K. Fischer und Boxberger Schiller zuschreiben dürfen: Nr. 16 stichelt, wie Schiller damals so gern, auf die Journalisten: Nr. 29 stichelt auf die Ärzte und enthält frappante Anklänge an andere Werke Schillers (SS. I 257, 177 vergl. 240, 112; 257, 189 vergl. 90, 29); Nr. 35 stichelt auf Klopstock; Nr. 82 betont ernster, als es Petersens Sache wäre, die rächerische Bedeutung der Muse. Da ferner die Ode „An die Sonne“ mit W. unterzeichnet ist, scheint auch diese Chiffre zu den Schillerischen zu gehören. Endlich ist das Monument Moors „Vom Verfasser der Räuber“ unterzeichnet (SS. I 356 ist unter Y. die Ziffer 71 zu streichen und unter M. hinzuzufügen). Aus inneren Gründen schreibe ich ebenso wie Boxberger Schiller die mit X. bezeichneten Gedichte zu: Nr. 54 „Fluch eines Eifersüchtigen“ erinnert an die krasse Schilderung der Syphilis in den Räubern; Nr. 62 wird die Geliebte „Minna“ genannt, wie in dem zweifellos Schillerischen „An Minna“; die Ode „An Fanny“ Nr. 58 ist in Abschrift von Reinwalds Hand im Nachlaß Christophinens erhalten und von dieser mit dem Zusatz bezeichnet „1782 von Schiller“; Nr. 80 „An Gott“ bringe ich zwar nicht wie Boxberger mit der SS. I 3, 9 erwähnten „Hymne (!) an Gott“ (welche ich in Nr. 48 wiederfinde) zusammen, halte aber auch Nr. 80 für Schillers Eigentum. Die „Winternacht“ (†) wird durch deutliche biographische Anspielungen Schiller zugewiesen; auch „Die Rache der Musen“ (*) an Stäudlin und das mit A. unterzeichnete „Klopstock und Wieland“ gehört ihm. Haug hat die Chiffre Ha.: „Edgar und Psyche“ ist (ADBg.) sein Eigentum. Boxberger schreibt ihm die mit U. unterzeichneten Kleinigkeiten wohl mit Recht zu: es sind Epigramme, von denen Nr. 60 unter dem durchsichtigen Namen Peter die Trunksucht Petersens verspottet, welchen Haug nach Hovens Selbstb. 142 gern aufs Korn nahm. Auch die Chiffre G. schreibe ich Haug zu, welcher bei Stäudlin MA. mit -g unterzeichnet. Sicher getraue ich mir Petersen in L. zu erkennen: das Epigramm auf Fuldas Wurzellexikon Nr. 41 paßt nur auf ihn, der Sprachstudien trieb; die Neigung, die Männer und Frauen der alten und der neuen Zeit, von Einst und Jetzt miteinander zu vergleichen, welche in Nr. 46 zu Tage tritt, werden wir

im WA. wiederfinden. Auch Nr. 37 (Bn.) beruht auf der Petersen geläufigen Unterscheidung der Sitten und Zeiten von Jezt und Ehedem. Ebenso Nr. 34 (C.). Troz der ähnlichen Vorstellung in 28 schreibe ich die Chiffre T. nicht Petersen, für welchen die übrigen Gedichte zu ernst sind, sondern Schubart zu: mit —t und T. d. ä. bezeichnet Schubart in Stäudlins MA. seine Produkte, der Sohn mit T. d. j. So wird auch Schubart, wahrscheinlich der Sohn, in Nr. 14 das Thema der Fürstengruft berührt haben. Daß Nr. 59 (B.) ein Gedicht des älteren Schubart ist, hat Bronner in der Zs. f. öst. Gymn. 1887, 103 ff. wahrscheinlich gemacht. Die Chiffre B. kommt im Schw. M. (1774, 1. 38. 1775, 779. 785) und in Stäudlins MA. (1782, 138) öfter vor: sie scheint dort Brandstein oder Brandenstein zu bezeichnen (Schw. M. 1775, 239. 430 f. 1777, 137. 228. 341. 949). Z. ist vielleicht Zuccato: jedesfalls nicht Schiller und Hoven, welche in Nr. 52 nicht den Arzt hätten fehlen lassen. — Schillers Selbstrecension (SS. II 385, 20 ff.) will glauben machen, daß nur Ein Verfasser sich mehrerer Chiffren bediene. Im Schillerarchiv ist ein Heft aus Christophinens Nachlaß, geschrieben von Reinwald, erhalten, welches die Aufschrift trägt: „Auszüge aus der Anthologie vom Jahr 1782“: darunter von Christophinens Hand: „Von Schiller. Von großer Wichtigkeit für mich allein. R.“ Es enthält in Abschrift: 1. Fantasie an Laura. 2. Laura am Clavier. 3. Dann eine halbe Seite frei, auch welcher steht: „Elegie auf den Tod eines Jünglings ist noch einzutragen. Geschrieben im Jahr 1785“. (? d. h. wohl: die Aufzeichnung ist 1785 gemacht). 4. Passantenzettel am Thor der Höllen. 5. Rousseau. 6. Spinoza. 7. Die Alten und Neuen. 8. Die alten und neuen Helden. 9. Dann fehlt ein Blatt, welches den Anfang der „Entzückung. An Laura“ enthalten haben muß, von welcher zwei Verse auf dem vorhergehenden nachgetragen sind. 10. Die Kindsmörderin. 11. An die Parzen. 12. Klopstock und Wieland. 13. Gespräch. 14. Der hypochondrische Pluto. 15. Vorwurf an Laura. 16. Die Alten und die Neuen (zum 2. Mal: offenbar später). 17. Die Freundschaft. 18. Melancholie an Laura (darunter von Christophinens Hand zu den lezten Versen: „Diesen Wunsch hat ihm das Schicksal gewährt“.) 19. Elegie auf den Tod eines Jünglings (s. 3.). — Nur das erste Gedicht hat die Chiffre Sch. (anstatt dem Y. der Anthologie): alle übrigen sind ohne Unterschrift. Reinwald hat also Gedichte mit den Chiffren A. C. L. M. O. P. Y. Z. für Schiller in Anspruch genommen: aber schon die Auswahl dieser Chiffren und noch mehr die Auswahl unter den Gedichten derselben Chiffre zeigt, daß er nach bloßem Gutdünken entscheidet. Außerdem finden sich in Reinwalds Nachlaß noch folgende Jugendgedichte in frühen Kopien: 1. Leichenfantasie (von Reinwalds Hand). 2. An Fanny (von Reinwalds Hand, mit der Unterschrift S., anstatt dem X. der Anthologie, und mit dem Zusaz „1782. Von Schiller“). 3. Elegie auf den Tod eines Jünglings (von Christophinens Hand, aus den obigen Auszügen Reinwalds aus der Anthologie abgeschrieben): 4. An die Parzen (dreimal von Christophine unter Varianten abgeschrieben aus Reinwalds Auszügen aus der Anthologie. Allen drei Abschriften fehlen die 4 ersten Strophen. Die eine hat die Unterschrift: „Schiller im 17. Lebensjahr“: die andere: „S. im 23. Lebensjahr“: die dritte ist sehr spät, auf einer Rechnung des Jahres 1845, angefertigt). — In dem Stäudlinischen MA. stimmen noch die folgenden Chiffren mit denen der Anthologie zusammen: A. (1783: 1786): G. (1783, Epigramm): P. (1783, 1784. Epigramme): U. (1783, Elegie): X. (1783): Y. (1783): —Z., —z (1783). Eine halbwegs sichere

Mutmaßung läßt sich darauf so wenig gründen als auf die Übereinstimmung mit den Chiffren des Württembergischen Repertoriums, wo B. und // Petersens, H. V. J. Schillers Chiffren sind. In Schwans „Schreibtafel" kommen A. (Epigramme), P. (Epigramme), Hn. (nicht Hoven!) vor. So wenig zuverlässig also auch sich die Mitarbeiter Schillers von einander unterscheiden lassen, was im Grund auch recht gleichgültig ist, so wenig schwierig ist es andererseits, Schillers Eigentum von dem seiner Mitarbeiter aus einander zu halten. 429, 3: „Der hypochondrische Pluto", der aber wahrscheinlich auch von Schiller selbst herrührt. 430, 35 f.: Hoven 57 berichtet, die Akademisten hätten ihre Produkte später in Schillers Anthologie veröffentlicht: Streicher 27. Lob Gottes in Natur (431 f.): s. oben S. 129 f. 148 f. Düntzer 28 f. vergleicht mit der Hymne an den Unendlichen Klopstocks Frühlingsfeier. Hirzel, Haller 152 f. Wieland WH. VI 68 ff. Aen. VI: WH. XIV 26 u. A. Lauraoden (433 ff.): Nr. 2 Phantasie: Nr. 5 Laura am Klavier: Nr. 11 Die seligen Augenblicke. (Entzückung): Nr. 33 Vorwurf: Nr. 55 Das Geheimnis der Reminiscenz: Nr. 63 Melancholie. Dazu Nr. 17 An die Parzen (vergl. Dörings Nachlese 306); Nr. 53 Meine Blumen. Später schließt sich die „Resignation" an. Der Name Laura in Klopstocks Ode „Die zukünftige Geliebte" 1747; Petrarka und Laura 1748. Bei Zimmermann s. Register: SS. I 193, 2: WR. 37. 435, 25 Wieland HW. XIV 120. Im Amadis schließt er sich (Ges. XIV. Str. 3) der Lehre Buffons an, der jedes Leibesphänomen ungezwungen aus der Centripetalkraft erklären wollte. 435, 28 f.: Vergl. SS. I 97, 23 fl. Geheimnis der R. (436): Klopstock WH. V 69 f.: Wieland WH. XIV 120; XXXIX 186 f. In den „Moralischen Erzählungen" beruht „Zemir und Gulindy", wo die beiden Liebenden von dem guten Genius Firnaz für einander erzogen werden, auf einer ähnlichen Vorstellung. Das Wort „sympathetisch" ist nicht, wie E. Schmidt (Rousseau, Richardson, Goethe 324) behauptet, von Wieland geprägt: es kommt schon früher beim Langensalzaer Schmidt u. a. vor: Klamer Schmidt, Klopstock I 157: Archiv XIII 207 unten. Zu SS. I 279, 6 ff. 282, 77 vergl. VJ. II 385 f. Melancholie (437 f.): Vergl. auch Haller, Archiv XIII 140. Günther (437): Tittmanns Auswahl 42. Wieland: WH. XXXIX 449. 438, 6: SS. I 297, 65 mit II 176, 32. Zum Schluß: J. Schmidt, Schiller 52 f.: Fleckeisen 102, 273: Archiv XIII 140. 439, 18 ff.: SS. I 218, 2 ff. 242, 173. 282, 100. 440, 4 f.: z. B. „entgeistern" Kerckhoff, Lohenstein 44. 440, 14: s. das Wörterbuch SS. I 388 ff. 440, 31: ein Reimverzeichnis SS. I 382 ff.: Herr Dr. S. Singer hat mir eine sorgfältige Untersuchung der Reime zur Benutzung überlassen. 441, 5 ff.: SS. I 225, 42. 358, 37 u. ö. Auf die epigrammatischen Schlüsse der Schillerischen Dramen hat zuerst der Schauspieler A. Herzfeld, Zur Erinnerung an F. Schiller, Frankfurt a. M. 1877 S. 27 f. aufmerksam gemacht. Die Freundschaft (441): SS. I 97, 23. IV 46. Goethes Briefe an A. Stolberg S. 3 und Arndts Anmerkung. Schw. M. 1780, 160 ff. „Vorzüge der Freundschaft" zu einer bekannten Melodie auf hohe Aufforderung aufgesetzt: das Gedicht stammt wohl aus der Akademie, wo der Freundschaftskult zu Hause war, singt aber in sehr nüchterner Sprache den Preis der „wechselweisen Liebe". Politische Lyrik (442 ff.): vergl. oben 129 f. 149 f. Günther: Hoffmann von F., Spenden II 170 f.: Mencke: Treitschke 32. Young, Nacht IX 1780 ff. Klopstock WH. V 95 f. 152. Schubarts Ausg. I S. XLV. 183 ff. Messias XVIII 721 ff. 444, 1: Schw. M. 1779, 457. 700 ff. 444, 5 ff.: 1774, 2, 27 ff. (M. G.). Schubarts Gedd. 1787

I 234: Hauff 170 ff. 195 ff. 201. 266: Lappenberg, Briefe an Klopstock 296 ff. 302. 445, $_{15}$: die Wendung „In Eure Tasche eine — Welt gesteckt“ ist eine Anspielung auf Hamlets Anrede an den Geist in der Scene mit der Mutter. 445, $_{33}$: Schubarts Ausg. II 181. Graf Eberhard (446 f.): Boas II 161. Schw. M. 1774, 1, 36 f. (B.). Das spätere Kaplied Schubarts hat trotz Archiv X 282 ff. und Hauff 200 ff. nichts mit Schillers Gedicht zu thun. 448, $_{12}$: später im Zustand 1781, 785 (nach Erscheinen der Anthologie). An einen Moralisten (449 f.): Frey, Haller 205: Fleckeisen (1858) 98, 305 f. und (1870) 102, 275. SS. I 250, 47 ff. mit SS. I 142, 9 ff. Kastraten und Männer (451 f.): I 269, 55: vergl. II 120, 21 f. Wieland WH. VII 70. Auch Schubart spottet über die Kastraten. Ein schwäbisches Seitenstück zu Bürgers „Männerkeuschheit“ im Ständlinischen MA. 1782 „Schwabenlied“ von Conz: „Ich bin ein Schwab', des freu' ich mich“ rc. Venuswagen (453 f.): SS. I 186 ff. (213, $_{48}$ ist „doch“ anstatt „auch“ zu lesen), dazu 369. Zs. f. d. Phil. XX 75 f. N. L. XXVI 249 ff. 454, $_{2}$: WR. 37. 454, $_{7}$: abgedr. Gedd. I 17 ff. Teufel Amor (455): SS. III S. XIII. Archiv VII 379 ff. Bibl. der Romane III und IV. Uhde, Reichard 240. Minnalieder (457 ff.): s. oben zu 384 f. 457, $_{24}$: Lappenberg, Briefe an Klopstock 89 ff. 459, $_{25}$: SS. I 355, 50 mit II 163, 4 f. Vergl. Werther: „Das kostbarste Besitztum ist ein eignes Herz“ und die Schlagworte „ein ganzes Herz“, „ein ganzer Kerl“ (Schubarts Ideal und Schillers SS. I 59, 12) in der Sturm= und Drang=Zeit. Auch Lady Milford beruft sich auf ihr Herz. 459, $_{27}$: I 27, 21. 460, $_{24}$: HB. I 95. 462, $_{21}$: Schubart in der so lange Schiller zugeschriebenen Schilderung des menschlichen Lebens. Weckerlin (462): SS. I 178 ff.: eine Stelle daraus zuerst im Freimütigen 1805 Nr. 231. Hoven 376: SS. I 184. Stammbuchblatt: SS. I 133; Original im Archiv. 463, $_{2}$: Fleckeisen 98, 306 f.: Schw. Zust. 1781, 34. 463, $_{16}$ f.: über den Ausdruck vergl. SS. I 395 s. v. Laute: vergl. Hirzel, Haller CXXXII und QF. XXXIV 57. Censor (464, $_{1}$): SS. I 368; nach Petersen im Freimütigen 1805 Nr. 221 wurden drei Strophen aufgeopfert. 464, $_{25}$: Schw. M. 1774, 2, 144 f. 464, $_{29}$: Kühn 41. Unsterblichkeit (465 f.): oben S. 202 f.: Wz. 377. Hektor und Andromache (466): Eckardt, Räuber 116: Archiv VIII 534 ff. Zu den letzten Versen in der ersten Fassung vergl. Aen. II 469 f. Klopstock WH. VI 91 und die Wechselgesänge im Messias. Die Abschiedsscenen der genannten Ossianischen Helden sind in Hovens Übersetzung von Ossians Karrik=Thura im Schw. Zust. 1751, 34 ff. enthalten: es sind Wechsel, Abschiedsgespräche zweier Liebenden oder zweier Gatten, von welchen der Mann als Held in den Krieg zieht und das eine immer die Worte des andern wiederholt. Zuerst Schilrik: „Nimmer werden meine Hunde dich begleiten, Nimmer tret' ich auf den Hügel, ach! Nimmer seh' ich von den Höhen . . . .“ Vinvela: „Fruchtlos grast das Wild die Haid' hinan . . .“ Aufforderung des Helden, ihm, wenn er fallen muß, sein Grabmal hoch aufzubauen, damit sein Name fortlebe, und seiner zu gedenken. Vinvela: „Ja, mein Schilrik, Deiner will ich denken! Weh'! mein Lieber wird im Schlachtfeld sinken, Was beginn' ich dann? Willst du dann auf ewig von mir weichen Weit dahin im wilden Kampf und Streit?“ Ebenso nachher Crimora und Connal: sie bringt ihm den Schild, fürchtet daß er nicht wiederkehre; er: wenn er falle, so soll sie sein Grabmal errichten, damit die Nachwelt es sehe. Der Unterschied ist also: bei Ossian überlebt der Nachruhm den Helden, bei Schiller die Liebe! Monument Moors

(466): seit (Grubers) „Skizze“ 1805 oft abgedruckt. Auch Schubart in seinem (späteren) „Monument Riegers“ ahmt die Form der Aufschrift an einem Monument nach. Wertheriade: Schw. M. 1779, 246 ff. Spinoza (467): Schw. M. 1776, 139 ff. Überweg 35 ff. Rousseau (467): vergl. Hauff 6 f.; zu SS. I 221, 15 vergl. Herrig XLIX 236 ff. Auch Stäudlin in seiner Ode An Rousseau (Gedd. II 10 ff.) betont die Verfolgung und Verkennung des Helden durch die Pfaffen. Ehrendenkmal für Rieger (468 f.): SS. I 357 ff.; erster Druck Archiv X 393 ff. Proben zuerst von G. im Freimütigen 1806 Nr. 109 S. 435. Boas II 293 ff. Düntzer, S. als Lyriker [2] 36 ff. Schubart (Reclam) 120 ff. 122 ff. Wiltmeister (468): SS. I 2, 22; SS. III S. XII f.; Boas II 242; Schloßb. II 35 ff. Wie die Kasualgedichte überhaupt immer im Namen anderer verfaßt werden, so sind Gedichte auf den Tod von Militäristen im Namen des Regiments (Schwindrazheim 44 ff.) oder der Offiziere (a. a. O. 126 ff.) besonders beliebt. Darin wird immer KARL gedruckt. 469, 28: vergl. in Stäudlins M. A. 1784, 185 ff. die „Sommermorgenphantasie“ von jüngeren Schubart. Bauernständchen (470): ein schwäbisches Bauernlied im Dialekt auch in der Schreibtafel VII 87. Kindsmörderin (470 f.): zu SS. I 226 ff. vergl. Cottabr. 250 A. Fleckeisen 102, 274; Hauff 5 f.; Oesterlen a. a. O. E. Schmidt, H. L. Wagner [2] 88 ff. und Sauers Einleitung zu den Stürmern und Drängern (N. L.) I 48 f. Dazu Schw. M. 1780, 485 ff. 733 ff.; Zustand 1781, 106 ff. Auch andere Monologe Stäudlins, wie Die Giftmischerin, Die Missethäterin an ihren Säugling, Klagen des entehrten Mädchens (MA. 1783, Gedd. I 225) gehören hierher. Wunderhorn: Arnims Werke XIV 213. Quirl (473): SS. I 312 ist die Chiffre Q. Druckfehler für O. 473, 9: Hoven 378; Boas II 292 ff. Travestierende mythologische Balladen (473) sind auch in der Schreibtafel VI 93 und noch öfter in Schwindrazheims Kasualgedichten zu finden. Fast immer in Strophen aus vier Kurzzeilen. Journalisten und Minos (473): Archiv III 285. Semele (475 ff.): zu SS. I 313 ff. vergl. HV. I 114; Streicher 24; Boas II 156 f. Ein Drama Semele giebt es von De la Motte; ein Oratorium von Händel; Schubarts Gedicht, welches der Sohn 1781 datiert, wird von Hauff und Sauer später angesetzt, also umgekehrt durch Schiller angeregt betrachtet. Kühn 344 wird behauptet, Schiller hätte den Stoff aus Schubarts Aufsätzen geschöpft. Dilthey, Schleiermacher, Anhang 238. 478, 7 ff.: Vergl. SS. I 335, 594 mit 151, 33 und V 2, 3120; 335, 666 mit II 353, 1 f. 478, 29 f.: SS. I 369; Schiller und Lotte I [2] 277. 279 (Schillers Exemplar befindet sich jetzt im Schillerhaus zu Gohlis); Huber 383; Cottabr. 17. 440 f. 479, 9 ff.: Reclam 128 ff. Christ 277 f. Spätere, ebenso begeisterte Urteile Schubarts über Schiller sind bei Hauff 316 ff. zusammengestellt.

4. **Das wirtembergische Repertorium** (480 ff.).

Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen (480 ff.): Petersen 1805; HV. I 114 f.; Boas in den Bl. f. litt. Unterhaltung 1850 Nr. 30 und Nr. 127 f. und Jugendjahre I 35 f. 234 ff. 338; VJ. II 346 ff. Über das württembergische Zeitungswesen in jener Zeit: Pfaff II 2, 580 ff. und Th. Schott in den Württemb. Jahrbb. 1877.

Ode auf die Wiederkunft des Herzogs (481 f.): SS. I 185; Strophe 3, 4, 5 zuerst im Gräzer Nachdruck der Werke Schillers 1824 III 196 ff.; Strophe 4 bei HN. I 28, III 354. HV. I 114 f.; dazu SS. I 368. Über die Reise des Herzogs: Vely

117 f., 193 f.: Schw. Just. 1781, 225 f.: Waitz, Caroline I 306 f. Um einen Maßstab für den Ton zu haben, in welchem Schiller den Herzog besingt, vergleiche man die folgenden Huldigungsgedichte: Schw. M. 1774, 1, 138 ff. in einem ähnlichen Versmaß; 1774, 1, 271 f.: 1774, 1, 333 ff.: Die Wissenschaften sollen, wie Karl ihr Freund, unsterblich sein: 1775, 110 Auf Karls Geburtsfest, aus dem Lateinischen: 1775, 230 Auf Karls Wiederkunft aus Italien (a. a. O. 117 ff. 173 ff. 235 ff.): 1775, 468 dto.; 1776, 347 f. zwei Gedichte auf Karls Wiederkunft aus Frankreich und England (a. a. O. 69): 1778, 809 Auf die Genesung Karls: 1780, 111 f. Zur Enthüllung der Statue im Akademiegebäude am 11. Febr., während Karl eine Reise nach Franken machte (Schw. M. 1780, 115). Auch Schwindrazheim besingt „KARL. den Göttlichen" (54 ff.). 483, 23: Christ. 265. Haugs Zustand 1781 (485 f.): Das erste Stück ist am 15. April 1781, das zweite am 28. Sept. 1781, das dritte am 28. Febr. 1782 ausgegeben: Archiv VIII 535 f. Meyer, Neue Beiträge 94 f. und Goedeke SS. II 383 f. haben bereits bei einigen Artikeln des „Zustandes" an Schiller als Autor gedacht. Nach SS. I 2, 27 soll Schiller Aufsätze zum Magazin geliefert haben: während er aber dort nirgends wiederzufinden ist, findet man ihn in dem „Zustand" leicht heraus. S. 454 f. wird die von Abele in Kempten herausgegebene Mittelstädtische Übersetzung von Robertsons Geschichte Karls des Fünften angezeigt, ohne daß sich der Verfasser des Fiesco deutlicher verriete. Die unmittelbar darauf folgende Anzeige von Stäudlins „Proben einer teutschen Aeneis, nebst lyrischen Gedichten" (II S. 455—467) rührt von Schiller zweifellos her und wird ihm auch von Stäudlin in der Einleitung zum MA. 1783 zugesprochen: s. oben S. 374. 423. Die folgende Anzeige der Räuber (II 467 f.) schreibt auch Vorberger WH. XVI 21 f. Schiller zu: s. oben 374: der Ausdruck „Epoche machen" und der Ausfall auf die „Kleinmeister" (vergl. SS. II 285, 2) ist echt Schillerisch. Im I. Stück, für welches Hoven seine Übersetzung von Ossians Karrik-Thura (34 ff.) beigesteuert hat, findet man S. 74—76 eine mit S. unterzeichnete „Nachricht an das Teutsche Publikum von einer alten versifizierten Übersetzung der Virgilischen Aeneis" aus dem J. 1515: auf der Stuttgarter Bibliothek würde leicht zu entscheiden sein, ob diese Übersetzung dieselbe ist, von welcher Schiller (Marx 15) am 12. Dez. 1781 an Dalberg schreibt: „Es ginge dem Stücke wie einem Holzstich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden: die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel und der König Agamemnon führte ein paar Pistolen in seinem Halfter". Die genauen bibliographischen und litterarhistorischen Angaben hätte Schiller, falls er unter S. zu verstehen ist, ebenso wie die Bekanntschaft mit dem alten Drucke selbst jedesfalls seinem Freunde Petersen zu verdanken gehabt. Beachtung verdient auch hier, daß die Recension an die Aufforderung des Teutschen Merkurs und Museums zur Bearbeitung der älteren deutschen Litteratur anknüpft, Kenntnis von Seb. Brant und Geyler von Kaisersberg verrät und die Virgilübersetzung Thomas Murner zuschreibt. Auch die eine oder die andere medizinische Notiz könnte Schiller zum Verfasser haben. Vergl. „Aus dem Schillerarchiv" II 2. Wirt. Repertorium (WR.) (487 ff.): Schillers Beiträge, aber nicht vollständig, SS. II 338 ff. Nach Stäudlins Brief an Bodmer vom 13. Juli 1782 ist das erste Stück vor kurzem erschienen (Goethejahrbuch V 183): im dritten Stück ist Nr. IX von Petersen am 28. Hornung 1783 unterzeichnet (WR. 511), das Stück ist also im März oder April erschienen. 489, 8: WR. 560 ff. Mitarbeiter (489 ff.): Scharffenstein (bei Kühn 42) nennt Petersen

und Abel: Schott: Gradmann 591: Hubers Leben 288. Schubarts „Messiade" (490, 3) ist unter Varianten zuerst in den Todesgesängen 1767 S. 250, dann in den Gedd. 1787 II 141 gedruckt. Petersen scheint später gleichfalls zu flunkern, wenn er den Aufsatz über die Rosenkreuzer von einem Unbekannten aus Wetzlar erhalten haben will, der sich als Greis darstellt und Wilhelmus ab Indagine zeichnet. Unter „Schmidt" kann nicht M. J. Schmidt, der Geschichtschreiber der Deutschen, verstanden sein, welchen der Verf. vielmehr einige Male berichtigt; unter den bei Meusel und Gradmann verzeichneten Schmidt stimmt am besten Gradmann 571 f. Zur Erörterung der Autorschaftsfrage habe ich zunächst den „Inhalt" des ersten Stückes durchgezählt, wie dies bei den späteren Stücken schon im WR. geschehen ist: I 13 k bedeutet also z. B. I. Stück, Nr. 13, k d. h. die Recension von Ständlins Vermischten Stücken. Die Zeugnisse, Schillers Autorschaft betreffend, haben Vorberger WH. XIV und Goedeke SS. II 338 f., aber nicht vollständig gesammelt; vergl. auch HR. und BR. Sowohl die äußeren Zeugnisse als innere Gründe bestätigen, daß sich nie zwei Verfasser einer und derselben Chiffre bedienen; im Gegenteil stimmen Sprache und Stil, Gedanken und Interessenkreis überein, daß mit denselben Chiffren immer auch dieselbe Person gemeint ist. Es ergiebt sich für die einzelnen Mitarbeiter folgendes. Schiller hat folgende Chiffren: U. I 3 „Über d. geg. d. Theater", nach Petersens Zeugnis; nach Petersens Exemplar; nach Goth. Gel. Anz.; nach Körners Aufnahme in die Werke. K. I 5 „Spaziergang unter den Linden", auf Grund derselben Zeugnisse; ZZ. II 8 „Großmütige Handlung", nach Petersens Zeugnis und Exemplar und nach Körners Aufnahme; Gz. in der Wirtembergischen Bibliothek I 13 a, b, c, h, m nach Petersens Zeugnis der ihm 5 bis 6 von diesen Recensionen zuschreibt, nach Petersens Exemplar, I 13 a (Recension des Ständlinischen MA.) überdies durch Conz 1823; Z. unter der Recension von Schwabs Prüfung des Campischen Unsterblichkeitsbeweises, welche den Schüler Abels zu verraten scheint; H. in der Wirt. Bibl. I 13 i nach Petersens Exemplar und Armbrusters Einleitung zum Schw. Museum I S. VI; K . . . . r I 9 Selbstkritik der Räuber, nach WR. III. Stück (Anzeige der Herausgeber), nach Petersens Zeugnis und Exemplar, nach Streicher 28; X. I 10 „Über die Vorstellung der Räuber", auf der Rückreise „Worms den 15. Januar 1782" geschrieben, ist nach Marx 23 ff. von Schiller; C—z I 13 K. die Recension von Ständlins Vermischten poetischen Stücken gehört ihm nach dem Brief Bodmers an Schinz (Goethejahrbuch V 183), nach Ständlins Anspielung im Vorwort zum MA. 1783 und aus inneren Gründen an; Schstn. II 11 „Der Jüngling und der Greis" ist nach Meyers Exemplar (Wurzbach M. 1782) von Schiller nach Scharffenstein überarbeitet; ohne Chiffre hat Schiller zu dem Aufsatz A(tzel)s II 1 die lateinischen Inschriften verfaßt, nach Petersen im Morgenblatt 1809 Nr. 267, und I 8 das „Schreiben eines schwäbischen Paters" nach Petersens Exemplar wohl „getreu nach dem Original" eingeschoben. Abel hat die Chiffre V: I 1 „Über grausame Tugend" nach Petersens Exemplar; dieselbe Chiffre unter den theosophischen „Gesprächen über die Religion" II 4 und unter der moralisierenden Anekdote über die Schädlichkeit des Lotto III 7. Ob V. unter der Recension I 13 d denselben Verfasser andeutet, bleibt dahingestellt. Petersen: Bg. unter der Abhandlung über das Alter der Glasmalerei II 2, die er sich in seinem Exemplar, und unter dem Leben Andreäs, welches er sich ebenda zuschreibt und welches ihm

auch Gradmann und Grüneisen (Andreäs Christenburg 6) zusprechen. Die Materialien zum Leben Andreäs verdankt er wohl der Familie der Wilhelmine Andreä. Dieselbe Chiffre und ähnliches Thema I 10 im Schreiben über den schwäbischen Nationalcharakter und III 9 unter der Nachschrift zu den „Neuen Erläuterungen, die Geschichte der Rosenkreutzer und Goldmacher betreffend", welche an Petersens Aufsatz über Andreä anschließt und den „Herausgeber" des III. Heftes, also Petersen, zum Verfasser hat. Die Chiffre *H* gehört ihm nach dem im Text Gesagten ohne Zweifel I 2 über die Gebräuche wilder Völker; I 6 über altdeutsche Zweikämpfe. In denselben Interessenkreis weist I 4 über Kaiser Max mit der Chiffre B. Aus inneren Gründen schreibe ich Petersen die Miscellaneen zur Geschichte des teutschen Frauenzimmers II 5 zu, welche keine Chiffre haben. Hoven: N. unter der Beschreibung des Militärwaisenhauses zu Ludwigsburg III 5, die er sich Selbstb. 69 zuschreibt. Sicher gehören ihm auch, nicht bloß wegen des medizinischen Inhaltes, die mit Pon. V. unterzeichneten Wirtembergischen Briefe I 12: man vergleiche die lächerliche Schilderung des Physikus mit Hovens Selbstbiographie. Auch bei II 3 „Beispiel einer besonderen weiblichen Fruchtbarkeit", mit Jb. unterzeichnet, denkt man eher an Hoven als an Schiller. Scharffenstein: Auf ihn weist das Schstn. unter II 11 Der Jüngling und der Greis, s. oben. Dagegen könnte die Chiffre Sch. I 13 f unter der Recension des Klemmischen Atlas wohl eher auf Schott weisen (Gradmann 591). Es bleiben nur noch wenig Nummern und Chiffren übrig. Die Recension von Petersens Ossian I 13 e ist mit Dr. (Duttenhofer? SS. I 371) unterzeichnet und vergleicht bloß einige Stellen mit der Haroldischen; ferner die völlig absprechende über Petersens Geschichte des Trunkes I 13 g, welche mit M—r unterzeichnet ist und sich den Spaß macht den Verfasser („von dem auch die Übersetzung Ossians sein soll") nicht zu kennen. Die Chiffre Th. endlich unter II 10 „Sächsische Marktschreierei und Wirtembergisches stilles Verdienst" erinnert an Jb. Beitrag der La Roche (490): WR. (Stück) I (Nr.) 7. Beitrag zur Mönchshistorie (490) WR. I 8: solche Beiträge gehören zur Tendenz der Aufklärung, vergl. z. B. im Oktoberheft des D. Museums des vergangenen Jahres 1781 S. 380: „Unwissenheit eines katholischen Landgeistlichen". 490, 32: WR. I 4. 490, 33: WR. I 13 f. 491, 5: WR. I 11. 491, 31: der Karton ist Seite 181 f. eingelegt: „NB. Der Buchbinder beliebe dieses Blatt statt des ausgeschnittenen anzuheften". 493, 31 f.: Petersens Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke (zuerst 1782) ist in wortgetreuem Neudruck bei Scheible in Stuttgart 1856 (Curiosa et Jocosa, antiquaria ac nova I) wieder aufgelegt worden. 493, 35 f.: WR. I 2. 494, 1 f.: WR. I 6. 494, 14: WR. II 5. 494, 17 f.: WR. I 4. 494, 18 f.: WR. II 2. 494, 24: WR. III 2. 496, 13: WR. I 8 und 11. 496, 15: WR. II 10. 497, 28 ff.: Auch in der Schreibtafel III 90 findet man „Pfälzische Anekdoten". 498, 27: WR. II 1. Hirzel, Haller DX f. Keppler: Pfaffbr. 15. Andreä (499): WR. II 9; III 9. Schw. Juft. 1781, 220 f. 469. Haym, Herder II 103 ff. 157 ff. Goethes Briefe an die La Roche 10 f. Medizinisches (499, 26): WR. I 12 und II 3. 499, 35 f.: Schubarts Ausgabe II 151 ff. 500, 1: WR. II 4. 500, 5: WR. I 1. Spaziergang unter den Linden (500 f.): SS. II 352, 26 f. spielt auf Goethes Georg im Göz an. Der Jüngling und der Greis (502 f.): zu SS. II 391 vergl. Döring, Beiträge 75 ff. Großmütige Handlung (503 f.): SS. I 388 A. Archiv VIII 420 f. Wz. N. I 6. Erdmann, Klinger 21 A. Über Wurmb

vergl. Fielitz, Schiller und Lotte I² 288 A.; und Caro und Geyer, Vor 100 Jahren, Register. Die „Briefe des Herrn von Wurmb und des Herrn Baron von Wollzogen auf ihren Reisen nach Afrika und Ostindien in den Jahren 1774 bis 1792" (Gotha 1794) bestätigen die Richtigkeit der Schillerischen Erzählung. Wurmb korrespondiert aus Afrika und Indien nicht bloß mit seinem Bruder L. von Wurmb, sondern auch mit der Baronesse Christiane von Werthern, für welche er wiederholt ein tieferes Interesse verrät (64. 70 f. 100. 102). Im Jahre 1776 erfährt er, daß sie die Verlobte und zugleich daß sie die Gattin seines Bruders geworden ist. Zu dieser Stelle bemerkt der Herausgeber (L. von Wurmb) S. 171: „Es ist verschiedenes ausgelassen worden, was bloß Familienangelegenheiten betraf". Wurmb schreibt ihr wehmütig (172 f.): „Indessen können Sie mit Gewißheit darauf rechnen, daß, wenn ich einst in mein Vaterland zurückkehre, ich Ihnen keine Schwester aus Indien mitbringe. Sollte mich noch einst ein Weib glücklich machen können, so müßte es ein deutsches Mädchen in allem Betracht sein". Er zeigt (S. 174) für „ein Opfer redlicher Bruderliebe" warmes Interesse und fährt dann fort: „So soll dieses es sein, worin ich ihm nachahmen will". S. 212 f. will er sich den Kindern seines Bruders nützlich zu machen trachten und nach seiner Rückkehr im Schoße der Familie und an der Seite seines Bruders ruhig und still den Abend seines Lebens hinbringen .... Von ihm rühren auch her: „Merkwürdigkeiten aus Ostindien. Die Länder-Völker-Kunde und Naturgeschichte betreffend. Aus den Papieren des in Diensten der Holländischen Kompagnie gestandenen Herrn von Wurmb und andern sichern Quellen herausgegeben von Major von Wurmb" (L. von Wurmb, Rudolstadt): Gotha 1797, Ettinger. Über das gegenwärtige deutsche Theater (504 f.): Vergl. Sulzers Aufsatz „Über Nützlichkeit der dramatischen Dichtkunst" in den Verm. Schriften. Schw. M. 1775, 494: Anzeige eines „Sendschreibens an einen Freund über den guten Geschmack in Predigten" (Offenbach a. M. 1775), wo das Theater der Kanzel an die Seite gesetzt wird, wie noch später (Wz. 321) gern von Schiller selbst. Als Wortführer der Stürmer und Dränger citiere ich H. L. Wagner (Briefe über die Seylerische Schauspielergesellschaft). 506, 32 f.: Gellert bei Klee I 149; auch Schw. M. 1775, 284; und Dodsleys Fabel The fly in St. Pauls Cupola. 507, 25: Mendelssohns Ges. Schr. I 288 f.

Selbstrecension der Räuber (509 f.): Streicher 28. Braun I 61. Kühn 42. Der Recensent nahm offenbar Schiller gegenüber der Selbstkritik in Schutz und machte bei dieser Gelegenheit „das ganze Werk", d. h. das ganze WR., herunter; anders O. Brahm 386. 516, 3: Die Freundschaft zwischen Conz und Stäudlin ist durch Schiller nicht gestört worden: Stäudlin umarmt Conz als Freund in seinem Abschiedslied auf Reinhard (Gedd. I 130). 516, 31: Schw. Zust. 1781, 730 f. 518, 32 ff.: „Das Kraftgenie" ist in Stäudlins Gedd. I 82 ff. und bei Boas II 216 ff. abgedruckt. 521 f.: Schillers Recensionen der Stäudlinischen Gedichte aus dem Schw. Zust. 1781, 455 ff. und dem WR. 209 ff. abgedruckt „Aus dem Schillerarchiv" II 2; sie fehlen in SS. Kleist: Vergl. SS. I 58, 4 mit SS. II 386, 5 und WR. 211. 522, 6 ff.: Stäudlins weitere Angriffe auf Schiller finden sich im MA. 1783, 186 f. (abgedr. Gedd. II 330, wo aber das auf die Anthologie zielende „sibirisch" weggelassen ist!) und 191 („Mag zehen mal der litterar'sche Moor Samt seinem mitverschwornen Chor Mit stumpfen Pfeilen nach mir zielen!"); und MA. 1786, 51 (abgedr. Gedd. I 157)

„Lied eines Vagabunden", Namens Roller, welcher wie Kain unstät wandern muß, weil er in die dicke Nacht, die ob seinem Vaterland hängt, Licht bringen wollte (wie Schiller). An Petersen wendet sich Ständlin gleichfalls noch später (Gedd. I 237). Über die ganze Fehde zwischen Schiller und Ständlin s. Boas WJ. II 291 ff. und Jugendjahre II 215 ff. Über Ständlins Ende s. Wielands Teutschen Merkur 1797 August 296 ff. 522, 33: Schiller ließ sich später ein Exemplar kommen, das sich noch in seiner Bibliothek befindet: SS. I 369.

5. Die Entscheidung (525 ff).

525, 27: Streicher 41 f. 525, 32: Boas II 64. 526, 2: Boas II 63. 526, 3 f.: Marx 23 ff. 526, 14 ff.: Marx 22. 526, 17 ff.: Marx 25 und Morgenblatt 1855 Nr. 33. (V. S. II 1229). Dalberg stand mit Goethe in Korrespondenz. 526, 32: Plieninger: Schw. Just. 1781, 780. 527, 1 ff.: Marx 24 und Morgenbl. a. a. O. 527, 10 Konradin: Streicher 42. Zweite Reise nach Mannheim (527): HV. I 131; Kühn 88; Hoven 377; Streicher 47 ff. 529, 1 ff.: Streicher 59 f. 55. Erste Begegnung mit dem Herzog (529 f.): Göritz bei Kühn 88; Marx 32 f.; Petersen 1807; Streicher 55 f. Obrist Rau: Kühn 88, Schiller und Lotte I² 299 A. 529, 27: Streicher 59. 529, 35 f.: Streicher 60 f. Schulden: Bz. 50. 54. Erster Gedanke der Flucht (531, 1 ff.): nach Streicher 49 f. redet er schon nach der Rückkehr von der zweiten Mannheimer Reise von verzweifelten Schritten, die er werde thun müssen; nach Streicher 130 denkt er gleich nach dem Karzer an die Flucht; vergl. auch Streicher 61. Dresdner Album 1861, 115. Graubündner Affaire (531 ff.): Die Stellen SS. II 81: SS. II 377, 24 f. Christ. 330. 341; Archiv I 460: Streicher 43 ff. Braun I 131 ff.; Schillerbuch 1860, 225. 238. Die Briefe Walthers zuerst im Schw. Museum von Armbruster 1785 I 225: dann von Nicolai in der N. Berl. Monatsschrift XIV Okt. 1805 S. 286 ff. abgedruckt. Zusammenfassende Darstellung von Vetter im Archiv XII 404 ff. 532, 3: Archiv XII 405 f.; ein Aufseher C** aus Graubünden kommt in den Quellenwerken über die Akademie jedoch nicht vor. 532, 11 ff.: Wredow selbst hatte in einem früheren Artikel des Hamb. Korrespondenten (1781 „Über die Staatsverfassung des Veltlin") ähnlich geurteilt; vergl. auch Nicolai a. a. O. 532, 18 ff.: Archiv IV 487 A.: Christ. 95 f. 99. Wredows Artikel (532 f.): Adr. Compt. Nachr. 1781, 98. Stück. Auszug bei Boas II 260 ff. Amsteins Apologie (533): Auszug bei Boas II 269 ff. 277 f. 534, 6 ff.: Der Vater Schillers macht in seinen „Ökonomischen Beiträgen" den Vorschlag, eine ökonomische Gesellschaft in Württemberg nach dem Muster der Berner Ök. G. zu gründen, deren Generalentwurf er auf die Verhältnisse seines Vaterlandes zu übertragen sucht und deren Memoires oeconomiques er als ein über sein Lob erhabenes Werk betrachtet und übersetzt. Sollte ihm Walther als Mitglied der Züricher Ök. G. feindlich gegenüberstehen? Zu 534 f. vergl. Walthers Briefe a. a. O.; Bl. f. litt. Unterhaltung 1837 Nr. 142 S. 575 und Boas II 251: Archiv XII 464. 535, 3 ff.: nach Hoven 69 behandelte der Herzog die entlassenen Akademisten als Herr und nicht als Vater; vergl. Streicher 63. 535 f.: Wz. 21; Charl. I 90; Christ. 330; Wz. 25. Zweite Begegnung mit dem Herzog (536): Da Schillers Brief an Dalberg vom 15. Juli nur den Arrest erwähnt, setze ich diese Begegnung später als Vetter. Streicher 43 f.: Walthers Brief; Wz. 22: Charl. I 90; Boas N. II 415; Keller I 37 f. Völlig sicher ist der Inhalt der

beiden Unterredungen mit dem Herzog nicht abzutrennen. Die Drohung mit der Festung wird durch Schillers Ankündigung der Thalia und Ak(ademische) Bl(ätter) 65 bestätigt. 536, 27 f.: HB. I 120; Boas II 283. 537, 1 f.: Streicher 61. 537, 19 ff.: Wagner I 128 f. 537, 25: Streicher 69. 537 f.: Das Schreiben an den Herzog bei Boas N. II 445; B. S. I 39 f. Streicher 61; Keller I 37 f. 539, 1: Streicher 70 und 135. Mitwisser der Flucht: Streicher 69; Christ. XXVIII und 241; falsch dagegen Reinwald (Christ. 331 A.); Bz. 54. Abmahnung: Wider seiner besseren Freunde Rat, schreibt der Vater, sei er aus Stuttgart geflohen. 539 ff.: Streichers Erzählung bleibt von hier ab die leitende Quelle. Vergl. auch Anders, Schillers Flucht aus der Heimat, Progr. Berlin 1887. Ankunft des Großfürsten (539 f.): Schloßb. II 44 f.; Br. Goethes an die Stein II [2] 66. 553 f. Schloßb. II 46. Datum der Flucht (541): Richtig Petersen bei Boas II 293; Bely 222 f.; Schloßb. II 43 ff. (früher Herrig LVII 233 ff.); Christ. 343 f. 542, 1: Kühn 43. Wirklich hat sich Scharffenstein später an Lempp angeschlossen und noch aus den Jahren 1811 ff. besitzt die Stuttgarter Bibliothek einen philosophischen Briefwechsel zwischen Scharffenstein und Lempp. 542, 12: Aber nicht, wie Streicher sagt, Shakespeare: diesen ließ er vielmehr nebst anderen Büchern (Kühn 43) seinem Scharffenstein zurück (Bz. 412); seine Räuber dem Akteur Haller. 543, 14: Boas II 295. 543, 15 f.: Klaiber, Stuttgart vor 100 Jahren. 544, 1: Wie schon bei seiner ersten Anwesenheit in Mannheim, Charl. I 89; Wz. 24. 544, 18: Kühn 43. 544, 21: Archiv VIII 422.

Verbesserungen und Nachträge.

15, 9 lies (Ende Mai 1760). 17, 13 lies 360 fl. 21, 28 lies Ostermontag. Zu 64, 3 vergl. Wz. 321. Zu 64 f.: Über die Ludwigsburger Lateinschule handelt jetzt Weltrich AZ. 1889 Nr. 284 B.; 13. Okt. 1889. 210, 25 lies Haller anstatt Schiller. 279 Columnentitel: § 2 anstatt § 6. 338, 4 Schwärmerin. 405, 3 blaß. 406 Columnentitel: Schauspiels. 451, 27 lies das kraftlose dem kraftvollen Geschlecht.

Verzeichnis der Abkürzungen.

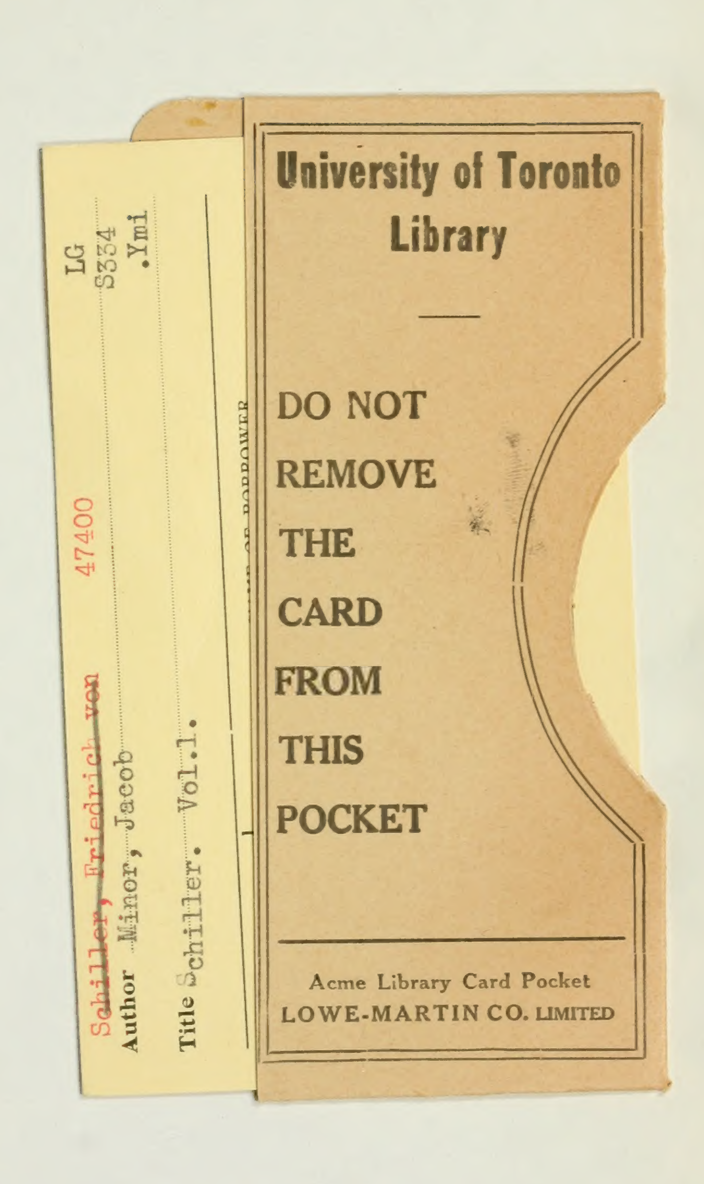
A. (Anmerkung). ADB. (Allgemeine Deutsche Bibliothek). ADBg. (Allgemeine Deutsche Biographie). Ak. Bl. (Akademische Blätter). ALZ. (Allgemeine Litteratur-Zeitung). Anz. (Anzeiger für deutsches Altertum). Archiv (für Litteraturgeschichte). AZ. (Allgemeine Zeitung, Beilage). Boas oder Boas J. (Boas, Schillers Jugendjahre). Boas N. (Nachlese von Boas). BS. (Berliner Sammlung der Briefe Schillers). Bz. (Schillers Beziehungen zu Eltern 2c.). Charl. (Charlotte von Schiller und ihre

Freunde). Christ. (Briefwechsel mit Christophine und Reinwald). Cottabr. (Briefwechsel mit Cotta). Erl. (Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten). GGA. (Göttinger Gelehrte Anzeigen). Herrig (Archiv für neuere Sprachen von Herrig). Hoven (Selbstbiographie). HN. (Hoffmeisters Nachlese). HV. (Schillers Leben von Hoffmeister und Viehoff [2] 1858). Kal. (Schillers Kalender). Keller I (Kellers Beiträge zur Schiller-Litteratur 1859). Keller II (Kellers Nachlese zur Schiller-Litteratur 1860). Kühn (A. Kühn, Schiller, Zerstreutes 2c. Weimar 1882). LV. (Litterarischer Verein). MA. (Musenalmanach). Marx (Briefe Schillers an Dalberg 1838). Meyer I (Meyers Beiträge 1858). Meyer II (Neue Beiträge 1860). Morg. (Morgenblatt). NL. (Nationallitteratur von Kürschner). QF. (Quellen und Forschungen). SS. (ohne Bandangabe: Ausgabe der Werke in Einem Band 1834; mit Bandangabe: Goedekes historisch-kritische Ausgabe). Schillerbilder (Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit). Schloßb. I (Archivalische Nachlese zur Schillerlitteratur 1877). Schloßb. II (Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie 1884). Schw. M. (Schwäbisches Magazin von Haug). Schw. MA. (Schwäbischer Musenalmanach von Stäudlin). Schw. Zust. (Schwäbischer Zustand 1762 oder 1782 von Haug). Urk. (Schwabs Urkunden über Schiller und seine Familie). Urlichs (Briefe an Schiller). VJ. (Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte). WH. (Hempelische Ausgabe: ohne Namen des Klassikers: die Ausgabe der Schillerischen Werke bei Hempel). WJ. (Weimarisches Jahrbuch). WR. (Wirtembergisches Repertorium). Wz. (Leben Schillers von K. von Wolzogen 1850). Wz. N. (Nachlaß der K. von Wolzogen [2] 1867). Zs. (Zeitschrift für deutsches Altertum). Zs. f. d. A. (Zeitschrift für deutsches Altertum). Zs. f. d. Phil. (Zeitschrift für deutsche Philologie). Zs. f. vergl. LG. (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte).

„Aus dem Schiller-Archiv" ist der Titel einer binnen wenig Wochen im Verlag von Hermann Böhlau in Weimar erscheinenden Schrift, welche ungedruckte Dokumente zu Schillers Leben enthalten wird.

Druck von G. Bernstein in Berlin.




LG
S334
.Ymi
Schiller, Friedrich von
47400
Author Minor, Jacob
Title Schiller. Vol.1.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED